



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

3 3433 06906848 8



Journal



Journal



PRA

~~607~~



JOURNAL

FÜR

PRAKTISCHE

C H E M I E

UNTER MITWIRKUNG

DER HERREN

**BREITHAUPT, v. KIRN, KÜTZING, LAMPADIUS, MARCHAND,
OSANN, RICHTER, SUCKOW, VOGEL.**

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO LINNÉ ERDMANN

ORD. PROF. D. TECHN. CHEMIE A. D. UNIVERSITÄT ZU LEIPZIG.

EILFTER BAND.

**NEBST EINER KUPFERTAFEL UND ZWEI
STEINDRUCKTAFELN.**

LEIPZIG 1837.

VERLAG VON JOHANN AMBROSIOUS BARTH.

JOURNAL

FÜR

PRAKTISCHE

H E M I E

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO LINNÉ ERDMANN

ID. PROF. D. TECHN. CHEMIE A. D. UNIVERSITÄT ZU LEIPZIG.

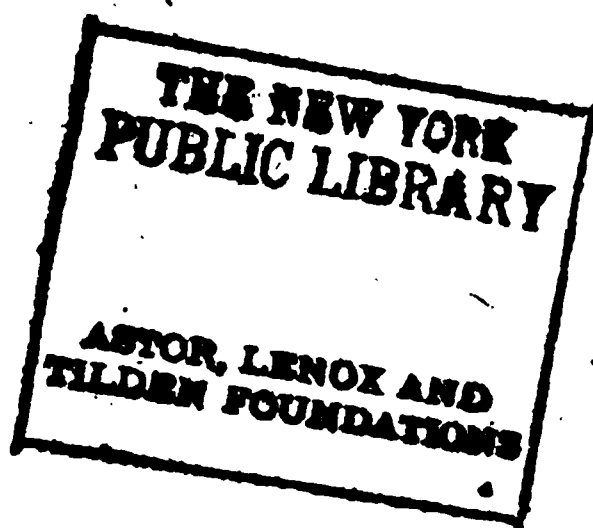
JAHRGANG 1837.

ZWEITER BAND.

**NEBST EINER KUPFERTAFEL UND ZWEI
STEINDRUCKTAFELN.**

LEIPZIG 1837.

VERLAG VON JOHANN AMBROSIOUS BARTH.



Inhalt des eilften Bandes des Journals für praktische Chemie.

Erstes Heft.

Organische Chemie.

I. Untersuchungen über den Stickstoffgehalt verschiedener Futterarten und deren Aequivalente, von BOUSSINGAULT. S. 1—16.

Bestimmung des Verhältnisses der nährenden Eigenschaften der verschiedenen Futterarten 1. Die nährnde Eigenschaft der Pflanzen rührt vornehmlich von ihrem Stickstoffgehalte her 2. Der Stickstoffgehalt kann daher als Grundlage zur Bestimmung der nährenden Eigenschaften angenommen werden 3. Eigenschaften und Analyse des Glutens 4. Resultate dieser Analyse 5. Untersuchung des Heues auf Stickstoffgehalt 5; des Klees 5 u. 6; der Luzerne 6; des an der Luft getrockneten Wickenkrautes 6; des Weizen-, Roggen-, Hafer- und Gerstenstrohes 7 u. 8; der Kartoffeln und Erdäpfel 8; des weissen Kopfkohles, der Mohrrüben 9; der Runkelrüben, der weissen Rüben, der kleinen weissen Bohnen 10; der Erbsen, Linsen und Wicken 11; der Oelkuchen, des Mais, Buchweizens 12; des Weizens, Roggens, der Gerste 13; des Hafers, Weizenmehles und Gerstenmehles 14. Tabellarische Zusammenstellung der erhaltenen Resultate 15. Tabelle des Stickstoffgehaltes verschiedener Pflanzensubstanzen, wobei das Weizenmehl als Basis = 100 gesetzt wird 16.

II. Ueber die gelbe Farbe der Blätter im Herbste S. 17—19.

Prinsep's Erklärung des Gelbwerdens der Blätter im Herbste widerlegt 17. Berzelius Versuche darüber, wobei ein gelber Farbstoff gewonnen wird 17 u. 18. Dieser Farbstoff ist ein Fett das mit verschiedenen Körpern behandelt wurde 18 u. 19.

III. Ueber den rothen Farbstoff der Beeren und Blätter im Herbste. S. 19—22.

Rother Farbstoff der Beeren, Gewinnung und Behandlung des-

selben mit verschiedenen Körpern 19 u. 20. Rother Farbstoff der Blätter im Herbste, Gewinnung und Behandlung desselben mit verschiedenen Körpern 21 u. 22.

IV. Ueber die Theorie des Essigbildungsprocesses, von J. LIEBIG. S. 22 — 29.

Verwandlung des Weingeistes in Essigsäure 22. Vergleichung ihrer beiderseitigen Formeln 22. Es treten 2 Atome Sauerstoff zu dem Alkohol hinzu, um 4 Atome Wasserstoff von demselben hinwegzunehmen, wodurch die Aldehyd genannte Verbindung entsteht 23. Der zum Aldehyd hinzugetretene Sauerstoff bildet mit jenem Essigsäure 23. Demnach ist erforderlich, dass in den fest verschlossenen Zimmern der Essigfabriken sauerstoffhaltige Luft zugelassen werde 24. Anführung einer Thatsache zur Bestätigung dieser Behauptung 25. Die entsauerstoffte Luft muss hinausgelassen werden 25. Ueber das Verhältniss der Oeffnungen in dem obern Boden der Essigbilder 26. Die Eintrittslöcher der atmosphärischen Luft dürfen nicht kleiner als die Austrittslöcher sein 27. Verschwinden des Alkohols bei einem schlechten Gange der Essigbildung und Ursache desselben 27. Der Alkohol geht erst in Aldehyd über und dann erst in Essigsäure, woraus sich viele Erscheinungen erklären lassen 28 u. 29.

V. Bereitungsmethode des Atropin, der Atropasäure und des Blauschillerstoffs, von W. RICHTER. S. 29 — 33.

Genaue Angabe der Methode das Atropium zu bereiten 29—31. Reinigung desselben 31. Eigenschaften des gereinigten 32. Bereitung der Atropasäure 33. Bereitung des Blauschillerstoffes 33.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) Betrachtungen über die Raumverhältnisse der gebräuchlichsten für Holzfeuerung eingerichteten Glas-Oefen und Häfen, von v. KIRN. S. 34 — 54.

Ursachen der Schwierigkeiten, welche der Bau von Glas-Oefen darbietet 34. Ueber die Glashäfen, und zwar deren Grösse 35; nach Austrocknung in der Trockenstube, dem Brennen in dem Anwärmeofen, und nachdem sie einige Tage in der Glasofenhitze gestanden haben 36. Grösse derselben je nach ihrer Bestimmung 37. Form der Glashäfen 37. Die im Laufe der Zeit mit ihrer Form vorgenommenen Veränderungen 38. Mehrfache Rücksichten, die bei der Wahl der Form für Glashäfen zu nehmen sind 39. Nutzbarer Gehalt der Glashäfen 40. Runde Häfen 41 u. 42. Ovale Häfen 42 u. 43. Von den Glas-Oefen, bei denen sich drei verschiedene Räume unterscheiden lassen, und zwar der Feuerraum, Schmelzraum und Kuppenraum 43. Zweierlei Arten von Glas-Oefen und Beschreibung derselben 44. Ueber den Feuerraum 44. Genauere Beschrei-

bung desselben 45 u. 46. Theile, aus in denen allen Glas-Oefen der Feuerraum besteht 46 u. 47. Die gebräuchlichsten Maasse der verschiedenen Theile des Feuerraumes 47 u. 48. Von dem Schmelzraume 49. Form desselben je nach der Form der verschiedenen Glas-Oefen 49. Maasse dieses Raumes je nach der Form und Grösse der in demselben aufgestellten Häfen 49 u. 50. Von dem Raume in der Kuppe 50. Form und Grösse desselben nebst Angabe der gewöhnlichen Maasse desselben 51—53. Die aus dieser Abhandlung hervorgehenden Resultate 53 u. 54.

2) Ueber die Emailmalerei, von ALFRED ESSEX. S. 55—64.

Einige Bemerkungen über Glasmalerei, und zwar über den Unterschied zwischen altem und neuem Rubinglase 55. Ueber die Erzeugung des Grün in der Emailmalerei 56. Ueber gefärbtes durchsichtiges Email 56. Ueber ein durchsichtiges Email 57. Ueber das zur Verfertigung der Platten angewendete Email. 57. Ueber die Emailfarben 57. Bereitung der Platten für die Emailmalerei 57 u. 58. Schwierigkeiten und Vorzüge der Emailmalerei 58 u. 59. Beurtheilung eines Emailreceptes für Grün 60 u. 61. Ueber den Emailofen 61 u. 62. Widerlegung eines der Emailmalerei gemachten Vorwurfes 63. Ueber die Grösse der Emailbilder 63 u. 64.

3) Literatur. S. 64.

Zweites Heft.

Metalle.

I. Ueber die Zersetzung der schwefelsauren Metallsalze durch Kohle, von GAY-LUSSAC. S. 65—71.

Zersetzung des schwefelsauren Zinkoxyds durch Kohle nebst dem dabei beobachteten Verfahren 65 u. 66. Verschiedene Produkte des Gemenges des schwefelsauren Zinkoxyds mit Kohle 66 u. 67. Ueber Erzeugung des Schwefelzinkes 67. Zersetzung des schwefelsauren Eisenoxyduls und des schwefelsauren Manganoxyduls durch Kohle 67. Zersetzung der schwefelsauren Magnesia, des schwefelsauren Nickeloxyds und des schwefelsauren Bleioxyds durch Kohle 68; des schwefelsauren Kupferoxyds 69 u. 70; des schwefelsauren Silberoxyds und des schwefelsauren Quecksilberoxydes 70 u. 71.

II. Ueber die Scheidung des Iridiums zum technischen Gebrauch im Grossen, aus den Rückständen von der Ausscheidung des Platins in Petersburg, von FRICK. S. 71—79.

Aus den Rückständen von der Ausscheidung des Platins wurde nach verschiedener Behandlung eine mit A bezeichnete Flüssigkeit



zwar trockner gepulverter Steinkohle 165. Bestimmung des Aschen-
gehaltes, des Kohlenstoffes und Wasserstoffes, und Stickstoffes 166.
Genauere Beschreibung der Methode zur Bestimmung des Stickstof-
fes 167 u. 168. Dabei vorkommender Verlust und Ursache dessel-
ben 169 u. 170. Ausmittlung der andern Bestandtheile der Stein-
kohlen, und zwar I. Art Splinkohle, erste Sorte von Wylam Banks
171; zweite Sorte von Glasgow 171 u. 172; II. Art Cannel-Kohle,
1ste Sorte von Lancashire 172 u. 173; 2te Sorte von Edinburgh 173
u. 174; III. Art Cherry-Kohle, 1ste Sorte von Jarrow bei Newcastle
174; 2te Sorte von Glasgow 174 u. 175; IV. Art Caking-Kohle,
1ste Sorte von Garesfield bei Newcastle 175 u. 176; 2te Sorte von
South Hetton 176. Tabelle der Durchschnittszahlen der verschiede-
nen Analysen einer jeden Sorte 177. Bemerkungen dazu 178.

II. Ueber die Anwendung des chromsauren Bleioxyds
bei der Analyse organischer Körper, von THOMAS
RICHARDSON. S. 178 u. 179.

Darstellung des chromsauren Bleies 178. Vortheil der Anwen-
dung desselben vornehmlich gegen das Kupferoxyd 179.

III. Auffindung kleiner Mengen von Chlormetallen in
grossen Mengen von Brommetallen. S. 180 u. 181.

Prüfung des Brommetalles auf Chlormetall 180. Prüfung des
Jodkaliums auf kleine Mengen von Chlorkalium 181.

IV. Reactionen des essigsäuren, salzsäuren und koh-
lensäuren Ammoniaks auf einige schwerlösliche
und unlösliche Salze. S. 181—183.

Reactionen des essigsäuren Ammoniaks vornehmlich auf Blei-
salze und Kalksalze 182; des salzsäuren Ammoniaks auf einige
Bleisalze und Kalksalze 183; des kohlensäuren Ammoniaks auf einige
Salze 183.

V. Ueber die Einwirkung des Schwefelwasserstoffes
auf die kohlensäuren Verbindungen der Alkalien
und Erden, und über die der Kohlensäure auf Sulf-
hydrate, sowie über das Verhalten der Hydrothion-
säure zu den Auflösungen mehrerer andern Salze.
S. 183 u. 184.

Resultate der von Buchner jun. in dieser Beziehung unter-
nommenen Arbeit 183 u. 184.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) Kartoffel-Stärke und Stärke-Zucker-Fabrication.
S. 185 u. 186.

Fünf Producte der Kartoffeln, bei ihrer Verarbeitung zu Stärke
nebst Anwendung derselben in den Gewerben 185 u. 186.

2) Neue Verbindungen von Bleioxyd mit Kohlensäure und Wasser. S. 186.

Darstellung und Analyse dieser Verbindung 186.

3) Selbstentzündung von Schwefelmetallen. S. 187.

Schwefelblei und Schwefeleisen entzündet sich bei einer Temperatur von 45 bis 500 187.

4) Mischungen zu gefärbtem Feuer. S. 187 u. 188.

Mischungen zu grünem Feuer 187; zu rothem Feuer 187 u. 188.

5) Carragaheenschlichte. S. 188 u. 189.

Ueber verschiedene Vorschläge zur Erhaltung einer Schlichte 188. Vorschlag, die Gallerte des Carragaheen als Zusatz zur Schlichte zu verwenden und Beschreibung dieser Pflanze 188. Vorthelle dieser Art Schlichte 189. Methode zur Zubereitung dieser Schlichte 189.

6) Leder mit Heidelbeerpflanze gegerbt. S. 190 u. 191.

Versuche mit diesen Pflanzen und Verfahren dabe 190 u. 191

7) Krystallisirtes Kali. S. 191 u. 192.

Erhaltung dieser Krystalle und Beschreibung derselben 191 u. 192. Untersuchung derselben 192.

Viertes Heft.

Gerichtliche Chemie.

I Auszug eines Berichtes an die Pariser Academie der Wissenschaften, über die Papiere, durch welche das Wegwaschen der Schrift von gebrauchten Stempelpapieren, um sie wieder zu verkaufen, sowie die Verfälschung von öffentlichen und Privatacten verhütet werden soll. S. 193—206.

Vorschläge der Commission in dieser Beziehung 193 u. 194. Zweckmässigkeit dieser Vorschläge 194. Untersuchung der von der Regierung vorgelegten Sicherheitspapiere, und zwar zuerst Geschichtliches darüber 195. Die Vorschläge der Commission wurden von der Administration modificirt und die darnach ausgeführten Versuche mislangen daher 196. Behandlung des Papieres mit Chlor und Säuren, um die Wirkungen der Pressungen zu beobachten, nebst Resultaten 197. Prüfung der Vignette 198. Ueber das Bleichen des alten Stempelpapieres, und zwar zuerst Bedingungen, um das Bleichen alter Stempelpapiere unmöglich zu machen 199. Der Walzendruck mit gewöhnlicher durch Gips verdickter Dinte wird empfohlen 199 u. 200. Mittel zur Verhütung des Bleichens alter Stempelpapiere 201. Von den Schriftfälschungen, die schwierigste Art der Fälschung und die, welche sich am leichtesten verhüten

lässt 202 u. 203. Die leichteste Art der Fälschung und die, welche sich am schwierigsten verhüten lässt 203. Verhüten der Fälschung durch Sicherheitspapiere 204. Auf welche Weise man eins erlangen kann 205. Zerstörbare Tinte ohne fettige Substanz zum Walzendruck 206. Fette zerstörbare Tinten zum Drucke der typographischen Vignetten mit zweierlei Schwärze 206.

II. Auszug aus einem Berichte an die Pariser Akademie über das Mozard'sche Sicherheitspapier. S. 207—214.

Vorzug einer unzerstörbaren Tinte vor dem Sicherheitspapiere zum Schutze gegen Fälschungen 207. Eigenschaften des Mozard'schen Sicherheitspapiers und Verhalten desselben gegen verschiedene Körper 208. Dass durch dieses Papier der Zweck Fälschungen zu verhüten nicht völlig erreicht werde 209. Untersuchung dieses Sicherheitspapiers in Absicht auf die Dauer desselben 210. Das Mozard'sche Papier ist brennbarer als gewöhnliches 210. Die durch gewöhnliche Mittel, wie Urin, Essig u. s. w. verursachten Flecken würden nicht von den zur Verfälschung durch Säuren verursachten zu unterscheiden sein 211. Eine selbst theilweise Fälschung ist auf dem Mozard'schen Sicherheitspapiere möglich 212. Eintheilung der Sicherheitspapiere in vier Klassen und genauere Bestimmung einer jeden 213. Resultate aus den vorhergehenden Betrachtungen gezogen 213 u. 214.

Organische Chemie.

I. Ueber die Natur und Eigenschaften der Verbindung des Eiweisses mit dem Quecksilberchlorid, von J. LASSAIGNE. S. 215—224.

Ansichten Orfila's und Chantourelle's darüber 215. Wirkung des Quecksilberchlorids auf Eiweiss 216. Wirkung der alkalischen Chlorüre auf die Verbindung 217 u. 218. Wirkungen der alkalischen Lösungen auf die Verbindung des Eiweisses mit Quecksilberchlorid 218 u. 219. Bestimmung der Menge des Quecksilberchlorids in der Eiweissverbindung 219. Wirkung des frisch bereiteten Quecksilberchlorürs auf Eiweiss 219. Untersuchung der Wirkung des Aethers auf Quecksilberchlorür 220. Wirkung des Aethers auf die Lösung des Chlorquecksilbers in Chlornatrium 220. Wirkung des Eiweisses auf die Lösung des Chlorquecksilber-Chlornatrium 220 u. 221. Wirkung des Faserstoffes auf das Quecksilberchlorid 221—223. Schlussfolgerungen 223 u. 224.

II. Ueber die Aether einiger Brenzsäuren und einer neuen durch die Wirkung des Chlors auf Schleimsäureäther entstehenden Aether, von J. MALAGUTI. S. 224—232.

Voranlassung zu dieser Abhandlung 224. Darstellung des Brenz-

weinäthers und Brenzcitronenäthers 225. Unterschiede beider Verbindungen 225 u. 226. Analysen beider Verbindungen 226. Brenzschleimäther, Darstellung und Eigenschaften desselben 227 u. 228. Analyse desselben 228 u. 229. Wirkung des Chlors auf den Brenzschleimäther 229. Chlor-Brenzschleimäther, Eigenschaften desselben 230. Analyse desselben 231. Die Chlorbrenzschleimsäure lässt sich nicht davon absondern 232.

III. Versuch über die Wirkung des Chlors auf die holländische Flüssigkeit und einige Aetherarten, von LAURENT. S. 232—242.

Wirkungen des Chlors auf die holländische Flüssigkeit 233. Behandlung der dadurch erhaltenen Flüssigkeit 233 u. 234. Analyse dieser letzteren Flüssigkeit 234. Untersuchung der bei den Wirkungen des Chlors auf die holländische Flüssigkeit erhaltenen Krystalle 235. Wirkung des Chlors auf das essigsaure Methylen 236 u. 237. Analyse des mit Chlor behandelten essigsauren Methylens 237. Analyse des bei der Behandlung des Chloryls mit Kali erhaltenen neuen zusammengesetzten Körpers 238. Ueber Liebig's Schluss, dass der gewöhnliche Aether ein Oxyd des Radicals $C_8 H_{10}$ sei 239. Einwirkung des Chlors auf den Alkohol 240. Tabelle von den Chlorverbindungen des Aetherens und des Methylens 240 u. 241. Einige Bemerkungen darüber werden noch beigelegt 241 u. 242.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) Ueber die entfärbende Kraft der thierischen Kohle auf einige Farbstoffe. S. 243 u. 244.

Wodurch die Kraft der Kohle erhöht und vermindert wird 243 u. 244.

2) Ueber die Zersetzung des kohlensauren Kalkes durch die Hitze, von GAY-LUSSAC. S. 244—247.

Dumas doppelte Erklärung, der Erscheinung, dass das Brennen des Kalksteins durch die Gegenwart von Wasser begünstigt werde 244. Einige Beobachtungen, aus denen sich die richtige Erklärung über diesen Einfluss des Wassers zu ergeben schien 245. Versuch zur Erklärung dieser Erscheinung 245 u. 246.

3) Marsh's neue Methode zur Auffindung kleiner Quantitäten von Arsenik. S. 247—250.

Worauf sich diese Methode gründet, so wie die Vorthelle derselben 247. Einfacher dazu erforderlicher Apparat 248. Dr. Buchner's jun. einfaches Verfahren bei Anwendung dieser neuen Methode 249 u. 250.

4) Ueber Einfach- und Dreifach-Chlorjod, von ROBERT KANE. S. 250—252.

Darstellung einer Verbindung von Chlor mit der grössten Menge

von Jod 256. Analyse dieser Verbindung 250 u. 251. Eigenschaften dieses Chlorids und seine Behandlung mit verschiedenen Körpern 251. Vergleichung dieses Chlorjods mit dem Einfach-Chlorjod 252.

5) Ueber Magnesiahydrat, von RRES. S. 252 u. 253.

Analyse des natürlichen Magnesiahydrates 252. Analyse des künstlichen 253. Darstellung des letzteren 253.

6) Notiz über einige von Cholerakranken ausgeleerte Flüssigkeiten, von A. VOGEL. S. 253 - 256.

Untersuchung der Stuhlausleerung eines Cholerakranken in stadio invasionis 254. Untersuchung einer Flüssigkeit aus dem Mastdarm einer Choleraleiche 255. Untersuchung der Luft aus verschiedenen Cholera-Krankenzimmern 255 u. 256.

7) Literatur 256.

Fünftes Heft.

Organische Chemie.

I. Ueber die Wirkung des Jods auf die organischen salzfähigen Basen, von PHILLETIER. S. 257 - 279.

Einleitende Bemerkungen 257 u. 258. Wirkung des Jods auf das Strychnin, und zwar Behandlung des letztern durch das Jod 258. Eigenschaften der durch die Wirkung des Jods auf das Strychnin erhaltenen glimmerartigen und gefärbten Masse 259. Behandlung dieser Masse mit salpetersaurem Silber 260. Analyse des Strychninjodürs 260 u. 261. Darstellung und Analyse des jodsauren Strychnins 261 - 263. Hydriodsaures Strychnin, und zwar Eigenschaften desselben 263. Analyse desselben 264 u. 265. Von der Wirkung des Jods auf das Brucin, und zwar Eigenschaften dieses Gemisches 265. Analyse desselben 266 u. 267. Jodsaures Brucin Darstellung des neutralen, basischen und sauren Salzes 267 u. 268. Hydriodsaures Brucin, Eigenschaften und Analyse desselben 268 u. 269. Ueber die Wirkung des Jods auf das Cinchonin, Darstellung Eigenschaften und Analyse dieser Verbindung 269 u. 270. Ueber die Wirkung des Jods auf das Chinin, Eigenschaften und Analyse dieser Verbindung 170 u. 171. Ueber die Wirkung des Jods auf das Morphin, und zwar Darstellung und Eigenschaft dieser Verbindung 271 u. 272. Ueber die Wirkung des Jods auf das Morphin in Gegenwart einer Säure 273. Analyse dieser Verbindung 274. Von dem Vorkommen einer besondern Erscheinung, wenn das Product der Reaction des Jods auf das Morphin mit Quecksilber behandelt wird 275. Beobachtungen Serullas über die Wirkungen der Jodsäure auf die Zusammensetzung des Morphin und ihrer Salze 276. Ueber die Wirkung des Jods auf das Codein 276 u. 277. Schlussfolge 277 - 279.

II. Analyse des Citronenäthers, von MALAGUTI. S. 279—286.

Anwendung eines anderen Mittels als gewöhnlich zur Bestimmung der Atomenzahl der organischen festen Säuren 279. Betrachtungen über den Cyanäther 280. Ueber die Formel der Citronensäure, wie sie von Liebig und Berzelius angegeben wurde 281. Thenard's und Pelouze's Darstellungen des Citronenäthers 282. Eigenschaften desselben 283. Behandlung desselben mit verschiedenen Körpern 284 u. 285. Resultate zweier Analysen 285 u. 286.

III. Ueber die Kamphersäure, von LAURENT. S. 287—294.

Formeln für den Kampherstoff, das Oxyd und die Säure, welche jedoch des Verfassers Principien widersprechen 287. Analyse des Kamphers 288. Resultate von des Verfassers Analysen mit krystallisirter und getrockneter Kamphersäure 289 u. 290. Bestimmung des Atomengewichts der Kamphersäure 290 u. 291. Fernere Versuche mit Kamphersäure 290 u. 291. Rose's Formeln für einige ätherische Oele, das krystallisirte Elemiharz und die Pinia- und Sylvinsäure 292. Tabelle zur Darstellung der Verbindungen der einfachen Reihe 293. Eine bei Untersuchung organischer Säuren zu beobachtende Regel 294.

IV. Ueber die Zusammensetzung der Kamphersäure und das Product ihrer Aetherbildung (Kampherweinsäure, Kampheräther, wasserfreie Kamphersäure), von J. MALAGUTI. S. 294—308.

Darstellung der reinen Kamphersäure 295. Analyse einer dabei erhaltenen syrupartigen Substanz 295 u. 296. Fernere Behandlung der syrupartigen Substanz und Erhaltung zweier Producte mittelst der Wärme 296. Analyse dieser beiden Producte 297. Analyse der gewöhnlichen Kamphersäure 298. Formeln für die verschiedenen Arten der Kamphersäure 298. Wasserhaltige Kamphersäure, Bestimmung ihrer Formel 299 u. 300. Darstellung und Analyse des neutralen kamphersauren Ammoniaks und des kamphersauren Kupferoxyds 300. Wasserfreie Kamphersäure, Darstellung und Eigenschaften derselben 301. Behandlung mit verschiedenen Körpern und Unterschied ihrer Salze von denen der wasserhaltigen Säure 302. Die Lösung der wasserfreien Kamphersäure wird nicht von essigsaurem Blei gefällt, während das Hydrat eine reichliche Fällung giebt 303. Analyse der wasserfreien Kamphersäure 304. Kampherweinsäure, Eigenschaften und Behandlung derselben mit verschiedenen Körpern 304. Darstellung und Analyse des kampherweinsauren Silberoxyds 305 u. 306. Kampheräther, Darstellung und Eigenschaften desselben 306. Verhalten desselben gegen verschiedene Körper und Analyse 307. Die aus diesen Versuchen entspringenden Folgerungen 308.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

- 1) Ueber brasilianisches Palladgold und dessen Ausbringen und Scheidung. S. 309 — 315.

Eigenschaften der Zacotinga 309; des palladbaltigen Goldes, Palladdoppelsalzes, des aus dem Doppelsalze dargestellten Palladmetalles 310. Fundort des palladbaltigen Goldes 311. Scheidung des Pallades aus dem Golde und Verfahren dabei 312 — 314. Benutzung des Pallads in London 315.

- 2) Ueber eine Verbindung der wasserfreien Schwefelsäure mit der wasserfreien schwefligen Säure. S. 316 u. 317.

Darstellung und Eigenschaften dieser Verbindung 316. Analyse derselben 317.

- 3) Analyse des Mineralwassers von ALLEVAND. S. 317.

Angabe der Mengen der festen Bestandtheile im wasserfreien Zustande 317.

- 4) Analyse des Thermalwassers von LA MOTTE. S. 318.

Angabe der Mengen fester Bestandtheile im wasserfreien Zustande 318.

- 5) Ueber Strontium- und Magnesiumeiscyanür. S. 318 u. 319.

Darstellung und Eigenschaften nebst Analyse des Strontiumeiscyanürs 318 u. 319. Darstellung des Magnesiumeiscyanürs 319.

- 6) Doppelverbindungen von Cyanquecksilber mit Schwefelcyan-Metallen. S. 319 u. 320.

Darstellung und Analyse des Cyanquecksilber-Schwefelcyanalliums 319 u. 320. Darstellung des Cyanquecksilber-Schwefelcyanmagnesiums, des Cyanquecksilber-Schwefelcyanbaryums, des Cyanquecksilber-Schwefelcyancalciums 320.

- 7) Literatur S. 320.

Sechstes Heft.*Metallurgie.*

- I. Aeusere und chemische Charakteristik der Grünsthaler Salzerhüttenproducte, von W. A. LAMPARDUS. S. 321 — 339.

Schwarzkupfer, Eigenschaften zweier Sorten 322. Analyse derselben 323. Producte des Kupferbrechens nebst Beschreibung dieser Operation 324 u. 325. Producte des Frischens nebst Beschreibung dieser Operation 325. Frischstücke und deren Analyse 325 u. 326.

Frischabstriche und deren Analyse 326 u. 327. Frischofenbrüche und Fluggestübe 327. Producte des Saigerns und der Bildung der Dörner- und Schlackenstücke und zwar Producte der Saigerung der ordinären Frischstücke 328 u. 329. Producte der Saigerung der Dörnerstücke und ihrer Bildung 329 u. 330. Producte der Saigerung der Schlackenstücke und ihrer Bildung 330 — 332. Producte des Darrens 332 — 334. Producte des grossen Gaarmachens 334 — 336. Producte der Hammergaare und des Ausschmiedens des hammergaaren Kupfers 336 u. 337. Producte des Zugutmachens verschiedener Saigerhüttenabfälle 337 — 339.

II. Ueber eine neue Art auf nassem Wege Metalle zu vergolden. S. 339 — 345.

Behandlung des dazu zu verwendenden Goldes 339. Behandlung der zu vergoldenden Gegenstände 340 u. 341. Prüfung dieses Verfahrens durch Professor Schubart h, und zwar Bereitung der Goldauflösung 341. Verfahren, Stahl zu vergolden 342. Verbesserung der gegebenen Vorschrift 343. Mittel, die gesunkene Kraft der Goldauflösung wieder aufzufrischen 344. Vorzüge dieser Vergoldungsart 345.

Bleichkunst.

I. Darstellung des Bleich- und Appretur-Verfahrens zu Bielefeld und Warendorf. S. 346 — 353.

Zu Bielefeld, und zwar das Bleichen 346. Was zur Vollbleiche gehört 347 u. 348. Das Appretiren 348 u. 349. Zu Warendorf, und zwar das Bleichen 349 — 351. Behandlung in der Bükebütte 351. Behandlung auf der Hobelmaschine und in der Chlorbütte 352. Das Appretiren 353.

II. Bemerkungen über das Bleichen der Baumwollenzeuge, von SCHEURER. S. 353 — 363.

Anwendung des Kalkes zur Entfernung aller beim Weben in den Zeug gekommenen fettigen Theile 353. Nach dem Kalke müssen sie mit kohlensauren Alkalien behandelt werden 354. Wirksamkeit der kohlensauren Alkalien durch Versuche dargelegt 354, Resultate 355. Ein anderer Versuch 355. Resultate nach dem Färben mit Krapp 356. Besonders ist kohlensaures Natron sowohl bei neuen als alten Flecken sehr wirksam 347. Versuch zur Erforschung der Wirkung des kohlensauren Natrons auf die fixirten Fette 358. Noch ein besonders entscheidender Versuch 358 u. 359. Das aus diesem Versuche Hervorgehende 359. Vortheilhafte Wirkung des Chlorkalkes bei Anwendung des kohlensauren Natrons 360. Die verschiedenen Operationen des von Dana angegebenen Bleichverfahrens 361. Untersuchung der rückständigen Flüssigkeiten der Laugoperationen 362.

Gründe, warum bei einem solchen Verfahren nur selten Spuren von Fett in der zweiten Lauge sich vorfinden 363.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

- 1) Auszug aus dem Programme der holländischen Societät der Wissenschaften zu Harlem, für das Jahr 1837. S. 364 — 369.

Wiederholung der 7 folgenden Fragen, und zwar: eine Naturgeschichte des Schwefels 364. Die verschiedenen Arten künstlichen Zuckers, und die verschiedenen Substanzen, aus denen er erzeugt wird, anzugeben 365. Die Naturgeschichte und Anatomie der das Holzwerk an den Deichen durchbohrenden Thiere 365. Ueber die in den Wassern der Quellen im Königreiche der Niederlande sich befindenden Gasarten 365. Eine Beschreibung der Entwicklung einer oder mehrerer Krabbenarten zu geben 366. Ueber die höhere Entwicklung der Algen und anderer Pflanzen, bei ihrer Versezung 366. Ueber die Substanzen von gleicher chemischer Zusammensetzung, aber verschiedenen physischen Eigenschaften 366. Folgende 8 neue Fragen wurden zur Beantwortung aufgestellt, und zwar über den Einfluss der Electricität, des Magnetismus, der Wärme und des Lichtes auf die Krystallisation des Quarzes und anderer Mineralen 367. Welche Thiere durch geschlechtliche Vereinigung sich erzeugen und welche nicht 367. Ueber die von Dutrochet entdeckten physischen Kräfte 367. Ueber das phosphorische Licht einiger lebenden Pflanzen 368. Ueber die fossilen Thier- und Pflanzenreste in Holland 368. Ueber die Ursachen der heftigen Orkane 368.

- 2) Ueber Antimon-Wasserstoffgas, nebst Bemerkungen über Marsh's neue Methode, das Arsenik zu entdecken, von THOMSON. S. 369 — 371.

Darstellung des Antimonwasserstoffgases und seine Eigenschaften 369. Ueber seine Aehnlichkeit mit Arsenikwasserstoff 370.

- 3) Arsenikprobe. S. 371 — 375.

Veränderung in der Wasserstoffgasflamme, wenn das Gas Arsenik enthält 371. Wirkung einer wässerigen Auflösung arseniger Säure auf reines Zink und andere Körper 372. Höchst nachtheilige Täuschungen bei Aufsuchung des Arseniks 373. Wodurch die Marsh'sche Methode vollkommen zuverlässig wird 373 u. 374. Versuche Liebig's, um das Arsenik aus dem Schwefelarsen zu reduciren 374 u. 375.

- 4) Ueber die Aufbewahrung frischer Gemüse, von BAACONNOT. S. 375 — 378.

Versuche des Verfassers mit schwelliger Säure 376. Verschie-

dene Versuche, um zu sehen, ob frisch gesammelte Gemüse viel schneller weich kochen, als nachdem sie einige Tage der Luft ausgesetzt waren 376. Versuche mit Sauerampfer, römischem Salat und Spargel 377 u. 378.

5) Ueber gemischten Vitriol. S. 378 u. 379.

Analyse mehrerer solcher Vitriole 378. Unterschied zwischen ihnen in der technischen Anwendung 379.

6) Ueber die Wirkung der Schwefelsäure auf die ätherischen Oele. S. 379 u. 380.

Es werden verschiedene Producte mit merkwürdigen Eigenschaften gewonnen 379 u. 380.

7) Untheilbarer Opalin-Allophan. S. 380 u. 381.

Charakter dieses Minerals, so wie Behandlung mit verschiedenen Körpern 380. Quantitative Analyse desselben 381.

8) Ueber das Coniin, von CHRISTISON. S. 381—383.

Darstellung des Coniins 381. Eigenschaften und Analyse desselben 382. Giftige Wirkungen desselben 382 u. 383.

9) Essbare Erde. S. 383 u. 384.

Beschreibung der essbaren Thonart 383. Analyse 384. Wirkung derselben auf die, welche sie essen 384.

Siebentes Heft.

Organische Chemie.

I. Organische Untersuchungen über die Hefe und Essigmutter, nebst mehreren andern dazu gehörigen vegetabilischen Gebilden, von KÜRZING. S. 385 — 409.

Vorerinnerungen 385 — 387. Beschreibung der Hefe, wie sie unter dem Mikroskope erscheint 387. Eigenthümliches Verhalten der Hefenkügelchen 388. Mikroskopische Beobachtung einer anderen hefenartigen Masse 389. Mikroskopische Beobachtung der Essigmutter 390 u. 391. Ueber die Entstehung und Bildung niederer Vegetabilien 392. Ueber den verschiedenen Begriff des Wortes organisch in verschiedenen Wissenschaften 392 u. 393. Erörterung der Frage, wo das Organische anfängt und wo es aufhört 393 u. 394. Kennzeichen des Organischen 394 u. 395. Letztes Stadium des Organischen 396. In organischen Körpern ist die organisirende Lebenskraft vorherrschend 396. Folgerungen aus dem Vorhergehenden 397. Betrachtung über den Gährungsprocess 398 u. 399. Ueber Pflanzengebilde im Quittenschleim und in destillirten Wässern 399. Pflanzengebilde in der aqua calami und aqua valerianae 400; in der aqua

rubi idaei, aqua lauro-cerasi und aqua salviae 401; in fetten Oelen, in einer Auflösung von brenzlihem, bernsteinsaurem Ammoniak und in spiritüsen Flüssigkeiten 402; in Phosphorsäure und in flüssiger Phosphorsäure, die aus Knochen bereitet war 403; in einer verdünnten Auflösung von Brechweinstein und Pflanzengebilde, welche in wässriger Polychromlösung entstanden 404 u. 405; in wässriger Polychromlösung, die mit Chlorgold und Zinnchlorür versetzt war 405; in wässriger Polychromlösung, die mit Zinnchlorid mit Brechweinstein und mit Schwefelammonium versetzt war 406; in wässriger Polychromlösung, die mit schwefelsaurem Kupfer versetzt war 407. Erklärung der Gährung 408. Ueber die in den Flüssigkeiten sich bildenden Vegetabilien 409.

II. Ueber feste Verbindungen des Zuckers mit den Alkalien und Metalloxyden, von HUNTON. S. 409 — 414.

Ueber den Zuckerkalk und seine Formel 410. Ueber die Verbindung einer Auflösung von Zuckerkalk mit Kupferoxydhydrat 410. Formel für dieselbe und ihr Verhalten gegen die Wärme 411. Verschiedene Resultate unter verschiedenen Umständen 411 u. 412. Versuche, um die Wirkung des Zuckers auf das Kupferoxyd genauer kennen zu lernen 412. Wirkung des Zuckers auf Eisenoxyd und gefälltes Bleioxyd 413. Baryt und Strontiansacharate 413. Kalk und Natronsacharate 414.

III. Ueber das Zimmtöl. S. 414 — 418.

Analyse des ceylonischen Zimmtöls 414. Analysen des Zimmtöls der holländisch-ostindischen Compagnie, des javanischen und chinesischen Zimmtöls, so wie des Oels von Cassia-Blüthe und von Cortex Cassiae 415. Dumas's und Peligot's Ansichten über das Zimmtöl, so wie Versuche über die Sättigungscapacität dieses Oeles 416. Ueber die Zimmtsäure 417. Wirkung des Kali's auf die angeführten Oele 417 u. 418.

IV. Ueber das aus dem bituminösen Schiefer erhaltene Oel, das Eupion, die Ampelinsäure und das Ampelin, von LAURENT. S. 418 — 423.

Durch Destillation des Schieferöls wurden Oele von verschiedenem Siedepunkte erhalten 418. Untersuchung des Oeles, dessen Siedepunkt von 80° bis 85° ist 418 u. 419. Verhalten gegen andere Körper nebst Analyse 419. Untersuchung des Oeles, dessen Siedepunkt von 115 bis 125°, so wie desjenigen, dessen Siedepunkt von 120 bis 121° ist 419 u. 420. Untersuchung des Oeles von 169° auf Eupion 420. Die Ampelinsäure, ihre Darstellung und Eigenschaften 421. Ampelin, seine Darstellung und Eigenschaften 421—423.

V. Wirkung des Chlors auf das hydrochlorsaure Aetheren und das hydrochlorsaure Methylen, von LAURENT. S. 423 — 426.

Darlegung des Verfassers, wie er darauf kam, voranzusehen

dass sich bei der Einwirkung des Sonnenlichtes auf ein Gemenge von Hydrochloräther und Chlor Kohlenstoffchlorid entwickeln werde 423 u. 424. Darstellung des Kohlenstoffchlorids 425. Wirkung des Chlors auf gasförmiges hydrochlorsaures Methylen 425 u. 426.

Zur landwirthschaftlichen Chemie.

I. Fortgesetzte Mittheilung chemisch-agronomischer Erfahrungen, von LAMPADIUS. S. 427—437.

Fortsetzung der Wahrnehmungen über die Vegetation der früher mit torfhumussauren Basen gedüngten Ackerbeete 427 u. 428. Ferneres Verhalten des mit torfhumussauren Basen gedüngten Weinstockes 428. Fernere Beobachtung eines im Jahre 1836 allein mit Torfhumussalzen gedüngten Gartens 428 u. 429. Neuere Versuche über die Anwendung des Torfcomposts auf die Obstbaumzucht 429 u. 430. Neuere Versuche über die Beförderung des Kartoffelwachthums durch salzsauren Kalk 430 u. f. Bestellung der Beete 431. Erfolg vorstehender Andüngungsversuche 432 u. 433. Die aus vorstehenden Ertragserfolgen gezogenen Schlüsse 433 u. 434. Zugabe; die Witterung des Zeitraumes vom November 1836 bis mit October 1837 in ökonomischer Hinsicht betreffend, und zwar 1836, 434 u. 435; im Jahre 1837 435—437.

II. Ueber die Benutzung und chemische Zusammensetzung des Birkensaftes.

A) Zuckergehalt des Birkensaftes, von GEISELER. S. 437—440.

Eigenschaften des Birkenwassers 437. Untersuchung desselben auf Zucker 439. Benutzung der Birken zur Zuckergewinnung 439 u. 440.

B) Chemische Untersuchung des Birkensaftes, von BRANDES. S. 440—445.

Vauquelin's und John's Untersuchungen des Birkensaftes 440. Menge des Saftes, den Birken von verschiedenem Umfange geben 441. Eigenschaften 441. Behandlung desselben 442 u. 444. Resultate 444 u. 445.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) Selbstentzündung von eingetrocknetem Leinöl. S. 446 u. 447.

Fand nicht nur bei mit Oel zusammengeriebener Mennige, sondern auch bei geöltem Papiere statt 446 u. 447.

- 2) **Bereitung des doppeltkohlensauren Kali's.** S. 447.
 Dieselbe wird durch eingemengte Kohle ausserordentlich befördert 447.
- 3) **Ueber Marcet's Xanthic-Oxyd.** S. 447 u. 448.
 Unterscheidung desselben von Harnsäure 447. Analyse desselben 448.
- 4) **Proportionirte Verbindung von Silberoxyd und Bleioxyd.** S. 448.
 Wird aus einem mit der Auflösung eines Bleisalzes vermischten Silbersalze mittelst kaustischem Kali erhalten 448.

Achtes Heft.

Physiologie und organische Chemie.

- I. **Ueber das Vorkommen des Harnstoffes im thierischen Körper ausserhalb des Harna,** von MARCHAND S. 449 — 466.

Aufsuchung des Harnstoffes in gesundem Blute, worin keine Spur bei früheren Untersuchungen gefunden wurde 450. Aufsuchung desselben unter den von Prévost und Dumas angegebenen Bedingungen, wobei jedoch auch kein Harnstoff gefunden wird 450 u. 451. Aufsuchung des Bestandtheils im Blute, der weniger als $\frac{1}{400}$ vom Harnstoffe der Aufmerksamkeit entzieht 451. Das Eiweiss ergibt sich dabei als dieser hemmende Bestandtheil 452. Gründe, aus denen sich die Präexistenz des Harnstoffes im Blute annehmen lassen 452 u. 453. Noch ein Versuch, um den Harnstoff im Blute nachzuweisen, der gleichfalls misslingt 453. Ueber die Behauptung, dass die Ausscheidung des Harnstoffes gleichmässig vor sich gehe und von dem Einflusse der Verdauung unabhängig sei, nebst Versuchen 454. Aufsuchen des Harnstoffes in krankhaft verändertem Blute, und zwar bei unterdrückter Ausscheidung 455. Ein von dem Verfasser in dieser Hinsicht angestellter Versuch 456. Bei diesem Versuche wurde Harnstoff gefunden 451. An dem Blute eines Cholerakranken angestellter Versuch, wobei sich gleichfalls Harnstoff ergab 458. Erscheinen des Harnstoffes in andern pathologischen Flüssigkeiten des menschlichen Körpers, und zwar in hydropischen 459; in Darmausleerungen von Cholerakranken 460. Herrmann fand in den ausgeschiedenen Flüssigkeiten von Cholerakranken keinen Harnstoff, nebst den daraus gezogenen Folgerungen 460 u. 461. Erscheinen des Harnzuckers im Blute, bei Diabetes mellitus, und zwar zuerst über den Zuckergehalt im Blute 461 u. 462. Ueber die Verwandtschaft der beiden Arten des Diabetes 463. Allgemeine Bemerkungen über die Excretion in den drüsigen Organen 463 u. f. Deren

Bestandtheile alle im Blute wahrgenommen werden 464. Gründe dafür, dass die Bestandtheile sowohl des Harnes als der Galle bereits vorhanden sind 465 u. 466.

I. Ueber die Wirkung der Hitze auf die Citronensäure von ROBIQUET. S. 466 — 481.

Allgemeine Bemerkung über die chemische Untersuchung der vegetabilischen Säuren 466; besonders der Citronensäure 466 u. 467. Ueber die Producte der Destillation der Citronensäure 467. Misslungene Versuche, eins derselben, Boullay's geistige Flüssigkeit zu erhalten 468. Von Neuem angestellte Versuche durch Destillation der Citronensäure 468 u. 469. Die im ersten Zeitraume der Destillation erhaltenen Producte 469. Weitere Fortsetzung dieser Destillation bei steigender Hitze nebst den dabei erhaltenen Producten 469 u. 470. Untersuchung der flüssigen Producte dieser Destillation auf Boullay's geistige Flüssigkeit 471; wobei fünf verschiedene Producte gewonnen werden 471. Beschreibung dieser Producte 471 u. 472. Vergebliche Untersuchung der öligen Flüssigkeit auf Boullay's geistige Flüssigkeit 472. Untersuchung der wässerigen Flüssigkeit auf dieselbe geistige Flüssigkeit, wobei eine ätherische, kennbare Flüssigkeit erhalten wurde 473. Analyse der letztern 473 u. 474. Eigenschaften der bei der Destillation der Citronensäure erhaltenen Substanz von öligem Aussehen 474. Fernere Behandlung dieser Substanz durch Destillation unter veränderten Umständen 475; wobei zwei verschiedene Producte erhalten wurden, nebst Behandlung der letztern 476. Dieselben Resultate ergeben sich aus anderen Versuchen und es werden beide Producte als derselbe Körper, aber in verschiedenen Zuständen befunden 477. Elementaranalyse dieses Körpers 478. Allgemeine Bemerkungen über die Wirkung der Hitze auf die organischen Säuren 479. Ueber das von Pelouze aufgestellte Gesetz über die Brenzsäuren 480. Dieses Gesetz scheint nur für niedrige Temperaturen zu gelten 480 u. 481.

II. Zur Geschichte der Gallussäure, von ROBIQUET. S. 481 — 499.

Ueber Pelouze's Annahme, dass die Gallussäure nur ein Product des Gerbstoffes sei 481. Die Gallussäure sondert sich in sehr grosser Menge aus den Gallusäpfeln ab, unabhängig von jeder Berührung mit der Luft oder dem Sauerstoffe 482. Versuche zur Bestätigung dieser Behauptung 483 u. 484. Aus diesen Versuchen geht das schlagende Missverhältniss hervor, welches zwischen der zur Umwandlung des reinen Gerbstoffes in Gallussäure nöthigen Zeit, und der, welche selbst ganze Galläpfel erfordern, besteht, und daraus zu machende Folgerungen 485. Fernere Erklärung dieses Missverhältnisses nebst Versuchen 485. Zwei von Chevreul und dem Verfasser einander entgegenstehende Behauptungen über denselben Gegenstand werden erläutert 486. Die Präexistenz der sich in den wässrigen Einweichungen absondernden Gallussäure wird aus den

vorhergehenden Thatsachen vermuthet 486. Versuche, um zu wissen, bis zu welchem Puncte die Entziehung der ersten Waschen der Galläpfel auf das Gesamtproduct der bei der Fäulnis erhaltenen Gallussäure Einfluss habe 487 u. 488. Untersuchung Begründung der Hypothese, dass der Gerbstoff ein zusammengesetzter Körper sei 488 u. 489. Ueber die Wirkung der Wärme auf Gallussäure, und Betrachtungen über die Brenzsäuren 489 u. f. Von der Veränderung, welche die Gallussäure durch die Wärme erleidet 489. Des Verfassers Resultate stimmen jedoch in dieser Beziehung nicht ganz mit denen Pelouze's überein 490. Uebereinstimmung und Verschiedenheit zwischen der Wirkung der Wärme auf die Meconsäure und auf die Gallussäure nebst einigen Details darüber 491 u. 492. Einige Ansichten des Verfassers über Brenzsäuren 492 u. f. Durch trockne Destillation der Gallussäure werden noch andere Producte als Kohlensäure und Brenzgallussäure erhalten 493 u. 494. Wirkung der Wärme auf die organischen Körper und deren gehörige Beachtung 494. Des Verfassers Versuche der Meconsäure hinsichtlich der Wirkung der Wärme auf dieselbe 495. Das von Pelouze aus ähnlichen Beobachtungen abgeleitete Gesetz nebst Betrachtungen des Verfassers darüber 495. Duma's Ansichten darüber 496. Des Verfassers abweichende Vorstellung davon 496 u. 497. Was von der Indifferenz der Brenzmeconsäure gesagt wurde, lässt sich noch leichter für die Brenzgallussäure annehmen, nebst Versuchen 498. Diese Säuren lassen sich bis zu einem gewissen Punct als kohlensaure Salze betrachten 498. Folgerungen, die sich aus diesen Betrachtungen machen lassen 499.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) Zuckerbereitung aus Kürbis. S. 500 — 502.

Die Kürbisse liefern einen sehr guten Zucker in grösserer Menge als die Runkelrüben, nach in Ungarn angestellten Versuchen — 502.

2) Milchsäure, die Säure des Sauerkrautes. S. 502.

Nach Liebig enthält das Sauerkraut freie Milchsäure und kohlensaure Essigsäure. Bereitung derselben aus Sauerkraut 502.

3) Manganoxydul-Alaun. S. 502.

Findet sich in Afrika natürlich, nach Apjohn 502.

Organische Chemie.

I.

Untersuchungen über den Stickstoffgehalt verschiedener Futterarten und deren Aequivalente,

von

BOUSSINGAULT *).

(Ann. d. Chim. Novbr. 1886.)

Bei Bestimmung des Stickstoffgehaltes der verschiedenen Futterarten hatte ich vorzüglich die Absicht, eine Grundlage aufzusuchen, die als Anhaltspunct bei Vergleichung ihrer nährenden Eigenschaften dienen könnte.

Die ausgezeichnetsten Agronomen Deutschlands und Englands haben schon seit längerer Zeit versucht, diese für die Landwirthschaft so wichtige Frage zu lösen. In dieser Absicht haben Thär und mehrere andere Beobachter, zufolge ihrer Versuche, Zahlen festgestellt, welche die Verhältnisse dem Gewichte nach angeben, in denen die verschiedenen Futterarten einander substituirt werden können. Diese Zahlen sind wahre Aequivalente, sie geben z. B. an, dass diese oder jene Menge Heu oder Wurzeln durch eine gewisse Menge Blätter oder Körner ersetzt werden könne um auf gleiche Weise einen Mastschwein oder ein Ackerpferd zu nähren.

Indessen begegnet man bei Vergleichung der verschiedenen Angaben über dieselbe nährende Substanz sehr beträchtlichen Abweichungen. Diess kann auch nicht anders sein, denn es ist unmöglich, dass die Beobachtungen, deren Resultate die aufge-

*) Eine kurze Notiz über diese wichtige Arbeit wurde bereits in diesem Journ. Bd. X. S. 119 gegeben.
Journ. f. prakt. Chemie. XI. 1.

gestellten Zahlen sind, unter ganz gleichen Umständen angestellt worden sein sollten, und dann ist es sehr schwer, genau den günstigen oder nachtheiligen Einfluss zu schätzen, den eine Veränderung in der Art der Fütterung auf die Thiere hervorbringt; es handelt sich darum anzugeben, ob ein Ochse an Fleisch zugenommen, ob ein Pferd an Kraft gewonnen oder verloren hat. Ungeachtet dieser Unvollkommenheiten sind diese Aequivalente aber dennoch sehr nützlich und sie leiten noch immer die Oekonomen, welche nicht die Neigung oder auch nicht die Mittel haben, sich durch eigene Versuche zu überzeugen. Alle vegetabilischen Substanzen, welche zur Nahrung von Thieren dienen, enthalten eine gewisse Menge stickstoffhaltiger Bestandtheile. Man weiss aus den schönen Versuchen von Magendie, dass stickstofffreie Nahrungsmittel nicht geeignet sein würden, das Leben zu unterhalten. Die Versuche dieses berühmten Physiologen beweisen, dass Thiere, die blos mit stickstofffreien Nahrungsmitteln gefüttert werden, abmagern und endlich sterben. Das Mehl der Cerealien enthält einen Bestandtheil, welcher seiner Natur nach den stickstoffhaltigen thierischen Substanzen gleicht. Dieses Princip, das zuerst von Beccaria in den Getreidearten aufgefunden wurde, wird mit dem Namen *Gluten* oder *Kleber* bezeichnet. Später fand Rouelle in den meisten Pflanzensäften eine in der Hitze gerinnbare Substanz, die in dieser Beziehung eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Eiweissstoffe der Eier zeigt. Diese Substanz nannte Einhoff *thierisch-vegetabilische Materie* und er versuchte ihre Menge bei der Analyse verschiedener Nahrungspflanzen zu bestimmen. Einhoff glaubte und theilte diese Meinung mit allen seinen Zeitgenossen, dass der Zucker, das Gummi, das Stärkmehl und das thierisch-vegetabilische Princip vereinigt den nährenden Gehalt einer Pflanze ausmachten. Von dieser Idee ausgehend suchte er die nährende Kraft verschiedener Vegetabilien aus den verschiedenen Mengen dieser Materien zusammenzunehmen zu bestimmen. Zur Zeit da Einhoff diese Analysen anstellte, war die von Magendie entdeckte wichtige Thatsache noch unbekant. Heut zu Tage aber darf man als ausgemacht betrachten, dass eine Pflanze, die neben ihrer Holzfaser nur Zucker, Stärkmehl oder Gummi enthielte, nicht als Nahrungsmittel betrachtet werden könnte. Man muss vielmehr

angeben, dass die nährnde Kraft vorzüglich in dem Gluten und dem Pflanzeneiweiss ihren Sitz hat, und alles veranlasst uns zu glauben, dass eine vegetabilische Substanz um so nahrhafter ist, je mehr sie von diesen animalisirten Bestandtheilen enthält. So steht die Qualität des Mehles der Getreidearten im Verhältnisse zur Quantität des Glutens, welchen sie enthalten, und die Hülsenfrüchte sind deshalb nährnder als die Körner der Cerealien, weil sie reicher an stickstoffhaltigen Bestandtheilen sind als diese. Es geht hieraus hervor, dass die nährnde Kraft einer Pflanzensubstanz proportional sein muss ihrem Stickstoffgehalte. Allerdings können nicht alle stickstoffhaltigen Pflanzensubstanzen als Nahrungsmittel dienen, die Chemie hat uns vielmehr auch solche kennen gelehrt, welche heftige Gifte oder energische Arzneimittel sind, allein diese finden sich nicht in bestimmbarer Menge in den Nahrungspflanzen, und man kann annehmen, dass keine von den als Nahrungsmittel bekannten Pflanzen irgend ein schädliches Princip enthalte.

Wir nehmen also zunächst an, dass die nährenden Eigenschaften der Futterpflanzen ihren stickstoffhaltigen Bestandtheilen angehören und dass demnach die nährnde Kraft proportional ist ihrem Stickstoffgehalte. Wir werden im weiteren Verlaufe dieser Arbeit sehen, dass die Aequivalentzahlen, welche aus dem Stickstoffgehalte der Futterarten abgeleitet sind, sich sehr häufig denen nähern, welche aus dem Mittel praktischer Versuche hergenommen sind, und ich hege die Hoffnung, dass die Zusammenstellung der Aequivalente, welche sich auf das von mir aufgestellte theoretische Princip gründen, mit Vortheil an die Stelle der durch die Beobachtungen erhaltenen treten wird und dass die Zahlen, welche ich für solche Nahrungsmittel aufgestellt habe, die noch nicht der Gegenstand vergleichender Versuche gewesen sind, durch die Erfahrung nicht umgestossen werden dürfen.

Ich habe mich bei meinen Versuchen darauf beschränkt, den Stickstoffgehalt zu bestimmen und absichtlich die andern Bestandtheile vernachlässigt. Eine vollständige Analyse würde meine Arbeit beträchtlich verlängert haben ohne ihr Interesse bedeutend zu vermehren. Die Holzfaser, das Gummi, das Stärknecht, der Zucker, welche fast in allen Pflanzen vorkommen, haben be-

4 Untersuch. üb. d. Stickstoffgeh. versch. Futterarten

nahe eine gleiche Zusammensetzung, ich würde also immer nahe gleiche Mengen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff erhalten haben. Dagegen habe ich mit Genauigkeit den Wassergehalt der Vegetabilien bestimmt und die Untersuchung auf den Stickstoffgehalt wurde immer erst vorgenommen, nachdem die Substanzen lange Zeit bei der Siedhitze des Wassers getrocknet worden waren. So konnte ich dann die verhältnissmässige Menge des Stickstoffs in den Futterarten sowohl im getrockneten als im ungetrockneten Zustande bestimmen.

Ich habe die Untersuchung damit begonnen, dass ich den Gluten des Getreides analysirte. Dieses Princip existirt in sehr vielen vegetabilischen Substanzen und was man Eiweissstoff, Käsestoff der Vegetabilien nennt, sind gewiss nur leichte Modificationen desselben Stoffes. Die Elementarzusammensetzung des Gluten war überdiess unbekannt und man wusste nur, dass er Stickstoff enthalte.

Der nach dem Verfahren von Beccaria dargestellte Gluten ist ein Gemenge verschiedener Substanzen. Nach Berzelius enthält er Stärkmehl, welches vom Auswaschen zurückgeblieben ist, Eiweissstoff, Gluten, und ein anderes in geringer Menge darin enthaltenes Princip, das man Pflanzenleim genannt hat. Um das Product rein zu erhalten, wurde Beccaria's Gluten mit siedendem Alkohol behandelt, die Flüssigkeit abgegossen und erkalten gelassen. Beim Erkalten wird die Flüssigkeit milchig, es setzt sich Gummi und etwas Leim ab. Man setzt kalten Alkohol hinzu, um gewiss zu sein, dass alles Gummi gefällt wird, filtrirt und dampft ab.

Der bei 100° getrocknete Gluten ist sehr spröde, durchsichtig, blassgelblich. Er brennt, indem er einen Anfang von Schmelzung erleidet, unter Verbreitung des Geruches brennender thierischer Materien.

Zur Bestimmung des Stickstoffes bediente ich mich in allen meinen Versuchen der Methode von Dumas.

1) 0,300 Gluten gaben : Kohlensäure 0,586, Wasser 0,205

2) 0,300 gaben: Kohlensäure 0,581, Wasser 0,205

1) 0,300 gaben: Stickstoff 36,1 Cubiccentimeter bei 8° und 741 Millimeter Barometerstand th. 12°5

2) 0,300 gaben: Stickstoff 36,3 bei 5° und 730 MML th. 12°4

und deren Aequivalente.

	f.	g.
Kohlenstoff	0,540	0,535
Wasserstoff	0,075	0,076
Sauerstoff	0,239	0,245
Stickstoff	0,146	0,144
	1000	1000.

Diese Zusammensetzung nähert sich der des thierischen Eiweisses; die nach Gay-Lussac und Thenard ist:

Kohlenstoff	0,529
Wasserstoff	0,075
Sauerstoff	0,240
Stickstoff	0,157
	1000.

H e u.

Ich gehe nun zur Bestimmung des Stickstoffgehaltes der einzelnen Futterarten über und da das Heu gewöhnlich als Vergleichungspunct dient, so beginne ich mit diesem.

Das angewandte Heu war von guter Qualität und kam von sehr gut gehaltenen Wiesen.

14,75 Grm. neun Stunden lang bei der Temperatur des siedenden Wassers getrocknet *), verloren 1,95 Gr. Wasser = 0,112.

0,600 Gr. getrocknetes Heu gaben 8,3 Cb. C. Stickstoff bei 13° u. 740 M. Bar. Das getrocknete Heu enthielt 0,0118 Stickstoff, das Heu wie es angewendet wird, 0,0104.

Nach Thaer braucht eine Kuh von mittlerer Grösse, wenn sie kein anderes Futter erhält, 6 Kilogrammen Heu, um sich kräftig zu erhalten und 10 Kilogrammen, wenn sie melkend ist. Auf der Oekonomie, wo ich wohne, rechnet man die Ration einer melkenden Kuh, die nur mit Heu gefüttert wird, zu 12½ Kilogram.

Wir wollen das Aequivalent des Heues gleich 100 setzen.

K l e e.

Der Klee war auf einem guten hinreichend gegipsten Boden gewachsen und in der Blüthe geschnitten worden. Er war in sehr günstiger Witterung getrocknet.

*) Alle Austrocknungen wurden auf gleiche Weise vorgenommen.

6 **Untersuch. üb. d. Stickstoffgeh. versch. Futterarten**

15,07 Gr. verloren beim Trocknen $2,5^{\circ}$ Wasser = 0,166.

0,600 Gr. gaben 10,8 Cb. C. Stickstoff bei 13° u. 739 M. Barometerstand.

Der Klee enthielt im getrockneten Zustande 0,0217 Stickstoff, im gewöhnlichen 0,0176; sein Aequivalent ist 60.

Es können also 60 Th. in der Blüthe geschnittener Klee bei der Ernährung des Viehes 100 Th. gewöhnliches Heu ersetzen. Thaer bestimmt das Aequivalent des Klees auf 90. Die Differenz zwischen beiden Zahlen rührt unstreitig zum Theil daher, dass der von mir angewandte Klee besser getrocknet war.

Die Zeit, in welcher man den Klee schneidet, hat grossen Einfluss auf den Verlust, den er beim Trocknen erleidet. Wenn er eben blühen will, gesammelt, verliert er beim Trocknen $\frac{4}{5}$ seines Gewichts, bei einer spätern Epoche nur $\frac{3}{4}$. Nach dem Mittel dieser Resultate glaubt man gewöhnlich, dass 100 Th. Klee sich beim Trocknen in der Luft auf 22 Th. reduciren. Wendet man diess auf den von mir untersuchten Klee an, so findet man, dass er im frischen Zustande 0,005 Stickstoff enthält; sein Aequivalent wird dann 208.

Luzerne.

26,03 Grm. Luzerne bei sehr günstiger Witterung getrocknet, verloren bei 100° getrocknet 4,31 Wasser = 0,166.

0,600 Grm. gaben 8,5 Cb. C. Stickstoff bei 9° und 741 Mm. Barometerstand.

Die getrocknete Luzerne enthält Stickstoff 0,0166, im gewöhnlichen Zustande 0,0138. Ihr Aequivalent ist 75.

Thaer giebt als Aequivalent der Luzerne 90. Es ist indessen bekannt, dass dieses Futter dem Klee etwas nachsteht.

Die grüne Luzerne erleidet beim Trocknen an der Luft einen etwa gleich grossen Verlust als der Klee, also muss sie im frischen Zustande 0,003 Stickstoff enthalten; ihr Aequivalent würde dann sein 347.

Wickenkraut an der Luft getrocknet (Fanes de veaces).

13,42 Gr. verloren bei 100° 1,7 Wasser = 0,110.

0,600 Grm. gaben 8 Cb. C. Stickstoff bei $11,5^{\circ}$ u. 742 M. Barometerstand.

Die Wicke enthält demnach bei 100° 0,0157 Stickstoff, im gewöhnlichen Zustande (an der Luft getrocknet) 0,0141. Ihr Aequivalent ist 74.

Die Wicke wird gewöhnlich grün verfüttert. Thaer giebt als ihr Aequivalent 116. Wenn sie aber an der Luft die Hälfte ihres Gewichts verliert, so wird Thaer's Aequivalent 83.

Stroh der Cerealien.

Folgendes sind die Resultate der Untersuchung verschiedener Stroharten.

Weizenstroh. 15,27 Grm. verloren bei 100° 2,94 Grm. Wasser = 0,193. 0,600 Gr. gaben 1,7 Cb. C. Stickstoff bei 13,6° und 747,8 M. Barometerstand. Das Thermometer aber am Barometer 30°.

Roggenstroh. 14,17 Gr. verloren bei 100° 1,75 Wasser = 0,122. 0,600 Grm. gaben 1,2 Cb. C. Stickstoff bei 30° u. 747 M. Barometerstand.

Haferstroh. 12,26 Grm. verloren bei 100° 2,58 Grm. Wasser = 0,210. 0,600 Grm. gaben 1,8 Cb. C. Stickstoff bei 13° und 744,8 M. Barometerstand.

Gerstenstroh. 15,42 Grm. verloren bei 100° 1,70 Wasser = 0,110. 0,600 Grm. gaben 1,3 Cb. C. Stickstoff bei 14° u. 750 M. Barometerstand.

Hieraus ergibt sich:

Das Weizenstroh enthält Stickstoff im trocknen Zustande 0,0030, im gewöhnlichen Zustande 0,0020. Aequivalent 520.

Das Roggenstroh enthält Stickstoff im trocknen Zustande 0,0020, im gewöhnlichen Zustande 0,0017. Aequivalent 611.

Das Haferstroh enthält Stickstoff im trocknen Zustande 0,0036, im gewöhnlichen 0,0019. Aequivalent 547.

Das Gerstenstroh enthält Stickstoff im trocknen Zustande 0,0026, im gewöhnlichen Zustande 0,0020. Aequivalent 520.

Die Schriftsteller stimmen durchaus nicht über das nährende Vermögen des Strohes überein, die einen zu denen Davy gehört, behaupten, dass es nicht nährend sei und dass, wenn man es mit andern Futtersubstanzen verfüttere, es bloß als Ausfüllungsmittel diene. Andere, wie Block, betrachten es dagegen als wirkli-

9 Untersuch. üb. d. Stickstoffgeh. versch. Futterarten

ches Nahrungsmittel und letzterer geht so weit, dass er 200 als das Aequivalent des Strohes angiebt. Indessen ist es nach den Erfahrungen im Elsass gewiss unmöglich, zu glauben, dass 100 Theile Heu durch 200 Th. Stroh ersetzt werden könnten.

Desungeachtet kann aber doch das Stroh der Cerealien als Nahrungsmittel betrachtet werden. Es giebt Orte, wo man im Winter dem Viehe gar keine andere Nahrung reicht, die Thiere kommen aber dabei von Fleisch und Kräften. Thaer, welcher diese Bemerkungen gemacht hat, fügt hinzu, wenn man diese nachtheilige Erfahrungen nicht überall mache, diess daher komme, dass das Stroh nährendes Kräuter eingemengt enthalte, und dass die Aehren noch Körner enthalten. Bisweilen lässt man sogar absichtlich eine gewisse Menge Hafer im Stroh zurück. Unter Berücksichtigung der Beobachtungen Thaer's über die Ernährung von Kühen mittelst eines Gemenges von Heu und Stroh kann man das Aequivalent nicht niedriger als 400 annehmen.

Kartoffeln.

Sie waren in einem dem Kartoffelbau sehr günstigen Boden gewachsen und wurden kurze Zeit nach ihrer Herausnahme aus der Erde untersucht.

30 Grm. verloren beim Trocknen 27,70 Wasser = 0,923.

0,500 Grm. getrocknet gaben 7,3 Cb. C. Stickstoff bei 50 und 751,2 M. Barometerstand.

Die Kartoffel enthält Stickstoff im trocknen Zustande 0,0180, im gewöhnlichen Zustande aber 0,0037. Aequivalent 281.

Thaer giebt 200 als Aequivalent, aber die von ihm angewandten Kartoffeln waren wenig wässerig.

Erdäpfel (Topinambours).

30 Grm. Erdäpfel verloren beim Trocknen 24,23 Wasser = 0,755.

0,500 Gr. getrocknet gaben Stickstoff 9,3 Cb. C. bei 60 und 743 M. Barometerstand.

Sie enthalten Stickstoff, im getrockneten Zustande 0,0220, im gewöhnlichen 0,0042. Aequivalent 248. Black giebt dasselbe zu 205 an,

Die Erdäpfel werden im Elsass sehr geschätzt, man betrachtet sie als eben so nährend wie die Kartoffeln. Sie bekommen auch den Pferden sehr gut.

Weisser Kopfkohl (choux pommés blancs) auf sehr gut gedüngtem Boden gewachsen.

30 Gr. verloren beim Trocknen 27,70 Wasser = 0,928.
0,500 Gr. getrocknet gaben 16,7 Ch. C. Stickstoff bei 7° und 740 M. Barometerstand.

Da diese Quantität ausserordentlich gross erschien, wurde die Analyse mehrmals wiederholt, aber immer übereinstimmende Resultate erhalten.

Es enthält also der Kohl im trocknen Zustande 0,0370 Stickstoff, im gewöhnlichen 0,0028. Aequivalent 371. Nach Thaer können bei der Mastung eines Ochsen 30—35 Pf. Heu durch 150 weissen Kohl ersetzt werden, woraus sich das Aequivalent zu 429 ergibt.

Der grosse Stickstoffgehalt des getrockneten Kopfkohls zeigt, dass derselbe ein vortreffliches Nahrungsmittel sein muss, und man trocknet in der That die Blätter desselben für den Winter in Oefen.

Mohrrüben.

30 Grm. verloren beim Trocknen 26,28 Wasser = 0,876.
0,500 Grm. getrocknet gaben 10,8 Ch. C. Stickstoff bei 5° und 746 M. Barometerstand.

Sie enthalten im trocknen Zustande Stickstoff 0,0240, im gewöhnlichen 0,0030. Aequivalent 347.

Thaer giebt nach seinen praktischen Resultaten 300, Middleton 338 für das Aequivalent der Mohrrübe.

Die Mohrrübe wird allgemein als eine der besten Futterarten betrachtet. Ein Ackerpferd, welches täglich 8 Pfd. Heu und 70 Pfd. Mohrrüben erhält, bleibt vortrefflich bei Kräften.

Runkelrübe.

Die untersuchte Runkelrübe wird seit langer Zeit im Elsass als Futter angebaut.

30 Gr. verloren beim Trocknen 27,15 Wasser = 0,905
 0,500 getrocknet gaben 11,2 Cb. C. Stickstoff bei 5° und
 740 M. Barometerstand.

Sie enthält Stickstoff im trocknen Zustande 0,0270, im
 gewöhnlichen 0,0026. Aequivalent 400.

Einhoff und Thär geben als Aequivalent 460, Schwartz
 333, Mittelzahl: 397.

Weisse Rüben (Navels).

30 Grm. verloren beim Trocknen 27,55 Wasser = 0,918
 0,500 Grm. getrocknet gaben Stickstoff 9,3 Cb. C. bei 5°
 und 746 M. Barometerst.

Sie enthält im trocknen Zustande, Stickstoff 0,0220, im ge-
 wöhnlichen Zustande 0,0017. Aequivalent 612.

Die Schriftsteller sind sehr getheilt über das Aequivalent
 der weissen Rübe.

Thär giebt nach seinen Versuchen	455	} Mittelz. 607
Nach Einhoff's Angaben findet		
derselbe Schriftsteller	526	
Middleton giebt an	800	
Murre nach seinen Versuchen	667	

Ogleich die weisse Rübe ein wenig nährendes Futter ist,
 so kann sie doch zur Mastung dienen, allein sie muss in sehr
 grosser Menge angewandt werden. In einigen Gegenden Eng-
 lands rechnet man, dass ein Mastochse täglich $\frac{1}{3}$ seines eige-
 nen Gewichts Rüben erhalten muss. Bei der Fütterung der
 Kühe ersetzt Thär 22 Pfd. Heu durch 100 Pfd. dieser Wurzeln.

Kleine weisse Bohnen (Féveroles, petites fèves).

20 Grm. verloren beim Trocknen 1,58 Grm. Wasser =
 0,079.

0,600 Gr. gaben 28 Cb. C. bei 9,5° und 740 M. Bar.

Sie enthalten getrocknet Stickstoff 0,0550, ungetrocknet
 0,0511. Aequivalent 20.

Die weissen Bohnen werden als eines der kräftigsten Nah-
 rungsmittel betrachtet. Man wendet sie zur Mastung der
 Schweine an. Ihr Aequivalent ist noch von keinem Schrift-
 steller angegeben.

Erbsen.

20 Gr. verloren beim Trocknen 3,35 Gr. Wasser = 0,167.

0,38 gaben Stickstoff 22 Cb. C. bei 9,2° und 738,5 M.

Barometerstand.

Sie enthalten getrocknet Stickstoff 0,0408, im gewöhnlichen Zustande 0,0340. Aequivalent 31. Block giebt das Aequivalent nach praktischen Resultaten zu 30.

Weisse Schminkbohnen (Haricots blancs).

10 Gr. verloren bei 100° 0,50 Wasser = 0,050.

0,522 gaben Stickstoff 19,7 Cb. C. bei 7° und 738,9 M.

Barometerst.

Getrocknet, Stickstoffgehalt 0,0430, ungetrocknet 0,0408. Aequivalent 25.

Die grossen Bohnen werden selten als Futter angewandt, gewöhnlich nur im gekochten Zustande. Es ist bekannt, dass sie sehr nährend sind, indessen hat man ihr Aequivalent noch nicht ermittelt.

Linsen.

10 Grm. verloren beim Trocknen 0,90 Wasser = 0,090.

0,558 gaben Stickstoff 21 Cb. C. bei 9° und 733 M.

Barometerst.

Getrocknet, Stickstoff 0,0440, ungetrocknet 0,0400. Aequivalent 26.

Wicken.

20 Grm. verloren beim Trocknen 2,93 Gr. Wasser = 0,146.

0,608 gaben Stickstoff, 26,5, Cb. C. bei 7° und 732 M.

Barometerst.

Die Wicken enthalten getrocknet Stickstoff 0,0513, im gewöhnlichen Zustande 0,0437. Aequivalent 24.

Die Wicken gelten für ein vortreffliches Futter; man giebt sie geschrotten den Pferden.

Oelkuchen (Tourteau de graines de colza).

Es ist diess der ausgepresste Rübsaamen, wie er aus der Presse kommt. Die Anwendung der Oelkuchen bei der Viehhaltung gewährt sehr grosse Vortheile, man verbindet sie gewöhnlich mit Knollen und Wurzeln, z. B. Kartoffeln, Rüben u.s.w.

19. Untersuch. ab. d. Stickstoffgeh. versch. Futterarten

Es ist völlig erwiesen, dass die Oelkuchen, in gewisser Quantität den andern Futterarten beigemengt, die nährnde Kraft derselben vermehren.

10 Gr. verloren beim Trocknen 1,05 Gr. = 0,105.

0,500 Gr. gaben Stickstoff 22,7 Ch. C. bei 5° und 748 M. Barometerst.

Der Oelkuchen enthält getrocknet Stickstoff 0,0550, im gewöhnlichen Zustande 0,0492. Aequivalent 21.

Mais.

Der angewendete Mais war im Elsass geerntet, ich fühle dieses an, weil es möglich wäre, dass der Mais nicht unter allen Climaten die gleiche Zusammensetzung hätte.

10 Gr. verloren beim Trocknen 1,60 Wasser = 0,16.

0,617 Grm. gaben Stickstoff 10,3 Ch. C. bei 9° und 700 M. Barometerst.

Es enthält getrocknet Stickstoff 0,0200, im gewöhnlichen Zustande 0,0164. Aequivalent 63.

Ich habe Gelegenheit gehabt eine grosse Anzahl Maulthiere zu füttern, die fortwährend arbeiteten. Die Mais-Ration betrug $\frac{1}{2}$ Arroben (etwa 13 Liter). Diese Thiere erhielten während ihres Aufenthalts in den Bergwerken gar kein anderes Futter. Wenn man annimmt, dass ein Maulthier täglich 2 Pfd. Heu braucht, so würde das Aequivalent des Mais 59 sein.

Buchweizen.

Der untersuchte Buchweizen war aus den sandigen Gegenden in der Umgebung von Hagenau.

10 Grm. verloren beim Trocknen 1,25 Grm. Wasser = 0,125.

0,490 gaben Stickstoff 10 Ch. C. bei 7° und 742,1 M. Barometerst.

Er enthält im trocknen Zustande Stickstoff 0,0240, im gewöhnlichen Zustande 0,0210. Aequivalent 50.

Weizen.

Er war aus einer der Cultur der Cerealien vorzüglich günstigen Gegend.

20 Grm. verloren beim Trocknen 2,10 Grm. Wasser = 0,105.

0,600 Gr. gaben getrocknet Stickstoff 12 Cb. C. bei 70° und 734,5 M. Barometerst.

Zwei Analysen bestätigten dieses Resultat.

Der Weizen enthält getrocknet Stickstoff 0,0238, im gewöhnlichen Zustande 0,0213. Aequivalent 49. Diese Zahl weicht sehr von der, welche Block angiebt, denn nach ihm würde das Aequivalent 27 sein.

(Nach einer Mittheilung im „Echo du monde savant“ hat Payen neuerlich auf Veranlassung der Société d'Agriculture de la Marne mit der Untersuchung von mehreren Weizensorten beschäftigt, die auf gleiche Weise und auf gleichem Boden cultivirt worden. Er fand bei der Untersuchung von polnischem, Landweizen (blé de pays), Sommerweizen (blé de mars) und Dreifaltigkeitsweizen (blé de trinité ou de trois jours), dass der Klebergehalt zwischen 0,022 — 0,029 wech-

Um zu erfahren, ob zwischen den härtesten und den weichsten Weizensorten Unterschiede im Klebergehalte Statt finden, untersuchte er Weizen von Taganrog, von Odessa und von Polen einerseits und den weissesten von den Pariser Mül-tern verwendeten Weizen andererseits. Er fand im ersteren 0,029 — 0,031, im letzten nur 0,019 — 0,020 Stickstoff. D.H.)

Roggen.

20 Grm. Roggen verloren beim Trocknen 2,30 Grm. Wasser = 0,110.

0,606 gaben Stickstoff 11,7 Cb. C. bei 70° und 733 M. Barometerst.

Der Roggen enthält getrocknet Stickstoff 0,0229, im gewöhnlichen Zustande 0,0204. Aequivalent 51. Block nimmt dessen Aequivalent 33 an.

Gerste.

20 Gr. verloren beim Trocknen 2,65 Wasser = 0,132.

0,623 gaben Stickstoff 10,9 Cb. C. bei 70° und 734 M. Barometerst.

Getrocknet enthält sie Stickstoff 0,0202, im gewöhnlichen Zustande 0,0176. Aequivalent 59.

Nach Einhoff ist das Aequivalent der

Gerste	69	} Mittels. 54.
Nach Block	33	

14 Untersuch. üb. d. Stickstoffgeh. versch. Futterstoffe

Hafer.

Ich habe den Hafer in dem Zustande untersucht, wie ihn den Pferden giebt.

20 Gr. verloren beim Trocknen 2,48 Grm. Wasser = 0,124

0,630 gaben Stickstoff 11,7 Cb. C. bei 5,5° und 739 Barometerstand.

Der Hafer enthält getrocknet Stickstoff 0,0222, im gewöhnlichen Zustande 0,0192. Aequivalent 54.

Einloof	nimmt das Aequivalent an zu	83	} Mittelz.
Block		39	

Weizenmehl.

Dieses Mehl war von dem oben erwähnten Weizen bereitet. Das Mehl der Cerealien wird dem Viehe stets untergegeben. Wenn die Thiere schwere Arbeit haben, so man einige Pfunde unter das gewöhnliche Futter.

10 Gr. verloren beim Trocknen 1,25 Grm. Wasser 0,125.

Es enthält getrocknet Stickstoff 0,0260, ungetrocknet 0,0220. Aequivalent 46.

Gerstenmehl.

Das Mehl war von der obigen Gerste bereitet.

10 Grm. verloren beim Trocknen 1,30 Grm. Wasser 0,130.

0,500 Grm. gaben 9,3 Cb. C. Stickstoff bei 5° und M. Barometerst.

Das getrocknete Mehl enthält Stickstoff 0,0220, ungetrocknet 0,0190. Aequivalent 55.

Die folgende Tabelle enthält eine Zusammenstellung der
 besten Resultate:

Stamm.	Vorl. Wasser während des Trocknens bei 100°	Gehalt an Stickstoff in der getrockne- ten Substanz.	Stickstoffgehalt der nicht getrockneten Substanz.	Theoretisches Äq- uivalent.	Praktisches Äqui- valent.	Schriftstellen, welche die praktischen Äquivalente be- stimmten haben.
anl. Heu	0,118	0,0118	0,0140	100	100	
r Klee in Blüthe ge- tten	0,168	0,0077	0,0176	60	90	Thür.
r Klee	0,168	0,0168	0,0138	75	100	Thür.
ne	0,168	0,0168	0,0138	75	100	Thür.
Luzerne	0,110	0,0157	0,0141	74	88	Thür.
stroh	0,198	0,0080	0,0080	520	400	Thür.
stroh	0,125	0,0080	0,0047	611	400	Thür.
stroh	0,210	0,0086	0,0019	547	400	Thür.
stroh	0,110	0,0026	0,0080	520	400	Thür.
Weln	0,824	0,0180	0,0087	291	200	Thür.
fel	0,755	0,0220	0,0042	248	200	Thür.
öpfe	0,823	0,0370	0,0088	271	400	Thür.
üben	0,874	0,0240	0,0080	347	310	Thür.
rüben	0,805	0,0270	0,0028	607	607	Thür.
e Rüben	0,918	0,0220	0,0017	612	607	Thür.
o Bohnen	0,079	0,0530	0,0511	1,30	1,30	Thür.
n	0,167	0,0408	0,0340	81	80	Thür.
Schmalz-	0,056	0,0480	0,0408	25	25	Thür.
a	0,090	0,0440	0,0400	26	26	Thür.
en	0,146	0,0513	0,0437	24	24	Thür.
ichen	0,105	0,0550	0,0482	21	21	Thür.
Korn	0,180	0,0200	0,0164	69	59	Thür.
weizen	0,125	0,0240	0,0210	50	50	Thür.
en	0,105	0,0236	0,0218	49	49	Thür.
en	0,110	0,0229	0,0211	51	51	Thür.
e	0,132	0,0202	0,0176	59	54	Thür.
	0,124	0,0222	0,0182	54	61	Thür.
enmehl	0,125	0,0260	0,0227	46	46	Thür.
enmehl	0,180	0,0220	0,0180	55	55	Thür.

Unter den Substanzen in der vorstehenden Tabelle befinden sich einige, die fast ausschliesslich zur Nahrung der Menschen dienen. Da es nützlich sein kann, diese Nahrungsmittel Bezug auf ihren Stickstoffgehalt zu vergleichen, so habe ich die folgende Tabelle zusammengestellt, die ich später noch ausdehnen beabsichtige. Ich nehme als Basis das Weizenmehl, dessen Aequivalent = 100 gesetzt ist. Da die Blätter, Wurzeln und Knollen, wenn sie bei 100° getrocknet worden gemahlen werden können, so bezeichne ich die so getrockneten Substanzen als Mehl.

Substanzen.	Aequivalente.
Weizenmehl	100
Weizen	107
Gerstenmehl	119
Gerste	130
Roggen	111
Buchweizen	103
Mais	138
Weisse Bohnen	44
Erbsen	53
Schminkbohnen	56
Linzen	57
Weisser Kopfkohl	810
Kohlmehl	83
Kartoffeln	613
Kartoffelmehl	126
Mohrrüben	757
Mohrrübenmehl	95
Weisse Rüben	1335.

II.

Ueber die gelbe Farbe der Blätter im Herbste.

Die bekannte Erscheinung des Gelbwerdens vieler Laubarten hat Macaire Prinsep dadurch zu erklären versucht, dass das Laub im Herbste aufhöre, Sauerstoff zu entwickeln, für aber Sauerstoff aufnehme und eine Säure entwickle, welche die Ursache der Färbung sei. Diese Säure soll durch Kali wieder weggenommen werden können. Indessen sind diese Angaben unrichtig, gelbes Laub wird durch kein Reagensmittel wieder grün, rothgewordenes aber wird grün, weil: rothe Farbstoff mit Alkali grüne Verbindungen liefert. Dies hat Berzelius *) veranlasst, einige Versuche über die Farbe des durch die Herbstkälte veränderten Laubes anzustellen. In den Versuchen diente besonders das reine citronengelbe Laub von *Pyrus communis*, welches frisch in einer Flasche mit Alkohol von 0,833 bedeckt und 48 Stunden damit in Berührung gelassen wurde. Der Alkohol färbte sich gelb; das Laub war wässrig geworden. Wurde der Alkohol abgegossen, so färbte sich das Laub da, wo es von der Luft berührt wurde, braun. Neuaufgegossener Alkohol färbte sich jedes Mal gelb, wurde das Laub zuletzt mit Alkohol gekocht, so färbte es sich zwar noch, gelatinirte aber während des Erkaltes **).

Die kalten Infusionen wurden bis auf $\frac{1}{8}$ abdestillirt, worauf sich während dem Erkalten eine körnige Substanz abschied. Nach Abscheidung derselben wurde die Destillation fortgesetzt, bis nur das Wasser der natürlichen Feuchtigkeit der Blätter übrig war. Auf der braungelben Flüssigkeit schwamm nun eine gelbe weiche schmierige Substanz, welche, gleichwie die

*) *Annalen der Pharmacie* Bd. XXI, S. 257.

**) Die Ursache ist ein dem untersuchten Laube wahrscheinlich eigenthümliches Fett, welches nach dem Auswaschen mit kaltem Spiritus und neuen Auflösungen und Waschungen farblos erhalten wird. Es ist trocken milchweiss, bildet kreideähnliche Klumpen, fühlt sich weich an und ist geruch- und geschmacklos. Es schmilzt ohne zähe zu werden bei 75°, ist unlöslich im Wasser und schwer löslich in kaltem Alkohol. Die in der Siedhitze gesättigte Lösung erstarrt beim Erkalten zur durchscheinenden Gallerte. Von kaltem Aether wird es mehr als von Alkohol gelöst. In kaustischem Kali ist es unlöslich. Im verschlossenen Raume destillirt es unverändert.

18 Ueber die gelbe Farbe der Blätter im Herbste.

Körner, den gelben Farbstoff der Blätter enthält. Die Körner, welche dieselbe Substanz zu sein schienen, zeigten unter dem Mikroskop keine Spur von Krystallisation und konnten mit den Fingern zu einem gelben schmierigen Fett ausgestrichen werden. Dieses Fett ist mit einer kleinen Menge eines fetten Oels oder mit einer andern fetten Substanz vermisch. Von ersterem kann es durch Digestion mit schwacher Kalilauge befreit werden, welche nur wenig von dem gelben Fett auflöst und das Oel verseift. Aus der Lauge werden die gelblichen fetten Säuren durch Salzsäure gefällt, die man dann in sehr verdünntem kaustischem Ammoniak, z. B. 5 — 6 Tropfen Ammoniak mit einer Unze Wasser, daraus ausziehen kann, so dass es hierauf farblos wieder gefällt werden können. Von dem letzteren oder festen Fett kann es durch Auflösen in kaltem Alkohol befreit werden, worin es nämlich ungelöst zurückbleibt. Von beiden Fetten hat es jedoch der Verf. nicht absolut erhalten können. So wie er es erhielt, bildet es ein schmieriges gelbes Fett, welches leicht schmelzbar ist und schon bei $+ 42^{\circ}$ flüssig wird, worauf es wieder erstarrt und durchscheinend dunkelgelb wird. Unzersetzt kann es nicht verdunstet werden, bei der trocknen Destillation giebt es etwas bräunliches in Alkohol schwer lösliches Fett und lässt Kohle zurück. Vom Wasser wird es nicht aufgelöst, übergiesst man es aber im geschmolzenen Zustande mit warmem Wasser, wird es durchscheinend, etwas aufgebläht und blasser gelb, als nähme es chemisch gebundenes Wasser auf. Unter Wasser der Luft und dem Lichte ausgesetzt, wird es vollkommen gebleicht und in ein in Alkohol schwer lösliches Fett verwandelt, welches aus der siedend gesättigten Lösung in weissen Flocken wieder niederfällt. Das gelbe Fett wird von Alkohol, wiewohl nicht in grosser Menge, aufgelöst. In der Lösung wird es nicht merklich gebleicht. Die Lösung wird durch Wasser zu einer blassgelben Milch, die sich schwierig klärt. Beim Verdunsten der Alkohollösung setzt es sich als eine körnige krystallinische Masse ab. Von Aether wird es in grosser Menge aufgelöst und hinterbleibt nach dem Verdunsten durchscheinend gelb. Mit concentrirter Schwefelsäure wird es braun und zum geringen Theile zu einer braungelben Flüssigkeit aufgelöst, die durch Wasser grauweiss getrübt wird. Von kaustischer

Kali wird es nur in sehr geringer Menge gelöst; die Lösung wird, der Luft und dem Lichte ausgesetzt, gebleicht. Aus der Lösung in Kali wird es durch Säuren in blassgelben, nicht muren Flocken gefällt. Von kohlensauren Alkalien wird es fast gar nicht aufgelöst.

Dieser gelbe Farbstoff ist also ein eigenthümliches, zwischen fettem Oel und Harz stehendes Fett, welches ausgebleicht werden kann. Man kann es *Blattgelb*, *Xanthophyll* nennen. Wahrscheinlich entsteht es durch eine in Folge der Kälte veränderte Organisation des Blattes aus dem Blattgrün. Vergeblich hat aber der Verf. versucht, Blattgrün aus Blattgelb, oder umgekehrt zu erzeugen. Die braune Farbe des Laubes hat mit der gelben keine Gemeinschaft. Sie wird darin von einem Extract hervorgebracht, das durch die Einwirkung des Sauerstoffs braun wird, wobei der gebildete Absatz dem Laubsclett eine braune Farbe ertheilt, die weder durch Kalilauge ausgezogen, noch durch Behandlung mit Schwefelwasserstoff zerstört werden kann.

III.

Ueber den rothen Farbstoff der Beeren und Blätter im Herbst.

Das Nachfolgende ist der Auszug einer mit der vorhergehenden im genauen Zusammenhange stehenden Arbeit, die wir ebenfalls Berzelius verdanken *).

a) Rother Farbstoff der Beeren.

Die rothe Farbe mehrerer Beeren hat man im Allgemeinen als eine durch eine Säure geröthete blaue Farbe betrachtet. Bei der Farbe der Beeren, welche ich untersucht habe, Kirschchen (*Prunus cerasus*) und schwarze Johannisbeeren (*Ribes nigrum*) ist das aber nicht der Fall, beide enthalten denselben Farbstoff und dieser ist nicht blau. Vielleicht hat man diess deshalb vermuthet, weil der Saft mit essigsaurem Bleioxyd einen blauen Niederschlag giebt. Aber diese Niederschläge

*) Annalen der Pharmacie Bd. XXI, S. 262.

sind äpfelsaures und citronensaures Bleioxyd, womit der Farbstoff verbunden ist, und es kann dieser, noch etwas durch freie Säure verunreinigt, daraus mit einer genau getroffenen Menge von Schwefelwasserstoff ausgezogen werden und verhält sich dann nach Abscheidung der Säuren wie ich es beschreiben werde. Die Abscheidung der Säure erfolgt am besten in fein geriebener Kreide, wodurch sich äpfelsaure und citronensaure Kalkerde abscheiden. Darauf setzt man etwas Kalk hinzu, um die neutrale äpfelsaure Kalkerde auszufällen. Dann vermischt man die filtrirte Flüssigkeit mit ein wenig essigsaurem Bleioxyd, trennt den sich bildenden blaugrünen Niederschlag, da er vielleicht noch äpfelsaures Bleioxyd enthält, und füllt dann erst die Flüssigkeit vollständig aus. Der grüne Niederschlag wird mit Wasser ausgewaschen, so dass er vollständig damit bedeckt bleibt, um die Luft abzuhalten. Hieran wird er durch Schwefelwasserstoff zersetzt, die filtrirte Flüssigkeit im luftleeren Raume über Schwefelsäure eingedunstet und der zurückbleibende Farbstoff in wasserfreiem Alkohol gelöst, wobei durch die Luft veränderter Farbstoff und Pectin oder Pectinsäure zurückbleiben. Durch Verjagung des Alkohols erhält man den Farbstoff als schön rothe, durchscheinende glänzende Masse. In diesem Zustand ist der Farbstoff in Wasser und Alkohol nach allen Verhältnissen löslich, unlöslich im Aether. Beim Verdunsten der wässrigen Lösung im Wasserbade erhält man den Farbstoff wieder, aber es bildet sich dann ein in Wasser weniger, in Alkohol sehr wenig löslicher Absatz gebildet von rothbrauner Farbe. Kalkmilch fällt aus der Lösung des Farbstoffs eine graugrüne Verbindung. Der noch nicht gefällte Farbstoff ist roth, aber von einer andern Nüance, weil er eine Verbindung von Kalkerde mit Ueberschuss des Farbstoffes enthält. Wäre die natürliche Farbe desselben blau, so müsste die Lösung blau und nicht roth sein, weil nun alle freie Säure darin gesättigt ist. Dagegen gelöst der Farbstoff mit äpfelsaurem und citronensaurem Bleioxyd eine hellblaue Verbindung, aber diese Farbe zeigt nichts von der eigenthümlichen Farbennüance des Farbstoffes. Die Lösung des Farbstoffes in Alkohol kann aufbewahrt werden, ohne dass ersterer sich oxydirt. Eben so wird er auch nicht oxydirt, solange er sich in Berührung mit freien Säuren im Saft der

ren befindet. Der rothbraune Absatz ist in geringem Grade mit dunkelrother Farbe in Wasser löslich, von Alkali wird mit dunkelbrauner Farbe gelöst. Mit Ammoniak bildet er eine neutrale lösliche und eine saure unlösliche oder schwer lösliche rothbraun gefärbte Verbindung. Die grünen neuen Verbindungen des reinen rothen Farbstoffes gehen an Luft im feuchten Zustande in diese braune über. Der Niederschlag aber erhält sich beim Waschen und Trocknen. Ein grüner Niederschlag, den Vogelbeeren (*Sorbus aucuparia*) Bleiessig geben, nachdem daraus die Aepfelsäure mit kohlentem Bleioxyd ausgeschieden ist, hat der Verf. 16 Jahre bewahrt.

b) Rother Farbstoff der Blätter im Herbste.

Alle Bäume und Sträucher, auf welchen man rothe Blätter sieht, haben rothe Früchte, z. B. *Sorbus aucuparia*, *Prunus cerasus*, *Ribes grossularia* var. *rubra*, *Berberis vulgaris* u. s. w. Die rothe Farbe, welche sie enthalten, ist mit der vorhergehenden so nahe verwandt, dass man sie für identisch halten könnte. Der Verf. hat die Blätter von Kirschen und rothen Johannishbeeren untersucht, welche letztere oft so roth waren, als die reifen Beeren. Der Farbstoff wurde mit Alkohol ausgezogen, welcher nach dem Abdestilliren eine rothe Flüssigkeit zurückliess, die von gefällttem Harz und Fett abfiltrirt wurde. Sie wurde mit Wasser vermischt und darauf mit neutralem essigsaurem Bleioxyd, wodurch ein anfangs grasgrüner dann graubrauner Niederschlag entstand. Das essigsaure Bleioxyd wurde so lange hinzugefügt, als sich der Niederschlag noch veränderte und bis der zuletzt entstehende noch grün blieb. Er wurde dann abfiltrirt; das auf dem Filtrum Zurückbleibende ist eine Verbindung des Bleioxydes mit den Pflanzensäuren der Blätter und mit einem durch Oxydation entstandenen bräunlichen Farbstoffe. Der rückständige Farbstoff wurde mit gelber grasgrüner Farbe durch Bleizucker gefällt, auf einem Filtrum gesammelt, wohl ausgewaschen, durch Schwefelwasserstoff zersetzt und im luftleeren Raume zur Trockne verdunstet.

Dieser Farbstoff, den man *Blattroth*, *Erythrophyll*, nennen könnte, wenn er nicht mit dem vorhergehenden identisch ist, ist dem der Kirschen und schwarzen Johannishbeeren ganz

ähnlich, nur ist seine Farbe etwas dunkler und seine Verbindungen sind grün oder gelb, während die des Farbstoffes Kirschen grün oder blau sind. Der Absatz, welchen die Lösungen beim Abdampfen geben, ist heller rothbraun und giebt heller gefärbte Verbindungen, die schwerer dunkeln. dessen ist unentschieden, ob diess Eigenthümlichkeiten Blätterfarbstoffes oder nicht vielmehr des Farbstoffes der rothen Johannisbeeren sind, die der Verf. nicht untersuchte. Blattroth zur Hälfte mit Kalkwasser ausgefällt, giebt einen grünen Niederschlag, während die Flüssigkeit blässer wird. Auch dieser Farbstoff ist also ursprünglich nicht

IV.

Ueber die Theorie des Essigbildungsprocesses.

Von

J. LIEBIG.

(Aus den Annalen der Pharmacie Bd. XXI, S. 113.)

Nach der neueren Methode der Essigfabrication wird verdünnter Weingeist, dessen Oberfläche durch mechanische Vorrichtungen ausnehmend vergrößert ist, mit atmosphärischer Luft bei einer Temperatur von 32 bis 36 Graden in Berührung gebracht, und bei Gegenwart einer sehr geringen Menge einer andern organischen Materie (Zucker, Malz u. s. w.), deren Mitwirkung noch nicht hinlänglich erforscht ist, verwandelt sich der Weingeist in Essigsäure.

Aus der Zusammensetzung des Alkohols und der Essigsäure ist hinlänglich klar, in welcher Art der erstere verändert wird; es ist der Process der Verwesung in seiner reinsten Form, d. h. eine Oxydation bei niedriger Temperatur, welche sich nur auf denjenigen Bestandtheil erstreckt, welcher durch seine Verwandtschaft zum Sauerstoff ausgezeichnet ist. Die Zusammensetzung des Alkohols wird durch die Formel $C_4H_{10}O + Aq$; die der Essigsäure durch die Formel $C_4H_8O_2 + Aq$ ausgedrückt. Die letztere enthält 4 Atom Wasserstoff weniger und 2 Atom Sauerstoff mehr als der Alkohol. Die Wa-

Entziehung geschieht durch den Sauerstoff der Luft; es ist klar, dass 2 Atom Sauerstoff hinzutreten müssen, um 4 Atom Wasserstoff von dem Alkohol hinwegzunehmen, und 2 andere Atome, um mit dem was übrig bleibt, Essigsäure zu bilden. In dem Zeitpunkte an, wo der Alkohol 4 Atom Wasserstoff verloren hat, hört die weitere Einwirkung des Sauerstoffs auf diesen Bestandtheil auf, und es ist in diesem Falle die Verbindung $C_4H_6O + Aq$ entstanden, welcher Poggendorff den besondern Namen *Aldehyd* gegeben hat; der Aldehyd in Berührung mit dem Sauerstoff der Luft absorbiert denselben mit außerordentlicher Schnelligkeit, und verwandelt sich in Essigsäure. 1 Atom Aldehyd absorbiert hierbei 2 Atom Sauerstoff; 100 Pfd. Alkohol nehmen hierbei aus der Luft 69 Pf. Sauerstoff auf, und geben 169 Pfd. Essigsäure, von welcher eine Unze 424 Gran kohlensaures Kali sättigt. Es ist klar, dass 100 Pfund Alkohol (= 63 Litre = 31,5 Darmstädter Maas = 63 D. Maas Branntwein von 50 p. Ct. Tralles) verdünnt mit 2230 Pfd. Wasser 2400 Pfd. Essigsäure geben, von welcher die Unze 30 Gran kohlensaures Kali sättigt. Bei einer zweckmässigen Einrichtung der Essigbilder und bei Vereinigung aller der Essigbildung günstigen Bedingungen erhält man aus 63 Maas Branntwein 7 Ohm = 560 Maas Essig von der angegebenen Stärke und man verliert mithin $\frac{1}{15}$.

Wenn der zur Essigbildung verwandte Sauerstoff der atmosphärischen Luft entnommen wird, so bedarf man für jedes Pfd. Alkohol 241 Darmstädter Maas Sauerstoff, welche in 1,15 Cubikmeter enthalten sind. Für jedes Ohm (160 Litre) Essig von obiger Stärke wird mithin der Sauerstoff von 15 Cubikmeter (= 960 Cubikfuss Darmstädter Maas) Luft verzehrt, wobei natürlich vorausgesetzt wird, dass die Luft ihres Sauerstoffs aufs vollkommenste beraubt wird.

In einem Raum von 12 Meter Länge (1 Meter = 4 Fuss 2 L.) 8 Meter Breite und 4 Meter Höhe können ganz bequem 30 Essigbilder an drei Wänden untergebracht werden, welche in 17 Stunden 13 Ohm fertigen Essig (immer von obiger Stärke) liefern, zu dessen Bildung der Sauerstoff von 195 Cubikmeter Luft verwendet, verzehrt wird. Der Luft-Raum in diesem Local beträgt, das Volumen der Fässer nicht eingerechnet, 384 Cubikmeter. Jeder Essigbilder nimmt einen

24 Liebig, üb. d. Theorie des Essigbildungsprocesses.

Raum von 800 Cubikdecimeter (1600 Pfd. Wasser) ein; zwei Drittel von diesem Raum ist Holz und ein Drittel Luft, welche das Innere der Fässer erfüllt, es bleiben mithin für die Luft des Essiglocals 376 Cubikmeter Luft.

Wenn mithin das Zimmer hermetisch verschlossen wäre, so würde man, auf Kosten des Sauerstoffs der darin enthaltenen Luft, 25 Ohm Essig produciren können, in $32\frac{1}{2}$ Stunden würde die Luft vollkommen ihres Sauerstoffes beraubt sein, und die Essigbildung würde aufhören. Es geht ferner aus dieser Betrachtung hervor, dass, wenn die Essigbildung fortwähren in gutem Gang erhalten werden soll, in je $32\frac{1}{2}$ Arbeitsstunden die Luft des Locals vollständig erneuert, d. h. die entsauerstoffte Luft entfernt, und ein entsprechendes Volum frische Luft zugeführt werden muss. Für jedes Ohm Essig müssen, wie schon erwähnt, 960 Cubikfuss Luft zugeführt, und für 17 Arbeitsstunden berechnet müssen jede Stunde in ein Local der angegebenen Grösse, wo 30 Essigbilder stehen, 1248 Cubikfuss Luft zugeführt werden.

In den meisten Essigfabriken, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, sind Fenster und Thüren verschlossen und zwar so gut als möglich, um an Brennmaterial zu ersparen, welches nöthig ist, um die constante Temperatur zu erhalten, man lässt die Luft sich erneuern durch die Ritzen und zufällige Oeffnungen, auf das Maass der Erneuerung wird gewöhnlich nicht die geringste Rücksicht genommen.

Daher denn die Klage vieler Fabriken: *Wir erhalten in der ersten Zeit, wo die Essigbilder in Gang gesetzt wurden, Essig von der gewünschten Stärke, aber sein Gehalt nimmt nach einiger Zeit bis zu einer beständigen Grösse ab, über welche hinaus er nicht mehr verstärkt werden kann.*

Mit andern Worten heisst diess Folgendes: In der ersten Zeit, wo hinreichend Sauerstoff vorhanden, ist die Oxydation vollständig, wenn aber der Sauerstoffgehalt der Luft bis zu einem gewissen Punkte vermindert ist und der Zutritt von Sauerstoff durch die zufälligen Oeffnungen beträgt constant weniger als die Menge des verzehrten, so ist die Oxydation in dem nämlichen Verhältniss unvollkommen.

Wie unerlässlich es sei, ein gewisses Verhältniss in der Anzahl der Essigbilder zu einem bestimmten Raum zu beach-

ten, wenn die Luft dieses Raums sich nur durch zufällige Oeffnungen erneuern kann, wird folgende Erfahrung zur Genüge beweisen. In einer mir bekannten Essigfabrik, in welcher für die Erneuerung der Luft keine besondere Sorgfalt getragen war, erhielt man in 6 Essigbildern einen vortreflichen Essig; der gute Erfolg veranlasste den Fabricanten, die Anzahl derselben um zwei zu vermehren, und von diesem Augenblicke an nahm der Gehalt an Säure nicht nur in den beiden neuen, sondern in allen Essigbildern ab. Man sieht hier leicht ein, dass die Erneuerung des Sauerstoffs durch die zufälligen Oeffnungen für 6 Essigbilder hinreichend war, um den verzehrten zu ersetzen, dass aber dieses Verhältniss sich durchaus änderte, als die Anzahl der Sauerstoffverzehrer vergrößert wurde, während der Zutritt an neuem Sauerstoff der nämliche blieb.

In der vollkommensten Essigfabrik darf die Luft, welche die Fässer passirt hat, sich nicht mehr mit der Luft des Essiglocals mischen, sie muss aus dem Essiglocal entfernt werden, oder, was das nämliche ist, es darf die Luft des Local nicht zur Essigbildung verwandt werden, dazu muss Luft von aussen dienen.

Man glaube nicht, dass das Hinausführen der entsauerten Luft mit einem grösseren Verluste von Essig verknüpft ist als bei dem gewöhnlichen Betriebe, denn da nur in dem Verhältniss Essigsäure gebildet werden kann, als Luft hinzutritt, und die hinzutretende Luft ein ihr gleiches Volumen von mit Essigdämpfen gesättigter Luft verdrängt, und diese, gleichgültig auf welche Weise, das Local verlassen muss, so geht unter allen Umständen eine gleiche Quantität Essig für den Fabricanten verloren.

Ueber jedem Essigbilder müssen entweder an der Decke, oder an der Seitenwand Oeffnungen angebracht werden, deren Oberfläche gleich ist der Oberfläche der Luftlöcher in dem oberen Boden der Essigbilder. Für die hinzutretende Luft müssen an dem untern Theil der Wände, also unterhalb des Bodens der Fässer, Oeffnungen angebracht sein, welche im Winter etwas kleiner sein können, als die unteren Oeffnungen und durch welche Luft in die Essigbilder eintritt. Das Hineinführen der Luft im Winter könnte durch eine Röhre von

Eisen oder Blech geschehen, deren Oeffnung nach Aussen in der Nähe des Ofens angebracht werden kann.

Eine weitere Bedingung ist, dass die Oeffnungen in dem obern Boden der Essigbilder, aus welchen die Luft, die zur Oxydation gedient hat, austritt, genau in dem Verhältniss zur atmosphärischen Luft stehen, welche stündlich das Fass passieren muss. In einer Stunde verzehrt jeder Essigbilder, indem er etwas über 2 Maas Essig liefert, den Sauerstoff von 25 Cubikfuss Luft. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Luft durch einen Cylinder von 6 Fuss Höhe strömt, dessen innere Temperatur 36° während die der äusseren Luft 18° ist, beträgt in einer Secunde, nach Schmidt's Versuchen, 5,616 Zoll; hiernach muss der Querdurchschnitt der Oeffnung in dem obern Boden der Essigbilder, vorausgesetzt, dass stündlich 25 Cubikfuss Luft hindurch strömen sollen, 2,137 Quadratzoll, oder der Durchmesser 1,649 Zoll betragen.

Allein bei dem Durchgang der Luft durch die auf einander geschichteten Holzspäne wird diese Geschwindigkeit ausnehmend verlangsamt; sie beträgt noch nicht $1\frac{1}{4}$ Zoll in der Secunde, und bei den angenommenen 25 Cubikfuss in der Stunde ist vorausgesetzt worden, dass die ausströmende Luft ihres Sauerstoffs aufs vollkommenste beraubt sei, was nie der Fall ist; man findet im Gegentheil in derselben noch 12 — 15 p. Ct. Sauerstoff, es geht daraus hervor, dass die obere Oeffnung zum wenigsten 6 — 8 Quadratzoll Durchschnitt besitzen muss.

Es ist eben so schwer theoretisch ein genaues Maas für die Oeffnungen der Essigkammer anzugeben, durch welche die Quantität der ein- und austretenden Luft regulirt wird. Dem angegebenen Fall, wo die Oeffnungen in der Decke oder der obern Wand, durch welche der entsauerstofften Luft Ausgang verschafft wird, gleich sein sollen den Oeffnungen in dem obern Boden der Essigbilder, liegt die Voraussetzung zum Grunde, dass die Temperatur des Fabriklocals die nämliche sei, wie die der äusseren Luft; diess findet aber nur in den heissen Sommermonaten Statt, und da die Gesammtheit der auströmenden Luft zunimmt mit der Differenz der äussern und innern Temperatur, so folgt daraus, dass diese Oeffnungen in dem nämlichen Verhältniss verändert werden müssen, als die äussere Temperatur niedriger ist. Der Luftwechsel oder Luftzug liesse sich aber

durch Klappen oder Schieber sehr leicht auf einer constanten Grösse erhalten.

Eine dritte Bedingung ist, dass die Oeffnungen an dem untern Theile des Fasses, wo die atmosphärische Luft eintritt, zusammengenommen nicht kleiner sind, als die oberen, durch welche sie austritt. Diese Bedingung ist meistens erfüllt, aber im verkehrtem Sinne; gewöhnlich beträgt die Oberfläche dieser Löcher mehr als die der obern Oeffnungen, während sie der niedrigeren Temperatur am Boden des Fasses wegen um etwas kleiner sein dürfen.

Was in dem Vorhergehenden gesagt ist, wird für den intelligenten Fabricanten hinreichen, seine Einrichtungen einer Prüfung zu unterwerfen; es wird ihn in den Stand setzen, sie zu vervollkommen, wenn er Ursache hat, davon nicht befriedigt zu sein.

Ich habe noch in chemischer Hinsicht den Essigbildungsprocess zu betrachten, und die Ursache zu berühren, warum bei einem schlechten Gang desselben der Weingeist verschwindet ohne ein Aequivalent von Essigsäure zu geben; diess ist nämlich aus dem blossen Mangel an Sauerstoff nicht erklärbar. Wäre dieser daran Schuld, so müsste man erwarten, dass diesem Uebel durch eine Verlängerung der Dauer des Essigbildungsprocesses vorgebeugt werden könne, in der Art also, dass man in 14 Tagen Essig von derselben Stärke mit atmosphärischer Luft, die nur halb soviel Sauerstoff enthält, erhalten müsste, wie die gewöhnliche reine Luft ihn in 8 Tagen liefert. Das ist, wie bemerkt, nicht der Fall; bei einem schlechten Gang verschwindet Alkohol und man erhält keinen Essig. Die Ursache dieser Erscheinung hat man seither nicht beachtet, sie liegt in der Bildung und dem Verhalten des Aldehyds. Es ist wohl bekannt, dass bei Processen, wo dem Alkohol Wasserstoff entzogen wird, gleichgültig ob diess durch eine Oxydation oder durch die Einwirkung von Chlor u. s. w. geschieht, unter allen Umständen Aldehyd gebildet wird. Der Aldehyd ist Alkohol, welcher $\frac{1}{2}$ von seinem Wasserstoff verloren hat und Essigsäure ist Aldehyd plus 2 At. Sauerstoff; es ist ferner bekannt, dass diese eigenthümliche Verbindung die Eigenschaft besitzt, Sauerstoffgas oder Sauerstoff aus der Luft mit ausserordentlicher Begierde zu absorbiren und durch diese

Sauerstoff-Aufnahme in Essigsäure überzugehen, ohne dass hierbei ein anderes Product gebildet wird als Essigsäure.

Wenn man versucht, sich eine wohlbegründete Ansicht über den Essigbildungsprocess zu verschaffen, so wird man es überhaupt undenkbar finden, dass Essigsäure aus Alkohol entstehen kann, ohne dass ihr die Bildung des Aldehyds vorausgehe; es ist unmöglich, eine andere Vorstellung zuzulassen, aber obwohl der Aldehyd schon seit mehreren Jahren bekannt ist, so scheint es dennoch, als habe man seine Mitwirkung nicht in Betracht gezogen. Um über sein Vorhandensein jeden Zweifel zu lösen, habe ich versucht, aus Flüssigkeiten, welche zur Essigbildung verwendet werden, Aldehyd darzustellen; es gelang diess nicht aus noch nicht fertigem Essig der in Lagerfässern bereitet wurde; es gelang nicht aus noch nicht fertigem Essig, der aus Essigbildern, die sich in gutem Gange befanden, gewonnen war, aber die Ursache dieses Nichtvorhandenseins ist nicht zu verfehlen. Der Aldehyd besitzt zum Sauerstoff eine Verwandtschaft, welche die der schwefligen Säure übertrifft; in dem Moment, wo er aus Alkohol entstanden ist, bemächtigt er sich alles Sauerstoffs, der sich in seiner Umgebung befindet und geht in Essigsäure über; bei einer guten Einrichtung der Essigbilder ist nun Sauerstoff genug vorhanden, sowohl um den Alkohol in Aldehyd zurückzuführen, als diesen zu Essigsäure zu oxydiren; es ist klar, dass in diesem Fall kein freier Aldehyd entdeckt werden kann; es geht aber ferner daraus hervor, dass, wenn Mangel an Sauerstoff in dem Essigbilder Statt findet, die Verwandlung des Alkohols bei der Aldehydbildung stehen bleibt und dass dieser Aldehyd, wenn er sich nicht oxydiren kann, bei seiner ausnehmenden Flüchtigkeit (man weiss, er kocht schon bei 22° C.) zum grossen Theil durch die entsauerstoffte Luft dem Essigbilder entführt wird, nur ein kleiner Theil wird in dem noch nicht fertigen Essig zurückbleiben, aber dieser Theil müsste bei dem scharfen ausgezeichneten Geruche des Aldehyds entdeckt werden können. Diess ist denn auch in der That der Fall. Ich habe den Essig aus der Fabrik, von welcher ich eben erwähnt habe, dass die Säurebildung abnahm, als man die Anzahl der Essigbilder in dem Locale vermehrte, genau untersucht und daraus die unzweifelhaftesten Beweise von der Gegenwart des Alde-

hyds erhalten; bei der Destillation dieses Essigs erhielt man eine Flüssigkeit, welche mit etwas Kali erhitzt, sich dunkelbraun färbte und bei Zusatz einer Säure Aldehydharz fallen liess; mit neutralem salpetersaurem Silberoxyd, bei Zusatz von etwas Ammoniak erwärmt, werden die Wände des Gefässes mit einem spiegelblanken Ueberzug von reinem metallischem Silber überzogen; und namentlich das erstere Mittel halte ich für ein sehr einfaches, sicheres und nie trügendes Mittel für den Fabricanten, den Zustand seiner Essigbilder zu prüfen. 2 Maas (4 Pfd.) Essig werden in einer Retorte, bei guter Abkühlung, der Destillation unterworfen, man lässt etwa $\frac{1}{16}$ Maas übergehen und erhitzt eine kleine Quantität des Destillats in einer Glasröhre mit etwas kaustischer Kalilauge; färbt sich die Flüssigkeit weingelb, gelb, gelbbraun, braun, dunkelbraun, so steht der Aldehydgehalt und damit der Essigverlust in demselben Verhältniss, wie diese Färbungen, und man hat bei dieser Gewissheit des Vorhandenseins des Aldehyds seine Aufmerksamkeit auf Vermehrung des Luftzugs in den Fässern durch Vergrösserung der obern Oeffnung oder durch Vermehrung des Luftzutritts zu dem Essiglocale zu richten. Man hält es für schwierig oder mit zu grossem Verlust verbunden, die Stärke des Essigs über einen gewissen Punct hinaus zu steigern, allein ich bin gewiss, dass man ihn zu jeder beliebigen Stärke erhalten kann, wenn man bei jedem neuen Aufguss eine kleine Quantität Branntwein zusetzt; aber hierbei ist es nöthig, dass die von aussen den Fässern zugeführte Luft bis zur Temperatur der Essigbilder erwärmt werde.

V.***Bereitungs-Methode des Atropin, der Atropasäure und des Blauschillerstoffs.*****Von****W. RICHTER *).**

Grob gepülverte Wurzel der Belladonna wird mit kaltem Wasser vollkommen erschöpft und dabei ganz verfahren, wie

*) Der Herr Verf. hat diese Arbeit ausgeführt, ohne von den Arbeiten seiner Vorgänger, Mein, Geiger und Hess Kenntniss zu haben. Da indessen die angegebene Bereitungsweise geionthümlich ist und mehrere Bemerkungen des Hrn. Verf. neu sind, so dürfte sich die Mittheilung seiner Arbeit hierdurch vollkommen rechtfertigen. D. H.

bei einem kalt zu bereitenden Extract. Diesen kalten Auszug erwärmt man hierauf bis zur Temperatur von 16 bis 24 Grad Reaumur, bringt ihn in ein hölzernes Gefäß, setzt die gehörige Quantität guter Bierhefe (auf 8 Pfd. Wurzel 1 Nüsel Hefe) zu, und unterwirft das Ganze der geistigen Gährung, wodurch der Zuckergehalt der Wurzel zerstört wird. Nach vollendeter Gährung, welche in 3 Tagen bei gehöriger schon angeführter Temperatur-Erhaltung erfolgt ist, filtrirt man das Ganze. Das Filtrat wird hierauf erhitzt bis zum Kochen, um die noch sich etwa in Mischung befindende Hefe und den eiweissartigen Stoff zum Gerinnen zu bringen, welche durch abermalige Filtration nach dem Erkalten vollends davon befreit werden. Das erhaltene Fluidum wird nunmehr abgedampft bis zur Mellagoconsistenz und dabei verfahren, wie bei der Bereitung eines narkotischen Extractes. Dieses Extract wird mit ätzender Ammoniak-Flüssigkeit (auf 8 Pfd. Wurzel 8 Unzen derselben) behandelt, aufgeschlossen und zersetzt, und mit höchst rectificirtem Weingeist (auf 8 Pfd. Wurzel 4 Pfd. Weingeist) einer 24stündigen Digestion unterworfen, nach welcher Zeit und wenn alles erkaltet, die geistige Flüssigkeit abgeseiht wird. Der geistige Auszug enthält das narkotische Princip mit seiner eigenthümlichen Säure, den Blauschillerstoff, welcher die Eigenschaft besitzt, mit Alkalien blau zu schillern, den im Wasser und Weingeist löslichen seifenartigen Extractivstoff nach Scheele, oder das Pseudotoxin nach Brandes, und die im Weingeist löslichen Kali- und Ammoniaksalze; im Rückstande verbleiben der gummöse Extractivstoff oder die Phytomakolla, nebst den ausgeschiedenen in Alkohol unlöslichen Kalisalzen und die Basen der zersetzten Erdsalze. Der Ersparniss an Aether wegen, weil man sonst zu viel zusetzen müsste, um das Pseudotoxin abzuschcheiden, zieht man den Weingeist durch Destillation von der erhaltenen geistigen Tinctur ab, und bringt den Rückstand im Wasserbade abermals bis zur Extractdicke. Das Extract versetzt man wieder mit (2 Unzen auf die angegebene Quantität Wurzel) Aetzammoniak-Flüssigkeit und behandelt es wie zuvor mit wenigem höchst rectificirtem Weingeist (1 Pfd. Spiritus Vini rectificatissimi). Nachdem sich durch Schütteln das Ganze vereinigt, setzt man das gleiche Gewicht des Weingeistes an Aether zu und schüttelt

flüchtig unter einander. Durch den Aetherzusatz wird, wie schon angeführt, das Pseudotoxin abgeschieden und sammelt sich zu Boden des Gefässes als eine dicke extractartige Materie, nebst den zuvor im Alkohol löslichen Salzen; in Auflösung über bleiben das Atropium, nebst seiner eigenthümlichen Säure, der Blauschillerstoff und etwas wenig Pseudotoxin und Farbstoff. Nachdem sich alles abgelagert, wird die fast wasserklare ätherisch-geistige Tinctur einer Destillation im Wasserbade unterworfen und Aether und Weingeist abgezogen. Der Rückstand vollkommen von Aether und Weingeist befreit, wird, wenn es nöthig, zur Syrupconsistenz mit Wasser gebracht, und nunmehr mit concentrirtem flüssigem Aetzammoniak überlassen und das Ganze wohl umgerührt. Hierdurch scheidet sich das Atropium als ein gelblich brauner Niederschlag aus, welcher nun noch mit Aetzammoniak-Flüssigkeit abgespült werden kann. In der ammoniakalischen Flüssigkeit, welche über dem Niederschlage des Atropin stand, ist enthalten die eigenthümliche Säure, an welche das Atropium gebunden war und der Blauschillerstoff, nebst einer geringen Spur Pseudotoxin und Farbstoff.

Das Atropium reinigt man, nachdem man es unter wenig Wasser im Wasserbade geschmolzen und dadurch von dem anhängenden Ammoniak befreit hat, indem man es mit seinem flüchtigen Gewicht destillirten Wassers erwärmt und nun mit einer höchst verdünnten Säure (z. B. einer Schwefelsäure, welche mit 19 Theilen destillirtem Wasser verdünnt ist) sättiget, so dass die Säure ein klein wenig vorwaltet, dem Ganzen aber noch $\frac{1}{4}$ Gewichtstheil des unreinen Atropii gut ausgewaschener Blutlaugenkohle zusetzt, wohl umrührt und das Wasser im Dampfapparat bis zum Kochen erhitzt. Hierauf wird das Ganze auf ein Filtrum gebracht. Das erhaltene wasserhelle Filtrat dampft man nunmehr bis zum Erscheinen von kleinen spiessigen Krystallen ab, welche Krystalle aber nicht constant sind, sondern sich nach dem Erkalten durch Rühren wieder zertheilen lassen. Die syrupsdicke schwefelsaure Atropiumlösung übergiesst man wieder mit Aetzammoniak und trennt das reine Atropium als einen vollkommen weissen Niederschlag ab. Wird das mit Aetzammoniak-Flüssigkeit gut ausgewaschene Atropium durch Schmelzen unter wenig heissem

32 Richter, über Atropin und Atropasäure.

Wasser vom noch anhängendem Ammoniak befreit, so besitzt es folgende Eigenschaften nach dem Erkalten.

Es hat eine wachsartige Consistenz, ist von weisser in Gelbe sich ziehender Farbe und in diesem Zustande frei von allem Geruch, und hat einen bitterlichen Geschmack. Es löst sich sehr schwer in Wasser auf. Die Auflösung in Wasser stellt nicht nur die Farbe des gerötheten Lackmuspapiers wieder her, sondern bräunt auch kräftig die gelbe Farbe des Curcumapapiers, welche Bräunung bei dem Trocknen des Papiers verschwindet, aber nach Befeuchtung mit Wasser abermals wieder hervorgerufen werden kann. Es löst sich leicht in Alkohol in fast jedem Verhältniss und die Auflösungen gestehen bei freiwilligem Verdampfen zu einem geleeartigen Körper, welcher sehr fest eine gewisse Portion Alkohol zurückzuhalten scheint. Es löst sich in Aether etwas schwieriger als im Weingeist, hält aber diesen nicht so fest zurück. Es schmilzt unter der Temperatur des kochenden Wassers, ohne zerstört zu werden; wird es aber über einer Lampe auf einem Platinblech erhitzt, so blähet es sich auf, stösst grosse Gasblasen aus, welche leicht Feuer fangen, macht wenig Kohle und verbrennt vollkommen, ohne den geringsten Rückstand. Es giebt in Verbindung mit Säuren neutrale Salze von nicht constanter Krystallbildung, die Krystalle scheinen alle wieder Wasser anzuziehen und das Ganze zerfliesst zu einer syrupsartigen Masse. Gerbsäure giebt damit einen in Wasser unlöslichen Niederschlag, welcher aber in Weingeist löslich ist. Bei vorsichtigem Erhitzen über den Kochpunct des Wassers ist ein grosser Theil sublimirbar, welcher sich ohne deutliche Krystallisation an das Gefäss gleich einem weissen dicken Rauche anlegt, während der Rest zerstört wird. Es ist der Stoff, welcher die Eigenschaft besitzt, die Pupille des Auges zu erweitern auf längere oder kürzere Zeit, je nachdem er stark oder verdünnt in dasselbe gebracht wird. Zwei Gran des Atropii mit verdünnter Schwefelsäure in Salzzustand verwandelt und die Auflösung einem Spitzhund eingegeben, brachten nach Verlauf einer Stunde mehrmaliges Erbrechen hervor, welches ausgebrochene das Thier aber wieder auffrass; in der zweiten Stunde erfolgten Afterausleerungen mit Begleitung von Winseln über Schmerzen, und Lähmung des Hintertheils des Körpers; in der

Letzten Stunde folgten Belängstigungen und Beklommenheit der Brust, welches sich kund that durch ein pfeifendes Ausstossen der Luft und schweres Athmen und das Unvermögen bei Anreizung zum Bellen; in der vierten Stunde bekam er grosse Neigung zum Schlafen, und lag die ganze Zeit ruhig; in der fünften Stunde erholte er sich wieder, bellte von freien Stücken, konnte aber noch nicht recht sicher auf den Hinterbeinen stehen. Er wurde hierauf zuletzt noch todtgeschlagen und fernerer Leiden enthoben.

Die Atropasäure, wie schon angeführt, erhält man, indem man die ammoniakalische Flüssigkeit, welche bei der Atropiumausfällung im Rückstande verblieb, durch Kochen und gelindes Abrauchen des Ammoniaks beraubt, ~~es~~ hierauf mit Kalihydrat sättigt, das Fluidum mit Thierkohle entfärbt, bis fast zur Trockne abraucht, mit verdünnter Schwefelsäure das atropasäure Kali versetzt, und das Ganze zur Krystallisation hinstellt. Es schießt dann die Atropasäure in langen zugespitzten Krystallen an. Ob eine eigenthümliche Säure ist, ist noch näher zu untersuchen, da ich aber so wenig erhielt, vermochte ich keine grossen und weitläufigen Untersuchungen anzustellen. Sie war flüchtig und war doch keine Benzoesäure, denn sie brachte nicht den charakteristischen Niederschlag der Benzoesäure mit Eisenoxydsalzen hervor.

Den Blauschillerstoff erhält man, indem man die zur Entfärbung des atropasäuren Kalis angewandte Kohle mit heissem Alkohol auszieht, das Ganze auf ein Filtrum bringt und das Filtrat im Wasserbade abraucht. Dieser Stoff sieht gelb aus im syrupartigen Zustande, und giebt keine Zeichen einer Krystallisation. Er löst sich in Alkohol, aber nicht in Aether, wohl aber in einem Gemisch von beiden, und hat die Eigenschaft, schwach blau zu schillern, welches Vermögen aber erhöht werden kann durch Zusatz von etwas Ammoniak. Er löst sich in Wasser mit gelber Farbe und schillert in's Blaue, wenn er vor dem durchfallenden Lichte durch einen Schatten machenden Körper geschützt wird, welches Vermögen durch Zusatz von irgend einem Alkali bedeutend erhöht wird. Auch über diesen Körper kann ich nicht mehr sagen, da mir zu wenig von ihm zu Gebote stand.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

Betrachtungen über die Raumverhältnisse der gebräuchlichsten für Holzfeuerung eingerichteten Glas-Ofen und Häfen.

Vom

Hüttenverwalter v. KIRN.

Unter allen Arten von Vorrichtungen zum Verschmelzen und Verarbeiten strengflüssiger Körper sind die Glas-Ofen die schwierigsten zu erbauen, wenn sie allen Anforderungen entsprechen sollen, die man an sie machen muss, da sich

- 1) nur unter Einwirkung sehr hoher Hitzgrade reines Glas von den zu den verschiedenen Gebrauchszwecken erforderlichen Eigenschaften bilden kann;
- 2) häufig Stoffe in den Glas-Ofen geschmolzen werden, welche sich zum Theil verflüchtigen, und in diesen hohen Temperaturen die Materialien, aus welchen der Ofen besteht, angreifen;
- 3) das Glas eine durchsichtige Masse ist, welche die kleinste Verunreinigung wenn nicht ganz unbrauchbar macht, doch den Werth derselben sehr vermindert;
- 4) in einem Glas-Ofen eine grosse Menge Brennmaterial angewendet wird, womit man möglichst sparsam zu verfahren sollte;
- 5) die Schmelzgefässe von Zeit zu Zeit ausgewechselt werden müssen, was mit Leichtigkeit, und ohne Nachtheil für dieselben und den Ofen geschehen muss;
- 6) bei der Glasfabrication eine Menge Neben-Arbeiten erforderlich sind, welche auch in höheren Temperaturen geschehen müssen, und wo möglich bei der abgängigen Arbeit des Glas-Ofens bewerkstelligt werden sollten.

Da beinahe jeder Glasfabricant diese Zwecke theils nach seinen Kenntnissen, theils nach der Localität, theils nach

Mitteln auf eine andere Art zu erreichen sucht, so sieht man ausserordentlich viele Formen von Glashäfen und Glas-Oefen, die mehr oder minder gelungen genannt werden können.

Obschon es sich indessen bei Einrichtung eines Glas-Ofens hauptsächlich darum handelt, in einem passend eingerichteten Raume in der kürzesten Zeit die möglichst grösste Masse Glas rein zu schmelzen, und die Erreichung dieses Zweckes grösstentheils von der richtigen Ermittlung der Raumverhältnisse des Ofens und der Häfen abhängt, so wird im Allgemeinen doch sehr wenige Rücksicht darauf genommen, und da sich hierüber auch in keinem Lehrbuche genügende Aufschlüsse finden, so glaube ich dem glashüttenmännischen Publicum einen Dienst zu erweisen, wenn ich eine für jeden Werkmeister verständliche Vergleichung der Raumverhältnisse der besseren Glas-Ofen-Einrichtungen veröffentliche. Es gibt zwar noch eine Menge andere Einrichtungen, die indessen nicht als Muster aufgestellt werden können, und deshalb hier übergangen werden.

Glashäfen.

Die Gefässe, in welchen das Glas geschmolzen wird, nennt man Glashäfen. Die Grösse und Form derselben hat auf den günstigen Betrieb einer Glashütte so bedeutenden Einfluss, dass es wesentlich ist, vor allem hierüber im Reinen zu sein, in welchem sich hiernach die Anordnung des Glasofens und die Zahl der anzustellenden Arbeiter richtet.

Grösse der Häfen.

Da die Glashäfen von Thon gemacht werden, der nicht nur durch das Austrocknen in der Stubentemperatur, sondern auch durch das Glühen in höheren Temperaturen schwindet, haben die Glashäfen in vier verschiedenen Zuständen vier verschiedene Maasse, und zwar:

- 1) nachdem sie aus weichem Thone gefertigt worden;
- 2) nachdem sie in der Trockenstube ausgetrocknet sind;
- 3) nachdem sie in dem Anwärmofen gebrannt sind;
- 4) nachdem sie einige Tage in der Glasofenhitze gestanden.

Obschon die Glashäfen bei dem Uebergange von dem ersten Zustand in den zweiten ihre Grösse bedeutend verändern,

so lässt sich hierüber nicht leicht eine Berechnung anstellen, weil diese Veränderung theils von dem mehr oder minder weichen Zustande des Thones bei dem Verarbeiten, theils von der Fettigkeit desselben, theils aber auch von dem mehr oder minder oft wiederholten Schlagen des in der Form stehenden Hafens sehr abhängig ist. Bei Fertigung der Form für die Häfen muss daher bloss die Erfahrung die Grösse der Schwindung angeben.

Das Schwinden des Hafens im Anwärmofen ist nicht sehr bedeutend, und da sich sehr viele Dimensionen der Glas-Ofen nach jenen der Häfen richten, so wird man immer gut thun, bei dem Glas-Ofen-Bau die Häfen in der Trockenstube zu messen, wenn sie daselbst vollkommen trocken geworden, und hiernach die Einsetz-Oeffnung, die Länge und Breite der Bänke, an welcher die Häfen stehen u. s. w. zu berechnen; es bekommt dann alles eine solche Weite, dass die Häfen ohne Zwang ein- und ausgebracht werden können, was wesentlich nöthig ist.

In dem Glas-Ofen schwinden die Häfen aber sehr bedeutend, und zwar um so stärker, je fetter der Thon war, an welchem sie gemacht wurden, und je heftigere Hitze im Glas-Ofen gegeben wird. Dieses Schwinden beträgt von $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{8}$ ihrer Grösse durch alle Dimensionen. Will man daher den Inhalt eines Hafens, wie er im Glas-Ofen steht, berechnen, so muss man, da der Hafen auch oben etwas abschmilzt, und derselbe auch nicht immer ganz oben vollgemacht werden kann, weil er selten ganz horizontal steht, alle Dimensionen des vollkommen trocknen Hafens mindestens um $\frac{1}{9}$ verkleinern, und hiernach den cubischen Gehalt berechnen. Da indessen alle Häfen nebst dem, dass sie sich verkleinern, ihre Gestalt mehr oder minder verändern, so wird diese Berechnung nur annähernd sein können.

In früheren Zeiten, wo man mit den gegenwärtig so sehr vervollkommeneten Einrichtungen noch nicht bekannt war, war man nicht im Stande, so grosse Massen Glas in einem Hafen rein zu schmelzen, wie diese wirklich geschieht. Die Glashäfen waren daher bedeutend kleiner, als die gegenwärtig gebräuchlichen, und für jeden Hafen wurde ein Arbeiter angestellt, welcher so lange arbeiten musste, bis derselbe leer war.

Als sich die Feuer-Einrichtungen mehr vervollkommeneten

urden die Häfen immer grösser, bis sich dadurch eine Grenze ergab, dass

- 1) die härteren Glassorten in zu grossen Häfen nicht mehr schmolzen;
- 2) die Kräfte der Arbeiter zum Leearbeiten der Häfen nicht hinreichten, und wenn diess der Fall gewesen wäre
- 3) die Arbeitszeiten sich gegenüber von den Schmelzzeiten zu sehr verlängerten, und
- 4) die Oeffnungen in den Glas-Oefen, durch welche die Glashäfen eingesetzt werden, eine der Dauerhaftigkeit des Ofens nachtheilige Grösse hätten erhalten müssen.

Die drei ersteren Beschränkungen treffen vorzüglich jene Häfen, in denen Masse zu kleineren Hohlglaswaaren geschmolzen wurde, weniger die Fensterglashäfen, wo auf einmal grössere Massen von weicherer Zusammensetzung verarbeitet, und daher die Häfen schneller geleert werden.

Obschon man nun in Frankreich und vielen Gegenden von Deutschland zu jedem Hafen zwei und nach Umständen drei Arbeiter anstellt, um die Arbeitszeiten durch Theilung der Arbeit möglichst abzukürzen, und für das Schmelzen Zeit zu gewinnen, so überschreitet man aus obigen Gründen doch nicht eine gewisse Grösse, und zwar

Bei Häfen, welche bestimmt sind:

zur Fabrication von Weissshohlglas		
für einen Arbeiter (einemännische Arbeit)	160	Pfund
für zwei Arbeiter (zweimännische Arbeit)	180	„
zur Fabrication von Fensterglas		
für Tafelarbeit	280	„
für Walzenarbeit	225	„
zur Fabrication von Halbmondglas und kleinen geblasenen Spiegeln		
	400	„

Nur an wenigen Orten wendet man Häfen von letzterer Grösse bei Bouteillen-Oefen an.

Form der Glashäfen.

Ohne Zweifel hatten früher alle Glashäfen die Form abgestutzter Kegel, da sich solche Häfen am leichtesten fertigen lassen, in der Schmelzhitze nicht leicht eine unregelmässige Form annehmen, und deshalb in der Regel länger in der Glas-

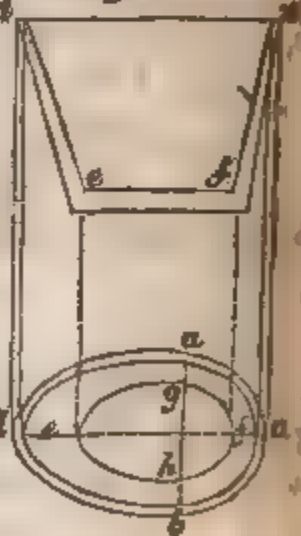
Mittheilungen

vorhanden zu erhalten, als Häfen von gleichem Material und an-
derer Form.

Obgleich waren aller Wahrscheinlichkeit nach alle Glas-
Häfen früher so eingerichtet, dass die Häfen durch eine beson-
dere in dem Schmelzraume angebrachte Oeffnung eingesetzt
wurden, da diess bei kleinen runden Häfen ziemlich leicht be-
wurzelt wird. Als aber die Häfen grösser wurden, und
man mit dem Brennmaterial sparsamer zu Werke gehen musste,
sah man für vortheilhafter, flache Häfen anzuwenden, und
solche durch die Feuergasse einzusetzen, mithin keine beson-
dere Einsetz-Oeffnung im Glasofen anzubringen. Die Weite
der Feuergasse musste sich daher nun nach der Weite der Hä-
fen richten, und da man bei einer möglichst engen Feuergasse
Brennmaterial zu ersparen glaubte, so verflachte man die Glas-
häfen in einigen Hütten dermaassen, dass der Horizontaldurch-
schnitt derselben ein Rechteck von sehr ungleichen Seiten vor-
stellte, von welchem die Ecken etwas abgeschnitten waren.
Obschon nun hierdurch obiger Zweck erreicht wurde, und über-
dem die Häfen sehr dicht neben einander gestellt werden konn-
ten, mithin möglichst wenig Raum im Ofen einnehmen, so
hatte diese dichte Stellung doch zwei Nachtheile; denn einm-
mal traf die Flamme die Häfen nur auf der schmalen Seite, und
dann gingen dieselben auch leicht dadurch zu Grunde, da
sie, wenn in alle zugleich kaltes Gemenge eingelegt wurde,
sich an den dicht an einander anliegenden Seiten erkalteten
und zersprangen. Es kommen deshalb immer die Häfen mehr
in Aufnahme, deren Horizontaldurchschnitt eine Eirundung hat
bei welcher der lange Durchmesser *ed* Fig. 1.
ungefähr nur $\frac{1}{3}$ länger ist, als der kurze
ab. Damit indessen der grösste Theil der
Glasmasse der Hitze möglichst ausgesetzt ist,
so liegt der Boden des Hafens nicht in der
Mitte der Oberfläche, sondern der Abstand
de ist grösser als *cf*, wo *abe* die dem
Feuer zugekehrte Seite ist.

Hierdurch entsteht zwischen dem Hafen
und der Ringmauer bei *de* ein Zwischenraum, *d*
der sich mit Flamme füllt, und bewirkt, dass
die Schmelzung an allen Stellen der Häfen

Fig 1



möglichst gleichförmig vor sich geht. Wie sehr diese Einrichtung dazu beiträgt, die Schmelzzeiten abzukürzen, ist jedem erfahrenen Schmelzmeister bekannt.

Bei der Wahl der Form der Glashäfen hat man indessen nicht blos die Form zu berücksichtigen, welche sie in der Trokenstube haben, da sich hiernach nur die Grösse der Einsetzöffnungen und der Bänke richtet, sondern vorzüglich ihren nutzbaren Raum, nämlich den hohlen Raum, welchen sie behalten, nachdem sie einige Zeit der Glasofenhitze ausgesetzt waren, weil nur dieser die Basis für eine Berechnung der Production eines Ofens sein kann. Nur allein der runde Hafen behält seine regelmässige Form bei dem Schwinden im Glasofen beinahe vollständig, wenn er überall verhältnissmässig stark gemacht worden. Sind die Seitenwände gegen unten schwach, so drückt die flüssige Glasmasse den Hafen unten etwas aus einander, so dass sein hohler Raum, der anfänglich ein abgestutzter Kegel war, sich mehr und mehr der Cylindrerform nähert, zugleich aber auch niedriger wird.

Je mehr der Hafen durch die Verflachung zweier Seiten von der runden Form abweicht, desto stärker wird der Druck der flüssigen Glasmasse auf die flachen Seiten; ein flacher Glashafen sucht daher immer in der Schmelzhitze wieder die runde Form anzunehmen, wenn er sich ungehindert ausdehnen kann. Dieser Ausdehnung werden aber dadurch Grenzen gesetzt, dass die Häfen möglichst nahe an einander gestellt werden, wodurch sie immer eine unregelmässige Form erhalten. Würde man diese Ausdehnung bei grösseren, namentlich höheren Häfen nicht beschränken, so würden dieselben von der flüssigen Glasmasse aus einander gedrückt werden. Vorzüglich aus diesem Grunde kann die ovale Form bei den Glashäfen nur bis zu einer gewissen Grösse derselben — nach meiner Erfahrung bis zu dem Gehalte von 250 Pfund geschmolzener Glasmasse — angewendet werden. Da nebst dem Häfen, welche die bezeichnete Grösse überschreiten, beinahe allein zur Fabrication von geblasenen Spiegeln und Halbmondglas angewendet werden, wo man auf einmal sehr grosse Massen aus dem Hafen nimmt, so wählt man hierzu auch aus dem Grunde runde Häfen, weil man bei denselben diese Glasmasse aufnehmen kann, ohne solche mit

den Wänden des Hafens in Berührung zu bringen, wodurch sie an Reinheit verlieren würde.

Nutzbarer Gehalt der Glashäfen.

Diesemnach kann der nutzbare Gehalt der Glashäfen, nach oben der innere Raum derselben, nachdem sie in der Schmelzhitze des Glas-Ofens eine bleibende Form und Grösse angenommen, nicht wohl aus der ursprünglichen Form und Grösse derselben abgeleitet, sondern nur durch Erfahrung ermittelt werden. Eine mehrjährige Erfahrung hat mich nun überzeugt, dass

- 1) der nutzbare Gehalt runder Häfen von der Form abgestutzter Kegel nach Abzug der oben angeführten Schwundung von $\frac{1}{9}$ in allen Dimensionen derselben in der Trockenstube ohne Anstand als ein Cylinder berechnet werden könne, dessen Durchmesser dem arithmetischen Mittel der obern und untern Durchmesser des hohlen Raumes des Hafens, und dessen Höhe der Höhe desselben gleichkommt. Bezeichnet man mithin den körperlichen Inhalt dieses Cylinders mit Z, das arithmetische Mittel der halben Durchmesser a b und a d Fig. 2. über Abzug von $\frac{1}{9}$ derselben für Schwundung mit H und das Verhältniss des Durchmessers zur Peripherie 100 : 314 $\approx 3,14$ mit π , so ist $Z = R^2 \cdot \pi \cdot H$;



- 2) der nutzbare Gehalt länglich runder Häfen Fig. 1, bei denen sich der grosse Durchmesser auf der Ober- und Grundfläche zu dem kleinen Durchmesser nahezu wie 3 : 2 verhalten, als ein Cylinder berechnet werden kann, dessen Durchmesser gleich ist der Summe der Durchmesser a b, e d, e f, g h dividirt durch die Zahl 5 und dessen Höhe der Höhe der Höhlung des Hafens über Abzug von $\frac{1}{9}$ für Schwundung gleichkommt. Sämmtliche Maasse müssen von dem Hafen in lufttrockenem Zustande genommen werden. R ist mithin hier $= \frac{ab + cd + ef + gh}{5 \cdot 2}$.

$$5 \cdot 2$$

Nimmt man nun das specifische Gewicht des Glases durch-

mittlich zu 8,5 und das absolute Gewicht des Wassers zu 50 Pfund per Cubikfuss an, so müsste nach oben S. 37

1. der Weissglashafen für einen Arbeiter	1,28 Cub.'
2. „ „ „ zwei „	1,44 „
3. „ Fensterglashafen für Tafelarbeit	2,24 „
4. der Fensterglashafen für Walzenarbeit	1,92 „
5. der Spiegel- und Halbmondglashafen	3,20 „

halten, nachdem er im Glas-Ofen gehörig geschwunden.

Um nun aus diesem gefundenen nutzbaren Raume der Glashafen die Grösse derselben in dem getrockneten Zustande zu finden, ist folgende Berechnung nöthig, und zwar bei den

Runden Häfen.

Von den vorstehenden 5 Gattungen Häfen haben die mit den Zahlen 1, 3 und 5 bezeichneten beinahe immer die runde Form. Den cubischen Gehalten derselben entsprechen nahezu Cylinder von

Nro. 1. — 14" Höhe 11 1/2" Durchm., mithin ist $Z=1,45$ Cub.'
Nro. 3. — 17" „ 13 1/2" „ „ „ $Z=2,43$ „
Nro. 5. — 20" „ 15" „ „ „ $Z=3,53$ „

Diese Maasse sind deshalb etwas grösser angenommen, weil immer Glas im Hafen zurückbleibt, welches nicht wohl herausgearbeitet werden kann.

Da nun hier der Raum der Häfen durch Cylinder ausgedrückt ist, und die Form abgestutzter Kegel erhalten sollte, so kann man der Einfachheit wegen annehmen, dass obige Durchmesser aus den arithmetischen Mitteln des obern und untern Durchmesser des zu berechnenden abgekürzten Kegels entstanden seien, und zwar

bei Nro. 1. aus — : 13 1/3" obern Durchm. 9 1/2" untern Durchm.
bei Nro. 3. „ — : 16" „ „ 11" „ „
bei Nro. 5. „ — : 18" „ „ 13" „ „

Zu diesen Dimensionen des hohlen Raumes ist zu addiren die Schwundung derselben mit 1/9 und die Dicke der Hafenwände und des Bodens bei

Nro. 1.

	oberer Durchm.	unterer Durchm.	Höhe
	— : 13,5"	9,5"	14,0"
hierzu $\frac{1}{8}$ Schwundung	— : 1,7"	1,2"	1,8"
Thonstärke	— : 2,0"	3,3"	1,6"
Summa	17,2"	13,9"	17,4"

Nro. 3.

	— : 16,0"	11,0"	17,0"
hierzu $\frac{1}{8}$ Schwundung	— : 2,0"	1,4"	2,1"
Thonstärke	— : 2,0"	3,6"	1,8"
Summa	20"	16"	20,9"

Nro. 5.

	— : 18,0"	12,0"	20,0"
hierzu $\frac{1}{8}$ Schwundung	— : 2,3"	1,5"	2,5"
Thonstärke	— : 2,4"	4,0"	2,0"
Summa	22,7"	17,5"	24,5"

woraus denn die verschiedenen Abmessungen der Glas-Oefen, welche diese Häfen aufnehmen sollen, berechnet werden können.

Ovale Häfen.

Da hauptsächlich nur Häfen von der Bestimmung und Grösse Nro. 2 und 4 von dieser Form gemacht werden, sind die Dimensionen derselben im getrockneten Zustande hiezu zu bestimmen. Um diesen Zweck zu erreichen, muss man nach oben S. 41 diesen Dimensionsverhältnissen entsprechende Durchmesser suchen, welche bei dem Hafen Nro. 2 zusammen addirt, und mit der Zahl 5 dividirt der Zahl 12, bei dem Hafen Nro. 4 der Zahl 14 nachher entsprechen, wenn die Tiefe der ersteren nahe zu 14", bei letzteren nahe zu 17" beträgt.

Da ovale Häfen in der Glasofenhitze immer die runde Form anzunehmen streben, so vergrössert sich ihr Inhalt im Glasofen. Die Verkleinerung des Hafens durch Schwundung des Thons gleicht sich daher ziemlich durch diese Inhaltsvergrösserung aus, weshalb nur eine Schwundung der Höhe in Berechnung gebracht werden darf. Hiernach ist bei

Nro. 3.

	der obere grosse	obere kleine Durchmesser	untere grosse	untere kleine	Höhe.
	— : 22"	13"	14"	9"	14,6"
hierzu $\frac{1}{8}$ Schwindung					1,8"
Thonstärke	— : 2"	2"	3"	3"	1,6"
Summa	24"	15"	17"	12"	18"
Cylinder hieraus : 1,54 Cub.'					

Nro. 4.

	— : 22"	13"	14"	9"	18"
hierzu $\frac{1}{8}$ Schwindung					2,2"
Thonstärke	— : 2"	2"	3,6"	3,6"	1,8"
Summa	24"	15"	17,6"	12,6"	22"
Cylinder hieraus 1,90 Cub.'					

wonach sich auch die Dimensionen des Ofens ergeben.

Glas - Oefen.

Die Oefen, in welchen die Stoffe, aus denen sich das Glas bildet, verschmolzen und die flüssige Glasmasse verarbeitet wird, nennt man Glas - Oefen.

Die Grösse und Form derselben, so wie ihre innere Einrichtung wird von der Form, Zahl und Grösse der Glashäfen abgeleitet, die in denselben aufgestellt werden sollen. Obschon sie hiernach sehr verschiedene Grösse und Form erhalten, lassen sich doch bei allen Glas - Oefen drei wesentlich verschiedene Räume unterscheiden, und zwar

- 1) der Feuerraum, nämlich der Raum, welcher die Feuerheerde enthält,
- 2) der Schmelzraum, welcher die Schmelzgefässe enthält,
- 3) der Kuppenraum, welcher sich über den Schmelzgefässen befindet und durch die Kuppe eingeschlossen ist.

Die verschiedenen Gattungen von Oefen lassen sich dadurch in zwei Hauptabtheilungen bringen, dass man unterscheidet, ob in denselben

die Häfen rings um die Oeffnung stehen, durch welche

die Flamme aus dem Feuerraume in den Schmelzraum einströmen oder ob

solche auf beiden Seiten der Einströmungs-Oeffnung angeordnet sind.

Erstere Oefen haben durchgehends eine runde oder ovale Form und runde Häfen, und sind vorzüglich in Böhmen, Bayern und Oesterreich gebräuchlich; letztere sind immer viereckig und enthalten grösstentheils ovale Häfen und sind beinahe durchgehends in Frankreich und Süddeutschland eingeführt. Bei ersteren werden die Häfen durch eine besondere Oeffnung in den Schmelzraum, bei letzteren durch die Feuergasse in den Schmelzraum gebracht.

Da sich die Oefen von der ersten Art nicht nur in ihren Dimensionsverhältnissen, sondern auch in ihrer Wirksamkeit wesentlich von letzteren unterscheiden, so sollen solche nach ihrem Hauptvaterlande im Verlaufe dieser Abhandlung durch die Benennung *Böhmische* und *Französische* Oefen bezeichnet werden.

Es sind somit 9 verschiedene Einrichtungen näher zu betrachten, und zwar:

Runde Oefen.

- 1) Für Weissglas mit 8 runden Häfen,
- 2) für Fensterglas mit 6 runden Häfen,
- 3) für Spiegel- und Halbmondglas mit 6 runden Häfen.

Ovale Oefen.

- 4) Für Weissglas mit 8 runden Häfen,
- 5) für Fensterglas mit 6 runden Häfen,
- 6) für Spiegel- und Halbmondglas mit 6 runden Häfen.

Viereckigte Oefen.

- 7) Für Weissbühlglas mit 10 ovalen Häfen,
- 8) für Fensterglas mit 8 ovalen Häfen,
- 9) für Spiegel- und Halbmondglas mit 6 runden Häfen.

Die Raumverhältnisse dieser Oefen sind nach ihren Hauptabtheilungen folgende:

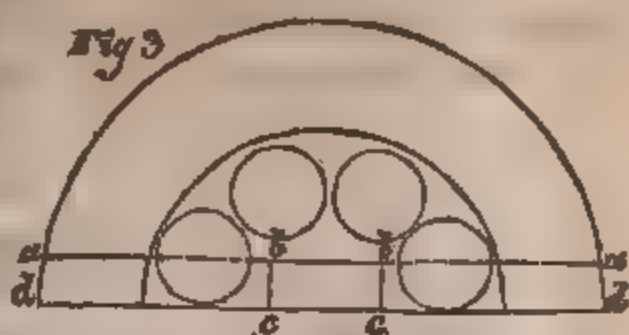
I. Der Feuerraum.

Es wird sehr wenige Glasöfen mehr geben, in welchen nur von einer Seite eingeschürt wird, da sich hierdurch keine Hitze hervorbringen lässt, welche an allen Stellen des Ofens gleich wirksam ist. Es ist daher hier nur von solchen Oefen die Rede, welche eine doppelte Feuerung haben.

Diesen Oefen liegen sich immer die Feuerherde *abcd* einander gegenüber.

bbcc wird die Schmelzöffnung genannt, und liegt $\frac{1}{2}$ tiefer als die Schmelzfläche, damit sich in der Vertiefung das Glas sammeln kann, welches

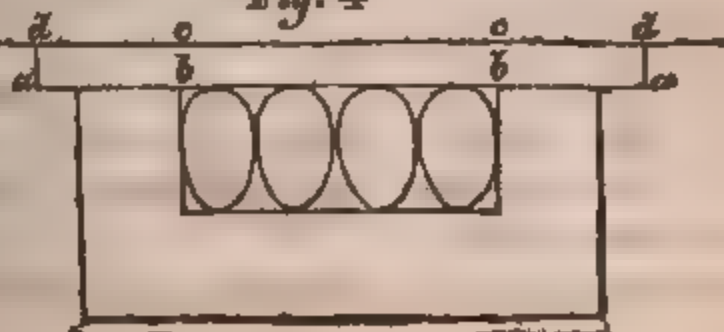
Fig. 3



der Asche des Brennmaterials durch das Abschmelzen und durch das Schadhaftwerden oder Ueberfüllen der Schmelzöffnung entweicht. Die Länge der Thonne richtet sich immer nach der Einströmungs-Oeffnung, welche von dem Feuerherde zum Schmelzraum führt. In Böhmisches Oefen ist solch lang, dass die Flamme ungehindert in den Schmelzraum strömen kann. Bei Französischen Oefen ist dieselbe kürzer, als der ganze Schmelzraum. Bei ersteren strömt die Flamme in der Mitte des Kreises, welchen dieselbe im Schmelzraum, empor, berührt sie an einem kleinen Theile ihrer Basis, stösst sich dann oben an der Kuppe und berührt dann die Oberfläche derselben. Bei den Französischen Oefen ist die Öffnung aber auch der Berührung der Flamme im Schmelzraum sehr ausgesetzt, nebst dem dass sie im Schmelzraum von ihr getroffen werden. Bei den Böhmisches Oefen ist der Feuerraum Fig. 3. *aadd* unter den Bänken hin, auf welchen die Häfen stehen, und hat zur Länge den Durchmesser der Häfen, die Breite und Höhe desselben richtet sich aber nach der Art und Beschaffenheit des Brennmaterials, welches darin verbrannt werden soll. Der Feuerraum *aadd* ist mit der Schmelzöffnung *bbcc* ganz überwölbt. Den überwölbten Raum nennt man die Schiergewölbe, von den Bänken, auf welchen die Glashäfen stehen, den Raum die Feuerkammer.

Bei den Französischen Oefen ist der Feuerraum gewöhnlich länger, als der Theil des Ofens, weil die

Fig. 4



Heerde $a b c d$ länger sind, als die Dicke der Ringe beträgt, und die Thonne $c c b b$ die Länge des Schmelzraumes hat. Die Schiergewölbe reichen bei diesen Oefen nie in den Schmelzraum, da die Einströmungs-Oeffnung wie die Thonne genau die Länge desselben hat. Damit die Häfen ohne Anstoss in und aus dem Ofen gebracht werden können, muss die Feuer-gasse eine solche Weite, und die Schiergewölbe eine solche Höhe haben, dass solche nirgend streifen oder zwängen. Grösse der Häfen muss daher mit jener des Ofens in einem gewissen Verhältnisse stehen, damit nicht der Feuerraum im Verhältniss des Schmelzraumes zu gross wird, wobei zu bemerken ist, dass ovale Häfen stehend, runde Häfen aber liegend in den Ofen gebracht werden.

Bei den Böhmischen Oefen muss die Bankhöhe gleich sein der Summe aus der Höhe der Schiergewölbe, der Dicke der Gewölbsteine und der Dicke der Thonplatten, auf welchen die Häfen unmittelbar stehen, den *Bankplatten*. Weil die Schiergewölbe unter den Bankplatten angebracht sind, und die Häfen zum Theil über denselben stehen, dieselben müssen deshalb auch sehr stark sein. Die Höhe der Bänke der Französischen Oefen wird aber bloss durch die Erfahrung bestimmt, in welcher Höhe die Hitze die Glashäfen am stärksten trifft.

Unter den Heerden ist wie bei anderen Feuerungen ein Aschenfall angebracht, welcher mit denselben in sehr vielen nicht nur Böhmischen, sondern auch Französischen Hütten durch eine mehr oder minder grosse viereckige Oeffnung in Verbindung steht, so dass nicht nur Asche, sondern auch sehr viele Kohlen in den Aschenraum fallen, und hier nutzlos verbrennen. Da in den Böhmischen Oefen der Feuerraum viel kürzer als in den Französischen, so sammeln sich oft zu viele Kohlen in demselben an, besonders wenn das Holz nicht recht trocken ist. Man lässt daher häufig die Aschenfallgewölbe unter dem ganzen Ofen durchlaufen, und bringt in der Mitte der Thonne eine dritte Oeffnung an, durch welche Kohlen abfallen, und die Luft einströmen kann. In neuerer Zeit wird indessen die Anwendung der Roste immer allgemeiner.

Der Feuerraum besteht hiernach in allen Glas-Oefen aus folgenden Theilen:

- 1) dem Raume $b b c c$ Fig. 3. und 4. zwischen den Schier-

wölben und den Bänken. Dieser bildet immer ein Parallelepipedum, dessen Länge und Breite jener der Einströmungs-Oeffnung, die Höhe aber der Bankhöhe gleichkommt. Der körperliche Inhalt desselben soll mit A. bezeichnet werden;

f) aus dem Raume in den Schiergewölben. Dieser lässt sich als aus folgenden Körpern zusammengesetzt ansehen und berechnen:

- a) einem Parallelepipedum, das zu seiner Länge die Länge des Schiergewölbes $2ab$, zu seiner Breite die Breite der Feuergasse $2be$ und zu seiner Höhe die Höhe der Windenlagen des Schiergewölbes hat. Dieser Körper soll mit B. bezeichnet werden;
- b) einem halben Parallelepipedum, dessen Länge und Breite der Länge und Breite des Körpers B. entspricht, dessen Höhe aber dem Abstände des Gewölbes von dem Körper B. an seiner Ausmündung in den Raum K. gleichkommt. Dieser Körper wird durch die Steigung des Gewölbes gegen innen gebildet, und soll C heissen.
- c) Das Schiergewölbe selbst kann dieser Steigung ungeachtet ohne grossen Fehler als ein Halb-Cylinder berechnet werden, dessen Länge der Länge des Schiergewölbes ab , dessen Durchmesser aber der Breite desselben $2be$ gleichkommt. Dieser Körper soll D. heissen.

Die gebräuchlichsten Maasse der verschiedenen Theile des Kesserraumes sind folgende, und zwar:

Nro. des Ofen	Körper A.			Körper B.			Körper C.			Körper D.	
	lang	breit	hoch	lang	breit	hoch	lang	breit	hoch	lang	Durchmess.
	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll
Nro. 1.	25	18	34	45	18	8	45	18	3	45	18
Nro. 2.	25	18	34	45	18	8	45	18	3	45	18
Nro. 3.	25	20	34	45	20	8	45	20	3	45	20
Nro. 4.	25	18	34	45	18	8	45	18	3	45	18
Nro. 5.	25	18	34	45	18	8	45	18	3	45	18
Nro. 6.	30	20	34	45	20	8	45	20	3	45	20
Nro. 7.	75	17	22	25	17	19	25	17	3	25	17
Nro. 8.	60	17	22	25	17	19	25	17	3	25	17
Nro. 9.	71,4	25	18	25	25	12,5	25	25	3	25	25

Hiernach ist

bei dem Ofen Nro. 1, 2, 4 und 5

der Körper A = 25. 18. 34. = 15,300 Cub.

B = 45. 18. 8 = 6480.

für 2 Schiengewölbe = 12,960 „

C = 45. 18. 3.
2 = 1,915.

doppelt genommen = 2,430 „

D = 9₂. 3,14. 45
2 = 5773.

doppelt = 11,446 „

Summa 42,136 Cub.

Bei dem Ofen Nro. 3. ist

der Körper A = 25. 20. 34. = 17,000 Cub.

B = 45. 8. 20. 2 = 14,400 „

C = 45. 20. 3. = 2,700 „

D = 10₂. 3,14. 45. = 14,130 „

Summa 48,230 Cub.

Bei dem Ofen Nro. 6. ■

der Körper A = 30. 20. 34. = 20,400 Cub.

B = 45. 8. 20. 2 = 14,400 „

C = 45. 20. 3. = 2,700 „

D = 10₂. 3,14. 45. = 14,130 „

Summa 51,630 Cub.

Bei dem Ofen Nro. 7. ist

der Körper A = 75. 22. 17. = 28,050 Cub.

B = 25. 19. 17. 2 = 16,150 „

C = 25. 17. 3. = 1,275 „

D = 8,5₂. 3,14. 25. = 5,672 „

Summa 51,147 Cub.

Bei dem Ofen Nro. ■ ist

der Körper A = 60. 20. 17. = 20,400 Cub.

B = 25. 23. 17. 2 = 19,550 „

C = 25. 17. 3. = 1,275 „

D = 85. 3,14. 25. = 5,672 „

Summa 46,897 Cub.

Bei dem Ofen Nro. 9. ist

$$\text{Körper A} = 71,4. 25,0. 18,0. = 32,130 \text{ Cub.}'$$

$$\text{B} = 12,5. 25,0. 25,0. 2 = 16,150 \text{ „}$$

$$\text{C} = 25. 25. 3. = 1,875 \text{ „}$$

$$\text{D} = 12,5. 3,14. 25. = 9,812 \text{ „}$$

$$\text{Summa } 59,967 \text{ Cub.}'$$

II. Der Schmelzraum.

Obschon nicht nur der Raum des Ofens bis zu der Ober-
der Häfen, sondern auch der Raum in dem Kuppelge-
als Schmelzraum anzusehen ist, so halte ich doch für
essen, von jenem besonders zu sprechen.

Der Schmelzraum, von welchem hier die Rede ist, ist
der Raum, in welchem die Häfen aufgestellt sind. Der
ontaldurchschnitt desselben hat in den Böhmischen Oefen
unde oder länglich runde Form, in den Französischen Oe-
ie Form eines Rechtecks. Hinter den Häfen erweitert
dieser Raum gegen unten bei beiden Gattungen von

etwas, damit sich die
bei abc Fig. 5 hinter
ben herumziehen kann,
ch das Schmelzen
befördert wird.

Dieser Raum ist daher
inden Oefen ein ab-
zter Kegel, bei ova-
fen ein abgestutzter
nebst einem Prisma

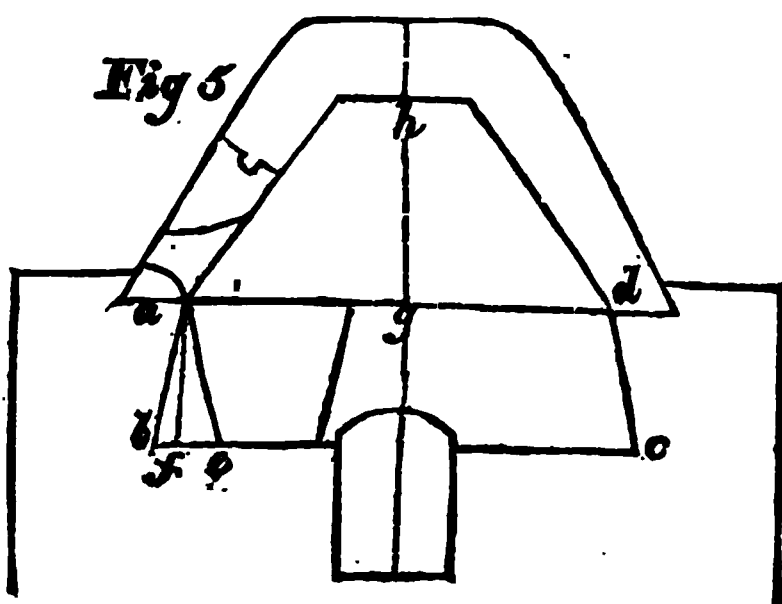
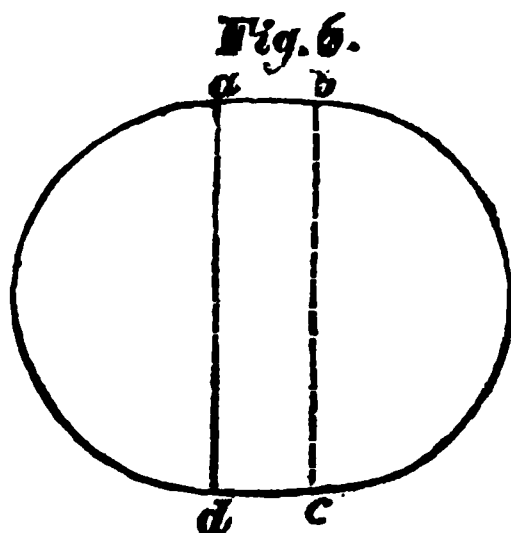


Fig. 6, welches Fig. 5 die
fläche abcd, und zur Höhe, die
nung ab Fig. 6 hat. Bei vierek-
Oefen ist der ganze Schmelzraum
isma, welches zu seiner Grundflä-
ig. 5. die Figur a b c d und zu
Höhe die Länge des Schmelzrau-
at.



ie Form und Grösse dieses Raumes wird beinahe gänz-
urch die Form und Grösse der in demselben aufgestellten

Häfen bestimmt, und hat daher bei den oben verzeichneten Ofen folgende Maasse:

	Prisma (Fig. 5.)					Abgestutzter Kegel			
	a d	b c	Mittel hieraus	a f	Höhe	oberer Durchmess.	unt. Durchmess.	Mittel hieraus	
	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll	Zoll
Nr. 1.						70	76	73	12
Nr. 2.						70	70	73	12
Nr. 3.						80	88	84	12
Nr. 4.	60	66	63	17,4	15	60	66	63	12
Nr. 5.	60	66	63	20,9	15	60	60	63	12
Nr. 6.	66	74	70	24,5	20	66	74	70	12
Nr. 7.	65	71	68	18	75				
Nr. 8.	65	71	68	22	60				
Nr. 9.	70,4	78,6	74,5	24,5	68,1				

wobei ich bemerke, dass der Einfachheit wegen der abgestutzte Kegel als Cylinder berechnet wird, der zum Durchmesser arithmetische Mittel des obern und untern Durchmessers des Kegels hat.

Hiernach ist bei dem Ofen

Nro. 1.	36,5 ² .	3,14.	17,4.	=	72,785	Cub.
Nro. 2.	36,5 ² .	3,14.	20,9.	=	87,414	"
Nro. 3.	42 ² .	3,14.	24,5.	=	135,705	"
Nro. 4.	31,5 ² .	3,14.	17,4	=	54,213	Cub.
	63.	17,4.	15	=	16,443	
				=	70,656	"
Nro. 5.	31,5 ² .	3,14.	20,9.	=	65,117.	
	63.	20,9	15	=	19,750	
				=	84,867	"
Nro. 6.	35 ² .	3,14.	24,5.	=	94,240.	
	70.	20.	24,5.	=	34,300.	
				=	128,540	"
Nro. 7.	75.	68.	18.	=	91,800	"
Nro. 8.	60.	68.	22.	=	89,760	"
Nro. 9.	68,1.	74,5.	24,5.	=	124,299	"

III. Der Raum in der Kuppe.

Dieser kommt, wenn man die Arbeits-Oeffnungen mit rücksichtigt, bei runden Ofen einer Halbkugel von dem Durchmesser des Ofens in der Höhe ad Fig. 5 sehr nahe, und kann im Durchschnitt auch so berechnet werden.

Der Raum in der Kuppe eines ovalen Ofens ist gleichzusetzen einer Halbkugel von dem Durchmesser ad Fig. 6 in der Höhe ad Fig. 5, welche mit K bezeichnet werden soll, und einem halben Cylinder von demselben Durchmesser, und der Höhe ab Fig. 6, welcher mit Z. bezeichnet wird.

Der Kuppenraum eines viereckigten Ofens wäre als eine abgestutzte vierseitige Pyramide zu berechnen, welche zu ihrer Basis die Weite des Ofens in der Höhe ad Fig. 5., zu ihrer obern Abschnittfläche die obere Weite der Kuppe, und zu ihrer Höhe die Höhe gh hat, wenn nicht die Erfahrungen, welche man in Beziehung auf das Abfließen der an dem Gewölbe entstehenden Schlacken gemacht, und die Anlegung der Arbeitsöffnungen einige Unregelmässigkeiten bei diesem Raume veranlassen würden. Nach vielfältigen Beobachtungen, welche ich über diesen Gegenstand angestellt, wird man der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man das arithmetische Mittel der obern und untern Länge dieses Raumes mit dem arithmetischen Mittel der obern und untern Breite desselben, das Product hieraus mit der Höhe multiplicirt, und die sich ergebende Zahl von Cubikfuss um $\frac{1}{3}$ vergrössert.

Die Form und Grösse dieses Raumes richtet sich grösstentheils nach den Abmessungen des Schmelzraumes, wonach folgende Maasse als die gewöhnlichen angenommen werden können.

	Kugel	Cylinder		Abgestutzte Pyramide						
		Durchmesser	Höhe	Länge der Grund- und Oberfläche		Mittel hieraus	Breite der Grund- und Oberfläche		Mittel hieraus	Höhe
1.	70									
2.	70									
3.	80									
4.	60	60	15							
5.	60	60	15							
6.	66	66	20							
7.				75	45	60	65	17	41	30
8.				60	36	48	65	17	41	III
9.				68,1	41,4	54,7	70,4	25	47,7	III

Hiernach ist bei dem Ofen

Nro. 1.	$\frac{4. 35^3. 3,14.}{3. 2.}$	= 89,751 Cub.
Nro. 2.	Ebenso	= 89,751 „
Nro. 3.	$\frac{4. 40^3. 3,14.}{3. 2.}$	= 133,973 „
Nro. 4. K=	$\frac{4. 30^3. 3,14}{3. 2.}$	= 56,520.
	$\frac{Z=30^2. 3,14. 15}{2.}$	= 21,495
		= 78,015 „
Nro. 5.	Ebenso	= 78,015 „
Nro. 6. K=	$\frac{4. 33^3. 3,14}{3. 2.}$	= 75,228.
	$\frac{Z=33^2. 20. 3,14}{2.}$	= 34,195
		= 109,423 „
Nro. 7.	$60. 41. 30 = 73,8 + \frac{73,8}{8}$	= 83,025 „
Nro. 8.	$48. 41. 30 = 59,04 + \frac{59,04}{8}$	= 66,420 „
Nro. 9.	$54,7. 47,7. 30 = 78,275 + \frac{78,275}{8}$	= 88,060 C.

und nun lässt sich berechnen, wie viel leerer Raum in jeder dieser Oefen bleibt, wenn man die Gehalte der Glashäfen, die sie im Glas-Ofen stehen, mithin *nach Abzug der obenbemerkten Schwundung*, von dem hohlen Raume der Glas-Oefen, welchen sie stehen, abzieht. Die oben näher beschriebenen Häfen haben folgende cubische Gehalte:

1. Die runden Weissglashäfen.

$$\text{hier ist } \left(\frac{15,5 + 12,7}{4} \right)^2 3,14. 15,6 = 2,435 \text{ C. u. 8 Häf.} = 19,480$$

2. Die runden Fensterglashäfen.

$$\left(\frac{18 + 14,6}{4} \right)^2 3,14. 18,8 = 3,922 \text{ Cub. und 6 Häf.} = 23,532 \text{ C.}$$

3. Die runden Spiegelhäfen.

$$\left(\frac{20,4 + 16}{4} \right)^2 3,14. 22 = 5,721 \text{ Cub. und 6 Häf.} = 34,326 \text{ C.}$$

4. Die ovalen Weissglashäfen.

$$\left(\frac{24+15+17+12}{5 \cdot 2} \right)^2 3,14 \cdot 16,2 = 2,352 \text{ C.}' \text{ u. } 10 \text{ Häf.} = 23,520 \text{ C.}'$$

5. Die ovalen Fensterglashäfen.

$$\left(\frac{24+15+17,6+12,6}{5 \cdot 2} \right)^2 3,14 \cdot 19,8 = 2,978 \text{ C.}' \text{ u. } 8 \text{ H.} = 23,824 \text{ C.}'$$

Die cubischen Gehalte der ganzen Glas-Oefen betragen:

	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
Ofenraum	42,136	42,136	48,230	42,136	42,136	51,630	51,147	46,897	59,967
Schmelzraum	72,785	87,414	135,705	70,656	84,867	128,540	91,800	89,760	124,299
Raum in der Kuppe	89,751	89,751	133,973	78,015	78,015	109,423	83,025	66,420	88,060
Summa	204,672	219,301	317,908	190,807	205,018	289,593	225,972	203,077	272,326

Die Gehalte der zu diesen Oefen gehörigen Häfen betragen:

19,480 23,532 34,326 19,480 23,532 34,326 23,520 23,824 34,326

somit verhält sich der Raum, den die Häfen einnehmen, zu dem hohlen Raume des Ofens wie

1:10,5 1:9,3 1:9,3 1:9,8 1:8,7 1:8,4 1:9,4 1:8,4 1:7,9

Aus dieser Darstellung geht nun hervor:

- 1) dass runde und ovale Oefen viel längere Schiengewölbe und höhere Bänke haben, als viereckigte, da
- 2) die ersteren unter den letzteren hinziehen, und somit
- 3) die Häfen zum Theil auf diese Gewölbe gestellt werden müssen.
- 4) Sollen runde und ovale Oefen keinen unverhältnissmässig grossen hohlen Raum enthalten, so muss die Einströmungs-Oeffnung für die Flamme in den Schmelzraum bei ersteren ein Quadrat, bei letzteren ein Oblong sein, das nur gerade die Flamme fassen kann.
- 5) Je mehr Häfen in den Ofen gestellt werden, desto mehr entfernen sich solche von der Einströmungs-Oeffnung, desto mehr unnützer Raum entsteht daher in dem Ofen, und desto weniger trifft die einströmende Flamme die Seitenwände der Häfen.
- 6) Bei dem runden Ofen bieten die Häfen der einströmenden Flamme die wenigste Fläche dar; je mehr der Ofen die längliche Form annimmt, desto grösser wird die Fläche der Häfen, welche von der einströmenden Flamme berührt werden kann. Bei viereckigten Oefen ist diess am meisten der Fall.

- 7) Runde Oefen haben den grössten, viereckigte den kleinsten leeren Raum.
- 8) Oefen mit vielen kleinen Häfen haben mehr leeren Raum als Oefen, die mit wenigen grossen Häfen besetzt sind.
- 9) Bei runden und ovalen Häfen strömt die Flamme durch die kleine Oeffnung zwischen den hohen Bänken gerade empor, bricht sich an der Kuppe, und berührt die Häfen hauptsächlich nach dieser Brechung, wo im Gegentheil bei viereckigten Oefen die Häfen auf niedrigen Bänken gerade in der emporsteigenden Flamme stehen, und von solcher noch einmal getroffen werden, nachdem sie sich an der Kuppe gebrochen hat.
- 10) Haben die Schiengewölbe bei runden und ovalen Oefen von dem Drucke der darauf stehenden Häfen, von dem unvermeidlich sich darauf ansammelnden Glase, und von der darin concentrirten Hitze sehr viel mehr zu leiden, als bei viereckigten Oefen, wo die Schiengewölbe keine Last tragen haben, von keiner Glasmasse angegriffen werden, und die Flamme ganz ungehindert in den Schmelzraum strömen kann.
- 11) Müssen runde und ovale Oefen eine besondere Oeffnung zum Einsetzen der Häfen im Schmelzraume erhalten, wodurch ihre Dauerhaftigkeit vermindert wird.
- 12) Müssen in den runden und ovalen Oefen die schadhaften Häfen zerschlagen, die daranstehenden Häfen nachgerückt, und die neuen Häfen zunächst an die Einsatz-Oeffnung gestellt werden, wo bei viereckigten Oefen der schadhafte Hafen ganz aus dem Ofen gebracht, und der neue sogleich an die Stelle gestellt werden kann, wo der abgängige weggenommen worden.

Dieser Thatsachen ungeachtet findet man noch immer eben so viele runde und ovale, als viereckigte Oefen, obschon die Erfahrung beweist, dass letztere bei dem nämlichen Holzverbrauch viel kürzere Schmelzzeiten für die nämlichen Glasschmelzen zulassen, und weit längere Campagnen machen, als letztere.

2. Ueber die Emailmalerei.

Von

ALFRED ESSEX.

(Im Auszuge aus Lond. and Edinb. phil. Journ. and phil. Magaz.
3. ser. June 1837.)

Die Abhandlung über Glasmalerei, welche in diesem Journal Bd. X, S. 112 mitgetheilt wurde, bestimmt mich zu Mittheilung einer kurzen Nachricht über die mit jener in naher Verbindung stehende Emailmalerei.

Es sei mir vorher gestattet, ein paar Bemerkungen über Glasmalerei mitzutheilen.

Cooper bemerkt in der Abhandlung über die Zusammensetzung des alten Rubinglases*), der vorzüglichste Unterschied zwischen altem und neuem Rubinglase bestehe darin, dass jenes ein hartes und strengflüssiges Crownglas zur Basis habe; das letztere aber Flintglas. Dless gilt noch jetzt (Cooper schrieb 1824), und man kann hinzufügen, dass das neue Rubinglas noch noch in anderer Hinsicht dem alten nachstehe; während nämlich das letztere der Hitze des Glasofens ausgesetzt, seine Farbe unverändert beibehält, so leidet das erstere dabei beträchtlich und wird bisweilen fast schwarz. Die Wichtigkeit dieses Umstandes ist einleuchtend, wenn man erwägt, dass zu Folge desselben es unmöglich ist, auf neues Rubinglas zu malen, da die zum Einschmelzen der Farben nöthige Hitze dasselbe verderben würde. Um diese Schwierigkeit zu umgehen, nehmen die neueren Künstler zu folgendem Mittel ihre Zuflucht. Sie malen auf gewöhnliches Glas in der Nüance der Farben, die der Rubigrund fordert, und befestigen dann das Rubinglas auf der Rückseite, so dass das Fenster in diesem Falle aus zwei Platten besteht.

Der Verf. jener Abhandlung bemerkt, dass das Material, womit die alten Glasmacher ihr Glas roth färbten, Kupferoxydul gewesen sei; indessen ergibt sich aus der von Cooper angestellten Analyse, dass er auch einen reichlichen Niederschlag von Chlorsilber erhielt.

*) Ann. of philosophy sec. ser. v. VII. 105.

Man glaubt gewöhnlich, und auch der Verf. jener Abhandlung nimmt es an, dass Kupfer das Grün in der Emailmalerei liefert. Diese Angabe ist richtig, wenn man sie auf die Erzeugnisse der Künstler beschränkt, welche vor Herrn Charles Muss im Email malten. Dieser Künstler aber waudte wie ich es auch thue, Chromoxyd zur Erzeugung des Grün an, und entfernte das Kupfer gänzlich. Ebenso wende ich zur Erzeugung der Emailfarben weder Eisen noch Mangan an.

Wenn der Verf. des Aufsatzes über Glasmalerei bemerkt, dass die Nachrichten, welche man in verschiedenen Werken über diese Kunst findet, keineswegs genügend und vollständig sind, so kann man diese Bemerkung mit vollem Rechte auch auf die eben so interessante und schöne Kunst der Emailmalerei anwenden. Die Schriftsteller über das Emailiren werfen die Kunst in Email zu malen mit der Kunst auf Glas oder Porcellain zu malen zusammen, obgleich diese drei Künste eben so verschieden sind, als ihre Producte: ein gemaltes Fenster, eine reich verzierte Vase und ein Emailgemälde.

Email ist eine Substanz, die zur Basis ein weisses und vollkommen durchsichtiges Glas hat. Wird eine kleine Menge Goldoxyd, Kupferoxyd, Kobaltoxyd oder einiger anderen Metalloxyde zu dieser Basis gesetzt, so liefert sie ein gefärbtes durchsichtiges Email. Dieses Email wird auf Silber und Gold gelegt, und zur Verzierung von Dosen, Uhrgehäusen und ähnlichen Artikeln angewandt. Vor der Anwendung des Email werden verschiedene Muster in das Metall gravirt, die durch die Reflexion des Lichts in ihren glänzenden Zügen dem gefärbten Email ein sehr schönes Lustre geben. Bisweilen werden diese emailirten Bijouteriewaaren noch mit Gemälden in Email verziert, die man auf einen durchsichtigen Grund legt, hinter welchem das gravirte Gold sich befindet, das dann einen grossen Glanz über das Bild verbreitet. Den schönsten Effect bringt in dem Falle, dass darauf gemalt werden soll, das opalescirende hervor, welches die Emailleurs *Opal* nennen; die milchweisse und glänzende Farbe des Edelsteins wird diesem Email durch *Arsenikoxyd* ertheilt.

Wird dem erwähnten durchsichtigen Email Zinn- oder Antimonoxyd zugesetzt, so entsteht ein undurchsichtiges Email. Ich vermuthe, bin dessen aber nicht gewiss, dass Antimonoxyd

In einigen Venetianischen Emails enthalten ist. Ich habe ein Email mit blossen Antimonoxyde als färbende Substanz benutzt, welches weisser war, als die Proben aus ausländischen Fabriken, und in hohem Grade das wachsartige Ansehen besass, das früher so sehr von den Verfertignern der Zifferblätter für Uhren geschätzt wurde. Indessen die Substanz, welcher das Email gewöhnlich seine weisse Farbe und Undurchsichtigkeit verdankt, ist Zinnoxid. *)

Das Email, welches zur Verfertigung der Platten (dent, auf welchen man die Emailbilder ausführt, kommt aus Venedig. Es hat die Gestalt runder Kuchen von 3 bis 7 Zoll Durchmesser, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zoll Dicke und $\frac{1}{2}$ bis 3 Pfund an Gewicht. Es ist milchfarben, schwer, weniger spröde als Glas, und hart genug, um Crown Glas zu ritzen. Sein Bruch ist muschelartig, und besitzt einen harzartigen Glanz; es schmilzt bei einer Temperatur, die etwas niedriger liegt, als der Schmelzpunkt des Goldes. Der Preis desselben schwankt zwischen 12—20 Schillingen das Pfund. Ich habe es nicht analysirt, aber seine Bestandtheile sind nach verschiedenen Autoren Kieselerde, ein Alkali und die Oxyde von Blei und Zinn, so wie, nach meiner eignen Vermuthung, auch Antimonoxyd.

Jede Emailfarbe besteht, wie das Email selbst, aus einem vollkommen farblosen und durchsichtigen Glase als Basis, und verdankt seine Färbung einem Metalloxyde. So bilden Kieselerde, Borax und das rothe Bleioxyd die Base oder den Fluss einiger Farben: Die Eigenthümlichkeiten der Oxyde machen es nöthig, jedes derselben nach seiner Weise zu behandeln, so ist z. B. der Fluss, welcher sich am besten eignet, um eine schöne Farbe mit Gold zu erzeugen, ohne Wirkung, wenn er mit Kobaltoxyd gebraucht wird.

Die Platten für die Emailmalerei werden folgendermaassen zubereitet: Eine Platte von Gold oder Kupfer **) wird nach ein-

*) In den Glashütten bei London wird eine Substanz bereitet, die man im Handel Glasemail (glass-enamel) nennt, und welche ihre Undurchsichtigkeit und Weisse dem Arsenikoxyde verdankt. Sie ist glasartig, spröde, leicht zu ritzen, leichtflüssig und sehr weiss. Man braucht sie für die ordinären Zifferblätter der Uhren, und die weissen halbdurchsichtigen Verzierungen an Mantelschlössern, Toiletten u. s. w.

**) Mehrere Encyclopädien geben an, dass Silber zu dem Zwecke

ander mit 3 verschiedenen Lagen von Email überzogen. Man reibt das Email zuerst in einem Agatmörser, und schmilzt es dann lageweise auf. Nachdem die Platte auf diese Weise vorbereitet ist, beginnt der Künstler das Gemälde in derselben Weise auszuführen, wie der Maler in Oel- oder Wasserfarben. Der Hauptunterschied besteht darin, dass während dieser nur zu warten braucht, bis eine Lage getrocknet ist, um eine neue auftragen zu können, der Emailmaler sein Werk jedesmal durch Feuer muss gehen lassen. Hierdurch werden die Farben verglast und mit ihrer Unterlage völlig verschmolzen. Diess ist nicht so vollkommen bei Glas- und Porcellanmalerei der Fall. Die Farben der letztern sind gewöhnlich nur an der Oberfläche befestigt, und unter gewissen Umständen können sie abspringen. Auch können Glas und Porcellan keiner so hohen Temperatur ausgesetzt werden, als die Emailplatten, daher sind die Farben für diese Art der Malerei weit leichtflüssiger, als die der Emailmalerei. Diese Leichtschmelzbarkeit wird ihnen durch eine grössere Menge von Bleioxyd oder Alkali, oder auch von beidem zugleich ertheilt. Dieser Ueberschuss macht aber auch die Mischung zu einem unvollkommenen Glase, und macht sie der zersetzenden Einwirkung der schädlichen Gase zugänglich, die sich bisweilen in der Atmosphäre in Folge fauliger Ausdünstungen u. s. w. befinden.

Die Schwierigkeit, die Emailfarben zu behandeln, macht die Emailmalerei langsam, und deshalb ist sie selten zum Malen nach der Natur, und meist nur zum Copiren angewandt worden. Ein Vorzug der Emailmalerei besteht noch darin, dass während Glas- und Porcellanmalereien nicht über 3 bis 5 Mal angewandt werde, und Walpole erzählt in seinen „Anecdotes of painting“, dass Petitot Silberplatten angewandt habe. Diess kann nicht richtig sein, denn Silber hat die Eigenschaft, das Email in allen Richtungen zu zersprengen, so oft es ins Feuer gebracht wird. Daher wird es nöthig, dieses Metall, wenn es emailirt worden ist, sehr starker Hitze auszusetzen, um das Email zu schmelzen und die Sprünge wieder zu schliessen. Diess würde natürlich die Züge eines Gemäldes ganz zerstören. Silber kann daher nur für durchsichtige Emailirung angewandt werden, aber es giebt keinen so reichen und schönen Effect, als Gold, und wird deshalb blos da angewandt, wo der hohe Preis des Goldes seine Anwendung verbietet; an Sternen der Ritterorden, maurerischen Emblemen, militairischen Ornamenten u. s. w.

ins Feuer kommen dürfen, der Emailmaler in dieser Hinsicht keine andere Grenze hat, als die Vollendung des Bildes. Man bringt die Bilder 10 bis 12 Mal und noch öfters ins Feuer. Um die Pracht des Colorits der vorzüglichsten Meister der Malerei zu erreichen, muss natürlich der Emailmaler im Besitz von Farben sein, welche die Oelfarben ersetzen können. In diesem Bezuge waren die Maler in früherer Zeit sehr beschränkt *). Glücklicherweise aber haben die Entdeckungen der neuern Chemie das Material dargeboten, um diesem Mangel abzuhelpen. Von den Metallen, welche bis vor Kurzem nur den Chemikern bekannt waren, und als blosse Curiositäten betrachtet wurden, Platin, Uran und Chrom werden bereits vier der schönsten und nützlichsten Farben für die Palette des Emailmalers bereitet. Vor der Einführung des Platinoxys durch Muss kannte man kein schönes und intensives Braun auf Email; brachte man diese Farbe durch Mischung von andern zu Stande, wie es üblich war, so veränderte sie sich bei wiederholtem Erhitzen, wurde dunkler und mager, und nahm das Ansehen von Lehm an. Dagegen giebt das Platinoxyd ein schönes, unzerstörbares, durchsichtiges Emailbraun, welches durchaus nicht vom Feuer verändert wird.

Cooper bemerkt, dass man mit schwarzem Platinoxyd ein intensives Schwarz für die Emailmalerei erzeugen könne. Ich habe viele Versuche damit angestellt, es giebt zwar ein Schwarz, aber dieses ist nicht intensiv genug, um es anwenden zu können. Ich besitze ein Schwarz von grosser Intensität, welches unveränderlich im Feuer ist, und worin sich kein schwarzes Platinoxyd befindet. Ich habe es 40 Mal der Hitze des Emailhrofens ausgesetzt, ohne dass seine Farbe sich verändert hätte.

Man kann im Handel keine Farben für die Emailmalerei erhalten; die, welche zu dem Zwecke verkauft werden, taugen blos für die Porcellanmalerei. Ich habe viele Zeit auf die Verbesserung derselben verwendet für meinen Bruder, den Emailmaler W. Essex. Vorzüglich bin ich so glücklich gewesen, es dahin

*) Ure hat in seinem chemischen Wörterbuche eine, wie er angiebt, schätzbare Reihe von Vorschriften zu Emailfarben gegeben. Der unglückliche Künstler, welcher versuchen möchte, nach diesen Vorschriften zu arbeiten, würde gewiss finden, dass sie überaus unnütz sind.

zu bringen, dass die Farben auf der Palette fast dieselbe Farbe haben, wie wenn sie aus dem Feuer kommen. Mit Farben dieser Art ist der Künstler im Stande, den Effect seines Bildes schon während des Malens zu beurtheilen, und es ist dadurch möglich geworden, genauer zu copiren.

Brogliart behauptet in seiner Arbeit über die Schmelzfarben, dass alle Oxyde, welche nur wenig Sauerstoff, und diesen im lose gebundenen Zustande enthalten, nicht als Schmelzfarben angewandt werden könnten, weil sie in der Hitze ihren Sauerstoff verlören. Diess ist indessen nicht richtig, denn keine Farben sind so unzerstörbar im Feuer, als die mit Gold und Platin erzeugten, und schon Cooper bemerkt als eine interessante Thatsache, dass das Platinoxid, welches an sich so leicht zersetzbar ist, mit dem Emailfluss geschmoizen, ohne Zersetzung der grössten Hitze ausgesetzt werden könne.

Wer die bekannten Emailrecepte kennt, muss sich über die sonderbar zusammengesetzte Mischung derselben wundern, welche sie fast alle darbieten. Von der Nothwendigkeit ihrer Vereinfachung, und dem Grade, bis zu welchem diese möglich ist, möge das Folgende ein Beispiel geben.

In den „Transactions of the society for the encouragement of arts“ vol. XXXV. p. 49 ist angegeben, dass man Herrn Wynn für seine Vorschriften zur Bereitung von Emailfarben u.s.w. 20 Guineen votirt habe. Eins dieser Recepte, für Grün, lautet folgendermaassen:

„Fritte für durchsichtiges Grün.“

Nimm: Feuerstein gepulvert	3	Theile.
Fluss Nro. 2	3	„
Grünes pot-metall Glas	1 1/2	„
Mennige	7 1/2	„
Rohen Borax	2 1/2	„
Grünes Kupferoxyd	1 1/4	„

Schmelze diess in einem Tiegel, giesse die Masse aus, und stosse sie in einem irdenen Mörser.

Nimm dann

von der grünen Fritte	3	Theile.
von der gelben Emailfarbe	1 1/2	„

Ist sie zu weich, so setze man Neapelgelb zu.“

geben, der sich in einen verticalen Zug öffnet, in welchem Schieber zur Regulirung der Hitze sich befindet. Er ist in passender Höhe vom Boden angebracht, und hat vorn einen aus einer eisernen Platte bestehenden Heerd, um die Platten und Gemälde vor und nach dem Erhitzen darauf zu legen. Der Boden des Ofens, wenn er zum Gebrauche vorgerichtet wird etwa 3 Zoll hoch mit Coaks*) bedeckt, und auf die die Muffel gesetzt. Die Muffel hat weder Boden noch Rückwand, und wird ganz mit Coaks umgeben, bis auf die Vorderseite. Eine eiserne Thür mit einer Oeffnung von der Grösse der Vorderseite der Muffel schliesst das Ganze. Der ganze Luftzug, welcher den Ofen speist, zieht durch die Muffel. Die Platten und Gemälde ruhen auf dünnen Platten von ausgeglühter Thonmasse, die man in der Kunstsprache *Planches* nennt. Wenn das Feuer gehörig in Brand gekommen ist, wird die Platte oder das Bild, nachdem sie auf der einen Platte gehörig getrocknet sind, allmählig unter die Muffel gebracht, wobei die *Planches* auf dem Coak ruhen. Die grösste Hitze ist natürlich im hintern Theile der Muffel, die Platte muss deshalb, während sie im Feuer ist, gedreht werden, um sie gleichmässig überall zu erhitzen. Diess geschieht mit einer Federzange. Wenn die Farben gehörig geschmolzen sind, so wird das Gemälde herausgenommen, und auf dem eisernen Heerde der Abkühlung überlassen. In diesem Ofen können Gemälde bis zu 5 Zoll im Durchmesser eingeschmolzen werden, für grössere Werke ist aber ein Ofen von anderer Einrichtung erforderlich. Die Muffel des grossen Ofens hat Boden und Hinterwand, und ist durch eine Thür von Eisen oder feuerfestem Thon geschlossen. Weil sie überall geschlossen ist, nennt man sie die *geschlossene Muffel*, die vorher beschriebene dagegen die *offene Muffel*. Der Hauptunterschied besteht darin, dass durch die letztere der ganze Zug geht, in der erstere aber gar nicht vom Luftzuge berührt wird. In dem grössern Ofen wird das Feuer blos unter die Muffel gebracht und liegt auf eisernen Roststäben, so dass die Construction ganz der eines gewöhnlichen Zugofens gleicht. Der Zug geht zu

*) Die älteren Emailmaler bedienten sich angeschlossen der Holzkohle, die indessen den Coaks nachsteht.

durch den Stäben durch, und führt die Flamme in den Feuer-
 kanal, welcher am obern Theile einer der Seiten des Feuer-
 raums beginnt, sie über die Muffel führt, und durch mit dem
 Boden der Muffel in gleicher Ebene liegende Föhrse an der
 gegenüberstehenden Seite ableitet. Die Flamme spielt, nach-
 dem sie die Muffel umgeben hat, gegen den Boden eines
 eisernen Trockenofens. Dieser enthält verschiedene Bänke; er
 dient dazu, die Gemälde anzuwärmen, was nöthig ist, damit
 sie nicht im Feuer zerspringen, was geschehen würde, wenn
 man sie plötzlich der Hitze der Muffel aussetzen wollte. Der
 Ofen ist so construirt, dass der Boden des Anwärmofens dun-
 kelrothglühend wird, während die Muffel die Temperatur an-
 nimmt, die nöthig ist, um die Gemälde aufzunehmen. Dieser
 Punkt wird dadurch angezeigt, dass das Innere der Muffel
 rothglühend wird, wobei die Muffel etwa die Hitze, wie zur
 Schmelzung von Gusseisen erforderlich ist, auszuhalten hat.
 In dieser Anordnung werden die Gemälde, wenn man sie in
 den Anwärmofen, so lange er noch kalt ist, legt, allmählig
 erhitzt, bis sie zu der Temperatur gekommen sind, bei welcher
 man mit Sicherheit die höhere Temperatur der Muffel aushalten.

Der Vorwurf, welchen man der Emailmalerei macht, dass
 sie keine Schärfe und demnach keine charakteristische Dar-
 stellung der Oberflächen gestatte, weil die Farben nach dem
 Schmelzen weich und verschwommen erschienen, ist besonders
 durch das Muss praktisch durch sein unübertroffenes Emailbild *the*
Greyhound widerlegt worden, welches jetzt einen Bestandtheil
 der Sammlung des Königs von England ausmacht. Durch wel-
 ches Mittel Muss seinen Zweck erreichte, die krause Eigen-
 schaftlichkeit des Originals wiederzugeben, ist nicht genau be-
 kannt. Das Resultat einiger Versuche, welche ich selbst an-
 stellte, um Farben darzustellen, die leicht schmelzen und
 doch alle Schärfe der Formen beibehalten, war die Er-
 zeugung von Farben, die nach dem vollkommenen Verglasen
 die Schärfe eines Nadelstichs beibehalten.

Was endlich die Grösse der Emailbilder betrifft, so war
 sie früher immer sehr beschränkt. H. Bone war der erste,
 welcher grössere Productionen hervorbrachte. Petitot malte
 ein Bild von 9 $\frac{3}{4}$ Zoll Höhe und 5 $\frac{3}{4}$ Breite, das von Walpole
 das vorzüglichste Emailbild gerühmt wird. Es gehört dem

Herzoge von Devonshire. Unter der Regierung der Königin Anna unternahm ein Künstler Namens Boit ein Emailgemälde von 24 — 22 Zoll Höhe und 16 — 18 Zoll Breite; es verunglückte aber, nachdem er einen Vorschuss von 1700 Pfund Sterling erhalten, und etwa 800 Pfund auf seine Versuche gewendet hatte. Es scheint demnach, dass die grössten Emailbilder sind: Bacchus und Ariadne nach Titian von Bone, und die heilige Familie nach Parmegiano von Muss. Ersteres hat 18 Zoll Höhe und 16 $\frac{1}{2}$ Zoll Breite, und wurde von Herrn Bowles für 2200 Guineen gekauft, und befindet sich gegenwärtig im Besitz der Miss Rushout. Muss's Gemälde hat 20 $\frac{1}{2}$ Zoll Höhe und 15 $\frac{1}{4}$ Breite, und scheint demnach das grösste zu sein. Es wurde von Georg IV. um 1500 Guineen gekauft.

L i t e r a t u r.

Die Anwendung des Löthrohrs in der Chemie und Mineralogie, von J. Jacob Berzelius. Dritte Auflage, mit 4 Kupfertafeln. Nürnberg bei H. L. Schrag. 1837. 8. XXIV und 320 Seiten.

Die Analyse der thierischen Concretionen, oder Anleitung, diese anormalen Erzeugnisse nach ihren physischen Merkmalen kennen zu lernen, um sie auf ihre Bestandtheile im Feuer, wie auch auf hydrochemischem Wege eigenschafflich und gewichtlich zu untersuchen, und sich mit den Wirkungen der hierzu nöthigen Reagentien bekannt zu machen, für Aerzte und Chemiker bearbeitet vom Hofrath Dr. du Menil, Grossbr. Hannöv. Ober-Bergcommissair u. s. w. Altona bei J. F. Hammerich. 1837. 8. XII und 102 Seiten.

M e t a l l e.

I.

Ueber die Zersetzung der schwefelsauren Metallsalze durch Kohle.

Von

G A Y - L U S S A C.

(Annal. d. Chimie. Decbr. 1836.)

Der Hauptzweck dieser Mittheilung ist, zu zeigen, dass die Producte der Zersetzung der schwefelsauren Metallsalze durch Kohle je nach der Temperatur sehr verschieden sein können, und dass es nothwendig ist, bei den chemischen und metallurgischen Operationen auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen.

Die schwefelsauren Salze, welche ich als Beispiele gewählt habe, wurden vorher so viel als möglich getrocknet; der angewandte Kohlenstoff war geglühter Kiehnuss. Die schweflige Säure, welche sich gewöhnlich mit der Kohlensäure verbindet, wurde nach der in diesem Hefte d. J. beschriebenen Methode durch Manganoxyd abgeschieden.

Schwefelsaures Zinkoxyd. Das Salz wurde mit überschüssiger Kohle in einer Glasröhre dunkelroth geglüht, und diese Temperatur während der Dauer des Versuches unterhalten. Auf ein Gramm wurden bei gewöhnlicher Temperatur etwa 212 Cubikcentimeter eines Gemenges von schwefliger Säure und Kohlensäure erhalten, in welchem die beiden Gase in dem Verhältnisse von 2 : 1 standen. Der Rückstand in der Röhre brauste nicht mit Salzsäure, und hatte kaum einen Ge-

nach Schwefelwasserstoff. Er bestand aus Kohle und Zinkoxyd, ohne metallisches Zink oder Schwefelzink. Nimmt man nach diesem Resultate an, dass die Schwefelsäure allein zersetzt worden sei, und an den Kohlenstoff $\frac{1}{3}$ ihres Sauerstoffs abgetreten habe, zur Bildung von Kohlensäure, setzt man ferner voraus, dass der Sauerstoff sein gleiches Volumen schwelliger Säure erzeugt, so hätte man auf 1 Gr. schwefelsaures Zinkoxyd bei 30° und 0,76 Mill. Barometerstand ein Gasvolumen von 208,6 Cubikcentimeter aus 2 schwelliger Säure und 1 Kohlensäure haben müssen, was dem Resultate des Versuches sehr nahe kommt. Wendet man zur Zersetzung des schwefelsauren Zinkoxyds eine kleinere Menge Kohle an, die bloß hinreicht, die Schwefelsäure in schwellige Säure zu verwandeln, oder eine noch geringere, so bleiben die Resultate doch dieselben.

Dieses Resultat erklärt, warum man bei der metallurgischen Behandlung des Schwefelzinks, nach der Röstung, welche einen Theil in schwefelsaures Salz verwandelt, Kohlenstaub zugesetzt. Bei Erwähnung dieser Operation bemerkt Dumas in seiner *Chimie appliquée aux arts* t. 4. 74: „zu viel Kohlenstaub verwandelt das schwefelsaure Zinkoxyd in Schwefelzink, wenn in Zinkoxyd“, man sieht indessen, dass diess nicht richtig ist, wenigstens nicht unter den angegebenen Umständen.

Wenn man indessen das Gemenge, statt es in dunkler Rothglühhitze zu erhalten, schnell zum Weissglühen bringt in einer kleinen Porcellanretorte, so sind die Resultate ganz von denen bei Dunkelrothglühhitze erhaltenen verschieden. Es entwickelt sich zwar schwellige Säure im Augenblick, wo die Hitze das Gemenge zu durchdringen anfängt, bald aber hört die Entwicklung auf, und man erhält dann bloß noch Kohlenoxyd, gemengt mit etwas Kohlensäure; der Rückstand ist nicht mehr Zinkoxyd, sondern Schwefelzink. Dieses Product erhielt auch Berthier (*Traité des essais* II. 571), weil er das Gemenge von schwefelsaurem Zinkoxyd mit Kohle unmittelbar einer sehr hohen Temperatur aussetzte.

Demnach kann das Gemenge von schwefelsaurem Zinkoxyd mit Kohle drei verschiedene Producte liefern, je nach der Art, wie man die Wärme darauf wirken lässt:

erstens, Zinkoxyd, wenn die Temperatur nicht die Dunkelrothglühhitze übersteigt;

zweitens, metallisches Zink, wenn man, nachdem das Oxyd gebildet ist, die Temperatur bis zum Kirschrothglühen erhöht;

drittens, Schwefelzink, wenn man die Temperatur sogleich bis zum Weissglühen steigert.

Man sieht aus diesem Beispiele, wie viel in solchen Fällen darauf ankommt, eine besondere Aufmerksamkeit auf den Ein-
fluss der Temperatur zu richten, und sie nur allmählig zu er-
höhen und constant zu erhalten, von dem Augenblicke an, wo
das Product erscheint, bis zu dem, wo dessen Bildung aufhört.

Berthier räth als das beste Verfahren zur Erzeugung
von Schwefelzink an, wasserfreies schwefelsaures Zinkoxyd
mit Kohle in einem unausgefütterten Tiegel bei Weissglühhitze
zu behandeln. Ich glaube aber, dass es besser ist, das Salz
durch Schwefel zu zersetzen. Führt man diese Operation in
einer irdenen Retorte anfangs bei dunkler Rothglühhitze und
später bei höherer Temperatur aus, so erhält man viel schwef-
lige Säure, die man benutzen kann. Das zurückbleibende
Schwefelzink enthält nur noch wenig unzersetztes Salz, das
man durch eine neue Destillation mit Schwefel zerstören oder
auch Auswaschen mit siedendem Wasser entfernen kann. Auch
kann man das Schwefelzink durch Destilliren eines Gemenges
von Zinkoxyd mit Schwefel bereiten.

Schwefelsaures Eisenoxydul. Die Zersetzung dieses Sal-
zes mittelst Kohle wurde bei einer mässigen Temperatur vorge-
nommen. Es entwickelte sich ein Gemenge von schwefliger
Säure und Kohlensäure, in welchem die erstere während der
ganzen Dauer des Versuches vorwaltete. Das mittlere Ver-
hältniss der beiden Säuren war das von 78 : 22. Es blieb
das rothe Eisenoxyd ohne eine Spur von Schwefeleisen zurück.
Hiernach hätte das Verhältniss der beiden Säuren wie 80 : 20
sein müssen, wenn man die Verdichtung des Sauerstoffes in
der schwefligen Säure gleich 0 annimmt. Der kleine Ueber-
schuss von Kohlensäure rührte wahrscheinlich daher, dass das
Salz etwas Oxyd enthielt.

Schwefelsaures Manganoxydul. Dieses Salz erfordert zur
Zersetzung durch Kohle eine höhere Temperatur, als die bei-
den vorhergehenden Salze. Es entwickelte sich im ganzen
Verlaufe der Operation mehr Kohlensäure, als schweflige Säure,

etwa 3 — 4 Mal mehr *). Der Rückstand musste demnach Schwefel enthalten, und in der That gab er mit Salzsäure eine reichliche Entwicklung von Schwefelwasserstoffgas; er war demnach ein Gemenge von Manganoxyd mit Schwefelmangan, vielleicht auch ein Oxysulfuret.

Schwefelsaure Magnesia. Die Kohle zersetzt dieses Salz erst bei Rothglühhitze. Die Menge der schweißigen Säure betrug etwa doppelt so viel, als die der Kohlensäure. Der Rückstand war reine Magnesia. Es entband sich zugleich, besonders im Anfange der Operation, etwas Schwefel. Berthollet erhielt beim Erhitzen von schwefelsaurer Magnesia in einem ausgefütterten Tiegel bei sehr hoher Temperatur etwa 10 p. Schwefelmagnesium mit der Magnesia gemengt.

Schwefelsaures Nikeloxyd. Dieses Salz gab mit Kohle gemengt bei dunkler Rothglühhitze ein Gemenge von nahezu gleichen Raumtheilen schweißiger Säure und Kohlensäure. Der Rückstand war metallisches Nickel mit sehr wenig Schwefelnickel.

Schwefelsaures Bleioxyd. Mit Kohle im Ueberschuss bei dunkler Rothglühhitze behandelt, gab dasselbe nur Kohlensäure ohne Spur von schweißiger Säure. Das Blei behält demnach allen Schwefel zurück, und bildet damit ein vollkommen actives Einfach-Schwefelblei. Dieses Resultat ist bemerkenswerth, weil es eine neue Analogie zwischen dem Blei und den Alkalimetallen zeigt. Welches auch das Verhältniss der Kohle zum Salze sei, das Resultat bleibt dasselbe, wenn nur die Temperatur dieselbe bleibt, das Salz verwandelt sich stets in Einfach-Schwefelblei. Nehmen wir z. B. ein Atom schwefelsaures Bleioxyd und ein Atom Kohle. Bei der niedrigsten Zersetzung nöthigen Temperatur bildet sich ein halbes Atom Schwefelblei, und ein halbes Atom schwefelsaures Bleioxyd bleibt unverändert. Wird die Temperatur dann höher gesteigert, so wirkt das schwefelsaure Salz und das Schwefelmetall auf einander ein, es entwickelt sich ein Aequivalent schweißige Säure, und man erhält ein Aequivalent metallisches Blei. Es sind also hier zwei ganz von einander abgesonderte Operationen zu unterscheiden; die Wirkung der Kohle auf das schwefelsaure Bleioxyd, welche Schwefelblei mit Entwicklung von

*) Es entband sich zugleich etwas Kohlenoxydgas, es wurde aber zur Kohlensäure gerechnet, indem man sein Volumen doppelt nahm.

Kohlensäure giebt, und die des Schwefelbleies auf das schwefelsaure Salz, die nur erst bei einer höhern Temperatur eintritt, und deren Resultate metallisches Blei und schweflige Säure sind.

Nehmen wir als zweites Beispiel ein Aequivalent schwefelsaures Bleioxyd und ein halbes Aequivalent Kohle. Bei der niedrigsten zur Zersetzung erforderlichen Temperatur wird sich $\frac{1}{4}$ Aequivalent Schwefelblei bilden, und $\frac{3}{4}$ Aequivalent schwefelsaures Blei zurückbleiben. Erhöht man die Temperatur, so wirken diese nun auf einander ein, der ganze Schwefel wird sich als schweflige Säure entbinden, und Bleioxyd zurückbleiben.

Schwefelsaures Kupferoxyd. Dieses Salz gab mit überschüssiger Kohle bei sehr dunkler Rothglühhitze ein Gemenge von gleichen Raumtheilen, Kohlensäure und schwefliger Säure, das genau dem berechneten Volumen entsprach. Der Rückstand, abgesehen von der überschüssigen Kohle, war metallisches Kupfer, ohne Spur von Schwefelkupfer.

Stellt man den Versuch bei einer höheren Temperatur an, so sind die Resultate verschieden, die Gase entwickeln sich stürmisch, die Kohlensäure waltet in dem Gemenge vor und der Rückstand enthält Schwefelkupfer. Nach Berthier bleibt das Kupfer als Einfach-Schwefelkupfer zurück; diess ist möglich, aber nach den von mir erhaltenen Resultaten nicht absolut nothwendig.

Es wird nicht uninteressant sein, sich einen Augenblick bei diesen Verschiedenheiten im Resultate aufzuhalten, welche durch eine niedere und höhere Temperatur herbeigeführt werden. Nehmen wir als Beispiel die Zersetzung des schwefelsauren Kupferoxyds.

Wenn die Hitze sich rasch durch das Gemenge von Kohle und schwefelsaurem Kupferoxyd verbreitete, so wäre es gleichgültig, ob man es mässig oder stark erhitzte; das Resultat würde das nämliche bleiben. Um das Gemenge aber in der Wirklichkeit einer intensiven Hitze auszusetzen, muss es erst zu einer niedrigen Temperatur kommen, welche metallisches Kupfer und gleiche Volumina Kohlensäure und schweflige Säure liefert, wäre also das Gemenge innig, so würde die Reaction in einem Augenblicke beendigt sein, aller Schwefel würde als schweflige Säure ausgetrieben sein, und die intensivere

Hitze würde keine weitere Veränderung hervorbringen können. Da aber auch die intensivste Hitze das Gemenge nur langsam und von Schicht zu Schicht durchdringt, so geschieht es, dass die erste und äusserste Schicht zersetzt wird, die folgende aber noch nicht. Wenn die zweite Schicht bis zur Temperatur der Zersetzung gelangt, so ist die erste schon zersetzt. Die schweflige Säure, welche die zweite erzeugt, findet sich bei höherer Temperatur mit metallischem Kupfer und Kohle in Berührung, sie wird also durch die Affinität des Schwefels zum Kupfer und des Sauerstoffes zur Kohle zersetzt. Das schwefelsaure Salz zersetzt sich auf diese Art von Schicht zu Schicht, und geht dabei in Schwefelmetall über. Um dieses Resultat zu erlangen, ist es eine wesentliche Bedingung, das Gemenge stark und rasch zu erhitzen, damit es nicht vermag, seinen Schwefel als schweflige Säure zu verlieren, was unfehlbar geschehen würde, wenn es einige Zeit in einer Temperatur bliebe, bei welcher zwar die Schwefelsäure, nicht aber die schweflige Säure zersetzt wird *).

Wenn im Gegentheil eine mächtige Verwandtschaft zwischen der Schwefelsäure und dem Oxyde Statt findet, wie bei den schwefelsauren Salzen der Alkalien, so fallen die beiden Temperaturen, von denen die eine die Schwefelsäure und die andere die schweflige Säure zersetzt, zusammen, und man erhält sogleich ein Oxysulfuret, wenn die Temperatur nicht Rothglühhitze übersteigt, oder ein Einfach-Schwefelmetall, wenn sie bis zum Weissglühen gesteigert wird.

Schwefelsaures Silberoxyd. Es zersetzt sich bei dunkler Rothglühhitze. Die Gase, welche sich vom Anfang an bis zu Ende der Operation entbinden, sind ein Gemenge gleicher Raumtheile schwefliger Säure und Kohlensäure. Der Rückstand ist demnach metallisches Silber.

Schwefelsaures Quecksilberoxyd. Die Zersetzung dieses Salzes erfolgt fast noch leichter, als die des schwefelsauren Silbers. Es entbinden sich gleiche Volumina schwefliger Säure und Kohlensäure, und Quecksilber wird reducirt.

*) Dieser Umstand erklärt die Beobachtung von Berthier, dass das schwefelsaure Zinkoxyd, wenn es mittelst Kohle in einem Tiegel in Schwefelzink umgewandelt wird, einen beträchtlichen Verlust erleidet. Es könnte sogar gänzlich verschwinden.

Man sieht aus diesen wenigen Beispielen, von welcher Wichtigkeit es ist, bei chemischen Operationen, welche verschiedene Resultate bei ungleichen Temperaturen geben können, die Wirkung der Wärme zu regeln, und sie bei dem Grade, welcher eine gewisse Wirkung veranlasst, so lange zu unterhalten, bis diese Wirkung beendigt ist. Ohne diese Vorsicht bekommt man unreine Resultate, die keine sicheren Anwendungen gestatten.

Die Zersetzung der schwefelsauren Salze durch Wasserstoff würde bei verschiedenen Temperaturen zu analogen Resultaten führen, wie ich mich durch Versuche mit einigen schwefelsauren Salzen überzeugt habe.

II.

Ueber die Scheidung des Iridiums zum technischen Gebrauch im Grossen, aus den Rückständen von der Ausscheidung des Platins in Petersburg.

Vom

Geheimen Bergrath FRICK.

(Poggendorff's Annal. Bd. XXXX. S. 209.)

Drei Pfund Rückstände von der Ausscheidung des Platins wurden in einem eisernen Mörser möglichst fein gestossen und gesiebt. Es blieben etwa $1\frac{1}{4}$ Loth grobe, schwarze, metallischglänzende Körner zurück, die so hart waren, dass sie Eindrücke in den gusseisernen Mörser und in die geschmiedete eiserne Mörserkeule machten, ohne sich in Pulver zu verwandeln. Diese groben Körner, die aus Osmiumirid bestehen, wurden zu einer besondern Bearbeitung zurückgelegt. Das feingesiebte Pulver wurde auf einem Reibstein von weissem Quarz mit einem eben solchen Läufer und destillirtem Wasser feingerieben, getrocknet und zu der nachfolgenden Arbeit aufbewahrt.

2 Pfund $30\frac{3}{4}$ Loth des feingeriebenen schwarzen Pulvers wurden mit dem gleichen Gewicht chemisch reinen gepülverten Salpeters gemengt. Das Gemenge wurde in sieben cylindrische Porcellanschmelztiegel vertheilt, wovon jeder 5 Zoll hoch, rund, und oben von 3 Zoll Durchmesser war. Die Tiegel waren

etwas über die Hälfte angefüllt. Ein solcher mit dem Gemisch angefüllter Porcellanschmelztiegel wurde in einen hessischen Schmelztiegel gesetzt, dieser mit einem Deckel zugedeckt im Schmelzofen mit Holzkohlen langsam angefeuert. Das Feuer muss behutsam regiert werden, damit der Inhalt des Tiegels wenn er ins Glühen kommt, nicht herauschäumt. Das Schmelzfeuer wird so lange fortgesetzt, bis sich kein Sauerstoff mehr aus der schmelzenden Mischung entwickelt, was leicht daran erkennt, wenn keine Flamme am Ausguss des Tiegels vom verbrennenden Kohlenwasserstoffgas der Holzkohlen mehr sichtbar ist. -- Der Tiegel muss alsdann langsam abkühlen, und wird, wenn diess geschehen, bei Seite gesetzt.

Wenn alle sieben Porcellanschmelztiegel mit ihrem Inhalt nach einander auf diese Weise abgeschmolzen und erkaltet sind, so wird jeder Porcellantiegel einzeln in einen Porcellannäpfchen drei Quart kochenden destillirten Wassers gelegt, und, nachdem der schwarze Inhalt des Tiegels aufgeweicht, mit einem eisernen Spatel möglichst rein herausgekratzt, der Schmelztiegel mit heissem destillirtem Wasser so lange nachgespült, bis sich nichts Schwarzes mehr von seinen inneren Wänden abspülen lässt, und dann fortgeworfen. Auf gleiche Weise wird mit den sieben Porcellanschmelztiegeln verfahren.

Die in den Porcellannäpfchen enthaltene Flüssigkeit mit dem schwarzen Bodensatz wird in zwei grosse Cylindergläser getheilt, wovon jedes Raum zu 14 Quart destillirten Wassers enthalten muss. Man sieht danach, dass in jedes Glas eine gleiche Menge von dem in den Näpfchen befindlichen Bodensatz kommt, spült diese mit destillirtem Wasser nach und giesst zu dem Uebrigen. Der Inhalt der Cylindergläser wird mit einer Glasstange umgerührt, worauf sie mehrere Tage stehen bleiben, bis sich ihr Inhalt so ziemlich geklärt hat. In der Nähe einer Schreibfeder wischt man zuweilen den schwarzen Staub, der sich unter der Flüssigkeit an die innere Fläche der Cylindergläser anzuhängen pflegt, behutsam ab.

Hat sich der Inhalt der Cylindergläser nach mehreren Tagen so ziemlich geklärt, so wird die stark nach Osmium riechende Flüssigkeit ab- und in grosse Cylindergläser gegossen, diese werden mit Papier verbunden, mit A bezeichnet und bei Seite gestellt.

Der schwarze Bodensatz aus beiden grossen Cylindergläsern wird in ein solches zusammengegossen, das Glas mit lauwarmem destillirtem Wasser vollgefüllt, der Inhalt mit einer Hasstange umgerührt und bei Seite gestellt. Er wird längere Zeit als früher stehen müssen, bis sich die Flüssigkeit geklärt hat. Wenn dless der Fall ist, wird die ziemlich klare Flüssigkeit in ein anderes Glas abgegossen und mit der Bezeichnung aufbewahrt, der Bodensatz aber in einem Porcellannapf getrocknet. Das gewonnene trockne feingeriebene Pulver wird wiederum mit dem gleichen Gewicht chemisch reinen pulverisirten Salpeters gemengt, in mehrere Porcellanschmelztiegel vertheilt und wie das erste Mal geschmolzen. Aus den erkalteten Schmelztiegeln wird mit reinem, kochendem, destillirtem Wasser und mit Beihülfe der zurückgestellten Flüssigkeit B der Inhalt derselben aufgeweicht, losgekratzt, die Schmelztiegel hinweggeworfen, die Flüssigkeit mit dem Bodensatz in die zwei grossen Cylindergläser gefüllt, destillirtes Wasser nachgegossen, der Inhalt der Gläser tüchtig umgerührt und ihm dann Zeit zum Klären gelassen.

Die klare Flüssigkeit wird ab- und zu der A bezeichneten gegossen, der Bodensatz aber noch ein Mal mit erwärmtem destillirtem Wasser übergossen und umgerührt. Nach dem Klären der Flüssigkeit wird diese abgegossen und aufbewahrt, um im nächsten Auflösen der geschmolzenen Rückstände wieder, wie früher, verwendet zu werden. Die Rückstände im Glase werden in einem Porcellantiegel getrocknet und zum dritten Male mit dem gleichen Gewicht reinen pulverisirten Salpeters gemengt, und im Porcellanschmelztiegel, wie früher, geschmolzen.

Nach dem Erkalten der Schmelztiegel wird der Inhalt wieder, wie früher, aufgeweicht und ausgesüsst. Das erste Aussüßwasser, wird, wie früher, zu A gegossen, die folgenden Aussüßwasser aber aufbewahrt, um jederzeit beim Aufreichten der mit Salpeter geschmolzenen Rückstände benutzt zu werden.

Der ausgesüsste schwarze Rückstand wird ganz schwach in einem geräumigen Porcellannapf getrocknet und mit einer porcellanenen Mörserkeule feingerieben. Er wird hierauf mit einer hinreichenden Menge Salpetersalzsäure, aus zwei Theilen einer starker Salzsäure und einem Theile reiner starker Sal-

petersäure in demselben Porcellannapf übergossen und vorsichtig erhitzt.

Die Flüssigkeit muss fast bis zur Hälfte eindunsten, aber nicht zu stark kochen, indem das Ganze sonst durch seinen Kieselgehalt zu einem gallertartigen Stücke coagulirt, durch die fernere Bearbeitung sehr erschwert wird. Oftmals Umrühren der Flüssigkeit und des Bodensatzes mit einem Porcellanlöffel verhindert, dass sich dieselbe fest an den Boden des Porcellannapfs ansetzt. — Sobald kein merkliches Auflösen mehr Statt findet, wird der Porcellannapf vom Feuer genommen und zum Abkühlen bei Seite gesetzt. Die erhaltene dunkelbraune Flüssigkeit, nebst dem schwarzen Bodensatz, wird in einem grossen Cylinderglase mit wenigstens zwölf Quart warmen destillirten Wassers verdünnt, tüchtig mit einer Stange umgerührt und ihr dann Zeit zum Klären gelassen.

Nach Verlauf von 24 Stunden wird die dunkelbraun gefärbte Auflösung vom Bodensatz ab- und in andere Glasgefässe gegossen, und diese C bezeichnet. Der Bodensatz wird wiederholt so lange mit lauwarmem destillirtem Wasser ausgesüsst, bis dieses nur schwach gelbbraun gefärbt ist. Die Aussüßwasser werden dann zu C gegossen, der schwarze Rückstand aber in einem Porcellannapf getrocknet und feingerieben. Der getrocknete feingeriebene Rückstand wird mit dem gleichen Gewicht reinen gepulverten Salpeters gemengt, wie schon öfter angegeben, in Porcellanschmelztiegeln in Schmelzfeuer ausgesetzt. Der Inhalt der Schmelztiegel platzt aber nun nicht mehr in Fluss zu kommen, doch muss das Glühen so lange fortgesetzt werden, bis sich kein Sauerstoff mehr entwickelt. — Der erkaltete Inhalt der Schmelztiegel wird in erwärmtem destillirtem Wasser aufgeweicht und mit solchem ausgesüsst. Die Aussüßwasser werden nicht mehr zu A gegossen, sondern besonders aufbewahrt und D bezeichnet.

Die Rückstände nach dem Aussüssen werden getrocknet, abermals mit dem gleichen Gewicht reinen gepulverten Salpeters gemengt und wiederum in Porcellanschmelztiegeln geschmolzen, — der Inhalt der Tiegel nach dem Erkalten mit destillirtem Wasser ausgesüsst, die Aussüßwasser zu D gegossen und aufbewahrt, der Rückstand aber, nachdem er im Porcellannapf getrocknet, zum dritten Male mit dem gleichen Gewicht re-

Salpeters geschmolzen. Nach dem Erkalten wird der Inhalt der Schmelztiegel, in destillirtem Wasser aufgelöst, ausgesüsst, das Aussüswasser zu D, der schwarze Rückstand aber in einem geräumigen Porcellannapf gegossen, mässig getrocknet und, wie oben angegeben, mit Salpetersalzsäure behandelt.

Die saure Auflösung wird, wie früher angegeben, nachdem sie sich geklärt, ab- und zu C gegossen. Dasselbe geschieht mit den Aussüswässern. Der Rückstand wird getrocknet, und nun so lange damit das dreimalige Schmelzen mit dem gleichen Gewicht gepulverten Salpeters, jedesmalige Auslaugen und dann Behandeln mit Salpetersäure fortgesetzt, bis der Rückstand zu unbedeutend ist, um ferner mit Salpeter geschmolzen zu werden. Er wird dann getrocknet und aufbeahrt, um bei neuer Bearbeitung von 3 Pfund Rückständen an der Platinarbeit mit hinzugenommen und verarbeitet zu werden.

Nach der Behandlung mit Salpetersalzsäure bemerkt man im Aussüssen der Rückstände zuweilen zwischen denselben allertartige, durchscheinende Klümpchen. In diesem Falle werden die Rückstände nicht getrocknet, sondern nur durch Ablassen vom überflüssigen Wasser befreit, in einem eisernen Gefässe mit Liquor kali caustici tüchtig aufgeköcht und nach dem Erkalten mit vielem heissen destillirten Wasser ausgesüsst, dann getrocknet und wieder mit Salpeter geschmolzen.

Die Producte der Arbeit sind nun die Flüssigkeiten A, und D.

Fernere Bearbeitung der Flüssigkeit A.

Durch längeres Stehen pflegt sich die Flüssigkeit A vollständig zu klären. Sie wird vom Bodensatz abgegossen, der letztere ausgesüsst, getrocknet und den Rückständen beim Schmelzen mit Salpeter wiederum zugesetzt.

Die klare Flüssigkeit und die Aussüswasser werden durch Abdunsten in einer Porcellanab dampfschale etwas concentrirt. Nach dem Erkalten der Flüssigkeit wird dieselbe mit reiner Salpetersäure so lange versetzt, bis sie ein wenig sauer ist. Man hüte sich vor dem Uebersetzen mit Säure, weil sich ein Theil des entstandenen Niederschlags sonst wieder auflöst. Der

entstandene voluminöse Niederschlag wird durch Klären und Filtriren abgesondert, mit destillirtem Wasser ausgesüsst, flügelnde getrocknet, mit E bezeichnet und einstweilen aufbewahrt.

Die klare goldgelbe Flüssigkeit und die Aussüßwasser werden in eine grosse gläserne Retorte gefüllt, eine geräumige Vorlage angefügt, und in diese der achte Theil so viel Kalkmilch, aus gebranntem weissem Marmor und destillirtem Wasser, gegossen, als der Inhalt der Retorte beträgt. Aus der Retorte wird die Hälfte ihres Inhalts in die Vorlage übergetrieben, wobei die Flüssigkeit in der Retorte sieden muss.

Nach dem Erkalten wird der Inhalt der Retorte in ein grosses Cylinderglas gegossen; er pflegt trübe zu sein, klärt sich aber nach einigen Tagen. Die klare Flüssigkeit wird abgegossen, der Rückstand filtrirt, ausgesüsst, getrocknet und zu E geschüttet.

Die klaren, gelben, chromsaures Kali haltenden Flüssigkeiten werden mit salpetersaurer Quecksilberauflösung zu chromsaurem Quecksilber niedergeschlagen, dieses ausgesüsst, flügelnd getrocknet und ausgeglüht, und dadurch der Chromgehalt der bearbeiteten Erze gewonnen.

Fällt das chromsaure Quecksilber beim Niederschlagen schön roth, sondern dunkel rothbraun nieder, so ist die Flüssigkeit nicht frei von Osmium gewesen, und dieselbe vor dem Destilliren nicht gehörig neutralisirt worden, oder die Destillation ist nicht bei gehörigem Sieden der Flüssigkeit in der Retorte oder nicht hinreichend bewerkstelligt worden.

Der Inhalt der Vorlage, der stark nach Osmium riecht, wird in ein Cylinderglas gegossen, so lange mit reiner Salpetersäure versetzt, bis diese deutlich vorsticht, worauf sich die Flüssigkeit klären muss. Das Klare wird abgegossen, der schwarze Bodensatz filtrirt, ausgesüsst und fortgeworfen.

In die mit den Aussüßwassern zusammengegossene, wasserhelle Flüssigkeit wird so lange eine reine glatte Zinnstange gehangen, bis die Flüssigkeit, die zuerst eine bräunliche Farbe anzunehmen pflegt, völlig wieder wasserhell geworden ist, und sich nichts Schwarzes mehr niederschlägt. Die klare Flüssigkeit wird dann abgegossen und fortgeschüttet, der schwarze Bodensatz aber mit destillirtem Wasser ausgeglüht, filtrirt, getrocknet und als Osmium aufbewahrt.

Die getrockneten, feingeriebenen Niederschläge E werden in einem Porcellannapf mit reiner Salzsäure übergossen und im Sandbade digerirt. Sie lösen sich grösstentheils auf. Der Inhalt des Napfes wird dann nach dem Erkalten mit destillirtem Wasser verdünnt und durch Löschpapier filtrirt. Die durchgegangene grüne, klare Flüssigkeit wird F bezeichnet und zurückgestellt. Der im Filter verbleibende Rückstand wird ausgesüsst, mit Liquor kali caustici gemengt und in einem eisernen Gefässe bis zum Trockenwerden eingedunstet. Hierauf wird der Rückstand ausgesüsst, filtrirt und getrocknet, und beim Auflösen der mit Salpetersäure geschmolzenen ausgesüssten Rückstände in Salpetersäure diesen mit zugesetzt.

Die Flüssigkeit F wird so lange mit Liquor kali caustici versetzt, bis der entstandene Niederschlag grösstentheils aufgelöst ist, und die Flüssigkeit die frühere klare, grüne Farbe wieder angenommen hat. Hierauf wird die filtrirte Flüssigkeit in einem Porcellannapf bis zum Sieden erhitzt und eine Zeit lang in dieser Hitze erhalten. Es sondert sich während des Siedens grünes Chromoxyd ab, welches nach dem Erkalten der Flüssigkeit durch Filtriren abgesondert, ausgesüsst und getrocknet wird. Dieses Chromoxyd ist in der Regel nicht rein. Es muss durch Schmelzen mit Salpeter in chromsaures Kali verwandelt, dieses mit salpetersaurem Quecksilber zu chromsaurem Quecksilber niedergeschlagen, ausgesüsst, filtrirt, getrocknet und ausgeglüht werden, wodurch man es als reines Chromoxyd erhält.

Fernere Bearbeitung der Flüssigkeit C.

Die durch die Behandlung der mit Salpeter geschmolzenen ausgesüssten Rückstände, mit Salpetersalzsäure erhaltenen rothbraunen Auflösungen, mit den gewonnenen Aussüswassern, werden durch Zusammengiessen möglichst gleichartig gemacht, und dann in mehrere grosse Cylindergläser vertheilt. In jedes, wenigstens zwölf Quart Auflösung enthaltende Cylinderglas wird in der braunen Auflösung vier Loth concentrirte Schwefelsäure gegossen, und in jedes Cylinderglas zwei starke glatte Zinkstangen gehangen. Die Zinkstangen werden alle 24 Stunden in der Flüssigkeit abgespült, und der daran haftende Niederschlag durch Aneinanderreiben und Abspülen von beiden Zink-

stangen abgespült. — Es bildet sich sehr bald ein schwarzer Niederschlag auf dem Boden des Cylinderglases. Wenn im Verlauf von zwei, auch drei Wochen sich kein schwarzer Niederschlag mehr an den Zinkstangen absetzt, wenn die Flüssigkeit klar und kaum schwach gelblich gefärbt ist, wird sie abgegossen, bei Seite gestellt und G bezeichnet.

Der schwarze Niederschlag wird filtrirt und getrocknet, mehrmals mit sehr verdünnter Salzsäure digerirt, alsdann ausgesüsst, filtrirt und getrocknet, und als Iridium aufbewahrt. Er muss rein dunkelschwarz aussehen.

Die oben bemerkte Flüssigkeit G wird in einem Porcellannapf bis zum Trockensein eingedunstet, und der Napf mit seinem Inhalt einem schwachen, aber anhaltenden Rothglüh ausgesetzt. Nach dem Erkalten wird der Inhalt des Napfs mit destillirtem Wasser losgewaschen, mit heissem destillirtem Wasser ausgesüsst, einige Male mit schwacher Salzsäure digerirt, wiederum ausgesüsst, filtrirt und getrocknet. Das erhaltene grauschwarze Pulver wird beim Schmelzen der Rückstände mit Salpeter diesen wiederum zugeasetzt.

Bearbeitung der Flüssigkeit D.

Die alkalische Flüssigkeit D hat in der Regel eine bräunliche Farbe. Sie lässt beim Sättigen mit reiner Salpetersäure eine Verbindung von schwarzem Iridium- und Osmiumniederschlag fallen, welche abgesondert, filtrirt, ausgesüsst, getrocknet und den Rückständen beim Schmelzen mit Salpeter wiederum zugeasetzt wird.

Die Flüssigkeit, aus welcher das Iridium-Osmiumniederschlag gefallen, wird ganz wie die Flüssigkeit A behandelt, muss der Inhalt der Retorte fast bis zur Trockne im Sandbade abdestillirt werden. Aus der in der Vorlage enthaltenen Rückstandsmilch wird noch eine bedeutende Menge Osmium durch oben angewandte Verfahren erhalten.

Die Rückstände von der Ausscheidung des Platins in Petersburg enthalten nur einen sehr geringen Theil Iridium, höchstens $3\frac{1}{2}$ Loth auf das Pfund. Der grösste Theil des Goldes besteht in Osmium, das bei dem angegebenen Verfahren grösstentheils verloren geht. — Wünscht man dieses eben

zu gewinnen, so muss das Schmelzen der Rückstände mit Salpeter, statt in einem Porcellanschmelztiegel, in einer Retorte von Porcellan geschehen, deren Hals in einen Ballon mit Kalkmilch geleitet ist, aus welcher das Osmium auf die mehrere Male Weise abgeschieden wird. Die vielen Destillationen in Porcellanretorten machen aber die Arbeit im Grossen sehr beschwerlich und kostbar.

Das auf dem angegebenen Wege gewonnene schwarze Osmiumoxyd hat eine ungemeine Intensität der Farbe.

Völlig reines Platin, durch Zink niedergeschlagen, giebt man dann auf Porcellan, mit Schmelzglas versetzt, ein völlig ungefärbtes Glas, wenn das Platin auch nicht ein Minimum von Iridium hält, was übrigens nicht so leicht zu bewerkstelligen ist, als man glauben möchte. — Reines Osmium, durch Zink niedergeschlagen, giebt ebenfalls auf Porcellan, mit Schmelzglas versetzt, ein ungefärbtes Glas. Hält das Platin oder das Osmium aber nur ein Minimum Iridium, so sind die Schmelzglasstücke davon auf Porcellan grau gefärbt.

III.

Ueber einige Verbindungen des Wolframs und Molybdäns mit Chlor und Sauerstoff.

Die Entdeckung dieser Verbindungen verdankt man H. Rose *). Man bestimmte bisher die Zusammensetzung der flüchtigen Chlorverbindungen fast allgemein dadurch, dass man sie mit Wasser zersetzte, wodurch sie sich in Salzsäure und eine Sauerstoffverbindung des Radicals verwandelten, aus deren bekannter Zusammensetzung man auf die des Chlorids schloss. Seit der Entdeckung des chromsauren Chromchlorids **), das sich bei der Zersetzung mit Wasser wie ein der Chromsäure entsprechendes Chromchlorid verhält, kann diese Methode nicht mehr angewandt werden. Es wird jetzt nothwendig, die flüchtigen Chlorverbindungen, bei deren Erzeugung ein sauerstoff-

*) Pogg. Annalen Bd. XL. S. 395.

**) Pogg. Annalen Bd. XXVII. S. 570.

haltiger Körper angewandt wird, quantitativ zu untersuchen, um nicht einen Irrthum zu begehen. Der Verf. hat einige bekannte Verbindungen der Art quantitativ untersucht und wirklich anders zusammengesetzt gefunden, als man bisher annahm.

Wolframchlorid.

Wöhler erhielt dieses Chlorid, indem er Wolframoxyd mit Chlor erhitzte, wobei Wolframsäure und flüchtiges Wolframchlorid entstand, von dem man bisher glaubte, dass es der Wolframsäure entspreche. Diese Zusammensetzung glaubte auch Malaguti bestätigt zu haben.

Der Verf. bereitete das Wolframoxyd, aus welchem er das Chlorid darstellte, aus Wolframsäure durch Reduction mit Wasserstoffgas bei gelinder Hitze. Leitet man darüber trocknes Chlorgas, so erhält man das Chlorid mit etwas rothem, wolframoxyd entsprechendem Chlorür. Durch gelindes Erhitzen lässt sich das flüchtigere Chlorür vom Chlorid abtreiben. Erhitzt man aber plötzlich, so bildet sich von neuem Chlorür und ein nicht flüchtiger Rückstand, welcher Wolframsäure ist. Aus dieser Zersetzung schon ergiebt sich, dass die Verbindung Sauerstoff enthalten muss, so wie, dass man das Chlorid ganz frei von etwas Wolframsäure erhalten kann, wenn man das Chlorür davon zu trennen sucht.

0,2375 Grm. des Chlorids in wässrigem Ammoniak gelöst, wobei etwas Wolframsäure ungelöst blieb, die Auflösung bis zur Trockne verdampft und geglüht, gaben 0,1985 Wolframsäure entsprechend 66,67 p. C. metall. Wolfram, also mehr, als irgend eine Chlorverbindung, die nur aus Chlor und Wolfram bestünde, enthalten könnte.

Da indessen das Chlorid offenbar Sauerstoff enthält, so muss etwas Wolframsäure enthalten musste, so entspricht die Menge des erhaltenen Wolframs einer Zusammensetzung aus 2 At. Wolframsäure und 1 At. der Wolframsäure entsprechenden Wolframchlorid, $2 \text{ W} + \text{W Cl}_3$, welche in 100 Th. bestünde aus:

Wolfram	64,80
Chlor	24,25
Sauerstoff	10,95
	<hr/> 100,00.

Die Verbindung ist also wolframsaures Wolframchlorid, analog dem chromsauren Chromchlorid $2 \text{ Cr} + \text{Cr Cl}_3$.

Durch plötzliche Erhitzung zersetzt sich das wolframsaure Wolframchlorid in Wolframsäure; rothes Wolframchlorür und Chlorgas. Die durch diese Zersetzung entstandene Wolframsäure ist fast unlöslich in Ammoniak.

Wolframoxyd durch Erhitzung einer Mischung von wolframsaurem Natron mit Salmiak bereitet, gab mit Chlor behandelt mehr Chlorür, wahrscheinlich weil es metallischen Wolfram enthält. Da nun das wolframsaure Wolframchlorür öfters erhitzt werden musste, so enthielt es mehr eingemengte Wolframsäure.

Molybdänsuperchlorid.

Dieses Chlorid, welches von Berzelius zuerst durch Behandlung von Molybdänoxid mit Chlorgas dargestellt worden, zerfällt mit Wasser in Molybdänsäure und Chlorwasserstoffsäure, weshalb es für ein der Molybdänsäure entsprechendes Chlorid gehalten worden ist.

Der Verf. bereitete die Verbindung aus braunem Molybdänoxid, welches durch Reduction von Molybdänsäure erhalten war; es konnte auf diese Weise, wenn die Säure nicht vollkommen in Oxyd verwandelt wurde, leichter frei von Metall erhalten werden als durch Erhitzen von molybdänsaurem Natron mit Salmiak. Wirklich gab das auf letztere Weise bereitete Oxyd mit Chlor ausser Molybdänsuperchlorid etwas rothes Chlorid, das dem Oxyde entspricht. Das Superchlorid löst sich nicht klar, sondern, durch sich ausscheidende Molybdänsäure, milchigt in Wasser auf. Durch Zusatz von Ammoniak wird die Flüssigkeit vollkommen klar.

1,010 Gr. Superchlorid wurden in Ammoniak aufgelöst, die Auflösung durch Salpetersäure sauer gemacht und mit salpetersaurer Silberlösung versetzt. Der Niederschlag wurde erwärmt um das mitgefällte molybdänsaure Silberoxyd aufzulösen und anhaltend mit warmer Salpetersäure behandelt, dennoch schien das erhaltene Chlorsilber nicht vollkommen rein zu sein, denn es schwärzte sich nicht am Lichte. Geschmolzen wog es 1,401 Gr. entsprechend 34,22 p. C. Chlor. Bei Untersuchung des erhaltenen Chlorsilbers fand es sich molybdänhaltig.

Ceroxydul	44,585
Schwefelsäure	33,117
Wasser	22,298.

Dieses Salz ist es also, welches beim Erhitzen der Auflösung unter Verlust von $1\frac{1}{2}$ Atomen Wasser, die es beim Erhitzen wieder aufnimmt, in das obige verwandelt.

stalle, die sich beim Erkalten wieder auflösen, beim Erhitzen aber immer wieder zum Vorschein kommen.

Trennt man die siedende Flüssigkeit durch Abgiessen und löst die Krystalle in etwas Wasser auf, so erscheinen sie beim Erhitzen der Lösung wieder und können auf diese Weise gereinigt werden. Dampft man die Auflösungen zur Trockne ein und verjagt die freie Säure durch vorsichtiges Erhitzen, so erhält man nach dem Auflösen der Masse in kaltem Wasser und Kochen der Auflösung ganz dieselben Krystalle.

Die chemische Untersuchung bestätigt die Vermuthung, dass die Abscheidung dieses Salzes bei höherer Temperatur und Wiederauflösung beim Erkalten dadurch erfolgt, dass einem andern in der Kälte leicht löslichen Salze durch die höhere Temperatur ein Theil seines Wassergehaltes entzogen wird, der aber sogleich wieder in Verbindung tritt, wenn die Temperatur bis zu einem gewissen Punkte sinkt.

1,20 Grm. der erhaltenen Krystalle verloren beim Erhitzen 0,131 Grm. Wasser, wobei sie zu einem weissen Pulver zerfielen.

Die zurückgebliebenen 1,049 Grm. gaben mit Baryumchlorid 1,290 Grm. schwefelsauren Baryt = 0,4433 Grm. Schwefelsäure. Es blieben also für Ceroxydul 0,6057 Grm. und das Salz enthält in 100 Th.

Ceroxydul	50,475
Schwefelsäure	36,941
Wasser	12,584.

Das Salz ist also: $Ce O + S O_3 + 1\frac{1}{2} Aq.$, wonach es in 100 Th. enthalten sollte:

Ceroxydul	50,180
Schwefelsäure	37,272
Wasser	12,548.

Wenn man dieses Salz in kaltem Wasser löst und die Auflösung bei gelinder Wärme eindampft, so bekommt man eine blasseröthliche Krystallmasse von gleicher Zusammensetzung wie die Krystalle, welche beim Uebergiessen der Auflösung mit Alkohol erhalten werden. Der Wassergehalt dieser Krystalle ergab sich zu 22,7 — 22,3 p. C., so dass es ohne Zweifel $Ce O + S O_3 + 3 Aq.$ ist, in 100 Th. bestehend aus:

Ceroxydul	44,585
Schwefelsäure	33,117
Wasser	22,298.

Dieses Salz ist es also, welches beim Erhitzen der Auflösung unter Verlust von $1\frac{1}{2}$ Atomen Wasser, die es beim Erhitzen wieder aufnimmt, in das obige verwandelt.

Organische Chemie.

I.

Ueber die Bildung des Bittermandelöls.

Dass das Oel, welches man durch Destillation der bittern Mandeln mit Wasser erhält, in den Mandeln nicht schon gebildet enthalten sei, ist durch frühere Versuche hinreichend bewiesen, die wichtige Frage aber, aus welchen Bestandtheilen der Mandeln und unter welchen Umständen sich dasselbe erzeuge, ist so eben durch eine höchst interessante Arbeit von F. Wöhler und J. Liebig *) gelöst worden, von welcher das Nachstehende ein gedrängter Auszug ist.

Zum Beweise dass die Mandeln das blausäurehaltige ätherische Oel nicht schon gebildet enthalten können, dient, dass das durch Auspressen der Mandeln erhaltene Oel frei davon ist, und dass Aether aus der Bittermandelkleie nur fettes Oel auflöst, während doch das flüchtige Bittermandelöl sowohl in fetten Oelen als Aether löslich ist. Wird die Bittermandelkleie nach der Behandlung mit Aether und Wasser destillirt, so giebt sie noch die nämliche Quantität ätherisches Oel als vorher. Benetzt man die Bittermandelkleie, nachdem alles fette Oel durch Aether entfernt ist, mit Wasser, trocknet sie an der Luft und behandelt sie zum zweiten Male mit Aether, so liefert dieser beim Abdampfen flüchtiges Bittermandelöl. Ganz andere Erscheinungen bemerkt man aber, wenn die Bittermandelkleie, gleichgültig, ob vor oder nach der Berührung, mit Aether und starkem kochendem Weingeist ausgezogen wird. In diesem

*) Annalen der Pharmacie. Bd. XXII, S. 1.

Falle verschwinden in dem Rückstande alle Anzeichen auf Bittermandelöl und Blausäure, mit Wasser benetzt bleibt er geruchlos und damit destillirt giebt er kein ätherisches Oel. An der heissen weingeistigen Flüssigkeit setzen sich aber weisse Krystalle ab, welche aus der Substanz bestehen, die von Robiquet und Boutron-Charlard *Amygdalin* genannt worden ist. Dieses Amygdalin ist leicht löslich in Wasser und kochendem Alkohol, unlöslich in Aether, und von bitterem Geschmacke, mit starker Salpetersäure giebt es, wie das Bittermandelöl, Benzoesäure. Mit Alkali entwickelt es Ammoniak, enthält also Stickstoff. Robiquet und Boutron-Charlard vermutheten zwar, dass diese Substanz an der Bildung des Bittermandelöls Theil habe, es gelang ihnen aber nicht, dasselbe mittelst des Amygdalins hervorzubringen.

Als den Ausgangspunct ihrer Untersuchungen bemerkte die Verf., dass das Amygdalin in Berührung mit Wasser und dem vegetabilischen Eiweiss der süssen und bitteren Mandeln bei 20 — 40° digerirt, augenblicklich sich zerlegt; unter den Producte dieser Zersetzung gehören Blausäure und Bittermandelöl. Dieses vegetabilische im kalten Wasser lösliche Eiweiss der Mandeln wird mit dem Namen *Emulsin* bezeichnet. Zu Beweise, dass das Amygdalin in den bitteren Mandeln präexistirt, dient folgende Thatsache. Wenn eine frischbereitete concentrirte Emulsion von bitteren Mandeln in der Kälte mit einer grossen Menge absoluten Alkohols vermischt, der entstehende Brei durch Pressen zwischen Leinwand und Filtriren von der Flüssigkeit getrennt, die Letztere zum Sieden erhitzt, zum zweiten Male filtrirt und an der Luft der Verdunstung überlassen wird, so erhält man daraus Krystalle von reinem Amygdalin.

Darstellung und Verhalten des Amygdalins.

Die grösste Ausbeute erhält man durch folgendes Verfahren. Die ausgepresste Kleie von bitteren Mandeln wird zweimal mit Alkohol von 94 — 95 p. C. kochend behandelt, die Flüssigkeit abgeseiht und ausgepresst. Die trübe Flüssigkeit aus der sich gewöhnlich noch etwas Oel absondert, wird nochmals erhitzt, dann sucht man sie durch Filtriren klar zu erhalten. Wenn sie dann einige Tage ruhig steht, setzt sich

den Theil des Amygdalins daraus ab. Die Mutterlauge wird bis auf $\frac{1}{8}$ abdestillirt, der Rückstand nach dem Erkalten mit seinem halben Volumen Aether vermischt. Hierdurch wird albes Amygdalin niedergeschlagen. Man sammelt dasselbe, presst es zur Entfernung des anhängenden Oeles wiederholt zwischen Fliesspapier aus und wäscht es dann noch mit Aether, bis dieser beim Verdampfen auf Wasser keine Oelhaut mehr hinterlässt. Zuletzt wird es nochmals in starkem siedendem Alkohol gelöst, woraus es beim Erkalten rein anschiesst. Reines Amygdalin giebt eine durchsichtige wässrige Lösung, ist sie opalisirend, so verräth diess einen Oelgehalt. Die Mandeln geben aber. $3\frac{1}{2}$ p. C. Amygdalin. Eine bei 40° gesättigte wässrige Lösung des Amygdalin giebt beim Erkalten durchsichtige prismatische Krystalle zu Gruppen zusammengehäuft, die etwas weniger hart als Zucker sind, an der Luft trübe werden und bei höherer Temperatur Wasser verlieren. Durch anhaltendes Erhitzen bei 120° können sie völlig entwässert werden. 100 Th. des krystallisirten Amygdalin bestehen aus:

89,43 Amygdalin

10,57 Wasser.

Mit Quecksilberoxyd oder Manganhypoxyd erwärmt, verändert sich die wässrige Lösung des Amygdalins nicht, setzt man aber der letztern Mischung etwas Schwefelsäure zu, so geht bei gelinder Hitze eine heftige Zersetzung vor sich, es destillirt flüchtiges Bittermandelöl ($\frac{3}{4}$ vom Amygdalin) über, es entwickelt sich Kohlensäure und es setzt sich Benzoësäure ab. Die über dem Bittermandelöle stehende Flüssigkeit enthält Ameisensäure. Der Rückstand in der Retorte entwickelt mit Kalk Ammoniak. Bittermandelöl für sich mit Braunstein und Schwefelsäure destillirt, liefert kaum Spuren von Kohlensäure und Ameisensäure, es muss also neben dem flüchtigen Oele und der stickstoffhaltigen Substanz, welche das Ammoniak gegeben hat, noch ein anderer Körper im Amygdalin enthalten sein, welcher durch Oxydation zur Bildung dieser Producte Veranlassung giebt.

Wahrscheinlich enthält das Amygdalin schon gebildetes Bittermandelöl in einer Verbindung mit andern Körpern, durch deren Zerstörung mittelst Oxydation es frei und theilweise oder ganz in Benzoësäure verwandelt wird.

Wird das Amygdalin mit kautischen Alkalien gekocht, so liefert es Ammoniak und mit dem Alkali bleibt eine stickstofffreie Säure zurück, die *Amygdalinsäure*. Mit wasserfreiem Aetzbaryt zusammengerieben, zersetzt sich das Amygdalin bei der Wärme sehr leicht unter Entwicklung eines weissen Dampfes; Bildung von Ammoniak und kohlensaurem Baryt.

Zusammensetzung des Amygdalins und der Amygdalinsäure.

Die Analyse des Amygdalins ist wegen der Schwierigkeit es von dem Oele und allem Krystallwasser zu befreien, etwas schwierig, auch die genaue Stickstoffbestimmung, weil der Gehalt von Stickstoff so gering ist, kaum möglich. Indessen giebt die Analyse des amygdalinsäuren Baryts ein Mittel, das Atomgewicht des Amygdalins festzusetzen und den Stickstoffgehalt zu controlliren. Der Versuch gab 3,3 bis 4,2 p. C. Stickstoff; der Körper kann aber nicht über 3,069 p. C. Stickstoff enthalten. Legt man diese Zahl zu Grunde, so geben die gefundenen Resultate folgende theoretische Zusammensetzung:

2 At. Stickstoff	177,036 =	3,069
40 - Kohlenstoff	3057,480 =	52,976
54 - Wasserstoff	336,949 =	5,835
22 - Sauerstoff	2200,000 =	38,135

1 At. Amygdalin 5771,465 = 100,000.

Nach dieser Zusammensetzung und dem Wassergehalt des krystallisirten Amygdalins ist:

1 At. Amygdalin	5771,465 =	89,509
6 - Wasser	671,880 =	10,491

1 At. krystallisirtes A. 6446,345 = 100,000.

Wird das krystallisirte Amygdalin 18 Stunden über Schwefelsäure gekocht, so verliert es 3,521 p. C. oder 2 At. Wasser und wird undurchsichtig. Auch das aus Weingeist von 8 p. C. krystallisirte Amygdalin enthält nur 4 Atome Wasser.

Zur Darstellung der Amygdalinsäure bediente sich der Verf. des Barytwassers. In der Kälte löst sich das Amygdalin ohne Zersetzung in Barytwasser auf. Beim Erhitzen entwickelt sich Ammoniak ohne ein anderes Product. Nach $\frac{1}{4}$ Stunde ist die Zersetzung erfolgt. Aus der noch heissen Flüssigkeit scheidet

man durch einen Strom von Kohlensäure den überschüssigen Baryt ab und hat dann eine neutrale Lösung von amygdalinsäurem Baryt. Beim Abdampfen verwandelt sich dieser in eine gummiähnliche Masse, welche bei 140° Wasser verliert und sich bis 190° erhitzen lässt, wobei sie weiss und porcellanartig wird. Bei 190° getrocknet, gaben

1,089 amygdalinsäures Baryt	0,234 schwefelsauren Baryt
1,002 - - - - -	0,182 kohlensauren -
1,011 - - - - -	0,185 - - - - -

Im Mittel ist das Atomgewicht 6772,16.

Das Barytsalz wurde mit Kupferoxyd verbrannt und die beim Baryt zurückgebliebene Kohlensäure mit berechnet. Das Resultat war unter Zugrundlegung des gefundenen Atomgewichtes:

		in 100 Th.	gefunden
40 At. Kohlenstoff	3057,480	45,519	45,335
52 - Wasserstoff	324,469	4,814	5,029
24 - Sauerstoff	2400,000	35,466	36,458
1 - Baryt	956,880	14,199	14,178

1 At. amygdalinsäur. Baryt 6738,829 100,000 100,000.

Für die Säure selbst ergaben sich aus dieser Analyse folgende Verhältnisse:

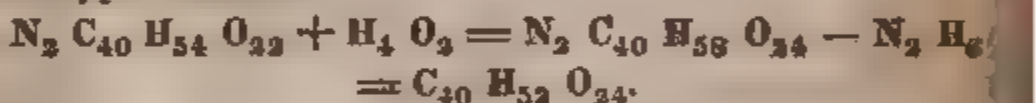
		in 100 Thl.
40 At. Kohlenstoff	3057,480	52,879
52 - Wasserstoff	324,469	5,613
24 - Sauerstoff	2400,000	41,508
1 At. Amygdalinsäure	5781,549	100,000.

Die Verf. suchten aus der Quantität von amygdalinsäurem Baryt, welche man aus einer bekannten Menge Amygdalin erhält, das Atomgewicht des Amygdalins zu bestimmen, da dieses selbst keine andere Verbindung als die mit Wasser eingeht. 1,357 Amygdalin gaben 1,592 amygdalinsäuren Baryt. Wenn man nun hieraus berechnet, wieviel Amygdalin erforderlich ist, um 6738,829 = 1 At. amygdalinsäuren Baryt zu bilden, so erhält man 5477,09, und diese Zahl muss 1 At. ausdrücken; das berechnete Atomgewicht ist nun 5771,465 und beide Zahlen sind wieder nahe genug, um jeden Zweifel zu verbannen. Die Amygdalinsäure erhält man leicht durch vorsichtiges Fällen des Barytsalzes mit verdünnter Schwefelsäure als eine schwachsaure Flüssigkeit, die im Wasserbade zu einer

gummiartigen Masse eintrocknet, die aus der Luft Feuchtigkeit anzieht, in absolutem Alkohol und Aether unlöslich, in wässrigem aber in kleiner Menge wenig löslich ist.

Mit Braunstein und Schwefelsäure destillirt giebt sie Aetzessigsäure, Kohlensäure und Bittermandelöl, das vielleicht auch in dieser Säure schon gebildet ist. Dieselbe Zersetzung erhalten die amygdalinsäuren Salze. Diese sind sämmtlich bis auf ein Bleisalz, das nicht rein erhalten werden konnte, löslich.

Die Zusammensetzung des Amygdalins und der Amygdalinsäure bestätigen sich gegenseitig. Die Amygdalinsäure enthält 3 At. Sauerstoff mehr und 2 At. Wasserstoff weniger als Amygdalin. Fügt man den Bestandtheilen des Amygdalins 2 Wasser hinzu und nimmt 3 At. Ammoniak weg, so bleibt 1 At. Amygdalinsäure.



Wirkung des Emulsins auf Amygdalin.

Wenn man eine Auflösung von Amygdalin mit einer Emulsion von süßen Mandeln zusammenbringt, so bemerkt man augenblicklich den Geruch der Blausäure, der beim Erwärmen noch zunimmt. Noch deutlicher lässt sich die Entstehung der Blausäure durch Zufügung von einem Eisensalze, Ammoniak und Salzsäure nachweisen. Beim Sieden wird die Mischung dick, kleisterähnlich und es destillirt mit dem Wasser Bittermandelöl über. Dasselbe geschieht bei einer Emulsion von bitteren Mandeln, der man kein Amygdalin zugesetzt hat. Hieraus ergibt sich, dass in dem Augenblicke, in welchem das Emulsin durch Zutritt von Wasser auflöslich wird, eine Zersetzung des Amygdalins erfolgt. Die Zersetzung erfolgt nicht durch Zusammenbringen des Amygdalins mit dem Eiweiss der Erbsen, Bohnen und verschiedener Pflanzensäfte oder mit Leinöl, sondern gehört dem Emulsin allein an.

Werden die Mandeln durch Behandlung mit Aether von allem fetten Oel befreit, so geben sie einen Rückstand, der fast ganz in Wasser auflöst und eine farblose schwach opalisirende Auflösung bildet, die sich beim Erhitzen trübt und bei 100° gerinnt. Diese Emulsinauflösung erlitt, als Amygdalin in der Kälte darin aufgelöst wurde, anscheinend keine Verände-

ng, nur der starke Blausäuregeruch gab die Zersetzung zu kennen und es schied sich kein ätherisches Oel ab. Bei der stillation aber wurde eine reichliche Menge ätherisches Oel gewonnen. Weder durch die Vermehrung des Amygdalins noch Emulsins konnte eine Abscheidung des Oels in der Kälte wirkt werden. Die Zersetzung hat eine Grenze, welche der durch die Vermehrung des Emulsins noch des Amygdalins überschritten wird. Vermehrt man aber die Menge des Wassers, so geht auch die Zersetzung weiter. Es scheint also die Auflöslichkeit des Oels in der Flüssigkeit die Grenze der Zersetzung des Amygdalins zu bedingen und wenn weniger Wasser vorhanden ist, als das sich abscheidende Oel zu seiner Auflösung bedarf, so bleibt Amygdalin unzersetzt.

Die Verf. fanden ferner, dass von zwei Mischungen von Amygdalin mit Emulsinauflösung, die, welche sogleich destillirt wurde, weniger Oel gab als eine andere, die man 5—6 Stunden bei einer Temperatur von 30—40° in einem verschlossenen Gefasse ausgesetzt hatte. Eine Emulsion von süßen Mandeln, die zur Coagulation des Emulsins erhitzt worden war und die durch Sieden veränderte Emulsinlösung bringen keine Zersetzung des Amygdalins hervor. Bringt man ferner getrocknete und pulverisirte bittere Mandeln in kochendes Wasser und destillirt, so erhält man kein ätherisches Oel. Es wird also die Zersetzung nur durch Emulsin im löslichen Zustande hervorgerufen. Kalter Alkohol dagegen hebt die Wirkung des Emulsins nicht auf. Entzieht man gepulverten bitteren Mandeln durch Alkohol ihren Amygdalingehalt, destillirt die weingeistige Auflösung ab und bringt die rückständige Flüssigkeit mit den ausgezogenen Mandeln zusammen, so entsteht sogleich Blausäuregeruch und man erhält bei der Destillation ätherisches Oel. Behandelt man aber die Mandeln mit siedendem Alkohol, so verliert der Rückstand die Eigenschaft verloren, das Amygdalin zu zersetzen.

Bittermandelöl und Blausäure sind nicht die einzigen Produkte der Zersetzung des Amygdalins. Reines Emulsin in Wasser gelöst, wurde an einem warmen Orte allmählig mit Amygdalin versetzt, bis sich kein Blausäuregeruch mehr zeigte. Nachdem im Verlaufe von 8 Tagen etwa das Zehnfache des Emulsins an Amygdalin zugesetzt worden war, schien die Zer-

setzung aufzuhören. Nach dem Verdampfen der Flüssigkeit blieb ein süßer zuckerhaltiger Syrup, aus welchem sich allmählig Krystalle absetzten, welche Rohrzucker zu sein scheinen. Mit Hefe gab der Syrup eine heftige Gährung und ein alkoholhaltiges Product. Ausserdem schienen sich noch andere Producte zu bilden, die nicht näher untersucht wurden. Die ganze Wirkung des Emulsins auf das Amygdalin scheint ganz eine Aehnlichkeit mit der Wirkung der Hefe auf Zucker zu haben, d. h. den sogen. Contactwirkungen (Wirkungen katalytischer Kraft nach Berzelius) anzugehören.

Die Blätter des Kirschlorbeers, welche ein dem Bittermandelöl ähnliches Oel liefern, scheinen nach den Versuchen des Verf. ebenfalls Amygdalin zu enthalten, es muss aber noch entschieden bleiben, durch welche Materie die Zersetzung des Amygdalins bedingt wird. Die Bildung des Senföls verdiente auf gleichem Gesichtspuncte, wie das der bittern Mandeln untersucht zu werden. Endlich halten es die Verf. für wahrscheinlich, dass es für Asparagin, Cassiin, Harnstoff Körper gebe, welche sich zu denselben ähnlich verhalten, wie das Emulsin zu Amygdalin, weil bei veränderter Darstellungsweise dieser Körper oft unter den Händen verschwinden, ohne dass ihre Gegenwart in einem andern Producte nachweisbar ist.

II.

Ueber eine neue aus Stickstoff, Schwefel und Sauerstoff bestehende Säure und ihre Verbindungen.

Von

J. PELOUZE.

(Ann. d. chim. t. 60. p. 151.)

H. Davy hat die wichtige Beobachtung gemacht, dass das Salpetergas (Stickstoffoxyd) von einem Gemenge von Wasser oder Natron und einem schwefligsauren Alkali absorbirt wird und dass daraus eine eigenthümliche Substanz entspringt, deren Hauptkennzeichen darin besteht, bei Berührung mit Sauerstoff Stickstoffoxydul zu entwickeln *). Davy hielt die Gegen-

*) Revue britannique, 1802. — Berzelius, Traité, t. II.

des freien Kalis oder Natrons für nothwendig zur Absorption des Stickstoffoxyds durch die schwefligsauren Salze, und da er überdies bemerkte, dass diese neuen Verbindungen durch Säuren nicht Stickstoffoxyd, sondern Stickstoffoxydul entweichen lassen, so betrachtete er sie als gebildet aus diesem letzteren Gas und Alkali, daher er ihnen dann auch den Namen *Nitroxyde* von Kali und Natron gab. Vergebens suchte er analoge Verbindungen mit Ammoniak, Baryt, Strontian und Kalk darzustellen. Um das Verschwinden des Stickstoffoxyds zu erklären, setzte Davy voraus, Kali und Natron, obwohl unfähig ein bereits gebildete Gas zu absorbiren, seien doch fähig es im Entstehungs Augenblick aufzunehmen und sich mit ihm zu verbinden, durch das Spiel der Verwandtschaften, welche diess Salpetergas zersetzen und es in Stickstoffoxydul verwandeln.

Weiter dehnte der berühmte englische Chemiker seine Beobachtungen nicht aus. Die von ihm erhaltenen Salze waren nicht frei von den begleitenden fremdartigen Stoffen, und daher konnte er sie weder analysiren, noch ihre Haupteigenschaften untersuchen.

Wenn man in eine mit Stickstoffoxyd gefüllte Eprouvete, nachdem sie einige Minuten einer Kälte von -15° bis 20° C. ausgesetzt worden, eine bis zu ihrem Frostpunct erkaltete wässrige Lösung von schwefligsaurem Ammoniak hineinbringt, so nimmt das Gas allmählig an Volum ab; und wenn man von Zeit zu Zeit die Eprouvete aus der Kältemischung zieht und schüttelt bis die gefrorne Masse flüssig geworden ist, man auch diese Operation mehrmals wiederholt, so wird das Stickstoffoxyd vollständig vom schwefligsauren Salze absorbirt, und es bildet sich durch ein neues, sehr merkwürdiges Salz, auf welches ich in einem Augenblick wieder zurückkommen werde.

Lässt man das Stickstoffoxyd, statt bei -15° C., bei Nullgrad, oder besser in gewöhnlicher Temperatur auf das schwefligsaure Salz einwirken, so ist der Vorgang ein ganz anderer. Das Stickstoffoxyd wird zwar noch vollständig zerstört, allein es wird ersetzt durch die Hälfte seines Volums an Stickstoffoxydul, und statt des neuen Salzes erhält man neutrales schwefligsaures Ammoniak.

Ich weiss nicht, dass die Chemie einen einzigen ähnlichen Fall darböte, d. h. ein Beispiel von so verschiedenen

Reactionen bei so nahe an einander und so weit in der Thermometerscale nach unten liegenden Temperaturen. Wahrscheinlich wird man in Zukunft noch mehrere Thatsachen der kennen lernen, und mittelst Kältemischungen dahin gelangen Verbindungen darzustellen, die, obwohl wenig stabil, doch ihrer Zusammensetzung und ihren Eigenschaften sehr beständig sind.

Wenn man, nachdem das Stickstoffoxyd vollständig schwefligsauren Salz absorbiert ist, die Lösung in gewöhnlicher Temperatur stehen lässt, so zersetzt sich das neue Salz allmählig, lässt reines Stickstoffoxydul entweichen, und die Flüssigkeit enthält nichts als schwefelsaures Ammoniak. Das Volumen des neuen Gases findet sich genau halb so gross als das angewandten Stickstoffoxyds.

Wegen ihrer Instabilität erlaubte die neue Substanz keine gründliche Untersuchung, denn bei Null verwandelt sich schon in Stickstoffoxydul und schwefelsaures Ammoniak in der gewöhnlichen Temperatur zersetzt sie sich rasch, bei $+40^{\circ}$ C. mit Ungestüm und heftigem Aufbrausen. Uebrigens ist es, besonders im Sommer, nicht leicht, mit Gasen und Kältemischungen zu experimentiren. Ich musste also eine andere Bereitungsweise ersinnen, und fand sie durch folgende Betrachtung: „Das Salz kann das nicht sein, wofür es gehalten, d. h. keine Verbindung von Stickstoffoxydul und Alkali, denn, weil es möglich ist, sie mit einem neutralen schwefligsauren Salz zu erhalten, so müsste die schweflige Säure, welche durch das Stickstoffoxyd von seiner Basis abgeschieden und durch die Absorption der Hälfte des Sauerstoffs des letzteren Gases in Schwefelsäure verwandelt wurde, sie unfehlbar zersetzen und daraus eine Entwicklung von Stickstoffoxydul entspringen; allein andererseits hat Davy diese Verbindung, obwohl unrein, durch Gemenge von schwefligsauren Salzen mit freiem Alkali erhalten; es muss also dieses Alkali die Stabilität der fraglichen Salze erhöhen, und dadurch wird es wahrscheinlich, das man sie durch eine Abänderung des Davy'schen Verfahrens rein erhalten werde.“

Wirklich ist diess der Fall. Die Gegenwart eines fremden Alkalis verzögert die Zersetzung der besagten Verbindung in einer merkwürdigen Weise, und liefert zugleich ein Mi-

mit Leichtigkeit zu bereiten. Nach einigen Proben, deren Führung hier unnöthig sein würde, bin ich bei folgendem Verfahren stehen geblieben, welches mir am besten gelungen ist.

Man macht eine concentrirte Lösung von schwefligsaurem Ammoniak, mischt sie mit dem Fünf- bis Sechsfachen ihres Volums an Ammoniakflüssigkeit, und lässt dann mehrere Stunden lang Stickstoffoxyd hineinstreichen. Der Versuch lässt sich am besten in einer Woolf'schen Flasche anstellen. Das Gas, welches in der ersten Flasche nicht von der Flüssigkeit absorbiert werden, wird es in der zweiten und dritten. Nach und nach setzt sich eine bedeutende Anzahl schöner Krystalle ab, von welcher Art mit denen, welche in niedriger Temperatur mit anhydriertem schwefligsaurem Ammoniak erhalten werden. Man wäscht sie mit zuvor erkalteter Ammoniakflüssigkeit ab, welche, weil sie ihre Zersetzung verzögert, den Vorzug hat, weniger als Wasser zu lösen. Nachdem die Krystalle gesammelt sind, bringt man sie in eine wohl verschliessbare Flasche, wo sie sich dann nicht mehr verändern. Auf ähnliche Weise lassen sich die entsprechenden Salze von Kali und Natrium bereiten.

Ehe ich zur Untersuchung dieser neuen Classe von Körpern übergehe, will ich einen Versuch anführen, der auf ihre Zusammensetzung das hellste Licht wirft.

Lässt man eine starke Lösung von ätzendem Kali in eine abgemessene Röhre treten, die ein Gemeng von zwei Volumen Stickstoffoxyd und einem Volumen schwefliger Säure enthält, so findet sich nach einigen Stunden kein Gasrückstand. Steht das Stickstoffoxyd zur schwefligen Säure in einem grösseren Verhältniss als dem von 2 : 1, so bleibt über der Flüssigkeit ein nicht absorbirter Gasrückstand; und andererseits, wenn man weniger als die angezeigte Menge von Salpetergas anwendet, so findet man das neue Salz immer gemischt mit schwefligsaurem Ammoniak. Kurz die beiden Gase, das Stickstoffoxyd und die schweflige Säure, reagiren niemals anders auf einander, als in dem Volumenverhältniss 2 : 1.

Leicht kann man sich überzeugen, dass das schwefligsaure Ammoniak dabei verschwindet, und ersetzt wird durch ein Salz von der neuen Säure. Denn einerseits wird das rothe schwefelhaltige Mangan, in die Reactionsröhre gebracht, nicht zersetzt;

und andererseits zeigt eine schwefelsaure Indiglösung, dass ihre Permanenz, die Abwesenheit von salpetersauren und salpetrigsauren Salzen. Und wenn man ein Barytsalz in die Flüssigkeit schüttet, den darin entstandenen Niederschlag sammelt ihn mehrmals mit Kaliwasser wäscht und darauf mit Salpetersäure behandelt, so löst er sich gänzlich, zum Beweise, dass kein schwefelsaures Salz gebildet ward.

Diese Versuche, im Verein mit der vollständigen Absorption des Stickstoffoxyds durch ein neutrales schwefligsaures Salz bei einer Kälte von -15° C. liessen mir keinen Zweifel an der Zusammensetzung dieser neuen Salze übrig. Zwei Volumen schwefliger Säure reagiren nämlich auf vier Volumen Stickstoffoxyd und ein Atom Alkali (Kali, Natron oder Ammoniak), und erzeugen dadurch eine neue Säure, bestehend aus zwei Atomen Stickstoff, einem Atom Schwefel und vier Atomen Sauerstoff. Diese Vermuthung ist durch die directe Analyse der Salze bestätigt worden. Ich nenne diese Säure *Stickschwefelsäure* (*Acide nitrosulfurique*) und ihre Salze *stickschwefelsaure* (*Nitrosulfates*).

Stickschwefelsaures Ammoniak.

Das stickschwefelsaure Ammoniak ist ein weisses Salz mit stechendem und schwach bitterem Geschmack, der nichts von dem der schwefligsauren Salze gemein hat. Es ist ohne Wirkung auf rothes oder blaues Lackmuspapier, krystallisirt in mehr oder weniger abgeplatteten Prismen mit rhombischer Basis und verschiedenartiger Zuspitzung.

Es ist unlöslich in Alkohol, heissem wie kaltem, leicht löslich in Wasser, und darin sich zersetzend, desto rascher, je höher die Temperatur; das Wasser enthält dann schwefelsaures Ammoniak, während Stickstoffoxydgas entweicht. Alkohol fällt die wässrige Lösung dieses Salzes. Bei 110° C. hält sich noch, allein ein wenig darüber zersetzt es sich mit einer Explosion, herrührend von einer raschen Entwicklung des Stickstoffoxydgases. Auf glühende Kohlen geworfen, verbrennt es mit Funkensprühen.

Alle Säuren entwickeln daraus sogleich Stickstoffoxyd und führen es in schwefelsaures Ammoniak über; mit gasförmigen

ger Kohlensäure geschieht diese Zersetzung langsam, rasch gegen mit der in Wasser gelösten.

Ich sagte vorhin, dass alle Alkalien die Stabilität der Nisulfate erhöhten; diess findet indess bei dem des Ammoniaks bis zu einem gewissen Grade Statt. Dieses Salz, mit concentrirtem Aetzammoniak versetzt, zersetzt sich noch sehr sichtbar, wiewohl weit langsamer, als in reinem Wasser, und giebt diess dieselben Producte.

Diese Zersetzung stimmt wohl mit dem überein, was man beobachtet, wenn man ein Gemeng von 2 Volumen Stickstoffoxyd und einem Volume schwefliger Säure in eine Glocke mit Ammoniakflüssigkeit bringt. Die Absorption ist hierbei nie vollständig, wie sie es beim Kali ist; beständig hat man einen Rückstand von Stickstoffoxydulgaz, und wenn man durch das mir angezeigte Verfahren stickschwefelsaures Ammoniak gewöhnlicher Temperatur erhält, so rührt diess davon her, dass die Bildung desselben rascher vor sich geht, als seine Zersetzung. Man sieht daraus die Möglichkeit, dass ein Körper innerhalb einer gewissen Zeit in derselben Temperatur sich bilden und halten kann, in welcher er sich zersetzt.

Die ausnehmende Beweglichkeit der Elemente des stickschwefelsauren Ammoniaks, und die Stabilität, welche ihm die Alkalien geben, liessen es mich nicht für unmöglich halten, dass dieses Salz Zersetzungserscheinungen von gleicher Ordnung wie die zeigen würde, welche Hr. Thénard beim oxydirten Wasser beobachtet hat. Und wirklich ist dem so. Viele Körper, welche das Wasserstoffhyperoxyd zersetzen, ohne etwas aufzunehmen oder abzugeben, zersetzen eben so die stickschwefelsauren Salze. Platinschwamm, Silberoxyd, metallisches Kupfer, Kohlenpulver, Manganoxyd gehören hierher; vor allen diesen beiden ersten Körper wirken mit ausserordentlicher Schnelligkeit auf das stickschwefelsaure Ammoniak.

Ich habe mich überzeugt, dass diese merkwürdige Erscheinung, wie bei dem oxydirten Wasser, von einer Wirkung in Gegenwart (*action de présence*) herrührt, und dass nie etwas anderes entsteht, als eine blosser Umwandlung des stickschwefelsauren Ammoniaks in Stickstoffoxydul und schwefelsaures Ammoniak. Das Silberoxyd wird nicht reducirt, denn wenn man es wäscht, nachdem es eine grosse Menge des Sal-

zes zersetzt hat, löst es sich gänzlich in Salpetersäure, ob Entwicklung rüthlicher Dämpfe.

Es war interessant zu versuchen, ob man durch Bine- schüttung von stickschwefelsaurem Ammoniak in Salze mit Wasser unlöslichen Oxyden als Basen, Metall-Nitrosulfate erhalten werde. Ich stellte die Versuche mit zuvor bis auf einige Grade unter 0° erkalteten Flüssigkeiten an, und erhielt dabei folgende Resultate: Quecksilberchlorid, schwefelsaures Zink-, Kupfer- und Eisenoxyd, salpetersaures Quecksilberoxyd und Silberoxyd, und Chromchlorür, erzeugten, durch Entweichen von Stickstoffoxydul, ein lebhaftes Aufbrausen, und zugleich bildete sich schwefelsaures Ammoniak, welches sich ohne Trübung zu verursachen, mit diesen Lösungen mischt. Mit essigsaurom Bleioxyd fand auch ein Aufbrausen Statt, aber auch Bildung von schwefelsaurem Bleioxyd.

Es würde gewiss schwer sein, die wahrscheinliche Ursache dieser sonderbaren Erscheinungen aufzufinden; allein gerade weil sie gegenwärtig unerklärbar sind, scheinen sie die Aufmerksamkeit der Chemiker zu verdienen; und überdies ist nichts mehr geeignet, die Neugierde zu erregen, als zu sehen, wie ein Salz durch blosse Berührung mit einem Körper, der ihm nichts abtritt und auch nicht das Geringste nimmt, so mit ansserordentlicher Schnelligkeit in neue Substanzen verwandelt, inmitten welcher das Agens, welches diese so heftigen Perturbationen bewirkt, chemisch passiv bleibt.

Schon kennt man zwei Substanzen, das oxydirte Wasser und den Wasserstoffschwefel, als begabt mit der Eigenschaft sich durch den Einfluss einer blossen Wirkung der Gegenwa zu zersetzen. Nicht mit Stillschweigen kann ich eine andre Thatsache übergehen, welche die Nitrosulfate noch mehr dem oxydirten Wasser näher bringen. Es ist die, dass die Salze gemengt mit Alkalilösungen, aufhören, von denselben Körpern zersetzt zu werden, welche sie so rasch zersetzen, wenn sie in reinem Wasser gelöst sind.

Das stickschwefelsaure Ammoniak enthält ein Atom Wasser. Seine Formel ist $N_2H_8 \cdot SN_2O_4 + H_2O$.

Stickschwefelsaures Kali. Es ist weiss, sehr löslich in Wasser, unlöslich in Alkohol, von schwach bitterem Geschmack ohne Geruch und ohne Wirkung auf Reagenspapiere. Es kr-

stallisirt in unregelmässigen sechseitigen Prismen, ähnlich dem Salpeter. Bei 110° bis 115° C. zersetzt es sich nicht und verliert auch nichts an Gewicht; ein wenig darüber, gegen 130° C. wird es aber zerstört; allein statt in Sulfat und Stickstoffoxydul zu zerfallen, wie das stickschwefelsaure Ammoniak, giebt es Stickstoffoxyd aus und einen Rückstand von schwefligsaurem Kali.

Die schwächsten Säuren dagegen entwickeln Stickstoffoxydulgas daraus.

Platinschwamm, Silberoxyd, schwefelsaures Kupferoxyd und Manganoxydul, Bariumchlorid, essigsaures Blei zersetzen es, dabei neutrales schwefelsaures Kali und Stickstoffoxydul bildend. Diese Reactionen zeigen sich jedoch weit langsamer als beim stickschwefelsauren Ammoniak. Ich habe in allgemeiner Weise gesagt, dass die Stabilität des stickschwefelsauren Kalis grösser sei als die des entsprechenden Ammoniaksalzes; sie ist es sogar in dem Grade, dass man siedendes Wasser als Reinigungsmittel für dieses Salz gebrauchen kann. Man zersetzt dadurch nur eine geringe Menge, und wenn man die aus der Lösung sich absetzenden Krystalle mit sehr kaltem Wasser wäscht, so befreit man sie leicht von dem anhängenden schwefelsauren Kali.

Das Salz ist wasserfrei, besteht aus einem Atom Kali und einem Atom Stickschwefelsäure, gemäss der Formel KaN_2SO_4 . Durch Analyse wurden daraus erhalten 20 Stickstoffoxydul und schwefelsaures Kali.

Das stickschwefelsaure Natron ist weit löslicher. Es schien im Allgemeinen dieselben Eigenschaften wie das Kalisalz zu haben, und da es überdiess schwierig zu bereiten ist, habe ich kein besonderes Studium von demselben gemacht.

Zum Schlusse dieses Aufsatzes bleibt mir noch übrig, zwei Hauptgesichtspuncte zu erörtern, unter welchen man, meiner Meinung nach, die Constitution der Nitrosulfate auffassen kann. Enthalten sie eine eigenthümliche Säure, gebildet aus zwei Atomen Stickstoff, einem Atom Schwefel und vier Atomen Sauerstoff, oder sind es Sulfate, verbunden mit Stickstoffoxydul, das etwa eine Rolle wie von Krystallisationswasser spielt? Die letztere Hypothese scheint mir den Vorzug zu verdienen, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Die Nitrosulfate werden nicht von *Barytasser* gefällt. Wenn Stickstoffoxydul gleichsam als Krystallwasser in diesen Salzen enthalten wäre, würde es wahrscheinlich die Sulfate nicht bis zu dem Grade abändern, dass sie ihre charakteristische Eigenschaft, die Fällbarkeit durch Baryt, verlieren.

2) Stickchwefelsaures Kali giebt, blos durch Erwärmung, eine Entwicklung von Stickstoffoxyd und einen Rückstand von schwefligsaurem Kali. Wenig Wahrscheinlichkeit hat es, dass das Stickstoffoxydul bei einer Temperatur von 140° C. in Stickstoffoxyd übergehen könnte, vor allem, wenn es den ihm fehlenden Sauerstoff von einem so stabilen Salze, wie das Schwefelsaure Kali, nehmen müsste. Ueberdiess hat Erfahrung mich belehrt, dass Stickstoffoxydul ohne Wirkung auf dieses Salz ist, bei dieser sowohl wie bei höherer Temperatur. Ich füge noch hinzu, dass, wenn die Wirkung der Wärme auf das stickchwefelsaure Ammoniak an die Präexistenz des Stickstoffoxyduls in diesen Salzen glauben lassen könnte, die ganz abweichenden Producte der Zersetzung des stickchwefelsauren Kalis durch dasselbe Agens, bei derselben Schlussfolge, zu der Annahme führen muss, das letztere Salz sei schwefligsaures Kali, vereint mit Stickstoffoxyd.

Ich ziehe es vor, in der Thätigkeit der Wärme eine zerstörende Kraft zu sehen, deren Wirkung veränderlich ist, wie die Natur der Substanzen, auf welche sie ausgeübt wird. Die Frage scheint mir durchaus dieselbe zu sein, wie die bei den salpetrigsauren oder unterschwefligsauren Salzen, aus welchen es auch noch nicht möglich war, salpetrige oder unterschweflige Säure zu ziehen; nur enthält die Stickchwefelsäure, statt zwei Elemente, deren drei, was übrigens auch nicht ohne Beispiel ist in der Chemie.

Ich habe gesucht diese Säure zu isoliren, und sie direct ohne Einfluss von Basen, darzustellen; noch bin ich nicht dahin gelangt, allein im Laufe meiner Versuche habe ich Gelegenheit gehabt, eine sonderbare Thatsache zu beobachten, die mit Allem, was man bisher über die Theorie der Schwefelsäure-Bildung geschrieben hat, im Widerspruch steht, die nämlich, dass Stickstoffoxyd und schweflige Säure Schwefelsäure zu bilden vermögen, ohne dass Zutritt von Luft oder Sauerstoff dazu nöthig sei. Der Versuch ist leicht zu machen, und ich

habe ihn mehrmals gemacht. Zweihundert Maass Stickstoffoxyd und hundert Maass schwelliger Säure, gemengt und in gewöhnlicher Temperatur einige Stunden lang in einer graduirten Röhre mit einer kleinen Menge ausgekochten Wassers stehen gelassen, verwandeln sich in reine Schwefelsäure und geben dabei 100 Maass Stickstoffoxydul zum Rückstand. Das ist das Resultat. Was die Theorie anlangt, so bin ich zu glauben geneigt, dass sich erst Stickschwefelsäure bildet, und dass sich diese hierauf in gleicher Weise wie ihre Salze, nur noch mit grösserer Leichtigkeit, zersetze.

Die Theorie, oder vielmehr die Theorien von der Schwefelsäurebildung, wie man sie bisher aufgestellt, müssen also eine bedeutende Abänderung erleiden, denn es ist unmöglich, dass sich nicht eine gewisse Menge von Stickstoffoxydul in den Bleikammern bilde. Seit langer Zeit bin ich mit Versuchen über diesen Gegenstand beschäftigt, und ich hoffe bald die Resultate davon mittheilen zu können.

Zur analytischen Chemie.

I

Trennung der Kohlensäure von schwefliger Säure Schwefelwasserstoff.

Von

GAY - LUSSAC.

(Ann. d. chimie. Novbr. 1836.)

In vielen Fällen ist es erforderlich, genau das Verhältniss eines Gemenges von Kohlensäure mit schwefliger Säure Schwefelwasserstoff zu kennen. Man hat zwar mehrere Methoden zu diesem Zwecke, und das vorzuschlagende ist vielleicht nicht ganz neu, es wird sich aber den Chemikern durch grosse Einfachheit empfehlen, in welcher ich dasselbe anwende.

Das Gemenge der Kohlensäure mit schwefliger Säure Schwefelwasserstoff wird in einer graduirten Glocke gemessen. Man nimmt sodann eine an beiden Enden zugeschmolzene Röhre, wie die, welche man als Rührstäbchen benutzt, die etwas länger ist als die Höhe der Glocke, so dass man dieselbe einführen und wieder herausziehen kann. Man streicht etwa $\frac{1}{3}$ der Röhre mit etwas Mehlkleister, taucht dann in gepulvertes Manganoxyd, welches auf dem mit Kleister bestrichenen Theile der Röhre anhaftet, und bringt sie so in die Glocke, mit dem Theile, an welchem das Manganoxyd anhaftet, nach oben gekehrt. So wie man die Röhre einführt sieht man das Volumen des Gases rasch abnehmen, und in einigen Minuten ist die Absorption der schwefligen Säure des Schwefelwasserstoffgases geschehen. Wenn das eine oder das andere dieser Gase vorwaltet, oder man mit einem

grossen Volumen operirt, so ist es gut, die Röhre herauszu-
ziehen, abzuwischen, von Neuem mit Manganoxyd zu über-
ziehen und wieder in die Glocke einzubringen. Diese Opera-
tion, welche nur selten nöthig ist, lässt sich sehr leicht aus-
führen, da das Oxyd sich nicht vom Glase löst und das Innere
der Glocke nicht beschmutzt. Man kann statt des Kleisters
auch einen feuchten Papierstreifen anwenden, den man um die
Röhre wickelt, er nimmt aber weniger Manganoxyd an.

Dasselbe Verfahren kann auch für Stickstoffoxyd ange-
wandt werden.

II.

*Neue Beobachtung in Bezug auf die Silberprobe
auf nassem Wege.*

Von

GAY - LUSSAC.

(Ann. d. chimie. Novbr. 1836.)

Bei den täglichen Silberproben im *Bureau de Garantie* zu
Paris habe ich einen neuen Umstand aufgefunden, welcher Per-
sonen, die sich mit der Silberprobe auf nassem Wege beschäf-
tigen, zu Irrthümern führen könnte, wenn sie nicht auf den-
selben aufmerksam gemacht werden. Er besteht darin, dass
das Schwefelsilber nicht leicht von der Salpetersäure angegrif-
fen wird. Enthielte demnach das zu untersuchende Silber ei-
nige Tausendtheile Schwefelsilber, so könnte es geschehen,
dass dieses unaufgelöst bliebe, und der Gehalt des Silbers also
niedrig erhalten würde. Dieser Fall kann indessen nur vor-
kommen, wenn man sich einer zu schwachen Salpetersäure
bedient, und diese nicht in gehöriger Menge anwendet. Ent-
hält das Silber Schwefelsilber, so erkennt man diess aus dem
Erscheinen eines sehr fein zertheilten aber schweren Pulvers
von schwarzer Farbe, welches sich von dem bisweilen im Sil-
ber enthaltenen Golde durch ein weniger flockiges Ansehen
unterscheidet. Der Zusatz einer neuen Menge von concentrirter
Salpetersäure bringt das Schwefelsilber zum Verschwinden, ich
ziehe es aber vor, der Silberauflösung, wenn man die Gegen-
wart von Schwefelsilber vermuthet, ein Volumen von 5 bis 6

Cubikcentimeter concentrirter Schwefelsäure zuzusetzen. Auflösung erfolgt sofort, der Sicherheit wegen bringt man Flüssigkeit aber noch einige Augenblicke in ein siedendes Wasserbad.

Die Schwefelsäure muss frei von Salzsäure sein, ist es nicht, so lässt man sie einige Zeit sieden, und entfernt überdestillirten Theil, welcher die Salzsäure enthält. Man findet indessen gewöhnlich keine Salzsäure in der käuflichen Schwefelsäure.

III.

Ueber die Auflöslichkeit gewisser Metalloxyde und Salze in salzsaurem und salpetersaurem Ammoniak.

Die Abhandlung von Brett über diesen Gegenstand *) zu einigen kritischen Bemerkungen von L. Thompson Veranlassung gegeben. Der Verf. wirft Hrn. Brett vor, soheine zu glauben, dass die verschiedenen Oxyde, ohne chemische Zersetzung, ganz einfach im Ammoniaksalze auflöst würden. Dass diese Ansicht unrichtig sein würde, zwar sehr einleuchtend, der Verf. hat diess aber noch durch besondere Versuche bewiesen. Er fand, dass, wenn eine Ammoniakauflösung mit einem der folgenden Oxyde oder Salze kocht wird, als:

Quecksilberoxyd, Bleioxyd, kohlensaures Bleioxyd, Zinkoxyd, kohlensaures Zinkoxyd, Kupferoxyd und basisch salpetersaures Wismuthoxyd,

eine beträchtliche Menge Ammoniak entwickelt wird, und eine Chlorverbindung entsteht, welche sich in einigen Fällen mit einem Theile des Salmiaks zu einem Tripelsalze verbindet.

In einer neuen Arbeit ***) vertheidigt sich Hr. Brett gegen den ihm gemachten Vorwurf, und erklärt, was auch ausser allem Zweifel ist, dass ihm von Hrn. Thompson ein ganz falscher Sinn untergelegt worden sei, dass er die Löslichkeit gewisser Niederschläge unter den von ihm bezeich-

*) S. d. Journal Bd. X. S. 261.

**) Philos. Magaz. March 1837.

***) Philos. Magaz. Mai 1837.

ten Umständen, deren Kenntniss für die analytische Chemie sehr wichtig ist, durch Versuche bewiesen habe, dass ihm er nicht in den Sinn gekommen sei, dabei die Wechselzerzung zu bezweifeln; welche dabei sehr häufig, wo nicht immer, eintreten müsse.

Es folgen dann weitere Versuche über denselben Gegenstand. Die angewandten Oxyde und Salze waren auf dem Filter mit destillirtem Wasser gewaschen und bei der Zimmer-temperatur getrocknet.

Barytsalze. Kohlensaurer und phosphorsaurer Baryt mit einer kalten gesättigten Auflösung von Salmiak digerirt geben eine Flüssigkeit, welche nach dem Filtriren Baryt aufgelöst enthält, der sich durch Schwefelsäure nachweisen lässt. Ueberschüssiges Ammoniak bewirkt keinen Niederschlag darin.

Strontiansalze verhalten sich ebenso.

Kalksalze. Neutraler phosphorsaurer Kalk von halbkrySTALLINISCHEM Ansehen, der durch Zusatz einer Auflösung von neutralem phosphorsaurem Ammoniak zu einer Auflösung von Chlorcalcium im Ueberschuss erhalten worden war, so wie auch basisches Salz, ohne krystallinische Textur, das durch Zusatz von überschüssigem Kalksalz zu dem phosphorsaurer erhalten war, und nach Berzelius $1\frac{1}{3}$ mehr Kalk als das neutrale Salz enthält, in der Kälte mit gesättigter Salmiakauflösung digerirt, gab nach dem Filtriren eine Flüssigkeit, die reichlich durch klesaaures Ammoniak gefällt wurde, und also Kalk enthält. Ammoniak im Ueberschuss zu demselben gesetzt bewirkte keinen Niederschlag.

Magnesiumsalze. Kohlensaure Talkerde und phosphorsaure Ammoniak-Talkerde zeigten fast gleiches Verhalten als Kalksalze.

Cadmiumoxyd und dessen Salze. Das reine so wie das kohlensaure, phosphorsaure und klesaaure Cadmiumoxyd mit einer gesättigten Salmiakauflösung digerirt, gab nach dem Abfiltriren eine Flüssigkeit, die durch Schwefelwasserstoff-Ammoniak einen reichlichen gelben Niederschlag gab.

Kobaltsalze. Kohlensaures und phosphorsaures Kobaltoxyd mit kalt gesättigter Salmiakauflösung digerirt, gab eine Flüssigkeit, die mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak einen schwarzen Niederschlag lieferte.

Mangan. Braunes Manganoxydhydrat mit Salmiak digerirt

gab eine Flüssigkeit, die von Schwefelwasserstoff-Ammoniak mit der den Mangansalzen eigenthümlichen Fleischfarbe wurde. Es wäre indessen möglich, dass das angewandte Oxydul enthalten hätte, das der Umänderung in Oxyd durch den Einfluss der Luft entgangen sein könnte. Phosphor-Manganoxyd verhielt sich dem Oxyde ähnlich.

Kupfer. Kupferoxydhydrat, schwarzes Kupferoxyd, kohlensaures Kupferoxyd gaben mit kalt gesättigter Salmiaklösung digerirt, nach dem Abfiltriren blaue Flüssigkeiten, offenbar Kupferoxyd enthalten.

Wismuthsalze. Käuflisches basisch-salpetersaures Wismuthoxyd mit kalter Salmiakauflösung digerirt, oder mit der gekocht, gab keine Flüssigkeit, die von Schwefelwasserstoff-Ammoniak gefällt worden wäre; dasselbe gilt von dem aus dem gefällten Salze, wenn es gut ausgewaschen und bei Lufttemperatur getrocknet worden.

(Diese Resultate weichen von den früher erhaltenen ab; die Versuche wurden aber auch unter anderen Umständen angestellt.)

Zinnoxidul und einige seiner Salze verhielten sich dem Wismuth gleich.

Silbersalze. Silberchlorid, kohlensaures und phosphorsaures Silberoxyd bei abgehaltenem Lichte bereitet und ebenfalls bei Ausschluss des Lichtes mit Salmiak digerirt, gaben Flüssigkeiten, die von Schwefelwasserstoff-Ammoniak schwarz gefällt wurden.

Quecksilber. Quecksilberoxyd, kohlensaures und phosphorsaures Quecksilberoxyd, so wie Doppelt-Jodquecksilber, kalt gesättigter Salmiakauflösung digerirt, gaben Auflösungen, die sehr reichlich mit schwarzer Farbe von Schwefelwasserstoff-Ammoniak niedergeschlagen wurden.

Noch sind mehrere Oxyde und Salze in dieser Beziehung zu prüfen; der Verf. ist aber zur Zeit an der Fortsetzung seiner Versuche behindert.

IV.

Der Kenntniss des Arseniks und seiner Verbindungen.

Wir haben in d. Journ. Bd. X, S. 371 die Methoden des Hrn. Franz Simon zur Reduction des Schwefelarseniks, so wie zur Trennung des Arseniks von Antimon mitgetheilt. Der Verf. hat seine Arbeiten über das Arsenik, die zunächst eine Erklärung für den Vorgang bei dieser Reduction bezweckten, weiter ausgesetzt*), und das Folgende ist eine auszugsweise Darstellung der von ihm erhaltenen Resultate.

Wenn Schwefelarsenik in Gasform durch eine hinreichende Menge von glühender Kalkerde (gebranntem Marmor) getrieben wird, so zersetzt es sich vollkommen, es sublimirt Arsenik und Schwefel bleibt bei der Kalkerde, die zu Schwefelcalcium wird. Es ist nun nachzuweisen, in welche Verbindung der Sauerstoff der Kalkerde tritt, die sich in Schwefelcalcium umwandelt.

Die nach der Reduction zurückbleibende Kalkerde ist gelblich, riecht hepatisch und tritt an Wasser ihren Geruch und Geschmack ab. Mit Säuren giebt die wässrige Lösung Flocken von arsenikfreiem Schwefel. Wird das Digeriren derselben mit einer wässrigen Säure bis zum gänzlichen Verschwinden des Schwefelwasserstoffgeruchs fortgesetzt, so giebt dann salpetersaures Silber-Ammoniak einen gelben Niederschlag, und essigsaures Baryt eine Trübung, die durch Salpetersäure nicht verschwindet. Der vom Wasser nicht gelöste Rückstand löst sich in Säuren mit Entwicklung von Schwefelwasserstoff und unter Abscheidung von Schwefel auf. Letzterer ist frei von Arsenik. In der filtrirten von Schwefelwasserstoff befreiten Flüssigkeit giebt salpetersaures Silber-Ammoniak eine gelbe Fällung hervor, und essigsaures Baryt gab darin eine Trübung.

Hieraus ergiebt sich, dass der Sauerstoff der Kalkerde, welche bei der Reduction des Schwefelarseniks in Calcium übergeht, im Entstehungsmomente an Arsenik tritt und arsenige Säure bildet, die sich mit Kalk verbindet, während zugleich keine Spur von Schwefelsäure entsteht; die Menge der letzteren ist immer sehr klein. Wahrscheinlich bildet sich bei dem Reductionsprocesse das erste Schwefelcalcium, indem das Arsenik

*) Pogg. Annal. Bd. XXXX. S. 411.

ein Aequivalent Sauerstoff aufnimmt und zur arsenigen Säure wird, die dann ferner durch die Kalkerde zersetzt wird.

Bei dieser Gelegenheit giebt der Verf. einen Nachtrag zu der früheren Methode, Schwefelarsenik von Schwefelantimon zu trennen, die nicht ganz leicht für Ungeübte auszuführen ist. Die neue Methode eignet sich, selbst 0,05 dem Schwefelantimon beigemengtes Schwefelarsenik nachzuweisen.

In einer 3 bis 4 Linien weiten Glasröhre schmilzt man 30 bis 41 Grm. reinen Salpeter, bis er gelblich wird, trägt dann die zu untersuchende Schwefelverbindung, welche selbst organische Beimischungen enthalten kann, in Portionen von 1 Gran allmählig in den Salpeter ein. Bestand die Verbindung allein aus Schwefelarsenik, so löst sich dieses vollkommen im Salpeter auf, enthält sie Antimon, so trübt sich der Salpeter mit Antimonsäure. Nach dem Erkalten löst man die Masse in Wasser, filtrirt, setzt etwas Salpetersäure zu, tröpfelt salpetersaures Silber hinzu und sättigt die Flüssigkeit vorsichtig mit Ammoniak. Man sieht dann bei Gegenwart von Arsenik eine röthliche allmählig sich vermehrende Zone entstehen, bei größeren Mengen auch wohl einen starken Niederschlag. Die Grenze der Reaction scheint das Verhältniss von 1 Schwefelarsenik zu 20 Schwefelantimon zu sein. Der rothe Niederschlag könnte nur mit chromsaurem Silber verwechselt werden, welches nicht leicht vorkommen dürfte.

Das Antimon wird bei diesem Versuche zu Antimonsäure, die grösstentheils ausgeschieden wird. Man kann sie sammeln, mit kaustischem Kali erhitzen, nach dem Erkalten mit Schwefelwasserstoffwasser übergiessen und Salzsäure zusetzen, worin sich der Niederschlag von Schwefelantimon bildet. Lässt man durch glühende Kalkerde arsenige Säure in Gasform streichen, so wird sie reducirt, es sublimirt Arsenik, aber es entweicht kein Sauerstoff. Um die Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung zu finden, stellte der Verf. eine Reihe von Versuchen an.

Wird arsenige Säure durch das Achtfache ihres Gewichtes Kalkerde getrieben, ohne dass diese glüht, so geht die arsenige Säure zum Theil unverändert hindurch, theils wird sie zurückgehalten, wobei sich arsenigsaurer Kalk bildet, der sodann bei heftigem Erglühen von Neuem Arsenik sublimiren lässt, und dann neben arsenigsaurem auch arseniksaurem Kalk enthält.

Lässt man die Dämpfe der arsenigen Säure durch lebhaft ühenden Kalk gehen, so giebt salpetersaures Silber-Ammoniak der Auflösung des Rückstandes stets arsenigsaures Silber.

Hieraus schien zu folgen, dass die arsenige Säure mit dem alk arsenigsauren Kalk bilde, welcher durch weitere Erhitzung in arseniksauren Kalk und Arsenik zerlegt werde. In-essen gab die Reaction mit salpetersaurem Silber nur arsenige Säure, nie Arseniksäure an.

Selbst bereitete arsenigsaure Kalkerde wurde getrocknet, in zwei Theile getheilt, und der eine auf einem Platinblech glühend geglüht, wobei weisse Dämpfe, Arsenik, an der Luft verflüchtigt, entwichen. Die Hälfte des andern Theils wurde in einer Glasröhre vor der Glasbläserlampe erhitzt, es sublimirte Arsenik. Die Rückstände von beiden Versuchen, so wie der durch Erhitzung ausgesetzte Theil wurden einzeln in Salpetersäure gelöst und mit salpetersaurem Silber und Ammoniak gesättigt. Bei dem auf Platinblech geglühten wurde ein rother, bei dem in der Glasröhre erhitzten ein gelbrother und bei dem dritten ein gelber Niederschlag erhalten. Die arsenigsaure Kalkerde scheint also in der Hitze in arseniksaure Kalkerde zersetzt zu werden, und wenn bei den ersten Reductionsversuchen keine Arseniksäure nachgewiesen werden konnte, so lag diess daran, dass der Niederschlag von arsenigsaurem Silber den von der Arseniksäure versteckt.

Der Verf. untersuchte sodann das Verhalten der arsenigen Säure und Arseniksäure gegen verschiedene Reagentien, besonders Metalloxyde, fand aber kein Mittel so vortheilhaft zur Unterscheidung beider, als das Silberoxyd.

Es wurde dann das Verhalten der gemischten Arseniksäure und arsenigen Säure gegen das Silbersalz untersucht; der Verf. hatte dazu die Verbindungen beider mit Kalkerde.

10 arsenigsaurer Kalk und 1 arseniksaurer in Salpetersäure gelöst, mit salpetersaurem Silber versetzt und mit Ammoniak neutralisirt, gaben einen vollkommen gelben Niederschlag, in welchem die Arseniksäure nicht zu erkennen war.

Das Gleiche fand bei 10 arsenigsaurem Kalk auf 2 und 3 arseniksauren Statt.

10 arsenigsaurer und 5 arseniksaurer Kalk gaben einen gelben, dann orange werdenden Niederschlag.

10 arsenigsaurer Kalk gegen 10 arseniksauren gaben eben kaum röthlich werdenden Niederschlag.

10 arsenigsaurer Kalk und 15 arseniksaurer gaben eben röthlich gelben Niederschlag.

Bei 5 arsenigsaurem Kalk und 10 arseniksaurem entsteht bei vorsichtigem Zusatze von verdünntem Ammoniak erst eine gelbe Färbung, die die Flüssigkeit in Fäden durchzog und dann ins Röthliche überging. Selbst bei 2 : 10 konnte auf diese Art, bei vorsichtigem Verfahren, noch die arsenige Säure erkannt werden.

Ganz anders sind die Erscheinungen, wenn man aus Mischungen völlig neutraler arsenigsaurer und arseniksaurer Salze die Arseniksäure mit reinem Silbersalze präcipitirt.

Bei 10 arsenigsaurem und 1 arseniksaurem Salze wird eben der gelbe Niederschlag des arsenigsauren Silbers gefällt.

Bei 10 arsenigsaurem und 2 arseniksaurem wird bei der ersten Einwirkung eine rothe Färbung bemerkt, die bald von der gelben verdeckt wird.

Bei 10 arsenigsaurem und 5 arseniksaurem Salze zeigten sich erst deutlich der rothe Niederschlag, der sich dann mit dem gelben zu Gelbroth mischt.

Bei 10 arsenigsaurem zu 10 arseniksaurem Salze ist eben die rothe Fällung zu bemerken, die dann etwas orange wird.

Bei 5 arsenigsaurem zu 10 arseniksaurem Salze ist eben die arsenige Säure kaum noch zu bemerken, bei 2 : 10 verschwindet ihre Reaction ganz.

Durch diese Versuche ist ein, allerdings sehr wenig scharfes, Mittel gegeben, Beimischungen von arseniger Säure in Arseniksäure und umgekehrt aufzufinden. Man wird zu dem Ende sich eine neutrale Flüssigkeit verschaffen, auf Arseniksäure prüfen und den etwa entstehenden Niederschlag in Salpetersäure lösen und dann mit Ammoniak auf einen Gehalt an arseniger Säure prüfen.

Durch dieses Mittel war es auch möglich, die oben ausgesprochene Vermuthung über den Vorgang bei der Beduction der arsenigen Säure durch Kalkerde zu bestätigen.

Es liessen sich aber aus dem gefundenen Verhalten des arsenigsauren Kalkes, in der Hitze sich in arseniksaure Kalkerde umzuwandeln, noch weitere Folgerungen ziehen.

Arsenigsaure Kalkerde in einer Glasröhre anhaltend bei der Gasbläserlampe erhitzt gab Arsenik, aber selbst bei längerem, bis 1/4 Stunde fortgesetztem Blasen konnte das Salz nicht vollständig zersetzt werden. Der Rückstand enthielt Arseniksäure, aber auch merkliche Mengen von arseniger Säure. Dagegen gab ein Versuch, in einem Platinschälchen angestellt, zum Rückstand reine arseniksaure Kalkerde.

Die arsenigsaure Kalkerde zerlegt sich bei geeigneter Hitze vollkommen in arseniksaure und reine Kalkerde, die arseniksaure Kalkerde verändert sich in der Hitze nicht, und somit hat man ein Mittel, beide Säuren quantitativ in ihren Mischungen zu bestimmen.

Mehrere Versuche, theils auf Platinblech über der Lampe, theils in Porcellangefässen über Kohlenfeuer angestellt, gaben meistens keine ganz genügenden Resultate. Die arsenigsaure Kalkerde gab im Mittel 14 bis 15 p. C. Arsenik ab, während die Berechnung 19 p. C. erwarten lässt.

Die Analyse des arsenigsauren Kalkes, welche im Mittel gab:

62,30 arsenige Säure,
37,70 Kalkerde

100,00

der (wasserhaltige):

57,50 arsenige Säure,
34,80 Kalkerde,
7,70 Wasser

100,00

Währte über diese Differenzen keinen Aufschluss. Aus ferneren Versuchen ergab sich aber, dass in Plattingefässen keine neuen Resultate erhalten werden können, da das Arsenik das Platin angreift, eben so wenig erhält man genaue Resultate in andern Gefässen (s. oben), weil sich das Arsenik im eigenen Dampfe zu schwer verflüchtigt. Die Erhitzung muss in flachen Glas- oder Porcellangefässen vorgenommen werden und sehr anhaltend und heftig sein. Der Verf. bedient sich flacher Porcellanschälchen oder ausgesprengter Kolbenböden, die über der Berzelius'schen Lampe erhitzt wurden, deren beide Schornsteine über einander gesetzt waren. Erhitzen über Kohlenfeuer ist weniger sicher.

Unter Anwendung dieser Vorsichtsmaassregeln erhält man sehr sichere Resultate, 100 Th. wasserfreie arsenigsaure Kalkerde verlieren in runder Zahl 17 Th. Arsenik; 1 Th. corresponds also 5,8 arsenigsaurer Kalkerde oder 3,6 arsenigsaure Säure. Auf diese Weise lässt sich in Gemengen von arsenigsaurer und arseniksaurer Kalkerde, da letztere durch Gährung nicht verändert wird, der Gehalt an arsenigsaurem Salz bestimmen. Auch Gemische von arseniger Säure und Arseniksäure lassen sich auf diese Weise analysiren, indem man sie durch Fällung mit Kalkwasser in arsenigsauren und arseniksauren Niederschlag verwandelt. Der erhaltene Niederschlag darf dabei aber nicht ausgewaschen werden.

Der zu den früheren Versuchen benutzte arsenigsaure Kalk war durch Fällung von arseniger Säure mit überschüssigem Kalkwasser bei abgehaltener Luft bereitet worden. Er enthält aber fast immer einen geringen Kohlensäuregehalt, weil er, ohne Zweifel die Verbindung eine basische ist, in der ein Molekül Kalk so schwach gebunden ist, dass er Kohlensäure aus der Luft anzieht. Um neutralen arsenigsauren Kalk zu bereiten, wurde neutrales arsenigsaures Ammoniak (durch Digestion von Ammoniak mit arseniger Säure bereitet) mit Chlorcalcium zusammengebracht. Die Ausbeute ist nur gering. Der ausgewaschene Niederschlag unterschied sich schon im Ansehen von der basischen Verbindung, er war weniger voluminös und getrocknet ein lockeres Pulver, während jene eine feste sehr zerreibliche Masse ist. Er löst sich in Salpetersäure ohne Gasentwicklung auf.

Die Analyse gab:

78,53 arsenige Säure,

21,47 Kalk

100,00.

Die wasserhaltige Verbindung aber enthielt:

75,86 arsenige Säure,

20,74 Kalk,

3,40 Wasser.

Die Formeln für die beiden Verbindungen der arsenigen Säure mit der Kalkerde sind demnach:

für die basische $\text{Ca}^2. \text{As} 1 \frac{1}{2} \text{H}$

für die neutrale $\text{Ca As } \frac{1}{2} \text{H}$.

Es wurde ferner das Verhalten der arsenigen Säure, wenn in Gasform durch verschiedene glühende Basen geleitet wird, untersucht.

Leitet man Dämpfe von arseniger Säure über glühendes Sauerstoff, so wird sie mit Heftigkeit und unter Feuererscheinung verbrannt. Nach dem Verhältnisse der Stoffe wird entweder Arsen oder Arsenik reducirt, oder man findet blos arsenigsaures Sauerstoff als schwefelgelbe leichtflüssige Masse, die sich in der Hitze nicht verändert, und dadurch sehr von ähnlichen Verbindungen unterscheidet.

Glühende Magnesia bindet die Dämpfe der arsenigen Säure, so dass eine Reduction erfolgt. Durch Glühen der entstandenen Masse liess sie sich aber wenigstens theilweise in arsenigsaure Magnesia verwandeln. Schwefelarsenik durch glühende Magnesia getrieben, wird nicht reducirt, da das Magnesium eine geringe Verwandtschaft zu Schwefel hat. Die Versuche, welche der Verf. hierüber anstellte, boten einige merkwürdige Umstände dar, deren Erklärung indessen fehlt.

Arsenige Säure durch glühendes Bleisuperoxyd oder Mangansuperoxyd getrieben gab eine Entwicklung von Sauerstoff, im ersten Falle bildete sich arsenigsaures Bleioxyd, im zweiten fand keine Vereinigung Statt.

Der Verf. untersuchte endlich noch einige arsenigsaure Salze in Beziehung auf ihr Verhalten in der Hitze, um sie mit so abweichenden Verhalten der arsenigsauren Kalkerde und des arsenigsauren Bleioxyds zu vergleichen.

Arsenigsaures Silberoxyd wird beim Erhitzen leicht schwarz, bei sich neben Wasser auch etwas arsenige Säure entbindet. Bei stärkerem Erhitzen wird noch mehr arsenige Säure frei. Der Rückstand besteht aus arseniksaurem Silber und metallischem Silber. Arseniksaures Silberoxyd in einer Glasröhre erhitzt erleidet keine Zersetzung.

Arsenigsaures Kupferoxyd in einer Glasröhre erhitzt v
schwarz oder es sublimirt arsenige Säure. Der braune Rü
stand besteht aus arseniksaurem Kupferoxyd und Arsenikkup

Arsenigsaures Platinoxid - Ammoniak. Lauchgrüne V
bindung durch Vermischung von Platinchlorid mit arseniger Si
und Zusatz von Ammoniak erhalten. In einer Glasröhre
hitzt gab sie arsenige Säure und Salmiak. Im Rückstande b
metallisches Platin.

Arsenigsaures Eisenoxyd, durch Fällung von essigsau
Eisenoxyd mit arsenigsaurem Ammoniak erhalten, giebt in
ner Glasröhre erhitzt anfangs Wasser, dann arsenige Sä
und reines Eisenoxyd bleibt zurück. Enthält das Salz n
Ammoniak, so sublimirt gegen das Ende arsenige Säure,
es bleibt metallisches Eisen.

Arsenigsaures Kali bläht sich beim Erhitzen stark
fließt zuletzt ruhig und giebt etwas arsenige Säure ab.
geglühete emailartige Rückstand löst sich schwer im Was
Er enthält wenig Arseniksäure und viel arsenige Säure.

Arsenigsaures Ammoniak sublimirt vollkommen, häufig
ter Reduction von etwas Arsenik.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) Anleitung zur Bearbeitung des Runkelrübensaftes in Haushaltungen.

Vom

Ober-Bergcommissair **BRANDE.**

Aus den Mittheilungen des Gewerbe-Vereins im Königreich Hannover.
11. Lieferung.)

Die Anwendung des Gipses zur Klärung des Rüben-Saftes, worauf in der 9. Lieferung der Mittheilungen hingewiesen wurde, hat sich seither in vielen, bei der Direction des Gewerbe-Vereins angestellten, zum Theil grösseren Versuchen, vollkommen bewährt; so dass, bei Benutzung weiterer Erfahrungen, eine Anweisung ertheilt werden kann, nach welcher sowohl Syrup als Rohzucker von sehr guter Beschaffenheit, ohne Aufwand kostspieliger Mittel, mit vollkommener Sicherheit, in Landhaushaltungen bereitet werden kann.

Ueber Cultur und Aufbewahrung der Rüben enthält eine vom Gewerbe-Vereine besonders veröffentlichte Anleitung *) das Nähere. Was das Zerreiben und Auspressen betrifft, so mag die Bemerkung hier Platz finden, dass in Landhaushaltungen, wo man die Bearbeitung der Rüben als Nebengeschäft treibt und die Press-Abfälle ohne Schwierigkeit zu vollem Werth wird benutzen können, ein mehr oder minder vollkommenes Auspressen wenig Bedeutung haben kann. Die ge-

*) Anleitung zum Anbau der Runkelrüben, sowohl zu den bisherigen Benutzungsarten, als auch mit besonderer Berücksichtigung der Zuckerfabrication. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1837.

wöhnlichen Press-Vorrichtungen möchten daher völlig reichen. Eine walzenförmige Reibe, zu deren Einrichtung Schriften über Rübenzucker-Fabrication Auskunft geben, dagegen überall unentbehrlich sein, wo die Bearbeitung irgend bedeutenden Menge von Rüben beabsichtigt wird.

Ueber einige Hilfsmittel.

1) Gips-Mehl. Am geeignetsten ist der gebrannte Gips in möglichst fein gemahlenem Zustande. Auch rother Gips ist anwendbar, doch ist der gebrannte wegen der grösseren Zartheit seines Pulvers vorzuziehen.

2) Gelöschter Kalk. Stücke von gebranntem Kalk werden in einem Kessel mit nicht mehr Wasser angegochen, als eingeschlürft werden kann. Nach erfolgter Löschung schütte man das zarte Pulver in trockene Flaschen und verwahre es verkorkt. Ist zuviel Wasser auf den Kalk gegeben, so kann der gelöschte Kalk feucht sein. In diesem Falle trockne man ihn in einem Kessel über gelindem Feuer und schütte ihn darauf in Flaschen.

3) Knochensäure. In einem Steintopfe von 8 Quartier übergiesse man 2 Pfund Pulver von weissgebrannten Knochen mit 5 Pfund Wasser, und giesse nach und nach, unter Umrühren mit einem Stabe, 1 Pfund Vitriolöl, etwa 10 Pfund, mit der Vorsicht zu, dass die zugegebene Flüssigkeit weder an der Wand des Topfes noch an dem Rührstabe unterlaufe. Die breiförmige Masse rühre man dann und während, mische nach 2 Tagen 6 Pf. Wasser zu, und lasse die flüssige Kochensäure durch Leinwand in eine Schale ablaufen. Durch Auspressen des teigartigen Rückstandes wird noch eine beträchtliche Menge der Säure erhalten. Man bewahre die Knochensäure in Flaschen.

4) Curcumepapier. Schreibpapier, welches durch Bestreichung mit einer Abkochung der Curcumewurzel gelb gefärbt ist.

5) Blaues Lackmuspapier. Durch einen Auszug von Lackmus blau gefärbtes Papier.

6) Rothes Lackmuspapier, wird erhalten, wenn das vorige mit Wasser, dem etwas Knochensäure zugesetzt ist, angefeuchtet und dann getrocknet wird.

Diese Papiere werden als Streifen von 2 Zoll Länge

Zoll Breite angewendet. Man findet sie in den Apotheken.

7) Ein Thermometer von der Einrichtung, dass es zur Messung der Wärme von Flüssigkeiten dienen kann. Die Skala muss auf 90° R. reichen.

Verarbeitung des Saftes zu Syrup.

Der Saft wird an dem Tage der Pressung in einem blankkupfernen Kessel, der nicht über drei Viertel gefüllt werden darf, auf den Eimer mit 4 Loth Gipsmehl angerührt, dann allmählig und nur anfänglich unter Umrühren erhitzt, bis zum gelinden Kochen kommt, das so lange (5—10 Minuten) zu unterhalten ist, bis eine kleine Probe durch ein Filter von ungeleimtem Druckpapier völlig klar abtröpfelt. — In einem Weinglase erscheint die abgelaufene Flüssigkeit mehr oder minder dunkel bouteillengrün. — So über die Vollendung der Scheidung versichert, entferne man das Feuer unter dem Kessel, nehme die auf die Oberfläche ausgeworfene Gerinnung mit einer Schaumkelle weg, und fülle die Flüssigkeit, in dem Masse wie sie sich aufhebt, in einen wollenen Spitzbeutel, bei dem das Durchgelaufene so oft zurückzugeben ist, bis eine abgelaufene Probe in einem Kesselloffel klar erscheint. Zuletzt lege man auch den Satz aus dem Kessel auf den Beutel, durch den die Hauptmenge des zurückgehaltenen Flüssigen so schnell abläuft, dass man, wenn ein geringer Verlust nicht getadelt wird, zur weiteren Arbeit schreiten kann, während die Flüssigkeit noch heiss ist.

Die in den gereinigten Kessel zurückgebrachte Flüssigkeit wird auf den Eimer mit 2 Loth gelöschten Kalks tüchtig umgerührt und langsam auf 65—70° R. erhitzt. Man erhitze diese Wärme $\frac{1}{4}$ Stunde und untersuche inzwischen, ob sich die Flüssigkeit auf einige Augenblicke getauchtes Stück Curcumpapier so gebräunt wird, dass sich die braune Farbe deutlich erhält, wenn man das Papier auf einem warmen Ziegelstein abtrocknen lässt. Zeigt sich diess nicht so, sondern die Farbe des Streifens durchaus nicht verändert, oder sie sich doch die gelbe Farbe bei dem Abtrocknen ganz wieder her, so muss der Kalkzusatz, in Mengen von $\frac{1}{2}$ Loth auf den Eimer, nach und nach vermehrt werden, bis die Flüssigkeit in dem angedeuteten Masse auf Curcumpapier wirkt.

Ist diess erreicht, so läuft eine Probe der Flüssigkeit auf Druckpapier weingelb ab. Ein rauchiges grünliches Aussehen der Probe deutet auf Mangel an Kalk. Der Eimer des ersten Versuches von frischen Rüben erfordert nicht mehr als 2 Loth Kalk, nach und nach steigt aber die erforderliche Menge auf 4 Loth und vielleicht mehr.

Ist die bezeichnete Wirkung des Kalks eingetreten, bringe man den Inhalt des Kessels sogleich auf ein Setzfaß, welches vom Boden an in wachsenden Absätzen der Höhe nach mit 4 Häbnen versehen ist, und überlasse die Flüssigkeit der Ruhe. — So weit muss die Arbeit des ersten Tages reichen.

Am folgenden Tage zapfe man die Flüssigkeit, vom obersten Hahn anfangend, portionweise ab, lasse die einzelnen Portionen insofern sie nicht klar sein sollten, zur vollständigen Klärung durch einen leinenen Spitzbeutel fließen, und bringe zuletzt den Satz auf den Beutel.

Die geklärte Flüssigkeit wird wieder in den Kessel gebracht und rasch eingekocht. Ist etwa ein Viertel verkocht, so prüfe man ihr Verhalten zum Curcumepapier. Erscheint das auf einige Augenblicke eingetauchte Papier beim Herausziehen entschieden gebräunt, was gewöhnlich zutrifft, so setze man nach und nach lothweise auf den Eimer so oft Knochen- oder Essigsäure zu, bis eingetauchtes Curcumepapier kaum noch merklich gebräunt wird, ohne dass jedoch die Flüssigkeit die Eigenschaft gewonnen hat, blaues Lackmuspapier zu röthen, was auf einen zu grossen Zusatz von Säure deuten würde. Um einem Fehler dieser Art abzuweichen, der sehr nachtheilige Folgen haben würde, rühre man zu der siedenden Flüssigkeit theelöffelweise auf 8 Eimer, so oft gelöschten Kalk zu, bis blaues Lackmuspapier nicht mehr roth wird, ohne dass jedoch durch übermässiges Zusetzen von Kalk in den entgegen gesetzten Fehler verfallt, der an einer entschiedenen Bräunung des Curcumepapiers erkannt wird. Ein gewisser mittlerer Zustand ist der beste, und dieser ist daran zu erkennen, dass die Flüssigkeit dabei Curcumepapier nicht merklich bräunt, rothes Lackmuspapier aber entschieden blau macht.

Die Flüssigkeit, die jetzt ganz trübe ist, wird fortwährend gekocht, bis sie auf $\frac{1}{4}$ ihrer anfänglichen Masse verkocht ist, dann sofort auf ein Setzfaß gebracht, welches sich nur

schon von dem vorigen unterscheidet, dass es kleiner und verhältnissmässig enger ist. Nach 12stündiger Ruhe zapfe man die Flüssigkeit nach und nach ab, und seihe sie durch einen wollenen Spitzbeutel, auf den man zuletzt auch den Satz bringt. Ist das durchgelaufene klar, so hat es das Ansehen des Maaga-Weins. Einige Trübheit, die durch wiederholtes Durchsieben beseitigt werden könnte, bedarf keiner Berücksichtigung.

Um einen sehr schönen Syrup zu gewinnen, dampfe man die Flüssigkeit in einer flachen Pfanne unter stetem Umrühren, bei mässiger Hitze, zu einer dünnen Syrupsconsistenz ab, giesse sie in Steintöpfe, in denen man sie acht Tage zum Absetzen zur Ruhe überlässt. Der abgegossene dünne Syrup wird bei mässiger Wärme unter Umrühren zur erforderlichen Consistenz gebracht. — Der erhaltene Syrup ist ohne allen unangenehmen Beigeschmack; ist er nach ruhiger Lagerung völlig geklärt, so hat er die Farbe des Porterbiers.

Darstellung von Rohzucker.

Zur Darstellung des Zuckers stehen zwei Wege offen. Entweder ist der Saft, wie er vom letzten Spitzbeutel abliet, einzukochen, oder der Syrup ist einer weiteren Bearbeitung zu unterwerfen.

Im ersten Falle koche man die Flüssigkeit so weit ein, bis ihr Siedepunct auf 87° steigt, giesse sie in Steinschalen, die man an einen kühlen Ort stellt, und rühre sie zuweilen mit einem Stabe mässig durch. Ist der richtige Punct der Einkochung getroffen, so tritt bald während des Erkaltes die Bildung eines krystallinischen Zuckers ein, die allmählich so fortschreitet, dass die ganze Masse die Consistenz eines körnigen steifen Breies annimmt. Zeigt die Masse dagegen nach mehreren Tagen eine flüssigere Beschaffenheit, so stelle man die Schalen entweder so lange in eine Darre, bis eine Probe nach dem Erkalten die erforderliche Beschaffenheit zeigt, oder man gebe die Masse wieder auf eine Pfanne, und bringe sie bei mässigem Feuer unter Umrühren zu der nöthigen Entwässerung. — Um einen guten Rohzucker zu erhalten, kommt es wesentlich darauf an, dass der durch die letzte Operation gewonnene Brei recht körnig sei. Um diess zu erreichen, muss man beim Umrühren der Masse, sobald als der zur Ausscheidung

des Zuckers erforderter Grad der Concentration eingetreten mit einiger Vorsicht betrieben werden; denn während ein mässiges Rühren die Bildung des körnigen Zuckers sehr fördert, wird durch anhaltendes rasches Rühren das Festwerden des Zuckers so übereilt, dass die Masse plötzlich eine teigige Consistenz annehmen kann, wodurch die folgende Arbeit, Trennung des festen Zuckers von der Melasse, unmöglich wird.

Um diese Trennung zu bewirken, fülle man den körnigen Brei in passliche Blumentöpfe, nachdem zuvor deren Böden vorherlich mit Strohgeflecht bedeckt sind, und stelle sie in schiefen Untersätzen vorerst an einen kühlen Ort. Hat das eintretende Abfliessen einer schwarzbraunen zähen Flüssigkeit nach 8—14 Tagen fast aufgehört, so stampfe man die Masse in den Töpfen etwas zusammen und setze sie, in den ersten Untersätzen stehend, so lange an einen warmen Ort, bis ein eintretendes neues Abfliessen allmählich wieder aufhört. In den Töpfen hinterbliebener Rohzucker wird auf Bloch vertheilt und bei mässiger Wärme getrocknet. — Der nun erhaltene Rohzucker erscheint als ein lehmgelbes, grobkörniges Pulver. Er erhält sich bei gewöhnlicher Aufbewahrung trocken. Ein etwas strenger Nebengeschmack begleitet seine Süsse, und möchte seine unmittelbare Verwendung als Süssungsmittel in manchen Fällen beschränken.

Um auf dem andern Wege Zucker zu erhalten, setze man den fertigen Syrup in Steinschalen anhaltend einer mässigen Wärme in einer Darre aus, und rühre dabei täglich ein Mal um. Die nach einiger Zeit eintretende Ausscheidung des körnigen Zuckers schreitet allmählich so weit fort, dass die Masse in Töpfe gefüllt und in der angegebenen Weise behandelt werden kann. — Der so erhaltene Zucker ist weisser gefärbt als der vorige und von so reiner Süssigkeit, dass er sehr wohl unmittelbar gebraucht werden kann.

Die abgelaufenen braunen Flüssigkeiten stellt man, wenn man Hinterhalt an Zucker zu gewinnen, in flachen Schalen in eine Darre, bis die auf's Neue eintretende und langsam fortschreitende Absonderung von festem Zucker zu Ende ist; fülle dann den von einer zähen Flüssigkeit umhüllten Zucker in einen Durchschlag und lasse ihn an einem feuchten Orte stehen, wobei man die Masse dann und wann umarbeitet.

unter dem Einflusse der Feuchtigkeit der Luft die schmierige Flüssigkeit zum Abtröpfeln kommt, gelangt die Masse allmählich und nach in den Zustand, dass man sie an einem warmen Orte in einem bedeckten Topfe zum Abtröpfeln hinstellen kann.

Es scheint, dass man auf eine sehr einfache Art den Rohzucker beliebig läutern kann. Ein mit Rohzucker gefüllter Blumentopf wurde, nachdem die Melasse an einem warmen Orte abgelaufen war, feuchter Luft ausgesetzt. Nach vierzehn Tagen war der Zucker oberflächlich blässer geworden und der Topf hatte wieder angefangen zu fließen. Vierzehn Tage später war die obere Lage des Zuckers ganz weiss, und die Färbung war beträchtlich in die Tiefe gedrungen. — Was der gewöhnlichen Deckung der feuchte Thon leistet, wurde durch die feuchte Luft bewirkt. Sollte dieses Verfahren praktisch erweisen, so würde es den Vortheil gewähren, von Ungeübten befolgt werden zu können. Es wird wahrscheinlich nur nöthig sein, die mit Rohzucker gefüllten Töpfe lange abwechselnd im Keller und an einem warmen Orte zu stellen, bis der gewünschte Grad der Reinigung erreicht ist.

Prüfung des Saftes.

Da bei ungünstiger Cultur auch die besten Rübenarten an Zucker ausfallen können, so hat man vorläufig die Quader zu verarbeitenden Rüben zu prüfen. Dless geschieht in einem Medicinglase schütte man zu $\frac{1}{2}$ Quartler Saft von guten Rüben ein Quentchen Gips, schüttle die Mischung 10 Minuten, und stelle das Glas in siedendes Wasser. Nach einer Stunde, wann die Gerinnung erfolgt sein wird, filtrire man durch ungeleimtes Papier, mische dem Durchgelaufenen $\frac{1}{2}$ Quentchen Kalk zu, und setze die Mischung in dem gereinigten Glase wieder eine Stunde in das siedende Wasser. In die so filtrirte Flüssigkeit tröpfele man unter Umrühren so lange Knochensäure bis eingetauchtes Curcumpapier eben aufgefärbt zu werden, erhitze die sehr trübe Flüssigkeit drittes Mal in siedendem Wasser und filtrire endlich wieder. — Die so geläuterte Flüssigkeit enthält den Zucker des Saftes in der ursprünglichen Concentration. Von guten Rüben ist er nicht gefährter wie Franzwein, bisweilen viel blässer,

und von angenehm süßem Geschmack. Lässt man davon eine gewogene Menge, etwa 8 Loth, in einer kleinen Schale, die man in die Röhre eines Stubenofens stellt, bis zur Syrupsdicke langsam abdunsten, und den Rückstand, der bisweilen gerührt werden muss, bei ganz gelinder Wärme eintrocknen, so wird man aus der Menge und der Beschaffenheit der trocknen Masse den Werth der Rüben beurtheilen können. Von guten Rüben ist die Masse krystallinisch körnig, ziemlich luftbeständig, nicht sehr gefärbt, bisweilen fast weiss, von angenehmer Süßigkeit, dabei aber oft etwas salzig. Will die Masse dagegen nicht krystallinisch werden, trocknet sie vielmehr gummiartig aus, und schmeckt sie vorwaltend salzig, so sind die Rüben als unbrauchbar zu verwerfen. Zum Syrup sollten nur die besten Rüben verwendet werden, weil alle Nebenbestandtheile des geläuterten Saftes darin enthalten bleiben und auf dessen Güte mehr oder minder Einfluss haben.

Unter vierzehn Rübenproben letzter Ernte, die aus einer Partie schlesischen Samens in verschiedenen Gegenden gezogen waren, waren 2 Proben verwerflich. Der geläuterte Saft der übrigen lieferte 12 bis 16% Zuckermasse, die nach Verschiedenheit der Güte $\frac{2}{3}$ bis $\frac{3}{4}$ ihres Gewichtes an Zucker enthält. Ein unter 10% fallender Gehalt des Saftes deutet gewöhnlich auf unbrauchbare Beschaffenheit. — Wer mit den Mitteln versehen ist, um das specifische Gewicht des geläuterten Saftes bestimmen zu können, wird dadurch ohne weitere Versuche den Gehalt mit ziemlicher Sicherheit angeben können: das Uebergewicht des spec. Gewichts des Saftes giebt durch Multiplication mit 2,5 nahe den procentischen Massen-Gehalt. Fände sich z. B. das spec. Gewicht = 1,048, so ist der Gehalt = $0,048 \times 2,5 = 0,12$, also 12%.

Ältere, verwelkte Rüben, deren Saftgehalt sich während der Aufbewahrung mehr oder minder concentrirt, eignen sich nicht zu vergleichenden Schätzungen.

Zugaben.

Wird eine Auflösung vom reinen Zucker anhaltend der Siedhitze ausgesetzt, so bleibt die Auflösung zwar farblos, der Zucker wird aber dennoch in sofern verändert, dass er mehr oder minder seine Krystallisirbarkeit verliert. Beim Ein-

ehen einer Zucker-Auflösung wird diese Umwandlung um mehr beschleunigt, je höher der Siedpunct der Flüssigkeit steigt.

In einer durch Kalk alkalisch gemachten Zucker-Auflösung erhält sich der Zucker bei der Siedhitze lange unverändert, bei höhern Hitzegraden scheint aber auch hier die Umwandlung in unkrystallisirbaren Zucker bald einzutreten.

Wird eine schwach angesäuerte Zucker-Auflösung der Siedhitze ausgesetzt, so wird der Zucker sehr bald in eine wenig süsse Zuckerart umgeändert, die nach und nach in gefärbte Producte übergeht.

Der Haupt-Nebenbestandtheil im geklärten Rübensafte ist die nicht gährungsfähige Substanz, die im wässrigen Weingeist leicht löslich ist, im Alkohol aber, wie der Zucker selbst, wenig auflöst, und durch basisch essigsaures Blei nicht gefällt wird. Bei guten Rüben steigt ihre Menge nicht über $\frac{1}{2}$ des Massen-Gehalts im Saft.

Der geklärte Saft enthält diese Substanz in einem farblosen Zustande, und wenn die Flüssigkeit neutral ist, so erhält sie sich bei der Siedhitze ziemlich ungefärbt. Bei einer Anwesenheit von freiem Kalk geht sie dagegen in gefärbte übel-schmeckende Producte über. Bei höherem Wärmegrade findet die Bildung dieser Producte auch dann Statt, wenn die Flüssigkeit neutral ist.

Diese Thatsachen sind leitende Punkte für die Bearbeitung des Rübensaftes.

Demnach wird vor Allem der einzudickende Saft vor der Säure zu bewahren sein. Die natürliche Sauerkeit des Saftes, die noch bei der Gipsklärung besteht, hat sich jedoch nicht nachtheilich gezeigt.

Um den Zucker unversehrt zu bewahren, wird die Abdampfung bei möglichst geringer Wärme und, soweit es damit vereinbar ist, möglichst schnell zu betreiben sein.

Um die Bildung färbender und übel-schmeckender Producte zu verhindern, wird die Alkalität der Flüssigkeit so gering als möglich zu machen sein, namentlich bei der Bereitung von Syrup, in welchen die Producte sonst eingehen würden. Zur Erfüllung dieser Bedingungen dient die Versetzung mit Knochensäure, die ein unschädliches und wohlfeiles Mittel ist,

und noch den besondern Vortheil gewährt, dass sie einen Nachschlag erzeugt, der den natürlichen Farbstoff des Saftes zum Theil mitnimmt. Schwefelsäure, Erd- und Metallsalze, die in gleicher Absicht versucht worden, leisteten weniger Dienste. — Um das Ammoniak los zu werden, welches der Saft nach der Kalkklärung enthält, ist vorgeschrieben, Knochenäure nach Verkochung eines Theils der Flüssigkeit anzuwenden.

Ein sehr guter Saft, der genau nach diesen Grundsätzen bearbeitet wurde, lieferte einen vortrefflichen, wenig gefärbten Rohzucker, und eine geringe Menge von wenig gefärbter, nicht unangenehm schmeckender Melasse.

Die Praxis, welche die Forderungen der Oekonomie berücksichtigen hat, wird diesen Grundsätzen zwar nur bis zu einer gewissen Grenze folgen können, jedoch ohne ihre Gültigkeit verkennen zu dürfen.

2) *Cyankalium als zufälliges Product des Hohofprocesses.*

Nach einer Mittheilung von Th. Clark zu Aberdeen hat sich in den letzten drei Jahren an den Hohöfen der schottischen Eisenwerke eine sehr merkwürdige Erscheinung gezeigt. Es schwitzte nämlich aus den Rissen der mit heisser Luft gespeisten Hohöfen ein Salz in flüssiger Gestalt aus, welches nach dem Erstarren weiss und undurchsichtig wird. Die Menge desselben ist bisweilen, besonders nach dem grösseren Zusatz von Flussmitteln oder durch Vermehrung des Brennmaterials, die an den Wänden des Ofens sitzenden Schmelzen u. s. w. losgelöst worden sind, sehr gross, so dass man einmal einen ganzen Karren voll davon entfernte. Ein ähnliches Product fand sich auch bei andern schottischen Eisenwerken, wo man heisse Luft und rohe Steinkohle anwendet. Der Hauptbestandtheil dieses Salzes ist *Cyankalium*. Eine Probe enthielt 53 p. C. *Cyankalium*, das übrige war kohlensaures und kohlensaures Natron, eine andere Probe enthielt mehr als $\frac{2}{3}$ *Cyankalium*.

*) Phil. Mag. Mai 1837.

Die Frauen der Arbeiter, welche die alkalischen Eigenschaften des Products kennen gelernt hatten, wollten dasselbe zum Waschen anwenden, eine Anwendung die bei den gegebenen Eigenschaften desselben sehr gefährlich werden könnte.

Ähnliche Producte sind vielleicht schon früher vorgekommen, aber für kohlensaure Salze gehalten worden. Deshalb mag der Gang der Untersuchung, durch welche die Entdeckung des Cyankaliums gemacht wurde, hier folgen.

Das Salz löste sich leicht in Wasser auf, die alkalische Lösung wurde unter Anwendung gelinder Wärme mit Salpetersäure gesättigt. Die entwickelten Gase gaben die Gegenwart von Kohlensäure durch ihre Wirkung auf Kalkwasser und von Blausäure durch den vorwaltenden Geruch zu erkennen.

Die neutrale Auflösung gab mit salpetersaurem Baryt und salpetersaurem Silber keinen Niederschlag. Eben so wenig wurde sie verändert von Schwefelwasserstoff, Schwefelkalium, von Natriumeisencyanür, von klee- oder essigsaurem Ammoniak und kohlensaurem Kali. Die Gegenwart von Kalium und Natrium wurde durch die Krystallisation eines Theils der Auflösung dargethan. Während derselben erschienen Salpeterkrystalle und gegen das Ende, wo die Mutterlauge auf ein Uhrglas gebracht wurde, kamen kleine Krystalle von salpetersaurem Natron, die an ihrer Form erkennbar waren. Diese Probe ist sehr empfindlich. Indessen wurde die Gegenwart des Natrons noch auf andere Weise dargethan, und zwar besonders mittelst der bekannten Löthrobrprobe durch die gelbe Färbung der Flamme. Die Menge des Natriumsalzes schien nach einem ungefähren Versuche 15 auf 100 der Mischung zu betragen.

Dass das Salz kein Kaliumeisencyanür enthalte, wurde dadurch bewiesen, dass die wässrige Auflösung, wenn sie erst mit Salzsäure und dann mit einem Eisenoxydsalze versetzt wurde, keinen blauen Niederschlag gab. Dass es aber Kaliumcyanid enthalte, wurde dadurch bewiesen, dass zuerst zur klaren Auflösung eine Lösung von Eisenvitriol gesetzt und der Niederschlag durch reine Salzsäure aufgelöst wurde, bei welcher Gelegenheit Berlinerblau erschien.

Um die Menge des Cyankaliums zu bestimmen, ergab sich die beste Methode diejenige, nach welcher die Menge von Natriumsilberoxyd ermittelt wird, welche dadurch auflöslich ge-

macht werden kann. Die einzige Vorsichtsmaassregel ist, dass das Oxyd rein und fein gepulvert sein muss. 12 Gran Salzes wurden in etwa 1000 Gran Wasser gelöst und Oxyd behandelt. Wären diese 12 Gr. reines Cyankalium gewesen, so hätten sie 20 Gr. Quecksilberoxyd auflösen müssen. Sie löste aber in drei Versuchen:

10,77 Gr.	entsprechend Cyankalium	53,9 %
10,77 Gr.	„ „	53,9 „
10,5 Gr.	„ „	52,5 „

Dieses Salz enthielt demnach im Mittel 53,4 p. C. Cyankalium.

Durch vorläufige Versuche war ermittelt worden, dass eine gewisse Menge kohlensaures Kali aus Chlorcalcium immer dieselbe Menge von kohlensaurem Kalk fälle, es mochte derselbe Cyankalium beigemischt sein oder nicht. Ich suchte daher die Menge des kohlensauren Kali's auf diese Art zu bestimmen.

50 Gr. des Salzes gaben in 2 Versuchen an kohlensaurem Kalk:

16,5 Gr.	entsprechend kohlensaurem Kali	45,3 %
16,9 Gr.	„ „	46,3 „

also kohlensaures Kali im Mittel 45,8 p. C.

Das Gesamtergebniss ist also:

Cyankalium	53,4
Kohlensaures Kali	45,8
	<hr/>
	99,2

Verlust 0,8.

Zum Beweise, dass das Salz kein kautisches Alkali enthält, wurde in eine schwache Auflösung desselben sehr verdünntes salpetersaures Silber eingetröpfelt, der Niederschlag war weiss, so wie aber etwas Aetzkali zugefügt worden war, erschien er graubraun.

3) Wirkung der Knochenkohle auf Eisensalze.

Die Versuche von Stickel *), über das Vermögen animalischer Kohle, gewisse Metallauflösungen zu zersetzen, besonders das Eisenoxyd aus Flüssigkeiten abzuscheiden, sind von Anthon **) in Bezug auf die Eisenoxydsalze geprüft worden.

*) S. d. Journ. Bd. IX, S. 117.

**) Buchn. Repertor. z. Reihe. Bd. IX, S. 47.

Ein Th. schwefelsaures Eisenoxydul mit 40 Th. Wasser und 4 Th. gepulverter, frischgeglühter käuflicher Thierkohle 20 Minuten gekocht zeigte sich noch arsenhaltig. Durch Vermehrung des Kohlenzusatzes und fortgesetztes Sieden konnte die Flüssigkeit gänzlich von Eisen befreit werden, es waren aber 9 Th. Knochenkohle erforderlich, um 1 Th. schwefelsaures Eisenoxydul zu zerstören. Längeres Kochen mit kleinen Mengen von Kohle ersetzte die grössere Menge der Kohle nicht.

Die eisenfrei gemachte Lösung reagirte nicht sauer, die Säure war also an den Kalk gebunden und der Verfasser vermuthete deshalb, dass es wohl überhaupt der Kalk der Knochenkohle sein möge, welcher das Eisensalz zersetzt. In der That vermochte er durch Sieden mit gereinigter Thierkohle (durch Auskochen mit Salzsäure bereitet) keine Entfernung des Eisengehaltes einer Flüssigkeit zu bewirken. Da nun auch von weissgebrannten Knochen eine geringere Menge nöthig ist, als von Knochenkohle, um eine gewisse Quantität schwefelsaures Eisenoxydul zu zersetzen, so hält es der Verfasser ausser Zweifel, dass dem Gehalte der Knochenkohle an kohlensaurem Kalke ihre Wirkung auf Eisensalze zuzuschreiben sei. (Diess stimmt indessen nicht mit den Beobachtungen von Stickel und Andern über die Wirkungen der Holzkohle auf Metallsalze überein).

4) *Ueber die Behandlung des Kautschuks bei seiner Anwendung zum Dichtmachen der Leinwand und des Leders*

enthalten die *Mittheilungen des Gewerbe-Vereins f. d. Königr. Hannover* 11. Lieferung folgende Mittheilung vom Dr. du Menil.

Es ist bekannt, dass der Anstrich mit in Terpentinöl aufgelöstem Kautschuk stets klebrig bleibt, wie auch, dass beim Zusatz einer hinlänglichen Menge Weingeist zu jener Auflösung das Kautschuk mit seinen ursprünglichen Eigenschaften, nämlich mit Beibehaltung seiner Federkraft, wieder daraus niederfällt. Da nun das Terpentinöl bei sehr langsamer Verdunstung, z. B. auf einem flachen Gefässe, ein in Weingeist auflösliches Harz zurücklässt, so durfte ich vermuthen, dass vorzüglich dieses die Ursache der fortwährenden Schmierigkeit des in Terpentinöl aufgelösten und vertheilten Kautschuks sei,

ferner dass es nur darauf ankomme, jenes Harz dem Kautschuk durch Weingeist zu entziehen, um die mit der Terpentin-Auflösung angefüllten Poren eines Körpers (Leder, Leinwand) mit reiner Kautschukmasse verstopft zu erhalten.

Zur Bestätigung obiger Vermuthung löste ich zerschnittenes Kautschuk in so viel gewöhnlichem Terpentinöl auf, dadurch eine kaum giessbare Masse entstand, drückte ich durch ein loses Seibetuch und bestrich damit ausgespannte Leinwand. Letztere wurde sogleich davon durchdrungen, aber, einige Tage der Luft ausgesetzt, klebrig und schmierig an ihrer Oberfläche; ich rollte sie endlich auf, steckte sie in einen blechernen Cylinder, füllte diesen mit dem gewöhnlichen Alkohol der Apotheker und brachte letzteren durch Eintauchen des Cylinders in siedendes Wasser zum Kochen. Hiermit liess ich nun einige Minuten fort und liess dann das Ganze allmählig abkühlen. — Die so behandelte Leinwand wurde bald trocken und war nach ein paar Tagen als wasser- und luftdichter Stoff völlig brauchbar. Leder auf gleiche Weise zubereitet verhält sich eben so. Hier muss ich bemerken, dass durch Wiederholung des Verfahrens sich das Kautschuk in dem Leder oder Leinen nach Belieben häufen liess, dass aber dann ein längeres Aussetzen dieser Stoffe an die Luft nöthig war.

Der beschriebenen Erfahrung zufolge ist nicht zu zweifeln, dass man mittelst zweckmässiger Vorrichtungen leicht dahin gelangen werde, auch sehr grosse Stücke Leder oder Leinwand mit Kautschuk zu beladen und dadurch wasser- und luftdicht zu machen.

(Der Herr Verf. hat der Direction des Gewerbe-Vereins eine kleine Probe Leinwand und eine von Schaffleder übersandt, welche beide nur ein Mal auf die angezeigte Weise mit Kautschuk behandelt sind. Diese Proben sind vollkommen trocken und nicht im mindesten klebrig. Nach einer spätern brieflichen Mittheilung des Verf. besitzt das aus dem Terpentinöl - Masse (der uneigentlich so genannten Auflösung) durch Weingeist niedergeschlagene Kautschuk die Eigenschaft, sich schnell in jedem Verhältnisse in Schwefeläther aufzulösen, während das rohe Kautschuk (gewöhnlich) nur aufquillt.

A. d. Red. d. Mitth. d. G. V.)

Mineralogie.

I.

U e b e r d e n D i a s p o r .

Von

D U F R E N O Y.

(Im Anzuge aus d. Ann. des mines 3. Ser. T. X. 577.)

Der Verf. fand das untersuchte Exemplar als Zoisit bestimmt, welchem es sich aber leicht schon durch seine Unschmelzbarkeit unterscheiden liess. Der Fundort ist der Ural, in der Nähe der Hütte von Sisert, 12 Lieues von Ekaterinenburg. bildet stänglich abgesonderte Massen, die sich in verschiedenen Richtungen durchkreuzen wie beim Schörl. Die abgedachten Stücke sind flach. Ausser der Spaltbarkeit in der Richtung dieser Flächen besitzt der Diaspor Spaltbarkeit nach zwei andern Richtungen, die deutlich genug ist, um seine Form bestimmen zu können. Es ist ein schiefes rhombisches Prisma von 127° , dessen Basis unter $100 - 102^{\circ}$ gegen die lateralen Flächen geneigt ist. Die deutlichere dieser Spaltungsrichtungen ist parallel den Flächen des Prisma's, die andere der Basis. Die leichte Spaltbarkeit bestimmt die Diagonalebene und diese giebt dem ganzen Exemplare das wesentliche Ansehen. Der Glanz ist sehr lebhaft auf der breiten Fläche. Die Farbe der untersuchten Probe ist die des wenig oxydten Spatheisensteins, diese Farbe gehört aber nicht dem Mineral selbst an, sondern hängt von Eisenoxyd ab, das zwischen den Theilen des Minerals liegt und das man leicht mittelst schwacher Salzsäure entfernen kann.

Der sibirische Diaspor ritzt das Glas, er ist aber nicht sehr cohärent und lässt sich leicht zum feinsten Pulver zerreiben.

Sein specif. Gewicht ist 3,452. Er erleidet keine Veränderung durch die Säuren; vor dem Löthrohre ist er vollkommen unschmelzbar; erhitzt man ihn in einer kleinen Röhre so giebt er ziemlich viel Wasser, um dieses aber ganz auszutreiben, muss man ihn über 300° erhitzen. Ueber die Temperatur hinaus erhitzt, verändert er sich nicht weit. Stücke von Diaspor, die länger als eine halbe Stunde der Einwirkung siedender Schwefelsäure ausgesetzt worden waren, hatten nicht die geringste Menge Wasser verloren.

Die äussern Charaktere des früher bekannt gewesenen Diaspors sind sehr verschieden von denen des sibirischen. Seine Farbe ist perlgrau, er lässt sich leicht nach der Richtung gekrümmter Flächen spalten und zeigt auch nach andern Richtungen eine Spaltbarkeit, die auf eine rhomboëdrische Gestalt führt. Sein specif. Gewicht ist 4,060, er ritzt Glas leicht, ist aber sehr spröde.

Analyse. Da der Glühversuch gezeigt hatte, dass das Mineral sehr viel Wasser enthalte, so vermuthete ich, dass es leicht von den gewöhnlichen Reagentien angegriffen werden würde. Diess war indessen nicht der Fall. Es wurde als feinstes Pulver nach einander mit concentrirter Salzsäure und Schwefelsäure gekocht, die erstere entfärbte das Mineral, hatte aber nur das Eisen aufgelöst. Auch ein scharfkantiges Stück wurde durch Sieden in Salzsäure nicht abgestumpft, sondern verlor blos seine eisengelbe Farbe und wurde glänzend hellgrau dem Tremolit ähnlich. Nach dem Abwaschen und Trocknen enthielt es noch genau 14,60 p. C. Wasser, bevor dem Versuche.

Es wurden 3 Grammen des gepulverten Minerals mit 12 Gr. Actzkali geschmolzen. Die Masse wurde vollkommen flüssig und in diesem Zustande eine halbe Stunde erhalten. Allein dieser langen Schmelzung ungeachtet, blieb doch nahe $\frac{1}{3}$ der Substanz (0,95 Gr.) unlöslich in Salzsäure und musste demnach aufs Neue der Einwirkung des Actzkalis ausgesetzt werden. Nach Vereinigung der Producte behandelte die Versuche wurden Kiesel-erde, Eisenoxyd, Thonerde, Kalk

Magnesia bestimmt. Zur Controlle wurde noch ein zweiter Versuch mit kohlensaurem Baryt angestellt, welcher nach Abich noch besser zum Aufschliessen der thonerdehaltigen Mineralien geeignet sein soll. Es wurden 2 Gr. des Minerals mit 8 Grm. künstlichem kohlensaurem Baryt zur Temperatur der Eisenprobe erhitzt. Die Masse war unvollkommen geschmolzen, zeigte aber in der Mitte krystallinische Textur. Sie löste sich vollkommen in Salzsäure auf. Die Resultate beider Versuche waren:

Wasser	0,436	0,295
Thonerde	2,238	1,465
Kieselerde	0,088	0,055
Eisenoxyd	0,136	0,074
Kalk u. Magnesia	0,050	0,036
Verlust	0,052	0,075
	<hr/> 3,000	<hr/> 2,000.

Das Mittel beider Analysen auf 100 Th. berechnet giebt für den sibirischen Diaspor die Zusammensetzung:

		Sauerstoff.	Verhältniss.
Wasser	0,1458	0,1295	2
Thonerde	0,7466	0,3487	5
Kieselerde	0,0290		
Eisenoxyd	0,0451		
Kalk u. Magnesia	0,0164		
Verlust	0,0171		

Die Entfärbung des Diaspor durch Salzsäure zeigt, dass das Eisen ihm nicht angehört, dasselbe gilt auch von der Kieselerde, da man kleine quarzige Theilchen in der Masse verstreut findet. Das Mineral besteht demnach ausschliesslich aus Thonerde und Wasser in dem Atomenverhältniss 2:5. Obgleich dieses Verhältniss nicht ganz einfach ist, so muss es doch als richtig angenommen werden, da es auch fast genau mit der Analyse von Children übereinstimmt, wenn man die 8 p. C. Eisenoxyd abrechnet, die er gefunden hat. Dieses Eisen scheint nur von zersetztem Schwefelkies herzu-
 rühren, welcher braune Flecken im alten Diaspor bildet. Die folgende Analyse, welche ich mit dem ältern Diaspor angestellt habe, bestätigt diese Vermuthung.

Nachdem ich mich versichert hatte, dass das Mineral keine Veränderung, selbst im Wassergehalte, durch Behandlung mit siedender Schwefelsäure erleide, schmolz 1,315 Grm. mit kohlensaurem Baryt; die verglaste Masse Salzsäure aufgenommen und vom Baryt befreit, gab:

	in 100 Th.		Sauerstoff.	Verhältnis
Wasser	0,199	0,1513	13,44	2
Thonerde	1,038	0,7893	36,86	5
Kieselerde	0,017	0,0139		
Eisenoxyd	0,007	0,0052		
Kalk	0,026	0,0198		
Verlust	0,028	0,0214		
	1315	1000.		

Diese atomistische Zusammensetzung ist fast identisch mit der des sibirischen Minerals, es ergibt sich daraus, dass der Sauerstoff des Wassers sich zu dem der Thonerde, Diaspor wie 2: 5 erhält.

II.

Ueber den Gedrit, eine neue Mineralspecies.

Von

DUFRENOY.

(Im Auszuge aus d. Ann. d. mines 3 Ser. T. X. 582.)

Dieses Mineral ist vom Vicomte d'Archias in dem Thale von Heas bei Gèdre entdeckt worden. Er fand es in Geschiebe und man kennt demnach seine Lagerstätte nicht, es muss sich aber anstehend in dem älteren Gebirge finden, welches dieses Thal der Pyrenäen bildet. Der Gedrit besteht aus krystallinischen Massen von faseriger etwas blättriger Textur ähnlich gewissen Amphibolen. Er besitzt nicht hinlangende deutliche Spaltbarkeit, um seine Krystallform bestimmen zu können. Seine Farbe ist nelkenbraun und er besitzt einen sehr schwachen halbm metallischen Glanz. Er ritzt das Gestein sehr schwer und wird vom Quarz geritzt. Unter dem Hammer zerdrückt er sich sehr leicht und giebt ein braungelbes Pulver.

Ver. Er ist zähe und nimmt Eindrücke vom Hammer an. Sein specif. Gewicht ist 3,260.

Vor dem Löthrohre schmilzt er leicht zu einem schwarzen etwas schlackigen Email. Bei Zusatz von Borax giebt er ein sehr tiefgrünes, fast schwarzes Glas. Die äusseren Charaktere des Gedrits nähern sich sehr denen des schwedischen Autophyllits.

Da der Gedrit von Säuren nicht angegriffen wird, so wurden zum Behufe der Analyse 2,535 Grm. mit einem Gemenge von kohlensaurem Kali und kohlensaurem Natron geschmolzen und die geschmolzene Masse mit Salzsäure behandelt, worin sie sich vollkommen auflöste, die Auflösung zur Trockne abgeraucht und dann die Kieselerde und die übrigen Bestandtheile bestimmt. Ein Versuch zur Bestimmung des Wassergehalts hatte 0,2301 Wasser gegeben. Das Resultat der Analyse war:

		in 100 Th.	Sauerstoff.	Verhältniss.
Kieselerde	0,984	38,811	20,22	10
Thonerde	0,237	9,309	4,29	2
Eisenoxydul	1,162	45,834	10,44	5
Magnesia	0,104	4,130	1,60	1
Kalk	0,017	0,666	0,19	
Wasser	- - -	2,301	2,04	1
	2,504	101,051		

Es ergibt sich hieraus, dass der Sauerstoff der Basen mit 3 At. Sauerstoff das Doppelte vom Sauerstoffgehalte der atomigen Basen beträgt. Dieses Verhältniss würde zu einer sehr einfachen Formel führen, wenn man die Kieselerde und Thonerde als isomorph betrachten dürfte. Die Formel wird aber auch noch sehr einfach, wenn man die Kieselerde mit dem Eisenoxydul und die Thonerde mit der Magnesia verbindet. Sie ist dann $5f S_2 + M A_2 + Aq$.

Die Zusammensetzung des Gedrits unterscheidet sich darnach wesentlich von der aller bekannten Mineralien; am nächsten nähert sie sich der einer von L. Gmelin untersuchten Bronzitvarietät $2 M S_2 + (f c) S_2$. Dieses Bronzit enthält aber weder Thonerde noch Wasser, und die Menge der Thonerde im Gedrit ist zu gross, als dass man sie vernachlässigen könnte. Aus diesem Grunde hat der Verf. das Mi-

134 Damour, üb. d. zink- u. kupferhalt. vanadinsauren Mineral, obwohl seine Krystallform noch nicht zu bestim-
men war, für neu gehalten und ihm den Namen nach seinem
Orte gegeben.

III.

Ueber das zink- und kupferhaltige vanadinsaure

Von

A. DAMOUR.

(Ann. des mines 3 Ser. T. XI. 161.)

Dieses Mineral, dessen Fundort mir nicht bekannt ist, bildet kleine warzenförmige Massen, die auf einem zerfalle-
nen eisenschüssigen Quarz aufsitzen. Seine Farbe ist blass-
gelblich an der Oberfläche. Auf dem Bruche ist es hell-
grün, die Theile, welche der Gangart zunächst liegen,
aber sind ziegelroth. Das Pulver ist blassgelb, der
Glanz glänzend, das Mineral ritzt den Kalkspath. Auf Kohle
dem Löthrohre erhitzt schmilzt es unter Blasenwerfen
verwandelt sich in eine Schlacke, die an der Oberfläche
Graphit aussieht. Wird diese Schlacke in einem Achat
zerrieben, so giebt sie ein graues Pulver und dehnbare
tallische Plättchen. In einem verschlossenen Röhrchen
giebt es Wasser und verliert ungefähr 4 p. C. seines
Gewichts. Nach dem Erhitzen zeigen die rothen Bruch-
stücke eine braune Farbe und die grünen sind blässer ge-
worden. Auf der Capelle mit Borax geschmolzen giebt es in
Reductionsfeuer ein grünes mit Braun gemischtes Glas, in
Oxydationsfeuer ein orangefarbnies Glas. Mit Phosphor
giebt es im Reductionsfeuer ein schön grünes Glas, in
Oxydationsfeuer orangegelb wird. Das letztere Verhalten
läßt mich die Gegenwart des Vanadin vermuthen.

Zur quantitativen Analyse bediente ich mich des fol-
genden Verfahrens:

Ein Gramm des Minerals feingepulvert wurde im Tiegel
mit dem 4fachen seines Gewichts doppeltschwefel-
saurem Kalis geschmolzen. Die geschmolzene Masse war nach

Erkalten dunkelziegelroth, bei Behandlung mit siedendem Wasser hinterliess sie eine reichliche Menge schwefelsaures Bleioxyd. Die filtrirte Flüssigkeit war blassblau. Nach Zusatz einiger Tropfen Schwefelsäure wurde sie mit Schwefelwasserstoff behandelt. Es entstand eine geringe Menge eines flockigen dunkelbraunen Niederschlags, der vor dem Löthrohre als Schwefelkupfer mit etwas Schwefelblei erkannt wurde. Die Flüssigkeit schien nach Abscheidung dieses Niederschlags noch dunkler blau geworden zu sein, als sie vor der Behandlung mit Schwefelwasserstoff gewesen war. Als sie darauf mit Ammoniak gesättigt und mit einigen Tropfen Schwefelwasserstoff - Ammoniak versetzt worden war, entstand ein häufiger Niederschlag von der Farbe der Weinhefe und die überstehende Flüssigkeit wurde schön roth. Durch Digestion des Niederschlags mit Schwefelwasserstoff - Ammoniak wurde dessen Volumen etwas vermindert, er wurde sodann abfiltrirt und getrocknet. Die rothe vom Niederschlage abfiltrirte Flüssigkeit wurde mit etwas Salzsäure sauer gemacht; es entstand ein brauner flockiger Niederschlag der später schwarz erschien. Geröstet und mit Reagentien geprüft zeigte alle Eigenschaften des Vanadinoxydes.

Es blieb nun noch der Niederschlag zu untersuchen, der durch Schwefelwasserstoff - Ammoniak entstanden war. Am Ende wurde er mit kohlensaurem Kali und etwas Salpeter auf Platinblech geschmolzen, die geschmolzene Masse mit Wasser behandelt und filtrirt, um den unlöslichen Theil besonders. Die filtrirte Flüssigkeit enthielt vanadinsaures Kali mit dem überschüssig zugesetzten kohlensauren Kali. Der auf dem Filter gesammelte unlösliche Niederschlag wurde, noch feucht, in Salzsäure gelöst. Die Lösung mit etwas Ammoniak gesättigt gab einen flockigen Niederschlag, der sich in überschüssigem Ammoniak wieder löste.

Schwefelwasserstoff - Ammoniak gab in der klaren Flüssigkeit einen voluminösen weissen Niederschlag, der sich in der Flüssigkeit sehr zusammensetzte. Dieser Niederschlag zeigt sich bei der Prüfung aus Schwefelzink bestehend.

Wurde das Mineral in Salpetersäure aufgelöst, so liess

die Lösung mit salpetersaurem Silber die Gegenwart von Cl erkennen.

Die quantitative Analyse gab:

Chlor	0,02265
Vanadinsäure	0,15860
Bleioxyd	0,70860
Zinkoxyd	0,06345
Kupferoxyd	0,02960
Wasser	0,03800
	<hr/> 1,02090.

Es findet hier eine Gewichtsvermehrung Statt. Man sie aber vermindern, wenn man das Resultat folgendermaßen darstellt:

	Chlor	0,02265	}	
	Blei	0,06624		
				Sauerstoff.
Vanadinsäure	0,15860	—		0,041163
Bleioxyd	0,63725	—		0,045695
Zinkoxyd	0,06345	—		0,012507
Kupferoxyd	0,02960	—		0,005976
Wasser	0,03800	—		0,033777
		<hr/> 1,01579.		

IV.

Ueber den Ozokerit von Zietrisika in der Moldau

Von

J. MALAGUTI.

(Im Auszuge aus d. Ann. d. chim. Decbr. 1896.)

Hr. A. Brogniart beauftragte mich mit der Untersuchung, ob das fossile Wachs von Zietrisika identisch sei mit dem, welches 1833 von Magnus und 1836 von Schreber untersucht worden ist.

Aus der blossen Analyse des Minerals würde ich keine vollkommene Uebereinstimmung mit diesem letztern schließen können, indessen nöthigten mich einige auffallende

Verschiedenheiten in den wesentlichsten Charakteren, als Dichtigkeit, Schmelz- und Siedepunct, in meinen Schlüssen vorichtig zu sein. Zur Erklärung dieser Verschiedenheiten unternahm ich eine fernere Prüfung des mir überlassenen Stücks und fand dabei einige bemerkenswerthe Thatsachen.

Magnus untersuchte ein Stück des fossilen Wachses, welches Meyer von Bucharest der Versammlung der Naturforscher zu Breslau vorgelegt hatte. Er fand, dass seine Zusammensetzung sich sehr der des ölbildenden Gases näherte, denn man fand es zusammengesetzt aus 13,15 Wasserstoff, 85,75 Kohlenstoff und überzeugte sich, dass es trotz seiner anscheinenden Gleichförmigkeit ein Gemenge mehrerer Substanzen sein müsse.

Schrotter beschränkte sich in chemischer Beziehung darauf, das fossile Wachs zu analysiren und seine Destillationsproducte zu beobachten. Er fand, dass es bei der Destillation ein Oel giebt, dass anfangs hell, dann dunkelgelb erscheint und zu einer schmutzig braunen, etwas fettigen Masse von unangenehmem dem Holztheer ähnlichem Geruche erstarrt. Die physischen Eigenschaften hat er sehr genau beobachtet; er entdeckte den Dichroismus, den das fossile Wachs theils in Masse, theils in seinen Auflösungen zeigt; er bestimmte das spec. G. auf 0,953 bei 15°, den Schmelzpunct auf etwa 62°, und den Siedepunct in verschlossenen Gefässen etwa auf 210°.

Der Ozokerit von Zietrisika ist blättrig, zeigt einen muschelförmigen Bruch und Perlmutterglanz. In dicken Stücken ist er mit rothbrauner Farbe durchscheinend, der Reflex ist grünlich, mit gelben Flecken von einzelnen losgelösten Theilchen. In dünnen Lagen hat er eine braune oder gelbbraune Farbe. Betrachtet man ein kleines Bruchstück genau, so findet man daran viele kleine dunklere Punkte. Die Consistenz ist etwas härter als die des Bienenwachses; er besitzt einen schwachen Steinölgeruch. Beim Reiben beschmutzt er die Finger, wie das Harz. Im Mörser zerrieben wird er positiv elektrisch und entwickelt einen der succotrinischen Aloë ähnlichen Geruch. An der Lichtflamme schmilzt er, ohne sich zu entzünden; auf einem Platinblech über der Spirituslampe erhitzt brennt er mit ruhiger wenig rauchender Flamme und hinterlässt einen

kohligen Rückstand der bei fortgesetztem Erhitzen vollständig verschwindet. Er ist sehr löslich in Alkohol und siedende Aether, sehr löslich in Terpentinöl, Steinöl und den fetten Oelen. Bienenwachs mit dem Ozokerit zusammengeschmolzen giebt eine gleichförmige durchsichtige Flüssigkeit. Mit Caroba-Wachs aber bleibt das Gemisch trübe. Er ist vollkommen indifferent gegen die Einwirkung der Alkalien und des flüssigen Chlors. Ein Strom von trockenem Chlor aber erweicht ihn und macht ihn vollkommen löslich in kaltem Aether. Siedende Salpetersäure greift ihn etwas an, der während des Siedens entwickelten sich rothe Dämpfe, indessen scheint das Wachs dadurch kaum eine Veränderung erlitten zu haben. Kalte Schwefelsäure wirkt nicht darauf, der Hitze schwärzt sich das Gemenge. Es entwickelt sich schwefliche Säure, es entsteht Kohle und die Schwefelsäure enthält eine Substanz aufgelöst, die man in Gestalt schwarzer Flocken durch Zusatz von Wasser daraus fallen kann. Wird der kohlige Rückstand gewaschen, getrocknet und mit siedendem Aether behandelt, so giebt er beim Erkalten eine sehr weisse flockige Substanz, die sehr wenig in Alkohol löslich ist, und bei 72° zu einer farblosen Flüssigkeit schmilzt, die beim Erkalten das Ansehen von Bienenwachs annimmt. Erhitzt man diese Substanz in einem offenen Gefässe, so verbreitet sie einen Rauch, der sich durch einen flammenden Körper entzünden lässt und brennt dann mit einer blauen Flamme, die später gelb und russend wird. (Aus Mangel an dem nöthigen Material unterliess der Vf. die weitere Untersuchung.)

Der Schmelzpunkt des Ozokerits von Zietrisika liegt bei 84° , der Siedepunkt bei 300° , sein spec. Gew. ist 0,946 bei $20,5^{\circ}$. Bei der Destillation giebt er ein hellgelbes Oel, das in dem Maasse als die Destillation vorschreitet, dunkler wird und zu einer mehr oder weniger dichten fettig anzufühlenden stinkenden Substanz erstarrt. Während der Destillation verbreitet sich ein empyreumatischer Geruch und es entsteht eine gewisse Menge Gas. Der Rückstand in der Retorte schwärzt sich, seine Flüssigkeit nimmt allmählig ab und bleibt zuletzt ein kohliger Rückstand.

Man sieht hieraus, dass das fossile Wachs von Zietrisika

dadurch von dem sich unterscheidet, welches Magnus suchte, dass sein Schmelzpunct etwas höher gefunden wurde; eine Verschiedenheit, die natürlich nicht in Betracht kommen kann.

Das von Schrotter untersuchte Erdwachs dagegen zeigt weit beträchtlichere Verschiedenheiten, denn es hatte spec. Gew. von 0,953 bei 15°, schmolz bei etwa 62°, kochte bei 110° und löste sich in Aether auf. Bei dem Erdwachs Zietrisika dagegen fand ich das spec. Gew. zu 0,946 bei 20°, Schmelzpunct bei 84°, den Siedepunct bei 300°, und zuhause war dasselbe fast unlöslich in Aether.

Um die Vergleichung vollständig zu machen wurde die Analyse des Erdwachses von Zietrisika mit Kupferoxyd angestellt. Erst nach zwei misslungenen Versuchen gelang es, Schwierigkeiten zu besiegen, welche diese Analyse dar-

Sie gelang endlich, als ich eine zwanzig Zoll lange Röhre anwandte, die auf $\frac{1}{3}$ ihrer ganzen Länge mit dem aus oxydirten Kupferspänen gefüllt war, welches ich dem Erdwachs gemengt hatte, dessen Quantität nie 0,3 überstieg. Der übrige Theil der Röhre enthielt ein Gemenge von gleichen Theilen gerösteter Kupferspäne und Kupferoxyd, das aus salpetersaurem Salze erhalten war. Um hygroskopische Wasser zu entfernen wurde die Röhre vorher bei 120° ausgepumpt. Die Verbrennung wurde so langsam geleitet, dass sie jedes Mal $2\frac{1}{2}$ Stunden dauerte.

0,212 Gr. gaben:

0,661 Kohlensäure = 86,21 Kohlenstoff.

0,262 Wasser = 13,71 Wasserstoff.

99,92

0,289 Gr. gaben:

0,901 Kohlensäure = 86,20 Kohlenstoff.

0,369 Wasser = 14,16 Wasserstoff.

100,36

0,300 Gr. gaben:

0,931 Kohlensäure = 85,80 Kohlenstoff.

0,371 Wasser = 13,98 Wasserstoff.

99,78.

Mittel:

Kohlenstoff 86,07

Wasserstoff 13,95

100,02.

Diese Zusammensetzung nähert sich sehr der von Mag gefundenen und stimmt mit dem Resultate von Schrot völlig überein.

Der Ozokerit wird zwar vom Alkohol nur wenig, doch merklich angegriffen, und ich habe die Behandlung mit Alkohol versucht, um den darin löslichen Theil mit dem unlöslichen zu vergleichen.

Ein Antheil des zerriebenen Minerals wurde mit Theilen siedenden Alkohols von 0,814 spec. Gew. behandelt. Nach Erkalten bildete sich ein weisser, flockiger, nicht krystallinischer Niederschlag. Getrocknet und geschmolzen besaß derselbe eine minder dunkle Farbe als der geschmolzene Ozokerit, er schmolz bei 75° und sein spec. Gew. war bei $20^{\circ} = 0,850$.

Eine zweite Behandlung mit Alkohol gab einen weissen, minder häufigen Niederschlag, der geschmolzen ein dunkler erschien als der erste, bei 78° schmolz und ein spec. G. von 0,850 bei 20° hatte.

Diese Erhöhung des Schmelzpunctes und des spec. Gewichts führte mich auf die Vermuthung, dass der Ozokerit ein Gemenge verschiedener Substanzen von ungleicher Löslichkeit in Alkohol sei. Ich hielt es also für nöthig, die Behandlung mit Alkohol fortzusetzen bis das Product und der Rückstand gleichen Schmelzpunct und gleiche Dichte zeigten.

Erst bei der vierzehnten Behandlung trat diese Gleichheit ein, der Schmelzpunct war bei 90° , die Dichte bei $17,5^{\circ} = 0,957$ und der Siedepunct bei 300° .

Der geschmolzene Rückstand war vollkommen geruchlos und viel dunkler als das Product, das goldgelb und viel weicher war. Ich nenne den Rückstand *braunen Ozokerit*, das Product des Alkoholauszugs *gelben Ozokerit*.

Die Zusammensetzung des braunen Ozokerits ist fast die nämliche als die des natürlichen.

1) Substanz: 0,301 Gr.

Kohlensäure 936 = Kohlenstoff 85,98

Wasser 383 = Wasserstoff 14,13

100,10.

2) Substanz: 0,285 Gr.

Kohlensäure 884 = Kohlenstoff 85,76

Wasser 363 = Wasserstoff 14,13

99,89.

Da der gelbe Ozokerit offenbar ein Gemenge ist, so hielt ich es für überflüssig, ihn zu analysiren.

Diese Versuche führen zu einigen Vermuthungen über die Verschiedenheit zwischen dem von Schrotter untersuchten fossilen Wachs und dem von Zietrisika. Die Behandlung mit Alkohol hat dargethan, dass zwei oder mehrere Substanzen von ungleicher Dichte und ungleicher Schmelzzeit im Ozokerit enthalten sind. Andererseits hat die Elementaranalyse des Ozokerits und eines seiner Bestandtheile (des braunen Ozokerits) gezeigt, dass die Zusammensetzung der verschiedenen Substanzen, welche den Ozokerit bilden, dieselbe ist. Nimmt man also an, dass diese verschiedenen Substanzen sich in veränderlichen Proportionen mengen können, so erklärt es sich, wie verschiedene Arten von Minerals bei grossen Abweichungen in ihrem Schmelzpunkte und ihrem specif. Gewichte doch gleiche Zusammensetzung haben können.

Das Verhalten des Ozokerits gegen verschiedene mächtige Agentien, wie die Alkalien, Säuren, Chlor u. s. w., liess mich glauben, dass das einzige Mittel, unsere Kenntniss dieses Minerals zu vermehren, darin bestehen werde, dasselbe den Wirkungen der Wärme auszusetzen und die entstehenden Producte zu untersuchen.

Ich unterwarf den Ozokerit der Destillation in etwa neun Zoll langen am verschlossenen Ende zu Kugeln ausgeblasenen Röhren, die bei $\frac{1}{3}$ ihrer Länge unter einen spitzen Winkel gebogen waren. Ich zog diese den gewöhnlichen Retorten vor, denn die Entfernung des Bodens von der Biegung des Rohres ist bei diesen so klein, dass, aller Sorgfalt ungeachtet, immer ein Theil des Ozokerits unzersetzt überdestillirt.

Der Apparat wurde mit einer Spirituslampe so geheizt, dass ein gleichmässiges ruhiges Sieden Statt fand. Die Destillationsproducte sind gasförmige, flüssige und feste Substanzen. 100 Theile Ozokerit gaben etwa:

Gase	10,34
Oelige Flüssigkeit	74,01
Feste krystallinische Substanz	12,55
Kohliger Rückstand	3,10
	<hr/> 100,00.

Diese Resultate sind jedoch nicht constant, einmal erhielt ich unter ganz gleichen Umständen nur 10% krystallinische Sublimat. Nimmt man dazu, dass der gelbe Ozokerit im Allgemeinen bei der Destillation mehr Oel giebt als der braune, so wird es sehr wahrscheinlich, dass der natürliche ein Gemisch beider sei.

Betrachtet man das Oel im Momente des Erstarrens durch die Loupe, so findet man eine Menge Schüppchen, die in der Flüssigkeit umherschweben und an welche sich andere ansetzen, bis endlich die Flüssigkeit ganz verschwindet.

Presst man das erstarrte Oel zwischen Löschpapier, saugt sich das Flüssige ein und es bleibt die krystallinische Substanz mit Perlmutterglanz zurück. Das Oel lässt sich vom Papier mittelst Aether ausziehen.

Ich zog indessen folgendes Verfahren vor, um zur vollständigen Abscheidung eines der Bestandtheile der Destillationsproducte zu gelangen. Man bringt das Destillationsproduct in ein Gefäss, das sich genau verschliessen lässt, giebt einen Ueberschuss von Schwefeläther hinzu, verschliesst die Flasche und lässt sie 24 Stunden stehen. Was dann ungelöst bleibt, sammelt man auf einem Filter und giesst zwischen Löschpapier aus. Ich nenne diese Substanz *reines Wachs des Ozokerits*.

Man destillirt die Hälfte vom Volumen des abfiltrirten Aethers ab und überlässt den Rest der freiwilligen Verdunstung. Es bildet sich sehr bald ein Absatz von unreinem Wachs, den man abfiltrirt, die Flüssigkeit nimmt dabei das Ansehen eines durchsichtigen, tief dunkelbraunen Oeles an, das ich *Oel des Ozokerits* nennen will.

Dieses Oel des Ozokerits erscheint rothbraun im durch-

lenden, und lauchgrün im auffallenden Lichte; es ist stinkend, verliert aber einen grossen Theil seines Geruches, wenn es der Luft ausgesetzt wird. Es brennt mit einer leuchtenden Flamme, welche weiss und rein wird, wenn man das Oel an einem kreisförmigen Dochte und unter einem Zugrohr brennen lässt, das aber grösser und weiter sein muss als bei den gewöhnlichen Lampen. Wird dieses Oel einer Temperatur von $+8 - 12^{\circ}$ ausgesetzt, so erstarrt es zu einer Masse, die mit einer Menge glänzender Blätter von Paraffin durchwebt ist. Durch Alkohol oder besser durch Schwefelsäure kann man beträchtliche Mengen dieser Substanz daraus absondern. Etwas Schwefelsäure in das Oel des Ozokerits gebracht entfärbt dasselbe, indem sie selbst eine dunkelrothe Färbung annimmt. Das entfärbte Oel, welches auf der Schwefelsäure schwimmt, lässt Blätter von Paraffin fallen, selbst bei der gewöhnlichen Temperatur von $16 - 18^{\circ}$. Die Auflösungen dieses Oels in Alkohol oder Aether sind roth im auffallenden, und lauchgrün im auffallenden Lichte. Wahrscheinlich findet sich in diesem Oele die Substanz, welche die Ursache des Dichroismus des Ozokerits ist. Wird es der Destillation unterworfen, so giebt es zuerst eine ölige durchsichtige strohgelbe Flüssigkeit; je weiter die Destillation vorschreitet, um so mehr färbt sich die übergehende Flüssigkeit, sie wird dabei weniger durchsichtig und reicher an Paraffin, endlich geht sie roth über, begleitet von weissen Dämpfen von Paraffin. Die destillirte und vom Paraffin durch Gefrieren getrennte und durch Schwefelsäure entfärbte Flüssigkeit leuchtet mit einer glänzenden sehr weissen Flamme. Nach diesen Beobachtungen ist es klar, dass das Oel des Ozokerits eine sehr grosse Analogie mit dem Oele hat, welches die bituminösen Schiefer geben und es erhellt, dass es aus mehreren brenzlichen Substanzen, besonders aus Paraffin besteht.

Das *unreine Wachs des Ozokerits*, wie man es nach der Behandlung des Destillationsproducts mit Aether erhält, ist schneeweiß, perlmutterglänzend, fettig anzufühlen, riecht pyreumatisch, schmilzt zu einer etwas röthlichen Flüssigkeit zwischen $75 - 77^{\circ}$ und destillirt über 300° wie der Ozokerit selbst, indem er ein erstarrendes Oel und Gas liefert, während ein kohligter Rückstand bleibt. Wenn man das fest-

gewordene Oel mit Aether behandelt, wie das von der Destillation des natürlichen Ozokerits, so erhält man ein noch weisseres geruchloses Wachs, das bei 62° zu einer kaum gefärbten Flüssigkeit schmilzt. Wiederholt man nach einander die Destillation und Behandlung mit Aether, so erhält man ein Wachs, dessen Schmelzpunkt und specif. Gewicht sich gleich bleiben, obwohl die wiederholten Destillationen immer von einer theilweisen Zersetzung begleitet sind. Ich werde mich daher vorzugsweise mit dieser Substanz (reines Wachs des Ozokerits) beschäftigen, denn das Gleichbleiben der wesentlichsten Charaktere (des Schmelzpunktes und des specif. Gewichtes), so wie die Krystallisirbarkeit lassen mich glauben, dass dieser Körper eine eigenthümliche Substanz sei.

Das reine Wachs des Ozokerits ist weiss, perlmuttartig glänzend, geruch- und geschmacklos, schmilzt bei $56-58^{\circ}$ zu einer farblosen Flüssigkeit, die zur halbdurchsichtigen Bruche faserigen und dem Wallrath in der Consistenz ähnlichen Masse erstarrt. Sein spec. Gew. ist bei $17^{\circ} = 0,96$, es ist wenig löslich in kaltem Aether, sehr löslich in siedendem, aus welchem es beim Erkalten in gestaltlosen Flocken niederfällt, es ist in der Wärme löslich in absolutem Alkohol. Diese Auflösung erstarrt beim Erkalten zu einer krystallinischen Masse, welche zwischen Löschpapier ausgepresst, eine Lage darstellt, die aus so lebhaft perlmutterglänzenden Blättern besteht, dass man sie für mattes Silber halten könnte. Sie destillirt bei etwa 300° und zersetzt sich dabei zum Theil in kohlige brennbare Gase, in paraffinhaltiges Oel und Kohle. Durch Pressen und Behandlung mit Aether von dem hängendem Oel befreit, besitzt sie dieselben Eigenschaften wie vor der Destillation. Folgendes sind die Resultate der Analyse dieses Körpers:

1) Substanz 0,201 Gr.

Kohlensäure 809 = Kohlenstoff 85,70

Wasser 334 = Wasserstoff 14,20

99,90.

2) Substanz 0,303 Gr.

Kohlensäure 942 = Kohlenstoff 85,96

Wasser 392 = Wasserstoff 14,36

100,32.

Berechnung:**Kohlenstoff 85,96 = C 38,218****Wasserstoff 14,04 = H 6,239**

100,00.

Die Zusammensetzung ist also die nämliche wie die des raffins, des ölbildenden Gases, der persischen Naphtha u. s. w.

Die Vermuthung liegt sehr nahe, dass diese Substanz nichts als unreines Paraffin sei, aus Mangel an Material konnte dieselbe indessen nicht näher geprüft werden und deshalb will ich den angenommenen Namen für diese Substanz einstweilen beibehalten. Jedoch gestehe ich, dass ich das Wachs des Ozokerits wirklich für einen eigenthümlichen und vom Paraffin verschiedenen Körper halte, denn ich destillirte in 3 Versuchen 50 Gr. Ozokerit und erhielt jedes Mal eine feste Substanz, welche nach einigen Behandlungen Eigenschaften annahm, die sich nicht weiter veränderten, endlich war auch das Resultat der beiden mit Producten von verschiedenen Versuchen angestellten Analysen vollkommen übereinstimmend. Die Lösung der Frage kann nur durch Chemiker erfolgen, wenn grössere Quantitäten des Minerals zu Gebote stehen. Das Verhalten des reinen Wachses des Ozokerits lässt mich glauben, dass es der reine Ozokerit, von allen Beimengungen freit, sei. Denn in der That, wenn man von einigen geruchlosen und stinkenden Producten absieht, die man bei der Destillation des natürlichen Ozokerits erhält (die man übrigens nicht erhalten würde, wenn man die Destillation bei einer gewissen Periode abbräche), so findet man keine Verschiedenheiten zwischen den pyrogenen Producten des Ozokerits und seines reinen Wachses. Um darüber in Gewissheit zu kommen, müsste man das reine Wachs ohne Anwendung erhöhter Temperatur isoliren können.

Allen diesen Thatsachen zufolge scheint es gewiss, dass der Ozokerit ein veränderliches Gemenge verschiedener bituminöser Substanzen sei, die keinen Sauerstoff enthalten und die nämliche Elementarzusammensetzung haben, wie der Doppel-Kohlenwasserstoff. Auch scheint es, dass dieser Veränderlichkeit in dem Gemenge die Verschiedenheiten zugeschrieben werden müssen, die an verschiedenen Arten des Ozokerits beobachtet worden sind.

Der Ozokerit ist für den Chemiker sehr interessant, er ein Mittel gewährt, sich Paraffin leicht und in reichlicher Menge zu verschaffen, und weil er einen mit dem Ozokerin isomerischen Körper zu enthalten scheint, durch dessen Studium unsere Kenntniss des Kohlenwasserstoffs vermehrt werden dürfte. Wenn man den Ozokerit in grösseren Mengen haben sollte, so würde er der Industrie grosse Vortheile darbieten. Man könnte ihn destilliren und das Destillat in leinenen Tüchern auspressen, um das Oel abzusondern, das zur Beleuchtung dienen könnte. Der Rückstand würde nach nochmaliger Destillation, wiederholtem Auspressen und Waschen mit Chlorwasser so weiss und geruchlos werden als Bienenwachs.

V.

Ueber Mischung und Ursprung der Porcellane

Von

H. BOASE.

(Im Auszuge aus Lond. and Edinb. phil. Magaz. Mai 1841.)

Die interessante Abhandlung Berthier's über die Kaolin's (in*), deren Endresultate mir nicht ganz genügend erschienen, veranlassen mich einige Bemerkungen und Versuche über Kaolin von Cornwall mitzutheilen, um dadurch die Aufmerksamkeit auf dieses so merkwürdige als complex Problem der geologischen Chemie zu lenken.

Berthier beginnt mit der Bemerkung, dass er Gelegenheit einer früheren Analyse den Kaolin von Cornwall zusammengesetzt gefunden habe aus:

Kieselerde 46,8

Thonerde 37,3

Kali 2,5

Wasser 13,0

 99,6.

Die Gegenwart des Alkali schreibt er der Beimengung von unzersetztem Feldspath zu und nach Abrechnung

*) D. J. Bd. X, S. 28.

sem betrachtet er den übrigen plastischen Thon als ein
onsilikat, das er durch die Formel $AS + Aq$ repräsentirt,
selbe welche Forchhammer für den Porcellanthon von
rnholm gegeben hat. Bei einer neuen Versuchsreihe
id jedoch Berthier in den Porcellanthonen von verschie-
nen Orten beträchtliche Mengen von Talkerde, wie folgende
alysen der reinen thonigen Theile zeigen, die durch eine
rgängige Behandlung mit Schwefelsäure und Kalilauge von
i beigemengten Substanzen befreit waren.

	Limoges	Pamiers	Ellnbogen	Departement del'Allier.
Kieselerde	43,05	45,0	61,4	56,0
Thonerde	40,00	38,0	23,2	37,0
Talkerde	2,89	1,2	0,5	viel
Wasser	14,06	11,7	13,8	12,3
	100,0	95,9	98,9	

Die untersuchten Kaolinproben scheinen nicht gut zube-
et gewesen zu sein, mit Ausnahme der ersten, und selbst
Kaolin von Limoges kann nicht mit dem von Cornwall
glichen werden, da er 20—25 p. C. eines unzersetzten
erals enthält, während die grösste Menge von diesem,
che ich in Exemplaren von Cornwall fand, nur 10—8,5 p. C.
rug.

Die Substanzen, welche Berthier vom Kaolin abschied,
ren Körner von Quarz und kleine weisse oder gelblich-
isse Schüppchen von perlmutterähnlichem Aussehen. Die
ammensetzung des schuppigen Minerals bestimmt er zu:

	Limoges	Pamiers	Berechnung.
Kieselerde	65,9	59,2	67,7
Thonerde	20,8	25,2	19,1
Kali	7,5	—	9,8
Natron	—	8,9	—
Magnesia	2,8	0,5	3,4
Kalk	—	1,9	—
Wasser	1,0	3,2	—
	98	98,9	100.

Berthier betrachtet dieses Mineral als eine besondere
von Feldspath, durch dessen Zersetzung die Porcellan-
e entstanden sei. Er hat auf diesen Gegenstand viele
10*

Mühe verwendet und sucht, auf obige Analysen gestützt, die atomistische Zusammensetzung dieses Feldspathes zu bestimmen. Ich glaube jedoch, dass er sich dabei geirrt hat, das unzersetzte Mineral, welches ich aus dem Kaolin von Cornwall abgesondert habe, ist entschieden eine Art Talk, in ausserordentlich feiner Zertheilung und sein Aussehen unter der Loupe stimmt vollkommen mit Berthier's Beschreibung überein. Dieses Mineral kommt in grosser Menge in dem talkhaltigen Granit oder *Protogyn* vor, durch die Verwitterung die Lager von Porcellanthon entstehen, es erleidet aber selbst hierbei keine Veränderung und bleibt Thone, aus welchem es in den Fabriken in grosser Menge abgesondert wird. Es scheint *Nacrit* oder schuppiger Quarz der Mineralogen zu sein, von welchem Vauquelin eine Analyse gegeben hat, die sich sehr der Zusammensetzung der oben erwähnten Schuppen von Pamiers nähert. Wenn ich in Abrede stelle, dass die Porcellanerde aus dem schuppigen Mineral entstanden sei, mit welchem es gemengt ist, so will ich doch gern zu, dass sie einem kalk- und magnesiareichen Feldspathe ihren Ursprung verdanke, dessen Zusammensetzung Berthier's Berechnung nahe kommen mag. Ich vermuthete schon vor einigen Jahren, aus mineralogischen Gründen, dass der Feldspath des *Protogyn* wahrscheinlich Magnesia enthält. Diese Vermuthung ist nun durch die Entdeckung der Magnesia in der Porcellanerde bestätigt und ich habe mich seitdem überzeugt, dass sie auch im Porcellanthon von Cornwall enthalten ist. Die untersuchten Proben waren von der besten Qualität von Breage und St. Stephens. Das Verfahren welches ich befolgte, war dem von Berthier angewandten sehr ähnlich und gab folgende Resultate:

	Breage	St. Stephens.
Kieselerde	40,15	39,55
Thonerde	36,20	38,05
Magnesia	1,75	1,45
Wasser	11,65	12,50
Unlösl. Rückstand u. Talk }	9,50	8,70
	99,25	100,25.

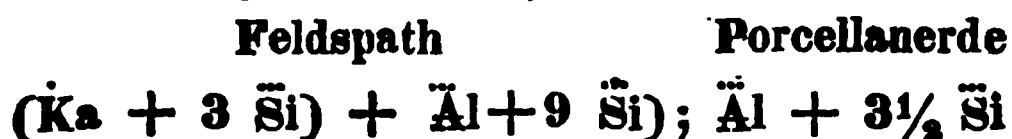
Ein bemerkenswerther Umstand bei allen bis jetzt angeführten Analysen von Kaolin ist die grosse Abweichung in den Resultaten, welche unvermeidlich ist, da die Substanz immer von verschiedener Beschaffenheit sein muss, da Quarz und Talk mit dem Thonsilikate in veränderlichen Proportionen vorkommen, selbst wenn das Mineral auf das Sorgfältigste gewaschen worden war.

Berthier's Verfahren giebt ziemlich gut die Menge des Silikats im Kaolin an, es enthält jedoch zwei Fehlerquellen, denn es bleibt etwas Thonerde bei den Talkschruppen zurück und die alkalische Auflösung nimmt etwas Quarz auf. Wenn jedoch die Scheidung vollkommen geschehen wäre, so würde sie doch die wahre Zusammensetzung der Porcellanerde als Handelsartikel nicht an, denn Talk und Quarz sind dabei nicht nachtheilig. Im Gegentheil wird der Protogyn selbst unter dem Namen von Porcellanstein oder *Petuntse* (*china-stone* or *petuntze*) gemahlen und der Porcellanerde in den Mörtern beigemischt.

Ich gehe nun zu dem Problem der Bildung der Porcellanerde über. Man hat zwar vermuthet, dass dieser Thon eine ursprüngliche Bildung sei, allein es ist doch ziemlich allgemein angenommen, dass er seinen Ursprung einer chemischen Zersetzung verschiedener feldspathhaltiger Gesteine verdanke. Die Art und Weise dieser Zersetzung ist noch unbekannt.

Werner schrieb dieselbe der Einwirkung von kohlenstoffhaltigem Wasser zu, welches allmählig dem Feldspathe das Alkali entziehen sollte. Indessen zeigte später Berthier, dass auch Kieselerde von der Lösung des Alkali fortgeführt werde und ein Thonerdesilikat zurückbleibe, dessen Bestandtheile nicht in dem Verhältnisse wie im Feldspath verbunden sind.

Turner hat den Gegenstand auf eine sehr klare und sprechende Weise erläutert. Er drückt die Veränderung, welche der Feldspath erleidet, durch folgende Formel aus:



Das Kali wird zuerst durch die Wirkung des Wassers und der Kohlensäure frei gemacht und indem der Feldspath auf diese Weise zersetzt wird, löst sich die Kieselerde im

Entstehungsmomente in der alkalischen Flüssigkeit auf, zu welcher sie im Contacte ist. In ähnlicher Weise sprachen sich auch Fournet und Bequerel aus.

Diese Erklärungen stimmen mit unseren gegenwärtigen chemischen Kenntnissen überein, aber sie beruhen zu sehr auf Induction und nicht auf wirklichen Experimenten.

Vor allen Dingen musste die Zusammensetzung des Feldspathes, dessen Zersetzung man erklären will, ermittelt sein, und diess ist, so viel ich weiss, bis jetzt nicht geschehen. Jedenfalls ist der Feldspath in der angeführten Formel das Mineral, welches sich im gewöhnlichen Granit und nicht das, welches sich im Protogyn findet. Es weiss übrigens auch der Umstand, dass diese Gebirgsarten unter gleichen Verhältnissen so verschieden zersetzt sind, auf verschiedene Mischungen ihres Feldspathes hin. Diese ist auch durch die obigen Analysen des Kaolins bis zu einem gewissen Grade erwiesen. Es ist also unerlässlich, den Feldspath des Protogyns zu analysiren, eine Aufgabe, die freilich wegen der Schwierigkeit ihn rein auszusondern schwierig ist. Selbst die Zersetzung des gemeinen Feldspathes ist noch sehr schwer zu erklären. Es wird gewöhnlich angenommen, dass das Alkali zuerst frei werde und dann auf die Kieselerde wirke. Warum aber soll es nicht auch auf die Thonerde oder auf das Thonsilikat und noch mehr auf das alkalihaltige Thonsilikat wirken, welches so sehr löslich in Alkalien und höchst wahrscheinlich im sich zersetzenden Feldspath enthalten ist? Neben wir aber auch an, diese Schwierigkeit sei gehoben, so bleibt noch die erste und wesentlichste Umänderung zu erklären, nämlich die Aufhebung der mächtigen Verwandtschaft, durch welche die Bestandtheile des Feldspathes mit einander verbunden sind. Es ist leicht gesagt, dass diess durch die fortgesetzte Einwirkung des Wassers und der Kohlensäure geschehe; aber wie geschieht es? Wir sind in unsern Laboratorien nicht im Stande den Feldspath durch die stärksten Säuren zu zerlegen, wie geschieht diess in der Natur durch die schwächste?

Vielleicht giebt auch hierüber die Analyse Aufschluss, wenn sie uns Feldspathe von verschiedener Zusammensetzung kennen lehrt. Ich glaube, dass die Gegenwart der Magnesia

an Protogyn-Feldspath unter andern Ursachen auf die leichteersetzbarekeit desselben einwirken kann. Die Magnesia kann eben so gut als das Alkali Kohlensäure aus dem durchsickern-
den Wasser aufnehmen, und ihre Neigung, sich mit 2 Atomen Kohlensäure zu verbinden, ist so gross, dass selbst ein Theil des kohlensauren Salzes dem andern Kohlensäure entziehen könnte, um in lösliches Bicarbonat überzugehen, das dann schnell fortgeführt werden würde.

Diess erklärte dann einigermaassen die kleine Menge von Magnesia, welche sich noch in der Porcellanerde befindet, in andern Arten konnte ich selbst keine Spur davon entdecken.

VI.

Neue specifische Gewichte verschiedener Mineralien.

Von

A. BREITHAUPT.

- 1) 1,046 Honiggelber in's Hyazinthrothe fallender *Succinit* (Bernstein); von Catanea in Sicilien.
- 2) 1,251 *Gemeine Braunkohle*; vom Meissener in Hessen.
- 3) 1,339 *Pechkohle ähnliche Braunkohle* mit Jahrringen des ehemaligen Holzes; ebendaher.
- 4) 1,602 *Ammonisches Alaun-Sulfat*; von Tschermig bei Saatz in Böhmen.
- 5) 1,796 *Allophan*; von Betler in Ungern.
- 6) 1,978
- 7) 1,978
- 8) 1,991
- 9) 1,993
- 10) 2,097 *Chabasit*; von Benevem in der Grafschaft Derry in Irland.
- 11) 2,166 *Hexaëdrisches Natron-Halat*; von Wieliczka in Polen.
- 12) 2,251 *Prismatischer Mesotyp*; aus der Gegend von Leitmeritz in Böhmen.
- 13) 2,297 *Vitriolisches Kupfer-Sulfat*; von Rio tinto bei Sevilla in Spanien.

- 14) 2,303 Derjenige *Kerolith*, welchen die Nordamerikaner *Deuceylit* nennen; von Middlefield in Massachusetts.
- 15) 2,446 *Eisensinter*; vom Stadtstolln bei Freiberg.
- 16) 2,501 Isabellgelber *Ochran* (Bol); von Gefell Voigtlande.
- 17) 2,549 *Pegmatischer Felsit*; aus dem Granit von Britzsch bei Freiberg.
- 18) 2,584 *Pegmatischer Felsit* in den sogenannten *nenstein* übergehend und denselben einschließend; von Hellesta am linken Ufer der See bei Werchniutinsk im Gouvernement Irkutsk. Dieses Vorkommen beweiset, dass das Phänomen des Sonnensteins ein natürliches und nicht durch Brennen herbeigeführt sei. Erhalten vom Herrn Capitän von Kowrigin.
- 19) 2,608 *Carniol*; von Schweinsdorf unterhalb Tharand.
- 20) 2,625 *Tetartiner Felsit*; aus dem Granit von Bobitzsch bei Freiberg.
- 21) 2,644 *Skapolith*; aus Mähren. Von der Hütte bei Freiberg.
- 22) 2,653 Erhalten von Hrn. Professor Zippe.
- 23) 2,654 *Krystallisirter oligoklastischer Felsit*; von Kongsdal in Norwegen.
- 24) 2,702 Derjenige *Dichroit*, welcher gewöhnlich *kolith* genannt wird; aus Sibirien. Erhalten vom Herrn Capitän von Oderski.
- 25) 2,720 *Polymorpher Carbon - Spath*, $R = 1000$; von Wunsiedel in Baiern. Der Marmor von demselben Fundorte gehört derselben Species an.
- 26) 2,735 Rother *Kalkspath*; von Riechelsdorf in Hessen. Der Winkel der Primärform war nicht zu bestimmen. Enthält, nach Herrn Gewerkebesitzer Plattner's Untersuchung, Kobalt. Erhalten vom Herrn Capitän Kowrigin.
- 27) 2,737 Milchweisser bis smalteblauer *Skapolith*; von Nertschinsk. Ein Begleiter des kalaminitischen *phibols*. Erhalten vom Herrn Capitän Kowrigin.
- 28) 2,738 *Syngenetischer Carbon - Spath*; vom Kamm bei Friedrich August bei Freiberg.

- 29) 2,748 *Syngenetischer Carbon-Spath*; vom Hainitz
Flachen auf Marcus Böling zu Annaberg.
- 30) 2,795 *Kryptischer Carbon-Spath*; von Emanuel
Erbst. zu Rheinsberg unterhalb Freiberg. Es
ist derselbe, in welchem vor zwei Jahren sele-
nischer Blei-Glanz vorgekommen, das bis jetzt
einzigste Vorkommen der Art in Sachsen.
- 31) 2,797 *Kryptischer Carbon-Spath* oder derjenige Braun-
spath, welcher parallel damit verwachsen un-
ter dem isometrischen Carbon-Spath sitzt; von
Schweinsdorf im Plauen'schen Grunde.
- 32) 2,817 *Onkosin*; von Leoben in Steiermark.
- 33) 2,822 } *Weisser grob- bis grosskörniger Dolomit*;
34) 2,828 } aus Serbien. Von da mitgebracht von dem
Herra Oberberghauptmann Freih. von Herder.
- 35) 2,866 *Isometrischer Carbon-Spath, Tharandit*; von
Schweinsdorf bei Tharand.
- 36) 2,869 *Desgl.*; von Tinz bei Gera.
- 37) 2,870 *Desgl.*; von Schweinsdorf.
- 38) 2,880 *Dimerischer Carbon-Spath*; von Kaiser Joseph
Fdgr. zu Joachimsthal in Böhmen.
- 39) 2,910 *Aragon*; aus Serbien. Mitgebracht von dem
Herrn Oberberghauptmann Freih. von Herder.
- 40) 2,911 *Desgl.*; aus Salzburg.
- 41) 2,916 *Desgl.*; aus Serbien.
- 42) 2,936 *Derächte Sarkolith*; von Bocce tro case am Vesuv.
- 43) 3,050 *Hystatischer Turmalin*, von lichte berggrüner
Farbe; aus Brasilien.
- 44) 3,056 *Hystatischer Carbon-Spath*; von Schwarzen-
stein in Tirol.
- 45) 3,057 *Lichte brauner dichromatischer Turmalin*; aus
Zeilan.
- 46) 3,113 *Andalusit*; von Krummhennersdorf bei Freiberg.
Begleiter des Rutils.
- 47) 3,143 *Grünlichweisser Fluss-Spath*; vom hohen Rade
bei Schwarzenberg im Erzgebirge.
- 48) 3,164 }
49) 3,165 } *Desgl.*; vom Marcus Böling zu Annaberg.
- 50) 3,184 *Amphibolischer Turmalin*, welcher den Schrift-

154 A. Breithaupt, neuesp. Gewichte versch. Mineralien

granit begleitet; von Hartmannsdorf bei Penig in Sachsen.

51) 3,208 Grünlichgrau-berggrüner *Bustamit*; vom Berge Civillina bei Vicenza. Erhalten als Mangan-Silikat.

52) 3,231 *Basaltischer Amphibol*; vom Vesuv.

53) 3,247 *Hemidomatischer Pyroxen*; vom Naziam Berge

54) 3,255 bei Slatoust in Sibirien. Im Habitus dem eumetrischen Pyroxen oder Baikalit sehr ähnlich

55) 3,261 *Amphibol*, gemeine Hornblende; von Orpus bei Presnitz im Böhmen.

56) 3,262 Brauner *Bustamit*; Fundort wie bei 54.

57) 3,371 *Epidot-Krystall*; aus Piemont.

58) 3,373 *Hystatischer Idokras, Wiluit*; vom Wiluit in Sibirien. Erhalten von Herrn Capitän von Kowrigin.

59) 3,390 *Epidot-Krystall*; aus Piemont.

60) 3,412 *Eumetrischer Epidot*; vom St. Georgi Stollen zu Orpus bei Presnitz in Böhmen.

61) 3,430 *Retinophaner Idokras* oder der dunkelste sogenannte *Kolophonit*; von Arendal in Norwegen.

62) 3,514 *Rosiger Carbon-Spath*; aus Ungarn.

63) 3,515 *Epidot*; aus Sibirien. Der schwerste von allen grünen, die noch Durchscheinheit besitzen.

64) 3,657 Der sogenannte *Topazoht, Granat*; von Wur-litz bei Hof in Baiern. Erhalten vom Herrn Reutamtman Prader.

65) 3,670 *Manganischer Pyroxen*; aus Sibirien.

66) 3,671 *Aplomer Granat*; vom Kopaonik in Serbien Mitgebracht vom Herrn Oberberghauptmann Freih. von Herder.

67) 3,726 *Kymophan*, ein grosses Geschiebe; aus Brasilien.

68) 3,758 *Aplomer Granat (Kolophonit)*; von Schwarzenstein in Tirol.

69) 3,926 Müller's *Chrysomelan*, scheint siderische Spinell zu sein.

70) 4,012 *Schalenblende, dodekaëdrische Zink-Blende* von Hohengeroldsegg im Grossherzogthum Baden

71) 4,179 *Almandiner Granat* von dunkelhyazinthrother Farbe; aus Nord-Amerika.

72) 4,463 *Blauer barytischer Thiodin-Spath*; aus Sibirien.

73) 4,634 *Rhombischer Antimon-Glanz* von etwas dunkler Farbe; aus Ungarn. Er enthält eine ziemliche Spur von Kupfer.

74) 4,874 *Das schönste dichte Rotheisenerz*; vom Mondschein bei Elterlein im Erzgebirge.

75) 4,967 *Leichteres Magneteisenerz*; von Berggieshübel in Sachsen.

76) 4,995 *Desgl.*, blättriges; von der Engelsburg bei Presnitz in Böhmen*).

77) 5,029 } *Das leichtere Magneteisenerz* von Rudnik und sehr schön von Suwo Rudische in Serbien.

78) 5,066 } Mitgebracht vom Herrn Oberberghauptmann

79) 5,075 } Freih. v. Herder.

80) 5,176 *Schwereres Magneteisenerz*; von Balmi in Piemont.

81) 5,416 *Schwarzer Yttrotantalit*; von Ytterby in Schweden.

82) 5,627 *Höchst reiner schöner Kupferglanz*; von Alte Mordgrube bei Freiberg.

83) 5,722 } *Gediegen Arsen*; vom Teichgrübner Flachen

84) 5,734 } im Schreckenberge bei Annaberg.

85) 5,758 } *Kupferwismuterz*; von Wittichen im Schwarz-

86) 5,773 } walde.

87) 6,136 *Arsenkies*, (pharmakoner); von Thum im Erzgebirge.

88) 6,470 *Bleiischer Nadel-Spath*; von Nertschinsk.

89) 6,505 *Nikelhaltiger Speiskobalt, kobaltischer Markasit*; von Schneeberg in Sachsen.

*) In der dritten Ausgabe meiner Charakteristik des Mineral-Systems habe ich das *leichtere Magneteisenerz* besonders berücksichtigt. Es hat die Härte 6 bis 7 und das specifische Gewicht schwankt zwischen 4,96 und 5,07 nach 11 Wägungen verschiedener Abänderungen. Jedenfalls enthält es mehr Oxydul als das schwerere, und ist auch in der Natur viel frequenter. — Das *schwerere Magneteisenerz* hat die Härte $7\frac{1}{4}$ bis 8 und das specifische Gewicht von 5,144 bis 5,176 nach 8 Wägungen verschiedener Abänderungen.

- 90) 6,589 *Synthetischer Markasit* oder *Nickelglanz*, köm-
von Schladming in Steiermark.
- 91) 6,923 *Weisser hemimorpher Xanthin-Spath*;
Berggieshübel in Sachsen.
- 92) 7,325 Ein halb metallisch glänzender stahlgrauer
Wolframit; welcher nur die Härte $4\frac{3}{4}$
 $5\frac{1}{2}$ hat, und noch näher untersucht zu wer-
den verdient. Unbekannten Fundorts. Kryst-
ten von Herrn Beckh.
- 93) 7,367 *Rother Nickelkies*; von Schladming in Stei-
mark *).
- 94) 7,539 *Gemeine Blei-Glanz-Krystalle*; vom Ma-
priaz bei Freiberg.
- 95) 7,774 Sehr schöner *rother Nickelkies*; von Schnee-
berg.
- 96) 9,900 *Silberantimon*; vom Harze. Herr Gewerke-
Probirer Plattner fand darin 84,7 Silber, 14
Antimon und eine Spur Kupfer.
- 97) 10,434 Reinstes oktaëdrisch krystallisirtes *Silber*,
tenmännisch dargestellt.
- 98) 11,752 Chemisch rein dargestelltes *Pallad.*

VII.

*Ueber die specifischen Gewichte derjenigen Mineralien
welche sonst gemeinhin Uranpecherz genannt wurden*

Von

A. BREITHAUPT.

In der dritten Ausgabe meiner Charakteristik des Mi-
neral-Systems hatte ich bei den Uranpecherz genannten Mi-
neralien:

*) Sechs frühere Wägungen der mir disponibel gewesenen
Änderungen fand ich zwischen 7,671 bis 7,775. Die obige Ab-
weichung war mir daher auffallend und ich ersuchte deshalb den
Gewerke-Probirer Plattner, den mutmaßlichen Schwefelgehalt
nachzuweisen. In der offenen Glasröhre, fand nun derselbe,
jener Kies schwefelichte Säure, die sowohl durch den Geruch
durch befeuchtetes Lackmus-Papier erkannt wird. Der Schwefel-
gehalt scheint demnach nicht ganz unbedeutend zu seyn.

das *pechartige Uran-Erz*, Gewicht 6, 3 bis 6, 6
das *uranische Pittin-Erz*, Gewicht 4, 8 bis 5, 0
und das *uranische Gummi-Erz*, Gewicht 3, 9 bis 4, 2
terschieden. Letzteres wurde seitdem von Herrn Kersten
alysirt und in seiner chemischen Eigenthümlichkeit befunden.

Als ich kürzlich ein sogenanntes Uranpecherz wog, er-
alt ich ein so abnormes Resultat, dass ich für nöthig hielt,
die specifischen Gewichte dieser Mineralien zu revidiren, wozu
eine Abänderungen der akademischen Sammlung, welche sich
dazu eigneten, verwendet wurden. Herr Bergrath Freies-
leben hatte die Güte, mich ebenfalls hierbei recht sehr zu
unterstützen. Die erhaltenen Resultate sind folgende:

Erste Abtheilung.

- 1) 5,625 *Uranpecherz*, welches den *deutlichsten Fett-*
glanz hat. Fundort unbekannt.

Zweite Abtheilung.

- 2) 6,440 *Uranpecherz*, *gewöhnlichen Ansehens*; von
Johanngeorgenstadt.
3) 6,468 *Desgl.*; nach Herrn Mohs.
4) 6,504 *Desgl.*; von Johanngeorgenstadt.
5) 6,515 *Desgl.*; nach Herrn Haüy.
6) 6,609 *Desgl.*; von Joachimsthal in Böhmen.
7) 6,736 *Desgl.*; von Beschert Glück bei Freiberg.
8) 6,876 *Desgl.*; von Gottes Segen zu Johanngeorgen-
stadt.
9) 6,880 *Desgl.*; *schlackigen Ansehens*, von Sieben-
schleen bei Schneeberg.
10) 6,912 *Desgl.*; vom Weissen Hirsch zu Schneeberg.
11) 6,945 *Desgl.*; ein sehr frisches Stück aus einer ver-
witternden Partie; unbekannten Fundorts.
12) 6,984 *Desgl.*; von der Grube Anna zu Przibram.

Dritte Abtheilung.

- 13) 7,998 } *Uranpecherz*, *gewöhnlichen Ansehens*, nur
14) 8,011 } ein wenig härter als die vorigen; unbekann-
ten Fundorts.

Es scheint, dass man bisher nur die Varietäten der zwei-
ten Abtheilung von Johanngeorgenstadt gewogen gehabt habe.

Die Untersuchungen sollen fortgesetzt werden, und, sind
sie geschlossen, dann will Herr Gewerken-Probirer Plattner

versuchen, die Differenzen auf chemischem Wege nachzuweisen.

VIII.

Vorschlag zu einem Goniometer.

Von

Prof. G. Suckow in Jena.

(Mit Abbild. auf Tab. I.)

Will man die gegenseitige Neigung der auf so verschiedene Weise ausgebildeten Krystallflächen verschiedener Mineralien mit möglichst grosser Leichtigkeit und Sicherheit forschen, so wird dieses nur mittelst einer Vorrichtung gelingen, welche den Beobachter vor Allem theils von der der Wirklichkeit Statt findenden Unebenheit, theils von der Glanzlosigkeit der meisten Krystallflächen, zugleich aber auch von so manchen äusseren wechselnden Umständen unabhängig macht. Wenn man bedenkt, dass nach der gewöhnlichen Messungsmethode mit dem Carangeau'schen *Contactgoniometer*

- 1) eine im Grossen ebene Krystallfläche von einiger Ausdehnung erfordert wird;
- 2) zum rechtwinklichen Stande der Ebene des Instrumentes auf der Kantenlinie, die Kantenlinien wohl ausgebildet sein müssen,

und dass der Gebrauch des Wollaston'schen *Reflectiongoniometers*

- 1) nur auf Krystalle mit glänzenden Flächen beschränkt ist;
- 2) die Lage des von einer glänzenden Krystallfläche reflectirten Strahles durch die Coincidenz des reflectirten Bildes mit einem gesehenen Objecte nie recht fixirt werden kann;
- 3) der Beobachter in Beziehung auf das Object von günstigen Beschaffenheit der Localitäten und Sonnenscheine sehr abhängig ist;

so lässt sich wohl der Vorzug eines Goniometers nicht kennen, welches für den Beobachter zur Gewinnung richtiger Resultate die Vortheile hat,

- 1) dass er unabhängig ist von der Ebenheit der Krystallflächen und der wirklichen Ausbildung der Kantenlinie;
- 2) dass er die Neigung aller und zwar sowohl der glänzenden, als auch der matten Krystallflächen zu einander untersuchen kann;
- 3) dass seine Versuche die Gunst der Localitäten und der Witterungsverhältnisse entbehrlich machen.

Da die Kenntniss von der Einrichtung eines solchen Goniometers Manchem vielleicht von einigem Interesse sein dürfte, so erlaube ich mir folgenden Vorschlag mitzutheilen, ob etwa ein dergleichen Instrument, unter Voraussetzung einer genauen technischen Ausführung, herzustellen sei *).

Die drei Haupttheile, aus welchen dieses Goniometer bestehen müsste, würden ein horizontaler Lymbus, der Krystallträger und die mit einem für nahe Gegenstände eingeleiteten Fernrohre versehene Alhidade sein.

Der um einen Zapfen eines hölzernen oder messingenen Kräftfusses T P U bewegliche und durch eine Stellschraube A feststellbare Limbus C S ist, wie sich von selbst versteht, auf seiner Fläche in 360 Grade getheilt. Die Theilung selbst geht nur auf halbe Grade, indem die einzelnen Minuten durch einen Nonius N I bestimmt werden. Aus dem Mittelpunkte des Limbus ragt, rechtwinklich auf ihm der unbewegliche, starker, cylindrisch geschliffene Stift, K, hervor, welcher sowohl zum Krystallträger mit horizontaler Oberfläche, als auch zugleich zur Axe der ein durch den Limbus diagonal gehendes Lineal darstellenden Alhidade A D dient. Die Alhidade, welche zum Theil mit auf dem Limbus aufliegt und ohne Widerstand sich um ihre Axe drehen lässt, ist am Rande noch mit einer, durch eine Schraube M arretirbaren Mikrometerschraube B versehen. Auf dem dem Nonius gegenüberstehenden Ende der Alhidade ist das mit einem Ausschieber versehene, für nahe Gegenstände eingerichtete

*) Nach der angegebenen Idee hat mir Hr. Hofmechanicus Dr. Körner allhier ein Goniometer mit einer Genauigkeit und Schärfe ausgefertigt, die nichts zu wünschen übrig lassen; es giebt die befriedigenden Resultate. Die dieser Beschreibung beigelegte Figur stellt den ersten Theil der Grösse des wirklichen Instrumentes dar.

2linsige Fernrohr O L horizontal befestigt. Dasselbe dient zur genaueren Beobachtung der nach ihrer gegenseitigen Neigung zu erforschenden Flächen; es ist daher so gerichtet, dass die geometrische Axe seiner Linsen mit dem Mittelpuncte des Krystallträgers und mit dem Mittelpuncte des Nonius in eine perpendiculare Ebene ganz fällt. Die Mikroskop gewährt den Vortheil, dass sowohl grosse, auch sehr kleine Flächen beobachtet werden können, und zugleich ein zweites, hinter dem Krystalle (etwa über dem Nonius) befindliches Object zum Parallelisiren der Krystallfläche unnöthig wird. Auch würde das Fixiren zweier Objecte des Krystalles und eines hinter dem Krystalle befindlichen Gegenstandes, mit oder ohne Fernrohr, jedenfalls keine neuen Resultate geben, weil dann, während die Krystallfläche vom Auge fixirt wird, das hinter der Krystallfläche befindliche Object undeutlich gesehen wird, und eben so umgekehrt.

Will man nun eine Messung mit diesem so einfachen Goniometer vornehmen, so stellt man selbiges auf einen festen Tisch, einem Fenster oder einer weissen Fläche gegenüber. Auf dem Mittelpunct des Krystallträgers wird der Krystall mit etwas Baumwachs so befestigt, dass die messende Kante möglichst vertical, genau über dem Mittelpuncte des Krystallträgers, steht. Man dreht nach Annäherungsweise richtiger Stellung des Limbus die Alhidade des Fernrohre so lange, bis für das Auge die geometrische Axe der beiden Fernrohrachsen mit der vertical gestellten fraglichen Kante angehörigen Krystallfläche zu einer derselben Ebene coincidirt. Findet diese Coincidenz Statt, bemerkt man sich an der Alhidade, resp. an dem Nonius, den Punct, in welchem die Fläche mit jener Fernrohraxe Coincidenz gebracht worden ist. Man sucht sodann die zweite der fraglichen Kante mitangehörige Fläche nach derselben Methode auf. Der Winkel, durch welchen die Alhidade von der in Frage stehende Kante gedreht werden muss, damit auch die zweite Coincidenz auch bei der zweiten Krystallfläche Statt findet, ist der gesuchte Winkel.

IX.

Notizen zu der Beschreibung und Zerlegung mehrerer neuer Mineralien, welche Herr Dr. Hartmann aus Thomson's Oullines of Mineralogy im 8. Hefte, VIII. Bandes dieser Zeitschrift mitgetheilt hat.

Von

AUGUST BREITHAUPT.

Zu 2. Schwefelsaurer Kalkbaryt oder Calcareo-Sulphate Barytes. Diess ist der von mir vorlängst bekannt gemachte Alkschwerspath oder synthetischer Thiodin-Spath. Davon ganz verschieden ist ein neues Mineral, schwefelsaurer Baryt in den Spaltungsgestalten des Anhydrits, das nächstens bekannt gemacht werden soll.

Zu 3 und 8. Barytocalcit. Es giebt zwei ganz verschiedene Mineralien, welche man, ihrer Mischung wegen, mit denselben Namen belegt. Der zuerst unter diesem Namen bekannt gemachte und deshalb wohl der eigentliche Barytocalcit ist hemirhombisch krystallisirt und deutlich bis vollkommen spaltbar. Einen zweiten solorhombischen kenne ich schon seit Jahren, hielt ihn jedoch anfangs für Witherit. Er hat ganz dessen Krystallisation, so dass mit dem Hand-Goniometer keine andere Verschiedenheit als ein vielleicht etwas spitzeres Pyramidoëder zu finden ist, und zeigt die Combination P ; $2P_{\infty}$; ∞P ; $2P_{\infty}$, welche einige Aehnlichkeit mit der gemeinsten Quarz-Krystallisation besitzt. Er spaltet nur undeutlich, und sein spezifisches Gewicht fand ich $= 3,664$. Die chemische Untersuchung zeigte, dass es kein Strontian oder strontischer Nadel-Spath, sondern wirklich ein aus kohlensaurer Baryterde und Kalkerde zusammengesetzter Körper sei. Ich führe ihn als *pathetischen Nadel-Spath* auf, und er verdient auch noch einen besondern vom System unabhängigen Namen, wozu ich *Aplobas* vorschlage, weil darin zweierlei Basen vereint sind. Diess ist Thomson's *Bicalcareo-Carbonate of Barytes*. Die schönste Varietät ist von Brownley-Hill in Cumberland, eine andere schöne aus Northumberland, und diese war es, welche ich schon seit Jahren als Barytocalcit von Herrn Dr. Fiedler hielt.

Zu 4. *Schwefelkohlenaurer Baryt (Sulphato-Carbon of Barytes)*. Es ist mir unbegreiflich, wie diese neue Abänderung des Witherits für eine Zusammensetzung aus kohlensaurer Baryterde mit schwefelsaurer Baryterde ausgegeben werden konnte. Und doch ist kein Zweifel darüber, dass ich dasselbe Substanz untersucht habe, die Herr Thomson untersucht und deren äussere Kennzeichen und Vorkommen ganz zutrifft. Ich habe sie nur insofern von den bekannten Varietäten des Witherits verschieden gefunden, als die terminalen Gestalten $\frac{1}{4} P$ und $\frac{1}{2} P_{\infty}$ mit ∞P und ∞P_{∞} combinirt erscheinen. Das specifische Gewicht, welches Herr Thomson = 4,14 angibt, erhielt ich = 4,270. — Die Auflösung in Säuren erfolgt freilich langsam, aber ganz vollkommen, ohne die Spur eines Rückstandes. Herr Gewerken - Probirer Plattner bemerkt sich vergebens, bei diesem Mineral etwas anderes als Kohlensäure und Baryterde zu finden. — Dieser Witherit ist Begleiter des Diplobas von Brownley-Hill in Cumberland.

X.

Analyse eines Minerals von einer Eisensteingrube St. Andreasberg am Harz.

Von

EDUARD BIEWERD.

Da bisher eine chemische Untersuchung dieses Fossils fehlte, so wurde es, äusserer Aehnlichkeit nach, mit mehreren bekannten Mineralien verwechselt, bis ich es durch die nachfolgende Analyse als Nontronit, dasselbe Fossil, welches zuerst in Frankreich entdeckt und nach seinem Fundorte (Nontron) benannt wurde, erkannte.

Der Andreasberger Nontronit kommt derb vor, hat einen matten splittrigen Bruch, welcher durch Reiben leicht fettglänzend erhält, und ist an den Kanten durchscheinend. Die Härte sehr gering, etwa = 1, und es lassen sich kleine sich krümmende Spähne abschneiden. Farbe zeisiggrün bis strohgelb.

Auf Kohle vor dem Löthrohre in der Reductionsflamme erhitzt, zerspringt die Substanz, wird ohne zu schmelzen gelb, dann braun, endlich fast schwarz, und wird nun v

Magnete stark angezogen. Mit Borax am Platindrahte zusammengeschmolzen, löste sich ein Stückchen Nontronit langsam auf und gab eine Perle, die in der Reductionsflamme geblasen heiss dunkelgrün, beim Erkalten hellgrün, in der Oxydationsflamme geblasen aber heiss dunkel braungelb, kalt dagegen kassgelb mit einem röthlichen Schein (wie von Mangan) gefärbt war.

Im kohlensauren Natron löste sich die vorher ausgeglühte gepulverte Substanz leicht mit Brausen bis auf einen geringen Rückstand von Eisenoxyd in der Oxydationsflamme auf. Die entstandene Perle war heiss dunkellauchgrün, kalt aber nur leichtgrünlichbraun gefärbt.

Erhitzt man einige Stückchen des grünen Fossils in einer Glasröhre, so erhält man viel Wasser, welches weder Geruch noch Geschmack hat und nicht auf Pflanzenfarben reagirt.

Der gepulverte Nontronit wird in der Kälte auch von concentrirtem Chlorwasserstoff nicht merklich angegriffen, in der Wärme aber leicht zersetzt; es bildet sich eine gelbrothe Lösung und es bleiben gallertartige Klümpchen und Flocken zurück, die als reines Kieselsäurehydrat erkannt wurden. Die Lösung gab:

- 1) mit Eisenkaliumcyanür sogleich starke dunkelblaue Fällung;
- 2) mit Eisenkaliumcyanid keine Fällung, die Flüssigkeit färbte sich nur grünlich;
- 3) kohlensaures Natron fällte braunes Eisenoxydhydrat, aus welchem weder durch Ammoniak noch durch Kali etwas ausgezogen wurde;
- 4) Chlorbaryum gab auch in concentrirter und möglichst neutraler Lösung keine Fällung;
- 5) durch Schwefelwasserstoff entstand weisse Trübung von Schwefel.

Diesen und noch einigen anderen Versuchen zufolge ist in der Chlorwasserstofflösung reines Eisenoxyd, selbst ohne Eisenoxydul, enthalten.

Insbesondere zur Bestätigung der Abwesenheit des Eisenoxyduls wurde nachfolgender Versuch unternommen:

Ein Theil des sehr reinen und frischen Fossils von schön grüner Farbe wurde beim Abschluss der Luft in Chlorwasserstoff gelöst, die Lösung in der Kälte mit kohlensaurem Baryt neutralisirt, die klare Flüssigkeit vom Bodensatze abgossen,

der gelöste Baryt durch Schwefelsäure abgeschieden und mit der nöthigen Vorsicht rasch filtrirt. Die so erhaltene farblose Flüssigkeit zeigte durch Reagentien keine Veränderung, und gab nur nach dem Abdampfen zur Trockne eine Spur von Mangan und Kalkerde zu erkennen.

Quantitative Bestimmung der Bestandtheile.

Da in dem untersuchten Minerale, den vorstehenden Versuchen nach, nur Wasser, Kieselsäure und Eisenoxyd zu bestimmen war, so konnte folgender höchst einfache Weg betreten werden:

Das Wasser wurde durch Rothglühen des fein geriebenen Körpers ausgetrieben und dann der braune Rückstand gewogen. Es waren 21,56 p. C. Wasser verflüchtigt. Beim Auflösen des grünen Minerals in Chlorwasserstoff mit Anwendung von Wärme blieb reines Kieselsäurehydrat zurück, welches ausgeglüht 41,10 p. C. Kieselsäure gab. Die vom Rückstande abfiltrirte EisenoxydLösung wurde mit Ammoniak gefällt. Der ausgeglühte Niederschlag wog 37,30 p. C.

Die sehr geringe Menge der noch in der Flüssigkeit befindlichen aufgelösten Kieselsäure wurde nicht berücksichtigt.

Das untersuchte Fossil besteht demnach aus:

41,10 Kieselsäure

37,30 Eisenoxyd

21,56 Wasser

einer Spur von Kalkerde und Manganoxyd.

99,96.

Das Sauerstoffverhältniss des Eisenoxys und der Kieselsäure ist wie 11,43 : 21,34 oder wie 1 : 2, und es ist daher diese Verbindung (nach der Annahme von Beudant und Delemas) als *wasserhaltiges doppelkieselsaures Eisenoxyd* zu betrachten, und übereinstimmend mit dem Nontronit. — Nach der Berechnung besteht das wasserhaltige doppelkieselsaure Eisenoxyd aus:

42,8 Kieselsäure

36,3 Eisenoxyd

20,9 Wasser

100,0

welche Zusammensetzung nur wenig von der durch die Analyse gefundenen abweicht.

Zur analytischen Chemie.

I.

Untersuchungen über die Zusammensetzung der Steinkohle.

Von

THOMAS RICHARDSON *).

Obgleich wir gegenwärtig im Besitz verschiedener Analysen der Steinkohlen sind, so rühren dieselben doch meist aus einer Zeit her, wo das bei den Analysen befolgte Verfahren zu unvollkommen war, um den Chemikern hinreichend genaue Resultate zu liefern. Diese Thatsache, verbunden mit der grossen und wichtigen Anwendung, welche man von der Kohle in den Gewerben macht, veranlassten mich zur Unternehmung dieser Versuche, welche mit aller möglichen Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt wurden, und bei welchen ich der Güte des Herrn Professors **L i e b i g** an Unterricht und Anleitung so Vieles verdanke.

Gang der Bestimmung der verschiedenen Bestandtheile.

Die zuerst zu entscheidende Frage war die Bestimmung der Menge des in der Kohle enthaltenen Wassers und ob dieses Wasser in der Kohle chemisch oder nur hygroskopisch gebunden sei. In dieser Absicht wurden folgende Versuche gemacht:

I. Eine gewisse Menge fein gepulverte Steinkohle wurde mittelst **L i e b i g's** Apparat bei 100° C. getrocknet, wobei der Verlust 1,23 p. C. betrug.

***)** In einem besondern Abdrucke aus den **Annal. der Pharmacie**, **XXIII**, Heft 1 vom Hrn. Verf. mitgetheilt.

II. 0,854 Gramme derselben Kohle wurde in einem Becherglase von Chlorzink bei einer Temperatur von 185° C. getrocknet und hierbei ein Verlust von 0,0105 oder 1,229 p. C. erhalten.

Hieraus lässt sich dann schliessen, dass, wenn die Kohle Wasser gebildet enthält, dieses im Zustande einer chemischen Verbindung darin bestehen müsse.

Die Bestimmung des Aschengehaltes war sehr einfach. Ein genommenes Gewicht Kohle wurde in einem kleinen Platintiegel so lange in der Rothglühhitze erhalten, bis alle Kohle oxydirt war, und der Rückstand nur noch die festen Bestandtheile der Kohle enthielt. Dieser Rückstand gab mit Salzsäure behandelt nicht die geringste Spur von entweichender Kohlenensäure zu erkennen. Als er mit kohlensaurem Natron gekocht wurde, gab die filtrirte klare Lösung, nachdem sie mit Salpetersäure gesättigt war, mit Barytsalzen auch nicht die leiseste Andeutung eines Niederschlages.

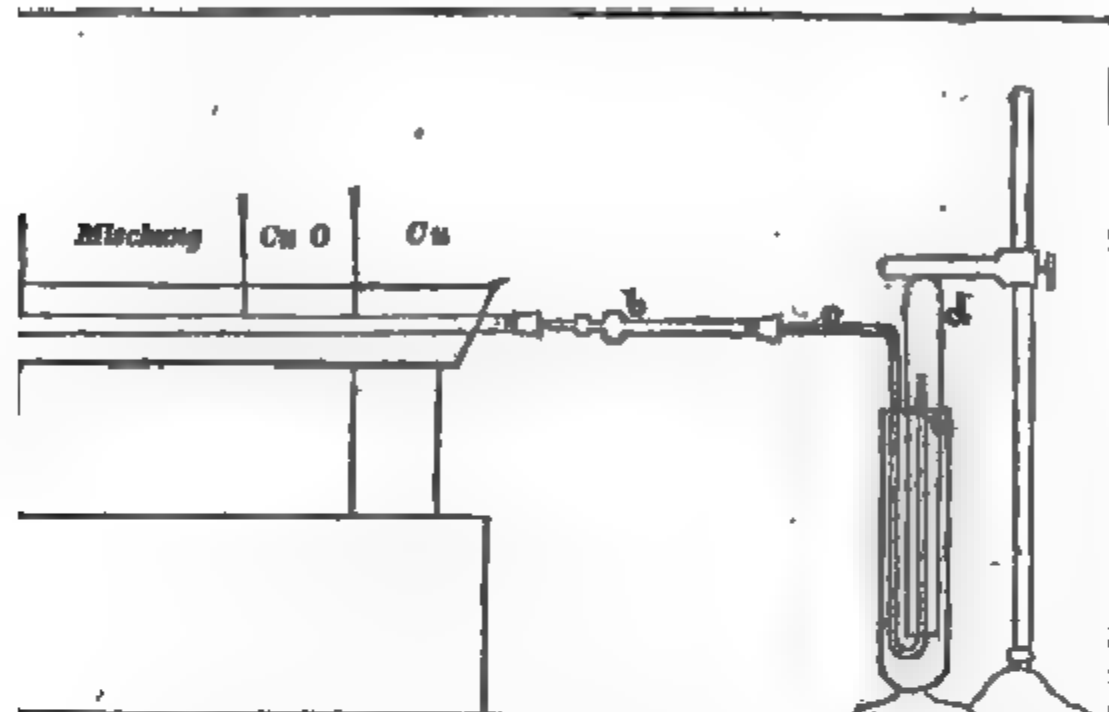
Die Bestimmungen des Kohlenstoffes und Wasserstoffes wurden theilweise mit Kupferoxyd, im Allgemeinen jedoch mit geschmolzenem, chromsaurem Bleioxyd ausgeführt. Der hierzu gebrauchte Apparat war ganz derselbe, dessen sich Professor Liebig bedient, und nur in der Anwendung des genannten Salzes liegt eine Verschiedenheit, die durch die grössere darin enthaltene Sauerstoffmenge, welche eine vollkommnere Oxydation des Kohlenstoffes und Wasserstoffes erleichtert, bedingt wurde. In der folgenden Abhandlung wird man eine genaue Nachweisung über die Anwendung dieser Verbindung finden.

Was die Methode betrifft, welche zur Bestimmung des Stickstoffes angewendet wurde, so wird es nöthig sein, dass ich etwas mehr in Einzelheiten eingehe, die, obgleich vielleicht als eine Abweichung von dem Gegenstande dieser Abhandlung erscheinen mögen, doch dazu dienen können, zu zeigen, dass meinerseits wenigstens nichts versäumt worden ist, um genaue Resultate zu erhalten.

Fünf bis sechs Analysen wurden mit dem Apparat ausgeführt, welchen Prof. Liebig bereits zur directen Bestimmung des Stickstoffes beschrieben hat. Allen diesen Analysen zufolge stieg der Stickstoffgehalt zu etwa 4 p. C. Wenn man damit die geringe Menge Salmiak zusammenhält, welche jeder Gasfabrik erhalten wird, so erscheint dieser Gehalt gleich zu gross.

Man schritt nun zu der Methode, nach welcher der Stick- aus dem Volumverhältnis zur Kohlensäure bestimmt wird; es fand sich, dass es unmöglich war, das erhaltene Vo- stickstoffgas zu messen. Seiner wirklichen Menge konnte sich auf diesem Wege nur muthmaasslich nähern, wonach ie 1 N : 100 CO₂, zu sein schien.

Nach dem Vorschlage des Hrn. Prof. Liebig wurde nun der Weg eingeschlagen. Der Apparat bestand aus einer



hlichen Verbrennungsröhre a, ungefähr 50 Centimeter und 10 bis 11 Millimeter weit, welche mit einer Röhre Verbindung stand, an welche wiederum die Röhre c be- t war, welche in die zum Theil mit Quecksilber gefüllte e d führte. Ein Theil der Röhre c blieb immer über der läche des in der Glocke d befindlichen Quecksilbers. In intere Ende der Verbrennungsröhre a wurde, ungefähr 2 lang, Kalkhydrat gebracht, hierauf einen Zoll lang reines roxyd, sodann das Gemisch der Substanz mit Kupferoxyd espült und sodann noch etwas reines Kupferoxyd, und h metallisches Kupfer. Die Röhre b war mit Kalihydrat üllt. Nachdem sämtliche Theile des Apparates verbun- raren, wurde die Glocke d ein wenig gehoben, und man sugte sich von dem vollkommenen Schliessen aller Theile, das Quecksilber seinen neuen Standpunct unverändert be- ste. Die Luft wurde nun gemessen und zu gleicher Zeit aufdruck und die Temperatur beobachtet. Hierauf schritt uf die gewöhnliche Weise zur Verbrennung, wobei das

Wasser und die Kohlensäure von dem Kali aufgenommen wurden, während der Stickstoff die Glocke in die Höhe trieb. Nach vollendeter Verbrennung wurde das Kalkhydrat langsam zum Rothglühen gebracht, und durch den entwickelten Wasserdampf aller Stickstoff und alle Kohlensäure aus der Röhre getrieben. Nachdem man den Apparat vollständig hatte erkalten lassen, fand man aus der Zunahme des Gasvolums in der Glocke die Menge des Stickstoffes, der in dem der Analyse unterworfenen Körper enthalten war. Hierbei hat man folgende Vorsichtsmaassregeln zu beobachten: Das Mischen der Substanz mit dem Kupferoxyd muss erstlich auf das innigste geschehen, mit der Verbrennung so langsam als möglich vorgegangen, und endlich der Druck auf das Gas in der Glocke möglichst gleichmässig erhalten werden, da man sonst Gefahr läuft, dass das Volumen der Verbrennungsröhre entweder vergrössert oder verkleinert wird, wonach dann ein unrichtiges Resultat sich ergeben muss. Dem Zurücktreten des verdichteten Wasserdampfes zu Ende der Operation, wenn die Verbrennungsröhre sich abkühlt, wodurch ein Springen derselben veranlasst werden würde, ist durch die leere Kugel der mit Aetzkali gefüllten Röhre begegnet. — Nach diesem Verfahren wurden folgende Resultate erhalten:

0,2768 Grm. Harnsäure wurden zur Analyse verwendet.
 27,5 Zoll Barometerstand beim Anfange des Versuches.
 12° C. Thermometerstand „ „ „ „ „ „
 46 Cub. C. Luft in der Glocke beim Anfange des Versuches.
 122 Cub. C. Gemenge von Gas und Luft nach dem Erkalten.
 76 Cub. C. Stickstoff.

Diese 76 Cub. C. Stickstoff entsprechen, auf den Normal-Barometerstand von 28'' und Thermometerstand von 0° reducirt 70,4 Cub. C., welches 32,24 p. C. gleich kommt. Liebig's Analysen zufolge enthält diese Säure 33,36 p. C., so dass der Statt gefundene Verlust gleich ist 1,12 p. C.

Die Analyse desselben Körpers wurde wiederholt, wobei der Verlust sich fast gleich blieb.

0,3244 Grm. wasserfreies Amygdalin.
 27,7 Zoll Barometer beim Anfange.
 12,6° C. Thermometer.
 15 Cub. C. Luft vor der Verbrennung.
 20,5 Cub. C. Gasgemenge nachher.
 5,5 Cub. C. Stickstoff.

5,5 Cub. C. Stickstoff auf die Normalstände des Thermometers und Barometers reducirt entsprechen 5,19 oder 2,03 p. C. es mit Liebig's Zahl, weniger 1 p. C, übereinstimmt.

Diesen Versuchen zufolge scheint hier ein beständiger Fehler obzuwalten, der etwa 1 p. C. ausmacht. Man vermuthete diesen Fehler anfänglich in der Verminderung der den Apparat anfüllenden Luft zu finden, indem der Sauerstoff derselben verschwindet, wo er an der Verbrennung Theil nimmt, und einen Theil Kohlenstoff und Wasserstoff oxydirt. Von diesem Gesichtspuncte ausgehend wurde dem Gemische von Substanz mit Kupferoxyd etwas kohlensaures Kupferoxyd zugesetzt, dass noch vor dem Beginne der Zersetzung der organischen Substanz das kohlensaure Kupferoxyd durch die Hitze bereits zerlegt, und folglich die atmosphärische Luft aus der Verbrennungsröhre getrieben sein musste.

Versuch mit Anwendung dieser Veränderung:

0,3566 Grm. Amygdalin.

27,6 Zoll Barometer.

11,4° C. Thermometer.

14 Cub. C. Luft vorher.

20 Cub. C. Gasgemenge nachher.

6 Cub. C. Stickstoff.

Diese 6 Cub. C. Stickstoff geben nach der Reduction 5,65 Cub. C. oder 2,01 p. C., und es bleibt hier ebenfalls wieder ein Verlust von 1 p. C.

0,2456 krystallisirtes Asparagin.

27,4 Zoll Barometer.

12,7° C. Thermometer.

43 Cub. C. Luft vorher.

81 Cub. C. Gasgemenge nachher.

38 Cub. C. Stickstoff.

38 Cub. C. Stickstoff entsprechen nach der Reduction 35,4 Cub. C. oder 18,32 p. C. Der Verlust beträgt hier 0,64 p. C.

Da das Kupferoxyd die Eigenschaft besitzt, Kohlensäure aus der Luft zu absorbiren, deren Stelle, nachdem sie durch die Hitze in der Verbrennungsröhre ausgetrieben worden ist, zu Ende des Versuchs von dem Gemenge der Luft und des Stickstoffes eingenommen wird, so wurde hierin die Fehlerquelle

vermuthet. Statt des Kupferoxydes wurden nun nach einander doppelt chromsaures Kali und Bleioxyd versucht; allein bei Anwendung so grosser Mengen dieser Substanzen war es unmöglich, die Bildung von Stickoxyd zu vermeiden. Bei Anwendung von Bleioxyd blieb die Verbrennung ganz unvollkommen während eine sehr grosse Menge Ammoniak gebildet wurde. Als man endlich sehr heftig geglühtes Kupferoxyd benutzte blieb auch hier der Fehler sich gleich.

Für jetzt ist demnach dieser Fehler noch nicht gehoben obgleich wir hoffen, dass die Auffindung und Vermeidung desselben unseren weiteren Nachforschungen nicht entgehen wird. Da man hiernach also den Verlust auf 1 p. C. sich belaufen annehmen kann, so wurden zwei Steinkohlenarten untersucht um wenigstens einigermaassen einen Anhaltspunct über den Betrag ihres Stickstoffgehaltes zu erlangen. Diese Kohlen sollen später genauer beschrieben werden.

- I. 0,283 Grm. Steinkohle aus der Nähe von Edinburgh
 27,7 Zoll Barometer.
 13,4° C. Thermometer.
 11,8 Cub. C. Luft vorher.
 12,7 Cub. C. Gasgemenge nachher.
 0,9 Cub. C. Stickstoff.

welches, wenn wir die Reduction vornehmen, 0,84 Cub. oder 0,38 p. C. entspricht.

- II. 0,300 Grm. Kohle von Garesfield bei Newcastle der Tyne gaben kein Gas, vielmehr scheint eine Volumverminderung von 0,2 Cub. C. Statt gefunden zu haben. Diese Versuchen zufolge ist es klar, dass die Kohle nicht mehr als 2 p. C. Stickstoff enthalten kann, dass es aber mit den gegenwärtig zu Gebote stehenden Erfahrungen in der Analyse aus unserm Vermögen liegt, genau seine Menge zu bestimmen.

Ausmittlung der anderen Bestandtheile der Steinkohlen.

Dr. Thomson's Eintheilung der verschiedenen Steinkohlenarten wurde dem Folgenden zu Grunde gelegt, so dass von jeder dieser verschiedenen Arten jedes Mal zwei Sorten von verschiedenem Fundorte analysirt worden sind. Man unterscheidet 4 Arten, nämlich Splint-, Cannel-, Cherry- und Caking-Kohle.

I. Art. *Splint-Kohle.*

1ste Sorte: von Wylam Banks.

Diese Kohle wird gegenwärtig noch nicht gegraben. Sie bildet ein neues, sehr tief gelegenes Lager der Steinkohlengänge von Newcastle aus, und findet sich daselbst nahe dem Tyne-Fluss, welchen sie durchschneidet.

Farbe schwarz; von glänzendem Ansehen, schwer zerbrechlich; Längbruch unvollkommen und muschlich; Querbruch uneben und splittrig. Specifisches Gewicht 1,302; Aschengehalt, nach der bereits beschriebenen Bestimmungsmethode ist,

1,2340 Grm. Kohle als Rückstand	0,1715 Asche liessen und
0,0864 „ „ „ „	0,0122
<hr/> 1,3204	<hr/> 0,1837

gleich 13,912 p. C.

Auf gewöhnliche Weise mit Kupferoxyd verbrannt lieferten:

I. 0,270 Grm. Kohle	0,732 Kohlensäure und	0,132 Wasser
II. 0,252 Grm. „	0,678 „ „	0,1385 „

Mit chromsaurem Bleioxyd auf die schon beschriebene Weise verbrannt gaben:

III. 0,3414 Grm. Kohle	0,927 Kohlens. und	0,1922 Wasser
IV. 0,3955 Grm. „	1,0703 „ „	0,2176 „

Auf 100 Theile berechnet erhält man hieraus folgende Zusammensetzung:

	I.	II.	III.	IV.
Kohlenstoff	74,961	74,381	75,071	74,878
Wasserstoff	6,254	6,111	6,243	6,114
Sauerstoff und Stickstoff }	4,873	5,596	4,774	5,096
Asche	13,912	13,912	13,912	13,912
	<hr/> 100,000	<hr/> 100,000	<hr/> 100,000	<hr/> 100,000.

Das Atomverhältniss zwischen Kohlenstoff und Wasserstoff dieser Steinkohlensorte ist genau wie 1 : 1. —

2te Sorte: von Glasgow.

Diese Splintkohle kommt in dem Glasgow coalfield in Gesellschaft der *Cherrykohle* vor. Das fünfte Lager besteht gewöhnlich ganz aus der erstern Art. Sie ist wegen ihrer An-

wendbarkeit im Fabrikwesen und in der Haushaltung sehr hoch geschätzt.

Ihre Farbe ist schwarz, etwas ins Braune ziehend; Ansehen glänzend, schwer zerbrechlich; der Bruch uneben, splintig; specifisches Gewicht 1,307.

Aus der Bestimmung der Asche ergab sich:

I.	0,214 Kohle	hinterlassen	0,0024 Asche
II.	0,238 „	„	0,0027 „
	0,452		0,0051

was 1,128 p. C. entspricht.

Die Analyse dieser Kohle wurde mit chromsaurem Bleioxyd ausgeführt, und folgende Resultate erhalten:

I.	0,2798 Kohle	gaben	0,838 Kohlens.	und	0,1401 Wasser
II.	0,2596 „	„	0,7818 „	„	0,1272 „
III.	0,2378 „	„	0,7115 „	„	0,1171 „

was in 100 Theilen ausgedrückt Folgendes giebt:

Kohlenstoff	82,813	83,230	82,730
Wasserstoff	5,562	5,442	5,469
Sauerstoff und Stickstoff	10,497	10,200	10,673
Asche	1,128	1,128	1,128
	100,000	100,000	100,000

Das Verhältniss der Kohlenstoffatome zu denen des Wasserstoffes in dieser Kohle ist wie 1,231 : 1,000 oder wie 5 : 4. Jedenfalls scheint die chemische Zusammensetzung dieser genannten Splintkohle sehr von dem abzuweichen, was sie ihrem äussern Charakter nach verspricht.

II. Art. Cannel-Kohle.

1ste Sorte: von Lancashire.

Diese Sorte kommt von Wigan, wo sie schon seit langer Zeit zu Tage gefördert wird. Von ihrer Fähigkeit, Polit anzunehmen, hängt ihre Verwendung zu Spielwerk, Geräthen und dergleichen ab.

Die Farbe ist graulich-schwarz, stark glänzend; der Bruch grobmuschlich; ist nicht so hart als die Splintkohle und zeräugbar; specifisches Gewicht 1,319.

Bestimmung der Asche:

I.	0,1706 Kohle hinterliessen	0,0043 Asche
II.	0,1825 „ „	0,0047 „
	<u>0,3531</u>	<u>0,0090</u>

welches 2,548 p. C. beträgt.

Bei der Verbrennung mit chromsaurem Bleioxyd wurde erhalten:

I.	0,2937 Kohle gaben	0,890 Kohlens.
II.	0,3178 „ „	0,962 „ und 0,1624 Wasser
III.	0,2819 „ „	0,8545 „ „ 0,1432 „

oder in 100 Theilen: I. II. III.

Kohlenstoff	83,789	83,698	83,808
Wasserstoff		5,677	5,643
Sauerstoff und Stickstoff		8,077	8,001
Asche	2,548	2,548	2,548.

Das Atomverhältniss des Kohlenstoffs zum Wasserstoff ist in dieser Kohle wie 1,207 : 1,000 oder 6 : 5.

2te Sorte: von Edinburgh.

Diese Kohle wird in Schottland *Parrotkohle* (Papageikohle) genannt, weil ihre Theilchen beim Erhitzen mit einem krachenden Geräusch von einander fliegen. Sie kommt in sehr vielen Gängen der Edinburgher Kohlen-Mienen vor. Sie zersplittert leicht, und man findet mitunter ziemlich wohlerhaltene Abdrücke von *Stigmaria ficoides* in derselben.

Die Farbe ist schwarz ohne grau; ihr Ansehen nähert sich dem Glänzenden; unvollkommen muschlicher Bruch; zerstückbar und zerbrechlich; specifisches Gewicht 1,318.

Die Bestimmung der Asche gab:

I.	0,2007 Kohlen liessen an Rückstand	0,0295 Asche
II.	0,1858 „ „ „ „	0,0268 „
	<u>0,3865</u>	<u>0,0563</u>

entsprechen 14,566 p. C.

Die Analyse mit chromsaurem Blei gab:

I.	0,3022 Kohle gaben	0,737 Kohlens.	und 0,1468 Wasser
II.	0,294 „ „	0,7205 „ „	0,1434 „

Der Ausdruck für 100 Theile ist:

	I.	II.
Kohlenstoff	67,434	67,760
Wasserstoff	5,394	5,416
Sauerstoff und Stickstoff	12,606	12,258
Asche	14,566	14,566
	<u>100,000</u>	<u>100,000.</u>

Das Atomverhältniss des Kohlenstoffes zum Wasserstoff dieser Kohle ist wie 1,020 : 1,000 oder 1 : 1. Diess weicht von der Cannelkohle von Lancashire ab, stimmt aber mit der Splintkohle von Wylam Banks bei Newcastle überein. Zwischen Splint- und Cannelkohle herrschte jederzeit eine Aehnlichkeit, welche nun auch durch obige Resultate bestätigt wird.

III. Art. Cherry-Kohle.

1ste Sorte: von Jarrow bei Newcastle.

Diese Steinkohlensorte kommt in jeder Kohlenmine oder wenigstens vor, indem sie oft Lager und Durchgänge mitten anderer Kohlen bildet. Das der Analyse unterworfenste Muster war von einem dünnen Streifen genommen, durch welchen man bei dem Vertiefen eines Schachtes gekommen ist.

Farbe ein schönes, sattes Schwarz; Ansehen barthaft glänzend; Längenbruch gerade, uneben; Querbruch muschlig; nicht sehr hart und leicht zerbrechlich; specifisches Gewicht 1,266.

Die Asche bestimmt wie gewöhnlich:

I.	0,2567 Kohle hinterliessen	0,0045 Asche
II.	0,3457 „ „	0,0056 „
	<u>0,6024</u>	<u>0,0101</u>

betragend 1,676 p. C.

Verbrennung mit chromsaurem Bleioxyd:

I.	0,4164 Kohle gaben	1,2755 Kohlens.	und	0,1895 W.
II.	0,3114 „ „	0,9573 „ „		0,1414

in 100 Theilen giebt diess:

	I.	II.
Kohlenstoff	84,694	84,998
Wasserstoff	5,054	5,043
Sauerstoff und Stickstoff	8,576	8,283
Asche	1,676	1,676
	<u>100,000</u>	<u>100,000.</u>

Atomverhältniss des Kohlenstoffes zum Wasserstoff dieser Kohle wie 1,370 : 1,000 oder 4,110 : 3,000.

2te Sorte: von Glasgow.

Der grösste Theil der von Glasgow bezogenen Kohle besteht aus dieser Sorte, welche die Hauptmasse der oberen bildet.

Farbe gagatschwarz; Ansehen nicht so glänzend als bei Jarrowkohle; in ihren anderen Charakteren stimmt sie mit den der vorhergehenden Species ganz überein, specifisches Gewicht 1,268.

Bestimmung der Asche:

I.	0,2410 Kohle hinterliessen	0,0035 Asche
II.	0,1810 „ „	0,0025 „
	<u>0,4220</u>	<u>0,0060.</u>

es kommt 1,421 p. C. gleich.

Verbrennung mit chromsaurem Bleioxyd:

0,278 Kohle gaben	0,8148 Kohlens.	und	0,1379 Wasser
0,308 „ „	0,9073 „	„	0,1494 „
0,2721 „ „	0,7983 „	„	0,1338 „

Für 100 Theile bekommen wir daher:

	I.	II.	III.
Kohlenstoff	81,041	81,450	81,191
Wasserstoff	5,509	5,387	5,461
Sauerstoff und Stickstoff	12,029	11,742	11,997
Asche	1,421	1,421	1,421
	<u>100,000</u>	<u>100,000</u>	<u>100,000.</u>

Das Atomverhältniss des Kohlenstoffes zum Wasserstoff in dieser Kohle ist wie 1,216 : 1,000 oder 6 : 5. Hier findet sich also wieder ein Unterschied in den Analysen der 3 verschiedenen Sorten derselben Steinkohlenart.

IV. Art. Caking-Kohle.

1ste Sorte: von Garesfield bei Newcastle.

Das Musterstück war von einem der untersten Striche der Newcastler Kohlenminen erhalten worden. Diese Kohle ist sehr reichlich bituminöser Natur, und kocht oder schmilzt, wenn sie erhitzt wird, von welcher Eigenschaft auch ihr Name abgeleitet worden ist.

Farbe schwarz; Ansehen mattglänzend, harzähnlich; Längsbruch grad; Querbruch uneben und feinkörnig.

Die Bruchstücke haben eine mehr oder weniger viereckige Gestalt. Sie ist weich und sehr leicht zerreiblich, zersägbar; specifisches Gewicht = 1,280.

Bestimmung der Asche:

I.	0,2080 Kohle hinterliessen	0,0029 Asche
II.	0,2800 „ „	0,0039 „
	<u>0,4880</u>	<u>0,0068</u>

sich 1,393 p. C.

176 Richardson, über die Zusammensetzung

Analyse mit chromsaurem Bleioxyd:

I.	0,2977 Kohle gaben	0,9454 Kohlens.	und	0,1383 W.
II.	0,3149 „ „	1,0035 „ „		0,1509
	oder in 100 Theilen	I.		II.
	Kohlenstoff	87,809		88,095
	Wasserstoff	5,159		5,320
	Sauerstoff und Stickstoff	5,639		5,193
	Asche	1,393		1,393
		100,000		100,000.

Verhältniss des Kohlenstoffes zum Wasserstoff wie, 1 : 1,000 oder 4 : 3.

2te Sorte: von South-Hetton.

Diese Kohle kommt in der Grafschaft Durham vor, liegt unter Magnesia-Kalkstein (Dolomit). Man betrachte sie als eine der besten. Ihre äusseren Merkmale stimmen mit denen der beschriebenen Sorte vollkommen überein. Specific Gewicht = 1,374.

Bestimmung der Asche:

I.	0,2400 Kohle hinterliessen	0,0060 Asche
II.	0,2604 „ „	0,0066 „
	0,5004	0,0126

was 2,519 p. C. entspricht.

Verbrennung mit chromsaurem Bleioxyd:

I.	0,2929 Kohle gaben	0,8855 Kohlens.	und	0,1358 W.
II.	0,2705 „ „	0,8116 „ „		0,1265
	Auf 100 berechnet giebt diess:	I.		II.
	Kohlenstoff	83,588		82,960
	Wasserstoff	5,150		5,193
	Sauerstoff und Stickstoff	8,743		9,328
	Asche	2,519		2,519
		100,000		100,000.

Das Verhältniss zwischen Kohlenstoff und Wasserstoff ist hier dasselbe, wie in der oberen Sorte, nämlich 1,315 : 1 oder 4 : 3.

besseren Uebersicht und Vergleichung finden sich in folgenden Tafeln die Durchschnittszahlen der verschiedenen Analysen einer jeden Sorte zusammengestellt:

T a f e l I.

Kohlenart.	Vorkommen.	Kohlenstoff.	Wasserstoff.	Sauerstoff und Stickstoff.	Aasche.
intk.	Wylam	74,823	6,180	5,085	13,912
	Glasgow	82,924	641	10,457	1,128
melk.	Lancashire	83,753	5,660	8,039	2,548
	Edinburgh	67,597	5,405	12,432	14,568
rryk.	Newcastle	84,846	5,048	8,430	1,676
	Glasgow	81,204	5,452	11,923	1,421
ingk.	Newcastle	87,952	5,239	5,416	1,393
	Durham	83,274	5,171	3,036	2,519

T a f e l II.

Kohlenart.	Vorkommen.	Sauerstoffmenge, nöthig zur vollkommenen Verbrennung von 100 Th. Kohle, nachdem der in derselben schon enthaltene Sauerstoff abgezogen ist.	Relative Wärmemenge, welche ein gleiches Gewicht Kohle ausgiebt, die Kohle von Edinburgh = 100,000.	Relative Wärmemenge, welche ein gleiches Maas Kohle ausgiebt, die Kohle von Edinburgh = 100,000.
intk.	Wylam	240,1	110,34	108,99
	Glasgow	250,5	115,12	104,15
melk.	Lancashire	256,4	117,83	117,91
	Edinburgh	217,6	100,00	100,00
rryk.	Newcastle	253,9	116,68	112,07
	Glasgow	244,0	112,12	107,78
ingk.	Newcastle	266,7	122,56	119,03
	Durham	250,2	114,98	111,13

Die erste Tafel bedarf keiner Erklärung. Die zweite enthält in ihrer ersten Columnne diejenige Menge Sauerstoff, welche 100 Theile der verschiedenen Kohlenarten zur vollständigen Verbrennung aus der Luft aufnehmen müssen. Durch die Sauerstoffmenge wird der relative Brennwerth einer jeden Kohlenart ausgedrückt, wenn man annimmt, dass die von einem verbrennlichen Körper entwickelte Wärme im Verhältniss der Sauerstoffmenge steht, welche bei seiner vollkommenen Verbrennung verzehrt werden muss. Dasselbe Verhältniss der Gewichte berechnet, ist in der zweiten, und mit Beziehung auf das Volumen in der dritten Columnne gegeben. Zum Beispiel: 100 Maass Cannel-Kohle von Lancashire geben durch die Zahl 17,91 ausgedrückte grössere Wärmemenge, als ein gleiches Volumen Edinburger Kohle; und 100 Gewichttheile von der erstern Kohle übertreffen die letztere an ausgegebener Hitze um den Betrag von 17,83.

II.

Ueber die Anwendung des chromsauren Bleioxydes bei der Analyse organischer Körper.

Von

THOMAS RICHARDSON.

Das chromsaure Blei kann man durch Niederschlagen eines Bleisalzes mit doppelt chromsaurem Kali darstellen. Der Niederschlag muss ganz vorzüglich gut ausgewaschen und getrocknet werden. Das getrocknete Salz wird sodann in einen reinen hessischen Tiegel sorgfältig bis zum Schmelzen gegläut. Der ausgegossene Fluss wird gepulvert, und ist nun zur Analyse verwendbar. Wenn das Salz gehörig geschmolzen wird, so zieht es nachher nicht so leicht Feuchtigkeit an, als dies in dem andern Falle geschehen würde, und besitzt sodann einen grossen Vorzug vor dem Kupferoxyd. Ehe man das gepulverte Salz verwendet, ist es hinlänglich, wenn man es zuvor eine Zeit lang an einen warmen Ort stellt. Die Mischung mit dem organischen Stoffe, der analysirt werden soll, wird genau auf dieselbe Weise gemacht, wie mit Kupferoxyd, und muss man Sorge tragen, sie möglichst innig zu machen, da

Vor jedes Mal in gleichen Raumtheilen der Verbrennungsröhren eine grössere Menge des organischen Stoffes auf einmal der Wirkung der Hitze ausgesetzt wird, als diess bei Anwendung von Kupferoxyd der Fall ist. Die Verbrennungsröhren, deren man sich hierbei bedient, haben etwa 25 Centimeter Länge und 1,0 bis 1,1 Centimeter Durchmesser. Es ist fast überflüssig, auf eine möglichst allmähliche Ausführung der Verbrennung aufmerksam zu machen.

Die Anwendung des chromsauren Bleioxydes erlaubt uns viel grössere Quantitäten einer Substanz der Analyse zu unterwerfen, als bei Kupferoxyd, was von seinem grossen specifischen Gewicht herrührt. Während der ganzen Verbrennung entwickelt sich Sauerstoffgas aus der Oeffnung des Kaliapparates, was von einer grossen Neigung des chromsauren Salzes herrührt, in ein basisches Salz verwandelt zu werden. Dieser Umstand, und überhaupt die grosse Menge des in diesem Salze enthaltenen Sauerstoffes, machen seine Anwendung zur Verbrennung solcher Körper, die verhältnissmässig eine grosse Menge Kohlenstoff enthalten, und deshalb nur schwierig vollkommen verbrannt werden, in hohem Grade vorthellhaft. Dasselbe giebt daher ein vortreffliches Mittel zur Analyse Chlor-Brom- u. s. w. stiger Verbindungen, da die Chlorüre, Bromüre u. s. w. des Leuchs nicht flüchtig sind. Wir verdanken die Einführung dieser Körper in die organische Analyse dem Hrn. Prof. Liebig.

Die folgende Analyse, welche von gewöhnlichem Zucker gemacht wurde, kann als Beweis der mit diesem Verbrenner erreichenden Genauigkeit dienen:

0,8166 Gramme Zucker gaben:

1,241 Kohlensäure,

0,4725 Wasser,

oder auf 100 berechnet:

Kohlenstoff 42,02

Wasserstoff 6,40

Sauerstoff 51,58

100,000

Theorie:

42,403

6,390

51,207

100,000.

III.

*Auffindung kleiner Mengen von Chlormetallen
grossen Mengen von Brommetallen.*

Die Auffindung von kleinen Mengen eines Chlormetalls grossen Mengen eines Jod- oder Brommetalls ist bis jetzt kaum möglich gewesen, was um so unangenehmer war, als es demzufolge kaum eine Methode gab, die Verunreinigung des källichen Jodnatriums und Bromnatriums mit Kochsalz zu entdecken. Die zu beschreibende Methode verdankt man H. Rose *).

Wird Bromnatrium mit überschüssigem chromsaurem Kali gemengt, und das Gemenge mit Schwefelsäure destillirt, entwickelt sich reines Brom, das in einem Ueberschusse Ammoniak sich zur farblosen Flüssigkeit löst. Behandelt man auf gleiche Weise Chlornatrium, so erhält man chromsaures Chromchlorid, das sich in Ammoniak zur gelbgefärbten Flüssigkeit auflöst, in welcher man die Gegenwart des Chlors leicht nachweisen kann.

Um ein Brommetall auf Chlormetall zu prüfen, mengt man es mit überschüssigem chromsaurem Kali, schüttet das Gemenge in eine kleine Retorte, in deren Vorlage sich überschüssiges Ammoniak befindet, giesst Schwefelsäure im Ueberschusse auf das Gemenge und erhitzt dasselbe gelinde.

Bei 0,012 Gr. Chlornatrium gemengt mit 0,640 Bromnatrium, erhielt der Verf. schon Anzeigen von Chromsäure in Ammoniak, zwar noch nicht durch die gelbe Färbung, sondern dadurch, dass er den Rückstand vor der Eindampfung der ammoniakalischen Flüssigkeit mit Phosphorsalz vor dem Löthrobre prüfte. 0,053 Grm. Chlornatrium mit 0,580 Grm. Bromnatrium gaben eine deutlich gelbgefärbte ammoniakalische Flüssigkeit.

Zur quantitativen Scheidung des Broms und Chlors ist diese Methode nicht geeignet.

Wird Jodkalium mit überschüssigem chromsaurem Kali und Schwefelsäure erhitzt, so entwickelt sich nur Jod, und bei Behandlung eines Gemenges von Jodkalium mit etwas Chlorkalium oder Chlornatrium erhält man kein chromsaures Chrom.

*) Pogg. Annal. Bd. XXXX. S. 692.

Reactionen d. essigs., salzs. u. kohlens. Ammoniaks. 181

chlorid, sondern nur Chlor, und später Jod. Nur wenn die Menge des Chlors überwiegend ist, zeigt sich chromsaures Chromchlorid.

Demzufolge ist es nicht möglich, einen Gehalt von Chloralkalium im Jodkalium auf diese Weise zu entdecken.

Die beste Weise, Jodkalium auf kleine Mengen von Chloralkalium zu untersuchen, ist folgende, auf die Schwerlöslichkeit des Jodsilbers im Ammoniak gegründete: Man setzt zur Auflösung des Salzes so lange salpetersaure Silberlösung, als noch ein Niederschlag entsteht, und darauf Ammoniak im Ueberschusse. Entsteht nach dem Umschütteln und Filtriren in der filtrirten Flüssigkeit durch Uebersättigung mittelst Salpetersäure nur eine Opalisirung, so war das Jodkalium entweder ganz oder doch fast rein von Chlormetall, dessen Gegenwart sich nach der Uebersättigung durch Salpetersäure durch einen Niederschlag von Chlorsilber zeigen würde.

IV.

Reactionen des essigsauren, salzsauren und kohlensauren Ammoniaks auf einige schwerlösliche und unlösliche Salze.

Folgende Angaben sind hierüber von W e p p e n *) gemacht worden:

I. Essigsaures Ammoniak.

Der Liqueur ammonii acetici der Preuss. Pharmacopöe wurde mit den Körpern bei 15° bis 40° R. unter öfterem Umschütteln in Berührung gesetzt.

1) Kohlensaures Bleioxyd aus essigsaurem Bleioxyd mit kohlensaurem Natron gefällt, ausgesüsst und getrocknet, löst sich in essigsaurem Ammoniak. Beim Abdampfen erhält man Crystalle von essigsaurem Ammoniak.

2) Schwefelsaurer Baryt löst sich in essigsaurem Baryt bei einer dem Kochpunkte der Flüssigkeit nahen Temperatur in geringer Menge auf. Die abfiltrirte Flüssigkeit giebt noch heiss mit salzsaurem Baryt und Schwefelsäure geringe in Salpetersäure unlösliche Niederschläge. Auch kohlensaures Natron fällt in aufgelösten Baryt.

*) Archiv d. Pharmacie. 2. Reihe. Bd. IX. S. 236.

183 Reactionen d. essigs., salzs. u. kohlens. Ammoniaks.

3) Schwefelsaures Bleioxyd wird aufgelöst. Wenn man essigsaures Bleioxyd mit Schwefelsäure fällt, und dann essigsaures Ammoniak zusetzt, so löst sich der Niederschlag wieder auf. Setzt man gleich Anfangs das Letztere zum Bleisalz, so entsteht durch eine geringe Menge von Schwefelsäure kein Niederschlag. Es wird demnach das Bleioxyd aus Flüssigkeiten, welche essigsaures Ammoniak enthalten, durch Schwefelsäure nicht so vollkommen gefällt, als ohne dasselbe. Wenn man die Auflösung des schwefelsauren Bleioxyds in essigsaurem Ammoniak bei gelinder Wärme zur Trockne bringt, so löst sich der Rückstand wiederum gänzlich durch ein wenig Wasser. Erhitzt man stärker, so entweicht erst Ammoniak, dann saures essigsaures Ammoniak, und schwefelsaures Blei bleibt zurück.

4) Phosphorsaures Bleioxyd wird von essigsaurem Ammoniak stärker aufgelöst, als von reinem Wasser. Wenn man gleiche Mengen desselben mit Wasser und essigsaurem Ammoniak digerirt, dann erkalten lässt und filtrirt, so giebt die erste Flüssigkeit mit Schwefelwasserstoffwasser sogleich keinen Niederschlag, während die letzte sich augenblicklich braun färbt.

5) Oxalsaures Bleioxyd. Setzt man zu einer Auflösung von essigsaurem Blei essigsaures Ammoniak in einigermaassen bedeutender Menge, und macht selbst die Flüssigkeit durch Ammoniak alkalisch, so wird doch das Blei durch oxalsaures Ammoniak nicht völlig ausgefällt, denn die vom Niederschlag abfiltrirte Flüssigkeit wird noch durch Schwefelwasserstoff niedergeschlagen. Diess kann bei Analysen von Bedeutung sein, wenn man das oxalsaure Ammoniak als bestes Fällungsmittel für Bleies betrachtet.

6) Schwefelsaurer Kalk wird von essigsaurem Ammoniak sehr bedeutend aufgelöst, besonders wenn er aus salzsaurem Kalk frisch durch Schwefelsäure gefällt und ausgesüsst ist. Eine Unze löst sehr nahe zehn Gran auf.

7) Quecksilberchlorür wird durch Digestion mit essigsaurem Ammoniak grau, selbst wenn letzteres etwas sauer reagirt, und zwar tritt diese Reaction sehr bald ein. Die überstehende Flüssigkeit enthält alsdann Quecksilberchlorid, da sie mit Jodkalium einen deutlichen rothen Niederschlag und nach Ansäuerung mit Salpetersäure mit salpetersaurem Silber einen weissen Niederschlag giebt.

II. Salzsaures Ammoniak.

- 1) Kohlensaures Bleioxyd wird von Salmiak bei Digestion von 10° bis 40° Reaum. aufgelöst.
- 2) Schwefelsaures Bleioxyd löst sich durch Digestion, wie auch Vogel angegeben. Die abfiltrirte Flüssigkeit setzt Krystalle von Chlorblei ab.
- 3) Schwefelsaurer Kalk wird von Salmiak durch Digestion in viel grösserem Verhältnisse aufgelöst, wie von reinem Wasser, aber doch nicht so stark, wie vom essigsauren Ammoniak.

III. Kohlensaures Ammoniak.

- 1) Schwefelsaurer Baryt wird durch Digestion mit kohlensaurem Ammoniak nicht wie der Gyps zersetzt.
- 2) Schwefelsaures Bleioxyd wird durch kohlensaures Ammoniak zersetzt.
- 3) Buchner hat gezeigt, dass das Quecksilberchlorid durch Aetzammoniak in Quecksilberchlorid und metallisches Quecksilber zersetzt wird. Mit kohlensaurem Ammoniak erhält man dasselbe Resultat. — Quecksilberoxyd löst sich in kohlensaurem Ammoniak theils, theils verbindet es sich damit zu einem weissen Körper, welcher selbst durch Kochen sich in Salpetersäure nur sehr schwer, in Königswasser aber leicht auflöst.

V.

Ueber die Einwirkung des Schwefelwasserstoffes auf die kohlensauren Verbindungen der Alkalien und Erden, und über die der Kohlensäure auf Sulphydrate; so wie über das Verhalten der Hydrothionsäure zu den Auflösungen mehrerer anderer Salze

von F. A. Buchner jun. eine interessante und besonders für den Analytiker wichtige Arbeit erschienen (Buchner's Repertor. 2. Reihe. Bd. XL. S. 19). Die Resultate dieser Abhandlung, welche der Verfasser am Schlusse derselben mittheilt, sind folgende:

- 1) Dass der Schwefelwasserstoff fähig ist, zersetzend auf die einfachen, wie auf die doppeltkohlensauren Verbindungen der Alkalien und Erden, wenn sie in Wasser aufgelöst oder

184 Ueb. d. Einwirk. d. Schwefelwasserstoffes u. s. w.

darin suspendirt sind, sowohl bei gewöhnlicher Temperatur wie bei der Kochhitze des Wassers einzuwirken, und dass die Zersetzung sogar eine vollständige sein kann, wenn die Einwirkung des Schwefelwasserstoffs andauernd geschieht. 1) bildet sich hierbei zuerst ein Sulfhydrat, welches beim Erwärmen an der Luft sehr bald in ein Hyposulphit übergeht.

2) Dass auch die Kohlensäure bei ihrer Einwirkung auf Auflösungen von Sulfhydraten dieselben zersetzen kann, und zwar leichter und schneller, als die Hydrothionsäure die Carbonate. Geschieht diese Zersetzung an der Luft und in der Wärme, so verwandelt sich dabei ein Theil des Sulfhydrats in ein Hyposulphit.

3) Dass Kohlensäure und Hydrothionsäure, wenn sie gleicher Zeit mit einer ihnen dargebotenen Basis in Berührung kommen, auch beide zu gleicher Zeit darauf einwirken, und sich nach dem Grade ihrer respectiven Verwandtschaft unter dieselbe theilen.

4) Endlich dass Schwefelwasserstoff ausser den Carbonaten auch noch mehrere andere Sauerstoffsalze theilweise zersetzt, dass aber Haloidsalze dadurch gar nicht verändert werden.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

) Kartoffeln-Stärke und Stärke-Zucker-Fabrication.

Die Mittheilungen des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover Lieferung 11 enthalten über diesen Gegenstand folgende Notiz:

Die Verarbeitung der Kartoffel zu Stärke giebt fünf Producte, die in mehreren Gegenden in den grösseren Handel gelangen und beispielsweise im Herbste 1836 in Köln zu folgenden Preisen Absatz fanden:

- 1) grüne Stärke per 100 Pfd. zu 2 Thlr.
- 2) trockene Stärke per 100 Pfd. zu 3 ½ bis 4 Thlr.
- 3) Syrup per 100 Pfd. zu 3 ½ Thlr.
- 4) gebrannte Stärke per 100 Pfd. zu 8 Thlr.
- 5) Stärkezucker, in Köln nicht abzusetzen.

Ein Wispel Kartoffeln liefert 500 Pfund grüne (feuchte) Stärke; 250 Pfd. dieser Stärke geben einen Zentner trockenen Zucker, welcher in der Gegend von Berlin für 13 bis 14 Thlr. zu verkaufen war. Der Werth der als Viehfutter zu benutzenden Abgänge soll alle Fabricationskosten an Zuthaten, Feuerung und Arbeitslohn decken; denn mit den Abfällen von einem Wispel Kartoffeln, welche mit Dampf gekocht wurden, sind 10 Stück Rindvieh, oder eine verhältnissmässige Zahl von Pferden, Schafen, Schweinen, besser gefüttert, als solches mit der Schlempe einer gleichen zum Branntweinbrennen verarbeiteten Quantität Kartoffeln zu beschaffen gewesen wäre. (Ueber die Art der Zubereitung dieses Futters liegen nähere Notizen vor.) Der Stärkezucker wird in der Bäckerei, Brauerei, Ver-

besserung ausländischer Weine, Bereitung künstlicher Weine und Liqueure verwendet; und da die Fabricationskosten desselben für 100 Pfund Kartoffeln etwa 4 Ggr. 3 Pf. betrugen, so sind 100 Pfund Kartoffeln zu einem Preise von 16 bis 18 Ggr. verwerthet. — *Gebrannte Stärke* ist ein neues, erst seit Kurzem, namentlich in Kattun-Fabriken, Anwendung findendes Product. Das Brennen trockner Stärke geschieht in einem Cylinder von starkem Eisenblech (1 Fuss Durchmesser, 4 Fuss Länge, 200 Pfund fassend), welcher über dem Feuer langsam gedreht wird. Die Farbe der gebrannten Stärke ist hellbraun; sie verliert gegen trockene reichlich $\frac{1}{8}$ am Gewicht, wird aber mehr als doppelt so hoch bezahlt. Die Art der Anwendung gebrannter Stärke soll noch geheim gehalten werden.

2) *Neue Verbindung von Bleioxyd mit Kohlensäure und Wasser.*

Diese Verbindung ist von Bonsdorff entdeckt worden. Man erhält sie, wenn man Bleioxyd mit Wasser übergossen längere Zeit stehen lässt; das Bleioxyd schwillt dabei auf und zerfällt zu einem in der Flüssigkeit sich leicht aufschlammenden Stoff. Auf folgende Weise wird sie als eine aus Krystallschuppen bestehende Vegetation erhalten. Eine reine Bleischeibe wurde in einer Glocke mit feuchter Luft aufgehangen, so dass sie sich suboxydirte. Es wurde dann eine Stelle rein geschabt und die Scheibe mit einer sechs Zoll hohen Lage von lufthaltigem destillirtem Wasser bedeckt. Darauf schoss eine Vegetation ein, die aus dem Hydrocarbonat bestand. Als diese zerrieben und auf der Scheibe ausgebreitet worden war, erzeugte sich an jedem Puncte eine neue Vegetation. Die Zusammensetzung der Verbindung fand sich folgendermaassen:

Bleioxyd	86,51
Wasser	3,55
Kohlensäure	9,93

entsprechend der Formel $\text{Pb H} + \text{Pb C}$. Die Verbindung deckt nicht. Wenn man also durch Behandlung von Blei mit Wasser an der Luft Bleiweiss bereiten kann, so muss das Hydrocarbonat sich allmählig an der Luft in gesättigtes kohlensaures Bleioxyd verwandeln.

Pogg. Annal. 1837. No. 2.

3) *Selbstentzündung von Schwefelmetallen.*

Anthon *) beobachtete an Schwefelblei, das durch Fällung von salpetersaurem Bleioxyd mittelst Schwefelstrontium, so wie an Schwefeleisen, das durch Zusammenschmelzen von Schwefelkalium und nachheriges Auswaschen dargestellt worden, die Eigenschaft sich selbst zu entzünden, als sie, um zu prüfen, einer Temperatur von 45 bis 50° ausgesetzt wurden. Schwefelblei entzündete sich, als es dem trockenen Zustande nahe war, und glimmte länger als eine Stunde fast, nachdem es zur Abkühlung einer niedrigen Temperatur ausgesetzt worden war, wobei es sich in schwefelsaures Blei umwandelte. Wenn auf das entzündete Pulver gehaucht wurde, verlor sich das Glühen.

4) *Mischungen zu gefärbtem Feuer.*

Folgende Vorschriften werden von **Anthon** **) als billig und praktisch empfohlen.

G r ü n .

Statt des chlorsauren Baryts kann man sich auch mit Vortheil des salpetersauren bedienen.

- 1) 60 salpetersaurer Baryt
14 Schwefel
40 chlorsaures Kali.

- 2) 38 salpetersaurer Baryt
10 chlorsaures Kali
6 Kohle.

- 3) 6 salpetersaurer Baryt
1 Schwefel
2 chlorsaures Kali
 $\frac{1}{2}$ Kohle.

R o t h .

Statt der Strontiansalze kann man sich theils (nach Meyer) des kohlensauren Kalks, theils des Cölestins bedienen:

*) Buchn. Repertor. 2. R. Bd. IX. S. 250.

**) Buchn. Repertor. 2. R. Bd. IX. S. 251.

- 1) 3 Cölestln
2 Schwefel
5 chlorsaures Kali.
- 2) 3 kohlensaurer Kalk
2 Schwefel
6 bis 8 chlorsaures Kali.

Es versteht sich, dass die Mischung mit der gehörigen Vorsicht vorgenommen werden muss.

5) Carragaheenschlichte *).

Man hat in neuerer Zeit mehrere Zubereitungen zum Schlichten der Kette in der Leinen- und Baumwollenweberei empfohlen, wobei die Absicht war, eine Schlichte zu erhalten, durch welche auch in trockenen Arbeitsräumen dem Garufaden die nöthige Geschmeidigkeit bewahrt würde. So ist vorgeschlagen, der gewöhnlichen Mehl-Schlichte salzsauren Kalk zuzumischen, welcher bekanntlich die Feuchtigkeit der Luft anzieht, und somit in der That das völlige Austrocknen der Schlichte verhindert, aber dagegen auch den Kamm oder das Blatt auf eine unangenehme und nachtheilige Weise verunreinigt. Abkochungen von Leinsamen und von isländischem Moose haben eben so wenig vollkommen entsprochen, indem namentlich die letztere durch ihre gelbe Farbe bei weisser Waare nachtheilig ist. — Kürzlich hat Herr Hofrath Tromsdorff in Erfurt die Gallerte des Carragaheen oder irländischen Moores (*Fucus crispus*, Linné; *Sphaerococcus*, Agardh) als Zusatz zur Schlichte angerathen. Die genannte Pflanze wächst in grosser Menge an den Küsten des atlantischen Meeres, namentlich an jenen Grossbritanniens. Getrocknet, wie sie im Handel vorkommt, und z. B. in den Apotheken gefunden wird, ist sie durchscheinend und von weisslicher Farbe; sie erweicht im Wasser, und liefert beim Kochen mit demselben eine grosse Menge Gallerte (bedeutend mehr als das isländische Moos), indem nur ein sehr geringer unauflösender Rückstand bleibt. Diese Gallerte ist farblos und hält sich ausnehmend lange (einige

*) Aus den Mittheilungen des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover 11. Lieferung.

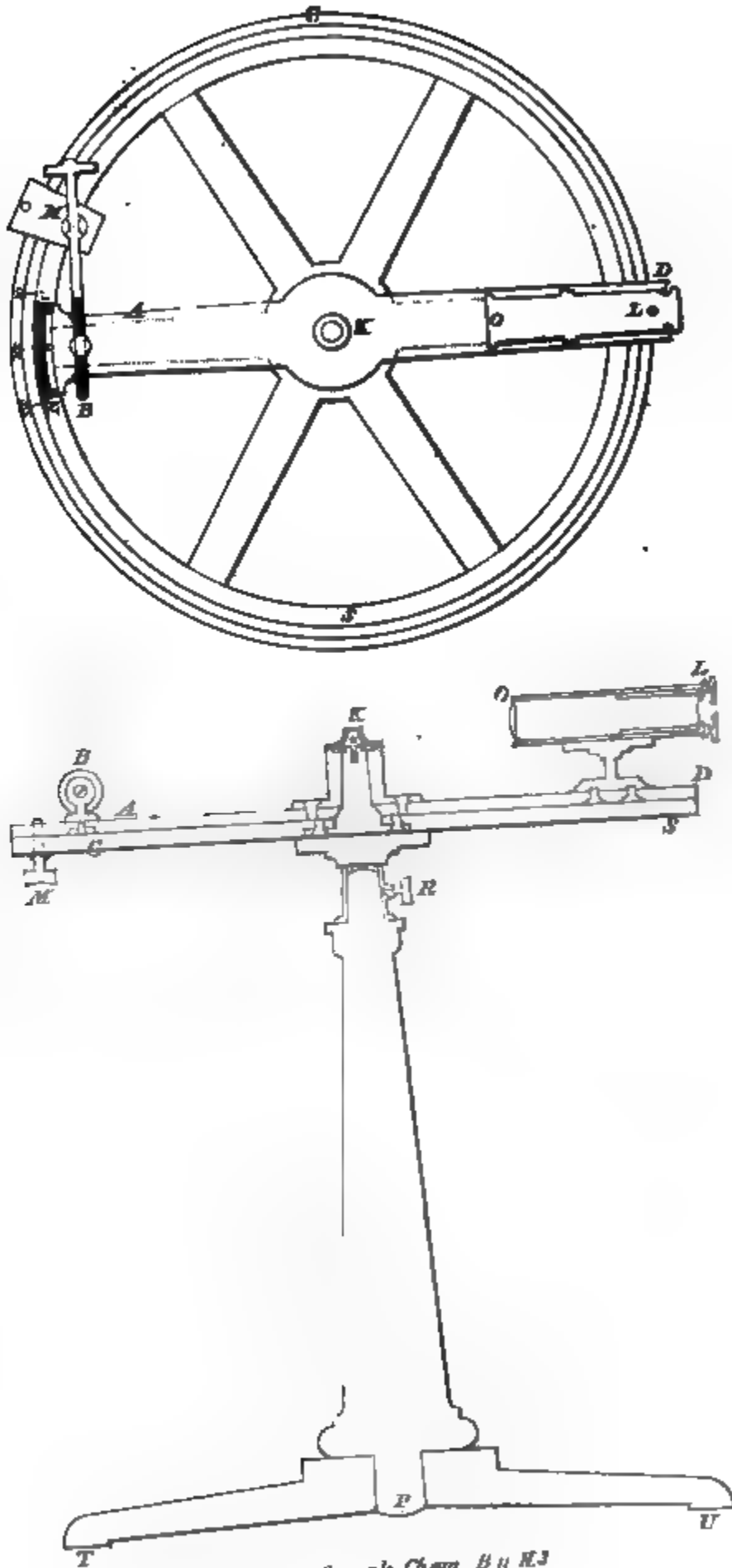
Wochen) in dickem, unverändertem Zustande. Der Schlichte zugesetzt, verleiht sie den Garnfäden eine besondere Geschmeidigkeit und Elasticität, was besonders bei schlechten Garnen, oder solchen, die beim Färben stark angegriffen sind, von grossem Nutzen ist. — Auf Veranlassung der über diesen Gegenstand öffentlich bekannt gewordenen Nachrichten hat die Direction des Gewerbe-Vereins mehrfache Versuche mit Carragaheen-Schlichte in hiesigen Weber-Werkstätten veranlasst. Die Resultate waren im Ganzen günstiger Art; insbesondere haben die durch gefällige Vermittelung des Hrn. Factors und Diaconus Lohse im hiesigen städtischen Werkhause gemachten Proben, bei welchen mit vorzüglicher Umsicht und Aufmerksamkeit verfahren ist, Folgendes gelehrt: Die Carragaheen-Schlichte ist für die Leinweberei sehr zu empfehlen, denn 1) braucht man damit das Garn nicht so stark als sonst zu schlichten; 2) wird der Faden geschmeidiger und elastischer, als von gewöhnlicher Schlichte; 3) behält das Garn diese Geschmeidigkeit sehr lange, indem die aus Carragaheen bereite Gallerte etwas Klebriges und gleichsam Fettartiges besitzt, wodurch der Weber das Fett, dessen er sich bei der gewöhnlichen Schlichte bedienen muss, beinahe ganz ersparen kann; 4) hat die neue Schlichte die angenehme Eigenschaft, dass bei Anwendung derselben der Kamm oder das Blatt sich leichter zwischen dem Garne hin und her bewegt, wodurch mancher ungleiche Faden, der bei gewöhnlicher Schlichte abgerissen sein würde, unbeschädigt durchschlüpft. Folgende Methode wurde als die zweckmässigste zur Zubereitung der Schlichte erprobt: Man nimmt ein Loth Carragaheen, giesst ein Quartier Wasser darauf, lässt es zwölf Stunden lang stehen, schüttet hierauf noch zwei Quartier Wasser hinzu, kocht das Ganze in einem reinen Topfe auf gelindem Feuer anderthalb Stunden lang, und seihet es durch ein Tuch. Die Gallerte, welche man auf solche Weise erhält, ist ausgezeichnet schön, und behält sehr lange ihre Consistenz. Man nimmt eine Schale, bereitet darin die gewöhnliche von Mehl gekochte Schlichte so zu, als ob man mit derselben schlichten wollte; setzt aber für weiches Garn ein Viertel, für hartes Garn die Hälfte Carragaheen-Gallerte zu, mischt beides gut durch einander und bedient sich der Mischung nach der sonst beim Schlichten üblichen Weise.

6) *Leder mit Heidelbeerpflanze gegerbt* *).

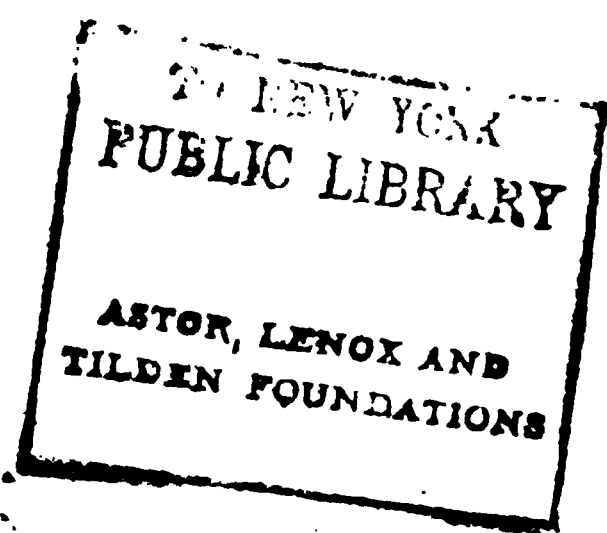
Der Lederfabricant Herr Siebel zu Münden hat auf Veranlassung des dortigen Local-Gewerbe-Vereins mit glücklichem Erfolge die Anwendung der Heidelbeerpflanze zum Gerben versucht. Drei mit diesem Materiale zubereitete Felle, nämlich braunes Kalbfell, ein schwarzes Kalbfell und ein braunes Ziegenfell sind von der Direction des Gewerbe-Vereins gründlichen Sachverständigen zur Begutachtung vorgelegt worden, welche ein sehr günstiges Urtheil darüber fällten. Nach einer von Herrn Siebel gemachten Mittheilung verfuhr derselbe bei der Anwendung des Heidelbeerstrauches folgender Maassen: Der in der Mitte des Maimonats völlig ausgewachsene Strauch wurde mit der Sichel abgeschnitten, möglicherein gereinigt eingebracht, auf dem Boden getrocknet, kurz gehackt und auf der Loh-Stampfmühle zerstossen. Letzteres ist eine einige Schwierigkeit, weil die bei Eichenlohe von selbst eintretende Wendung der Masse im Stampftroge hier so lange einem Arbeiter verrichtet werden musste, bis durch allmähliche Nachfüllung eine hinreichende Menge des Strauchwerks eingebracht war. Der gestampfte Strauch fühlte sich auffallend klebrig an, und verursachte einen lackartigen Ueberzug an den Stampfeisen. Die geringe zu dem Versuche angewendete Menge des Heidelbeerstrauchs konnte nicht so fein zerstossen werden, als diess bei einer grösseren Quantität zu erreichen sein würde, weshalb zur Extraction *siedendes* Regenwasser angewendet wurde. Nach 24stündiger Ausziehung wurden 10 Stück Kalbfelle und 5 Ziegenfelle, nach dem Haaren, geschabt, und eingebracht in die Loh zubereitet und mit 21 Pfund gebrühten Heidelbeerstrauche eingetrieben. Am dritten Tage darzulegen zeigten sich die Felle sehr matt, weshalb sie am vierten Tage gleich ausgeschabt und zum zweiten Male frisch mit der gleichen Menge eingetrieben wurden. Nach Verlauf von sieben Tagen wurde ein Ziegenfell herausgenommen und getrocknet; es fand sich zwar noch ungar, verhielt sich aber noch etwas feucht und gezogen, eben so wie die in Alann gegerbten Felle. Nun bekamen die noch übrigen eingeweichten

*) Aus den Mittheilungen des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover 11. Lieferung.

Tab. I.



Sourn. f. phys. Chem. B u H. 3



TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Gerichtliche Chemie.

I.

***Auszug eines Berichtes an die Pariser Akademie *)
Wissenschaften, über die Papiere, durch welche
Wegwaschen der Schrift von gebrauchten Stem-
papieren, um sie wieder zu verkaufen, so wie die
Verfälschung von öffentlichen und Privatacten
verhütet werden soll.***

(Commissarien: Gay-Lussac, Dulong, Deyeux, Thénard,
d'Arcet, Chevreul, Robiquet; Dumas, Bericht-
erstatter.)

Die Commission, aus Mitgliedern der Akademie bestehend,
sich seit einigen Jahren auf Veranlassung der französischen
Regierung mit einer Untersuchung beschäftigt über die Mittel,
Verfälschung öffentlicher und Privatacten zu verhüten; zu
welcher Zeit hat sie mit Sorgfalt die Mittel studirt, durch wel-
che die Regierung dem Bleichen gebrauchter Stempelpapiere
Gegenwirken könnte, da diese Industrie, wie man weiss,
nämlich im Grossen getrieben wird, und man dadurch, zum
Nachtheile der Staatscasse, Stempelpapiere, die auf diese
Art mehrere Male gebraucht werden, zu niedrigem Preise in
den Handel bringen kann.

Um die Verfälschung von Schriften zu verhüten, hatte die
Commission die Anwendung einer unzerstörbaren Tinte, durch
Verfahren von chinesischer Tusche in mit Salzsäure ange-
säuertem Wasser bereitet, vorgeschlagen.

*) Ann. d. chim. Janv. 1837.

Um das Bleichen gebrauchter Stempelpapiere zu verhüten, hatte sie gerathen, die Papiere mit einer auf der Guillochmaschine gravirten Vignette zu versehen, die mit einer zerstörbaren Tinte aus gewöhnlicher aber auf angemessene Weise verdickter Schreibtinte gedruckt werden sollte.

Angestellte Versuche haben die Zweckmässigkeit dieser Vorschläge bewiesen.

Die mit der unzerstörbaren Tinte geschriebene Schrift verstand nicht nur allen Versuchen der Fälschung, welche Personen angestellt wurden, die ein Interesse dabei hatten, sondern die Sicherheitsmaassregeln zu empfehlen, sondern die Tinte hatte auch im Verlaufe von sechs Jahren nicht die geringste nachtheilige Wirkung auf die Papiere ausgeübt.

Die zerstörbaren Vignetten auf gewöhnliches Papier gedruckt wurden vollkommen durch die Mittel ausgelöscht, durch welche man gewöhnliche Schrift zerstören kann. Sie waren mit verdicktem Tintensatz gedruckt, wie es die Akademie vorgeschlagen hatte.

Es blieben nun nur noch einige technische Schwierigkeiten zu überwinden übrig.

So standen die Sachen, als eine neue Anregung des Gegenstandes von Seiten der Regierung erfolgte. Man verlangte vorzüglich das Urtheil der Akademie über die Versuche zu hören, welche die *Direction de l'enregistrement et des domaines* angestellt hatte, und zu wissen, ob die Papiere, welche sie hatte fertigen lassen, das Bleichen gebrauchter Stempelpapiere und zugleich die Schrift-Fälschungen zu verhüten im Stande wären.

Die Akademie glaubt letztere Frage an die Spitze stellen zu müssen. Die Operation des Bleichens alter Stempelpapiere nämlich kann nur fabrikmässig und mit wohlfeilen Mitteln getrieben werden, denn jeder Bogen macht einige Kosten, wenn er gebleicht ist, muss er wohlfeiler verkauft werden als ein neuer. Eine geringe Schwierigkeit schon würde diesem Handel ein Ende machen. Anders ist es bei den Schriftfälschungen. Hier müssen grosse Hindernisse entgegengesetzt werden, um die Geschicklichkeit derer zu vereiteln, die ein grösseres Interesse leitet, und die auf ihr Verbrechen Kosten und Mühe wenden können.

§. 1. Untersuchung der von der Regierung vorgelegten Sicherheitspapiere.

Das französische Stempelpapier hat drei Unterscheidungsmerkmale: in der Mitte des Bogens das französische Wappen als Wasserzeichen, oben und rechts einen trockenen Stempel und einen Stempel mit Druckerschwärze. Diese Sicherungsmittel sind ganz trügerisch. Jede mit gewöhnlicher Tinte auf solches Papier geschriebene Schrift lässt sich mit Leichtigkeit auslöschen, ohne eine Spur zu hinterlassen und ohne dass die drei Stempel die mindeste Veränderung erleiden. Wenn dagegen die Stempel zerstörbar, d. h. mit einer der gewöhnlichen Schreibtinte gleichen Schwärze gedruckt wären, oder wenn das Stempelpapier ganz mit einem mittelst gewöhnlicher Tinte gedruckten Muster bedeckt wäre, so könnte man die Schrift nicht mehr ausbleichen, ohne das Muster selbst zu zerstören, und dann verlöre das Stempelpapier seine Eigenthümlichkeit.

Statt also das Stempelpapier mit unzerstörbaren Stempeln zu bedrucken, muss man es im Gegentheil mit solchen versehen, die in gewissem Grade zerstörbar sind.

Die Regierung, diess erkennend, suchte nunmehr die von der früheren Commission vorgeschlagenen Sicherungsmittel mit der Anwendung von Formpapier zu vereinigen, und auf diese Weise entstand eine Reihe von Versuchen, welche der Finanzminister der Akademie vorlegte.

Die Commission hatte vorgeschlagen, den gewöhnlichen Tintensatz zu verdicken, und diese Schwärze auf das zum Stempelpapier bestimmte Papier mit Hülfe einer auf der Guillotinschirmaschine gravirten Walze aufzudrucken. Dieses Papier mit einem trockenen Stempel versehen, würde die vollkommene Sicherheit gewährt und das Bleichen unmöglich gemacht werden.

Allein die Stempeladministration hatte sich bis dahin nur bogenweise mit der Hand fabricirten Papiers, des Formpapiers, bedient, und sie stand an, das von der Akademie vorgeschlagene Mittel zu ergreifen, da dieses die Anwendung von Maschinenpapier unerlässlich machte. Sie suchte daher das Verfahren der Akademie auf Formpapier anwendbar zu machen, und da Kupfer- und Steindruck zu kostspielig erschie-

nen, suchte sie das gewöhnliche typographische Verfahren zu benutzen.

Die Akademie hatte sich bei ihren Vorschlägen dadurch bestimmen lassen, dass sich eine wässrige Farbe sehr leicht auf Papier ohne Ende mit Hülfe von Walzen aufdrucken lässt, indem aber die Administration das typographische Verfahren anzuwenden suchte, musste sie die vorgeschlagene Tinte modificiren. Versucht man nämlich mit erhabenen Charakteren eine wässrige Tinte aufzudrucken, so erhält man höchst mangelhafte Abdrücke. Da nun die Buchdrucker eine fette Schwärze anwenden, so suchte auch die Administration in der Verbindung eines fetten Körpers oder Firnisses das Mittel gegen jenen Uebelstand. Da aber die gewöhnliche Tinte mit einem Firnis zusammengerieben der Einwirkung des Chlors und anderer Agentien, welche sie zerstören, zu sehr widerstehen würde, so suchte man diesem Fehler durch Zusatz einer beträchtlichen Menge Kreide zu begegnen. Wir wollen diese aus Kreide, Tintensatz und Firniss bestehende Schwärze mit dem Namen *zerstörbare Firnisschwärze* bezeichnen. Chlor und die Säuren wirken auf sie wie auf gewöhnliche Tinte, und zerstören sie in gleicher Zeit wie gewöhnliche Schrift.

Allein schon bei der ersten Prüfung der vorgelegten Proben, die mit einer typographisch aufgedruckten Vignette von dieser Schwärze bedeckt waren, zeigten sich die grossen Nachtheile, welche diese Methode mit sich führt.

Was den Druck anbetrifft, so weiss man, dass erhabene Charaktere eine Vertiefung in das Papier eindrücken, welche die Schrift auch ohne Schwärze sichtbar macht; das Papier ist an den gepressten Stellen dichter und glätter.

Es ist klar, dass diese Pressung allen Agentien widersteht, welche die Tinte oder die zerstörbare Schwärze auslösen, und dass sie dann dem Verfälscher ein Anhalten geben würde bei der Wiederherstellung der zerstörten Vignette.

Die Akademie wird sich bei Prüfung der vorgelegten Proben überzeugen, dass nach sorgfältiger Wegnahme jeder Spur von der Schwärze der Vignette mittelst Chlor, Säuren und Alkohol die Pressung noch hinreichend ist, um jede Linie der Zeichnung zu erkennen. Eine geschickte Hand würde ihr ursprüngliche Farbe wiedergeben können, indem sie mit

Feeder den Zügen folgt, und diess würde besonders durch die Beschaffenheit der Zeichnung selbst sehr begünstigt werden, im Umstand, auf den wir zurückkommen werden. Diese Arbeit würde allerdings für den Handel mit gebleichtem Stempelpapier zu theuer sein, aber die Anwesenheit von Firniss in der angewandten Schwärze hebt diese Schwierigkeit sofort.

Wir haben zuvörderst, um die Wirkungen der Pressungen zu beobachten, das Papier mit Chlor und Säuren behandelt, zur Entfernung der Tinte und der Kreide, dann mit Alkohol, um den Firniss wegzunehmen. Diese Behandlung mit Alkohol würde für den Fälscher überflüssig sein, und er würde sie nicht vornehmen, und dann jeden Zug der Zeichnung theils vermöge der Pressung, theils vermöge der gelben Färbung des Firnisses, theils endlich vermöge der Durchsichtigkeit, welche dem Papiere mittheilt, wiedererkennen.

Alle diese Umstände erklären, weshalb es uns sehr leicht gewesen ist, nachdem wir auf das uns übergebene Papier geschrieben hatten, die Schrift gänzlich zu zerstören, und dann die Vignette ganz oder theilweise wiederherzustellen. Solche Bogen wurden mit Schrift bedeckt, Personen von geübter Hand übergeben; sie zerstörten einzelne Worte, die wir ihnen bezeichnet hatten, stellten die dabei verletzten Theile der Vignette wieder her und gaben uns die Bogen in einem Zustande zurück, welcher erlaubte, die ausgelöschten Worte mit anderen beliebigen zu vertauschen. Proben liegen vor.

Man würde also auf diese Weise die theilweisen Fälschungen nicht hindern können. Die Fälschung würde blos etwas mehr Zeit und Geschicklichkeit erfordern. Es entsteht nun die Frage, ob die versuchte Methode das Bleichen der gebrauchten Stempelpapiere zu hindern vermöge?

Das Bleichen des Stempelpapiers darf nur sehr wenig kosten, wenn das Geschäft rentiren soll. Die geringste zerstörte Vignette würde ihm also ein Ende machen, sobald die Vignette mit der Hand wieder hergestellt werden müsste. Allein diess wird bei dem vorgelegten Papiere gar nicht nöthig sein. Denn da die Schwärze, welche die Regierung angewandt hat, einen Firniss enthält, so wird man die Vignette auf einem lithographischen Stein übertragen und sie so in unendlicher Zahl auf den gebleichten Bogen wieder hervorbringen können.

198 Ueber Sicherheitspapiere und Sicherheitstinten.

Das Bleichen der Stempelpapiere würde dann blos etwas theurer werden.

Es blieb nun noch die von der Administration gewählte Vignette zu prüfen übrig, freilich nicht als Kunstwerk, sondern in Bezug auf die Schwierigkeiten, welche sie den Fälschungen entgegenstellt. Diese Zeichnung war durch ein ziemlich complicirtes Verfahren erhalten, das aber wesentlich auf dem sogenannten Medaillendruck beruht. Diese Gravirung wird durch eine Maschine hervorgebracht, welche auf der Kupferplatte parallele Linien zieht, die sich an den beleuchteten Stellen von einander entfernen, und sich einander nähern, um Schatten zu bilden, die aber ohne Unterbrechung von einem Rande der Platte zum andern fortlaufen.

Man wollte in der Mitte jedes Bogens die sitzende Figur der Gerechtigkeit, ungefähr 9 Centimeter hoch und breit, von einer Vignette umgeben, anbringen. Sie wurde nach einem erhabenen Stempel auf Kupfer in der bezeichneten Manier gravirt, von der Kupferplatte Abdrücke genommen, diese auf Holz übertragen und dann erhaben in Holz geschnitten. Die Holzplatte wurde dann benutzt, um zuerst auf dem gewöhnlichen Wege eine vertiefte Matrize und mit Hülfe dieser die druckbaren Platten zu erhalten. Durch dieses Verfahren erhält man indessen keine Resultate, die sehr befriedigend wären, die Abdrücke stehen dem ursprünglichen Originale sehr fern. Aber selbst wenn die Kupferplatte unmittelbar auf das Papier abgedruckt werden könnte, so würde die Zeichnung zwar schwer wiederherzustellen sein wegen ihrer Feinheit und Reinheit, jedenfalls aber müsste sie doch mit grösserem Vortheile durch eine andere Zeichnung ersetzt werden können.

Die Commission hatte den Druck mittelst einer guillochirten Walze vorgeschlagen, weil die am schwersten nachzunehmenden Zeichnungen nicht die sind, auf welchen Personen u. s. w. dargestellt sind, da hier der Mangel an Symetrie die Vergleichung sehr erschwert, sondern vielmehr die einfachsten Muster, durch Linien hervorgebracht, welche sich unter bestimmten Winkeln kreuzen, und auf diese Weise eine grosse Anzahl einander ganz gleicher Figuren erzeugen, von denen das Auge eine grosse Anzahl auf einmal übersieht, und die deshalb leicht vergleichbar sind.

Auf dieser Ansicht beharrt die Commission jetzt um so mehr, nachdem sie gesehen hat, mit welcher Leichtigkeit die Gestalt der Gerechtigkeit auf dem untersuchten Papiere, nachdem sie ausgelöscht worden war, wiederhergestellt werden konnte.

Alle diese Nachtheile sind Folgen der Beibehaltung des Stempelpapiers.

Das typographische Verfahren bringt eine Pressung des Papiers hervor, gleicht man diese durch eine Glättung wieder aus, so giebt doch die neue Schwärze wegen ihres Firnisses die Zeichnung wieder, und endlich eignet sich die Typographie nicht gut für den Druck sehr zarter Zeichnungen, und so muss man eine minder zarte Zeichnung wählen, die sich mit Leichtigkeit nachahmen lässt.

Das versuchte Verfahren wird also nicht nur Schriftfälschungen nicht verhüten können, sondern sogar keinen Schutz gegen das Bleichen des Stempelpapiers gewähren.

Die Commission theilt nun die Resultate mit, durch welche nach ihrer Ansicht der Zweck vollkommen zu erreichen steht.

§. 2. *Bleichen des alten Stempelpapiers.*

Um das Bleichen alter Stempelpapiere völlig unmöglich zu machen, müssen folgende Bedingungen erfüllt werden:

- 1) das Papier muss mit einer durch eine wässrige Tinte hervorgebrachten Zeichnung bedeckt werden, die auf keine Weise direct übertragen werden kann;
- 2) die Zeichnung muss von solcher Zartheit sein, dass es der geschicktesten Hand unmöglich ist, die Züge derselben mit einer fetten Schwärze zu überziehen und auf diese Weise dann die Uebertragung auf Stein zu bewirken;
- 3) diese Zeichnung muss jedes Jahr geändert werden, um jeden Versuch einer Nachahmung durch die Mittel zu verhüten, mit welchen sie selbst hergestellt worden ist.

Das typographische Verfahren ist hierzu nicht geeignet. Einfachste würde immer sein, auf die Anwendung des endlichen Papiers, eines gravirten Cylinders und einer wässrigen Tinte zurückzukommen. Die Commission will die Zweckmäßigkeit ihrer Vorschläge beweisen.

Sie hat sich überzeugt, dass die gewöhnliche Tinte mit verdickt sich sehr gut zum Walzendruck eignet, und sie

legt der Akademie einige auf diese Weise erhaltene Drucke vor. Sie hat ferner gesucht, die Vortheile, welche die Anwendung einer wässrigen Tinte darbietet, beizubehalten, und zu dem Papier ohne Ende ihre Zuflucht zu nehmen. Sie fand, dass eine Maschine zum Drucke von Platten sich gleichfalls eignete, um die zartesten Zeichnungen mit einer wässrigen Tinte wiederzugeben. Die Regierung könnte sich also, insofern nicht die Druckkosten entgegenstehen, der Platten statt Walzen bedienen, oder das Maschinenpapier durch aneinandergeleimte Bogen ihres Formpapiers ersetzen, und dabei sich der gewöhnlichen verdickten Tinte ohne Dazwischenkunft eines Firnisses bedienen.

Um auf typographischem Wege eine Vignette herzubringen, und das Bleichen gebrauchter Stempelpapiere zu verhüten, kennt sie nur ein Mittel; es besteht darin, die Vignette mit zwei Tinten zu drucken, von denen die eine zerstörbar, die andere unzerstörbar wäre.

Es enthalte die Vignette z. B. auf einem Spitzengrunde Hunderte von kleinen, überall zerstreuten, kreisrunden Figuren, und es sei jede dieser Figuren aus einer zerstörbaren und einer unzerstörbaren Hälfte gebildet, so würde dadurch das Bleichen des Stempelpapiers gewiss verhindert werden.

Wenn nämlich durch das Bleichen die zerstörbaren Theile gelöscht worden sind, wie sollen sie wieder hergestellt werden? Mit der Hand würde es zu theuer sein, und durch den Druck wäre es unmöglich, denn das genaue Zusammenfügen der übriggebliebenen Hälfte mit der neuen ist auf keine Weise zu erreichen.

Bei dieser Methode würde es gleichgültig sein, ob die zerstörbare Tinte wässrig oder fett ist, denn der Ueberdruck wird nicht angewendet werden können.

Um ein solches Papier nachzunehmen, würde eine fabrikmässige Einrichtung nöthig sein, die nicht leicht verborstlich bleiben könnte.

Die Herren Didot haben erklärt, dass es unmöglich wäre, ein Papier dieser Art nach dem Ausbleichen durch den Druck wiederherzustellen, und sie halten zugleich den Druck einer Vignette, wie wir sie vorgeschlagen haben, mit zwei verschiedenen Schwärzen für sehr gut ausführbar. Proben von Papieren,

auf diese Weise mit zerstörbarer Firnißschwärze und gewöhnlicher Druckerschwärze, mit schwefelsaurem Baryt blässer gemacht, gedruckt worden sind, liegen vor.

Indessen beschränkt sich der Nutzen dieses Verfahrens bloß auf die Verhütung des Bleichens gebrauchter Stempelpapiere; Schriftfälschungen würden dadurch nicht verhütet werden können.

Wenn dagegen die Regierung sich entschliesse, das Formpapier zu verlassen und Papier ohne Ende anzuwenden, so würde sie in der Anwendung des Walzendruckes ein Mittel haben, ebensowohl dem Bleichen des Stempelpapiers als den Schriftfälschungen zuvorzukommen. Dieses Mittel würde jede nöthige Garantie darbieten.

Noch ein Umstand ist zu erwähnen, der sehr häufig eintritt. Das Stempelpapier muss nämlich geeignet sein, gewöhnlichen Letterndruck aufzunehmen, denn es werden oft Schemata im Voraus auf die Bogen gedruckt, die dann mit der Hand ausgefüllt werden. Das Stempelpapier muss also der Operation des Anfeuchtens vor dem Drucke widerstehen. Versuche mit dem von der Commission hergestellten Papiere haben bewiesen, dass hierin keine Schwierigkeit liegt, die Vignetten blieben rein und scharf, und der Druck kam gut zum Vorschein.

Man kann demnach das Bleichen alter Stempelpapiere durch folgende Mittel verhüten:

- 1) dadurch, dass man Zeichnungen von grosser Feinheit mit der Walze auf Papier ohne Ende drückt, und sich dabei gewöhnlicher mit Gyps verdickter Tinte bedient;
- 2) dadurch, dass man Zeichnungen von äusserster Feinheit mit derselben Tinte auf Formpapier mittelst Platten druckt;
- 3) dadurch, dass man auf Formpapier mittelst der typographischen Verfahrungsweise kleine Figuren druckt, die aus zwei Theilen bestehen, von denen der eine zerstörbar, der andere unzerstörbar ist. Als unzerstörbare Tinte kann man die gewöhnliche Druckerschwärze mit einem Zusatze von schwefelsaurem Baryt, um sie blässer zu machen, als zerstörbare ein Gemenge von Hutmacherschwärze mit Kreide und Firniß anwenden.

Indessen können wir nur die beiden ersten Verfahrungsweisen unbedingt empfehlen.

§. 3. Von den Schriftfälschungen.

Die schwierigste Art der Fälschung und die, welche sich am leichtesten verhüten lässt, ist die, welche nur einen Theil der Schrift verfälscht. Um eine solche theilweise Fälschung auf Papieren hervorzubringen, welche mit einer zerstörbaren Vignette bedeckt sind, müsste diese Vignette entweder erhalten oder wiederhergestellt werden. Diese beiden Operationen erfordern Handgeschicklichkeit, und es würde leicht sein, selbst der geschicktesten Hand unmöglich zu machen.

Guillochirte Muster würden hierzu hinreichen, noch besser aber würde man den Zweck mittelst einer von Hrn. Grimpé erfundenen Maschine (*molette*) erreichen, welche ausserordentlich zarte und regelmässige gravirte Figuren liefert, die von den geschicktesten Personen nicht nachgeahmt werden konnten. Diese Vignetten lassen sich über die ganze Fläche des Papiers ausdehnen. Die Commission hat Versuche in dieser Art gemacht, wobei sie sich zum Drucke der fetten zerstörbaren Schwärze bediente. Aber auch mit einer wässrigen mit Gips verdickten Tinte lassen sich diese Muster bei geeigneter Einrichtung drucken. Zu den Versuchen wurde theils Papier ohne Ende, theils zusammengeleimte Bogen gebraucht.

Papiere dieser Art würden den sichersten Schutz gegen jede Möglichkeit der Schriftfälschung gewähren. Es fragt sich nun, ob nicht die theilweisen Schriftfälschungen auch durch ein typographisches Verfahren mit zwei Arten von Schwärze zu verhüten sind? Es wird diese schwer, wo nicht unmöglich sein, obwohl sich unter den Verfahrunsarten, welche die Commission durch Herrn Grimpé kennen lernte, eine befand, die dieses System anwendbar machen könnte. Die Schwierigkeit liegt immer darin, dass die Muster, welche die Typographie hervorbringen kann, niemals von solcher Feinheit sind, dass sie nicht mit der Hand nachgeahmt werden könnten.

Liesse man das Papier, nachdem es mit zwei Tinten an der Druckerpresse bedruckt worden wäre, zwischen ein paar sehr fein gerieften Walzen hindurchgehen, um ihm eine Pressung zu ertheilen, so würden allerdings die Fälschungen sehr erschwert werden, da die Riefen die Federzüge dessen, der die Vignette wieder herzustellen suchte, hindern würden. Unter der Loupe müsste sich der Betrug sogleich erkennen lassen.

Allein eine solche Pressung vermindert die Haltbarkeit des Papiers beträchtlich, und es lässt sich schwer darauf schreiben. Der letztere Uebelstand würde verschwinden, wenn man die Pressung erst anbrächte, nachdem das Papier beschrieben worden. Allein die Pressung lässt sich durch chemische Mittel, welche das Papier anschwellen, und durch mechanische, welche die Oberfläche glätten, leicht wieder zum Verschwinden bringen. Das Verfahren musste daher aufgegeben werden.

Eine Anwendung der gepressten Muster, welche Herr Grimpé vorschlug, würde die Commission gern annehmen, ist diess ein unzerstörbarer Stempel, der zu der zerstörbaren Vignette in Beziehung steht. Herr Grimpé löste diese Aufgabe, indem er den Bogen mit einer zerstörbaren Vignette druckte, während der ganze Rand, in welchem sich die Vignette ohne Unterbrechung fortsetzt, ohne Tinte bloss als leerer Stempel eingepresst ist. Es würde gewiss leichter sein, neues Stempelpapier zu fabriciren, als solches Papier nach dem Bleichen wieder herzustellen.

Eine zerstörbare Vignette, die sich mit der Hand nicht abnehmen lässt und nicht auf Stein übergetragen werden kann, ist alles, was man braucht, um das Bleichen alter Stempelpapiere und jede theilweise Fälschung zu verhüten. Allein diese Art der Fälschung ist nicht die einzige, welcher man entgegenzuwirken hat.

Die leichteste Art der Fälschung, und die, welche sich am schwierigsten verhüten lässt, ist diejenige, wo man sich auf beschränkt, einige Worte einer Schrift zu reserviren, und alles andere auslöscht, um es mit neuer Schrift zu versehen. Hierbei giebt man sich keine Mühe, das ganze Papier zu erhalten, sondern man entfernt z. B. den ganzen oberen oder mittleren Theil eines Stempelbogens, worauf sich die Stempel befinden, um nur den unteren Theil zu erhalten, der die Unterschrift und einige Worte enthält, die der Fälscher benutzen will.

Diese Art der Fälschung lässt sich nur dadurch verhüten, wenn man dem Papiere ein unzerstörbares Kennzeichen giebt, welches so über die ganze Fläche vertheilt sein muss, dass man an dem kleinsten Stücke den Charakter des Stempelpapiers wiedererkennt.

204 Ueber Sicherheitspapiere und Sicherheitstinten

Von dieser Art ist das auf der Druckerpresse erzeugte Sicherheitspapier mit zweierlei Schwärze. Es ist in der That unmöglich, auf solchem Papier die ganze Schrift auszulöschen, ohne zugleich den Charakter des Papiers zu zerstören, denn mit der unzerstörbaren Tinte gedruckten Züge würden zurückbleiben.

Da aber der Druck mit zweierlei Schwärze blos Zeichnungen giebt, die mit der Hand nachgeahmt werden können, so bietet er in solchen Fällen keine Garantie, in welchen Sorgfalt und Geschicklichkeit an die Fälschung gewendet werden kann.

Von allen Garantien gegen eine solche gänzliche Fälschung liegt die sicherste in der Anwendung der von der Akademie vorgeschlagenen unzerstörbaren Tinte. Mit dieser sind alle Papiere gut, ohne dieselbe erreichen sie alle ihren Zweck nicht. Sie sollte also ganz allgemein eingeführt werden. Leider ist sie bis jetzt fast gar nicht in Anwendung gekommen.

Will man aber ein Sicherheitspapier haben, das so weit als möglich die Fälschungen verhütet, so muss man die vorgeschlagenen Mittel dazu benutzen. Wenn man z. B. Papier ohne Ende anwendete, mit einem sehr feinen unzerstörbaren Wasserzeichen, und dasselbe auf beiden Seiten einer sehr zarten und durch die Hand nicht nachahmbaren unzerstörbaren Vignette bedruckte, so würde man hierdurch jede Fälschung vorbeugen. Bei versuchter Fälschung würde die Vignette mit der Schrift verschwinden, und das Wasserzeichen die Fälschung verrathen. Statt des Wasserzeichens könnte ein Druck mit fetter Schwärze dienen. Diess ist beinahe das Verfahren, dessen sich Herr Coulier zur Herstellung des Sicherheitspapiers für kaufmännische Papiere bedient. Er druckt auf die linke Seite ein unzerstörbares Muster, und wieder dasselbe auf der rechten Seite mit zerstörbarer Schwärze. Dieses Papier scheint das beste von allen jetzt vorgeschlagenen zu sein, allein es entspricht doch nicht allen Wünschen der Commission, da diese verlangt, dass das zerstörbare und unzerstörbare Muster gleichmässig über die ganze Fläche ausgebreitet und ihr Ueberdruck unmöglich sein soll.

Die Commission kann sich nicht für die Sicherheitspapiere entscheiden; dennoch wollte sie angeben, auf welche Weise

an eins erlangen kann, das wenig zu wünschen übrig lässt, wenn es entspricht den drei Hauptanforderungen:

- 1) es trägt ein charakteristisches Merkmal in seinem Wasserzeichen, so lange es als Papier besteht;
- 2) die zerstörbare Vignette verschwindet unter dem Einflusse der Agentien, welche die Schrift angreifen;
- 3) diese Vignette könnte weder mit der Hand noch mittelst Ueberdruck wieder hergestellt werden.

Man wird aber folgende Betrachtungen nicht unberücksichtigt lassen:

Dieses Sicherheitspapier verhindert nicht eine Schrift zu zerstören, sei es durch Zufall, indem einige Tropfen Säure auf das Papier fallen, sei es absichtlich und unter dem Vorwande des Zufalls. Die Sicherheitstinte dagegen ist unzerstörbar *).

Das Sicherheitspapier gestattet Versuche der Fälschung, die sich zwar verrathen werden; die Sicherheitstinte aber lässt jeden Versuch scheitern.

Das beste Sicherheitspapier wiegt noch nicht die unzerstörbare Tinte auf, dennoch kann es nützlich werden, und gewiss würde die Consumption von Stempelpapier zunehmen, wenn es wirkliche Garantien für denjenigen darböte, der sich desselben bedient.

*) Die Ursachen, welche die frühere Commission bestimmten, die Tinte aus chinesischer Tusche mit Salzsäure vorzuschlagen, sind sehr einleuchtend. Die Tusche enthält als färbenden Bestandtheil sehr feine zertheilte Kohle, die jeder zersetzenden Einwirkung länger widersteht, als das Papier, aber so unzerstörbar ihre Farbe ist, so würde sie doch durch mechanische Mittel entfernt werden können, wenn man sie nicht in die Masse des Papiers eindringen liesse, und das wird durch die Salzsäure oder das Alkali bewirkt. Es muss aber ein gewisses Verhältniss zwischen diesen und dem Grade der Leimung des Papiers Statt finden. Je stärker das Papier geleimt ist, desto mehr Salzsäure oder Alkali ist nöthig, um das Eindringen der Tinte zu bewirken. Die von der Commission vorgeschriebenen Verhältnisse gelten für das gewöhnliche Papier des Handels. Für stärker geleimte Papiere müsste die Menge der Salzsäure grösser sein. In feuchtes Papier dringt die Tinte leichter ein und gewährt schon grössere Sicherheit. Es wird also in wichtigen Fällen gut sein, das Papier schwach anzufeuchten, einige Augenblicke zu warten und es mit frisch in der verdünnten Salzsäure aufgerührter Tusche zureiben.

206 Ueber Sicherheitspapiere und Sicherheitstinten.

Zerstörbare Tinten ohne fettige Substanz zum Walzendruck.

1) Gewöhnliche Tinte, durch Eindampfen im Wasserbade verdickt.

2) Gewöhnliche Tinte, hinreichend mit Gips verdickt, damit lange zusammengerieben.

Diese Tinten haben den Vortheil, dass sie der Wirkung des Wassers genug widerstehen, um die damit bedruckten Papiere anfeuchten zu können, so dass sie zum Lettern- und Steindrucke angewandt werden können, ohne dass die Vignette leidet.

Fette zerstörbare Tinten zum Drucke der typographischen Vignette mit zweierlei Schwärze

Firniss und Schwärze 1. und 2.

Firniss. Leinöl 60 Gr.

Fichtenharz 150 Gr.

Man schmilzt das Gemenge und siebet es durch Leinwand.

Firnisschwärze No. 1.

Gewaschene und getrocknete Kreide 24 Gr.

Trockener Tintensatz 3 Gr.

Ultramarin 2 Gr.

Firniss so viel als nöthig.

Firnisschwärze No. 2.

Kreide 24 Gr.

Trockener Tintensatz 1,5 Gr.

Ultramarin 1 Gr.

Firniss so viel als nöthig.

Unzerstörbare Tinten.

1) Für Gänsefedern:

Tusche in verdünnter Salzsäure von $1\frac{1}{2}^{\circ}$ Baumé zerrührt.

2) Für Metallfedern:

Tusche in einer Aetznatronlauge zerrührt, die 1° am Baumé'schen Aräometer zeigt.

3) Für den Druck unzerstörbarer Vignetten:

Gewöhnliche Druckerschwärze mit einer angemessenen Menge von gemahlenem Schwerspath oder künstlich bereitetem schwefelsaurem Baryt versetzt, die lange mit Wasser gerieben worden sind.

II.

Auszug aus einem Berichte an die Pariser Akademie über das Mozar d'sche Sicherheitspapier *).

Commissarien: Gay-Lussac, Dulong, Deyeux, Thénard, Chevreul, Robiquet; Dumas, Berichterstatter.

Die Commission hat in dem vorhergehenden Berichte sowohl die Nützlichkeit einer unzerstörbaren Tinte, als auch den allerdings beschränkteren Nutzen eines mit zerstörbaren Mustern gedruckten Sicherheitspapiers dargethan. Sie giebt der ersten den Vorzug; und räth den Gebrauch der mit angesäuertem Wasser angerührten Tusche an **), da weder chemische noch mechanische Mittel diese aus dem Papiere zu entfernen im Stande sind.

Wenn sie den Druck zerstörbarer Vignetten mit gewöhnlicher Tinte empfahl, so glaubte sie, dass der wesentliche Charakter einer solchen Vignette in der absoluten Gleichheit ihrer Schwärze mit der gewöhnlichen Schreibtinte liegen müsse. Dann nämlich ist man sicher, dass Schrift und Vignette immer nur gleichzeitig angegriffen werden. Existirte selbst eine Substanz, die ganz gleiche Veränderungen erlitt, wie die gewöhnliche Tinte unter dem Einflusse aller bekannten Agentien, so würde doch die Commission deren Anwendung für ein gesetzlich einzuführendes Papier verwerfen, weil diese Gleichheit in den Reactionen leicht bei weiteren Fortschritten in der Wissenschaft, und mit der Entdeckung neuer Agentien verschwinden könnte.

Hieraus erklärt sich, weshalb die Commission alle Verfahrungsweisen dieser Art, welche sich ihr darboten, und die ihr vorgelegt wurden, verworfen hat. Sie musste sich mit abso-

*) Ann. d. chim. Mars 1837.

**) Als die Commission 1831 ihren ersten Bericht abstattete, benutzte man sich blos des mit thierischem Leim geleimten Papiers, und die schwach angesäuerte Tinte drang sehr gut in dieses ein. Seitdem ist aber das Leimen mit Stärke, einer Harzseife und Alaun in allgemeine Anwendung gekommen. Da die Tinte so geleimtes Papier nicht gut durchdringt, so muss man die Menge der Säure vermehren, oder lieber die alkalische Tinte vorziehen. Die Commission wird diesen Gegenstand noch näher ins Auge fassen und darüber künftig Bericht erstatten.

luten Sicherheitsmaasregeln beschäftigen, ehe sie von dem sprechen konnte, die stets nur relative Sicherheit zu gewähren vermögen.

Von dieser Art ist ein Sicherheitspapier, welches in neuer Zeit in den Handel gekommen, und als ein vorzügliches Mittel empfohlen worden ist, alle Schriftfälschungen zu verhüten. Es ist diess das Sicherheitspapier, welches unter dem Namen des Mozard'schen (*Papier Mozard*) bekannt ist, obgleich Herr Mozard nicht der erste war, welcher der Akademie Proben der Art vorlegte. Dieses Papier kam uns zuerst unter dem Namen *Papier sensitif* durch Herrn Debraine, welcher in der That die Vorschrift dazu so künstlich angegeben hat, dass es unter den gewöhnlichen Umständen eine Schriftfälschung fast unmöglich macht. Man wird indessen sehen, dass die Vorschrift dessen ungeachtet nicht ausreicht, sie war überdiess sehr complicirt. Das Eigenthum des Verfahrens ging bald in andere Hände über, und die Vorschrift wurde vereinfacht; man suchte wiederholt den Mängeln abzuheben, welche die Commission auszusetzen fand. Die früheren Papiere waren in vieler Hinsicht sehr unvollkommen; wir beschäftigen uns nur mit den neuesten Proben.

Dieses Sicherheitspapier ist weiss oder blass gefärbt. Es verändert seine Farbe, und färbt sich fast stets sehr stark, wenn es mit einem der Reagentien zusammengebracht wird, welche auf die gewöhnliche Tintenschrift wirken.

Die Säuren färben es mehr oder weniger stark blau.

Die Alkalien färben es braun.

Die Javellische Lauge und der Chlorkalk färben es braun.

Mit wässriger Chlidlösung wird es braun und die Schriftzüge, welche es trägt, verschwinden augenblicklich, erscheinen aber bald wieder, um dann gänzlich zu verschwinden.

Mit einem Worte, obgleich Ammoniak und Weinessig schwach darauf wirken, so erleidet doch das Papier durch alle Reagentien, welche die Tintenschrift zerstören, eine Veränderung, und nimmt davon eine dunklere Färbung an.

Das Papier verdankt diese Eigenschaft chemischen Reagentien, welche man in die Masse desselben einbringt. Diese sind farblos und unlöslich in Wasser, aber die Säuren, Alkalien, das Chlor und die bleichenden Chlorverbindungen

ersetzen sie sehr leicht und geben Veranlassung zur Bildung neuer und gefärbter Verbindungen.

Bisweilen ist das Papier gleichförmig blassblau, rosa oder gelb gefärbt, diese Färbung ist aber zerstörbar, und die Commission legt keinen Werth darauf, da dieselbe unter dem Einflusse des Lichtes sich verändert.

Das Papier ist nicht blos zum Gebrauche von Privaten bestimmt, sondern man glaubte auch, dass es zu öffentlichen Acten und zur Fabrication von Stempelpapier benutzt werden könne. Untersuchen wir, ob es dem Bleichen des gebrauchten Stempelpapiers entgegenwirken könne.

Die Commission glaubt diess nicht, denn sie hat sich überzeugt, dass man dem Mozard'schen Papiere sehr leicht die darin enthaltenen Reagentien entziehen und es dadurch in gewöhnliches Papier verwandeln kann. Eben so leicht kann man gewöhnliches Papier mit diesen Reagentien imprägniren, und dadurch in Mozard'sches Sicherheitspapier verwandeln. Die Operationen sind leicht und wohlfeil auszuführen.

Nehmen wir also an, unser gegenwärtiges Stempelpapier sei mit seinen drei unzerstörbaren Stempeln sei mit Mozard'schem Papier fabricirt. Diejenigen, welche das Stempelpapier bleichen wollen, würden dann gleichzeitig die Schrift und die Reagentien zerstören und die letzteren wiederherstellen. Diess würde in fabrikmässigem Betriebe keine Schwierigkeit darbieten. Mozard fügt zwar seinem Stempelpapier ein zerstörbares Muster bei, das nicht wieder hergestellt werden kann, allein die Garantie, welche dieses gewährt, ist offenbar ganz unabhängig von derjenigen, welche die Reagentien in der Papiermasse darbieten, und dieses Muster fällt mit der von der Akademie vorgeschlagenen zerstörbaren Vignette in chemischer Hinsicht zusammen, denn sie sind beide mit gewöhnlicher Tinte hervorgebracht. An sich würde also das Mozard'sche Papier das Bleichen des Stempelpapiers nicht verhüten, sondern nur durch ein zerstörbares Muster, das schon allein dazu hinreichen würde.

Man hat nun die Commission gefragt, ob sie nicht wenigstens glaube, dass es die Schriftfälschungen erschweren würde, wenn man die zerstörbare Vignette auf Mozard'sches Papier druckte? Ob man nicht eine doppelte Garantie darin

310 Ueber Sicherheitspapiere und Sicherheitstinten

finde, dass das Papier zugleich eine Färbung annimmt, während die Vignette zerstört wird? Der Fälscher würde, meinte man, mit zwei Schwierigkeiten zu kämpfen haben, da er zugleich die Vignette und die Färbung des Papiers wieder herstellen müsste.

Die Commission musste vor allen Dingen untersuchen, ob das Mozard'sche Papier der Stempeladministration die genügende Garantie für die Dauer des Papiers gäbe, und sie hat in dieser Beziehung einige Bemerkungen zu machen.

Das Mozard'sche Papier, wie wir es erhalten haben, scheint mehr Wasser zu enthalten, als das gewöhnliche Papier. Verschiedene Proben verloren beim Austrocknen 5,6 bis 8 p. C. Wasser. Unter gleichen Umständen verlor gewöhnliches Papier nur 3 bis 4 p. C. Wenn diess nicht zufällig ist, würde das ein sehr übler Umstand sein, denn die Feuchtigkeit ist eine der wirksamsten Ursachen der Zerstörung des Papiers, und allzu hygrometrisches Papier wäre für die Stempeladministration ganz verwerflich.

Auch die Einbringung von Reagentien in das Papier ist ein für die Dauer desselben keineswegs gleichgültiger Umstand. Verschiedene Reagentien, die man als Sicherungsmittel anwenden könnte, würden mit der Zeit die Faser angreifen. Das ist jedoch bei den von Mozard angewandten nicht der Fall, sie machen bloß das Papier poröser, wie jedes andere Papier auch thun würde.

Aber das Mozard'sche Papier ist brennbarer, als gewöhnliches, und glimmt bisweilen wie Feuerschwamm bis zum letzten Rest fort, wenn man die Flamme ausgelöscht hat, wobei es oft Funken wirft, als ob es Salpeter enthielte. Vielleicht lag diess an der fehlerhaften Fabrication, denn die Erscheinung schien uns nicht im Verhältniss zu stehen zu der Menge des im Papier enthaltenen Reagens.

Herr Mozard suchte diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, dass er die Quantität des Reagens verminderte, indem er von 6 bis 12 p. C. des Reagens auf 2 p. C. herabging, wurde auch die Empfindlichkeit des Papiers sehr beeinträchtigt. Die Commission wagt es nicht zu bestimmen, wie

Menge des Reagens das Papier enthalten müsste, um vollkommen nützlich zu sein, ohne jenen Nachtheil zu haben.

Wir gehen weiter. Das Mozart'sche Papier ist bestimmt, Versuche der Fälschung durch die Entstehung gleichförmiger begrenzter Flecken zu entdecken, allein solchen Flecken dürfte kaum ein so entscheidender Werth beigelegt werden können. Das Papier würde, wie jedes andere, allen zufälligen Einwirkungen saurer und alkalischer Substanzen ausgesetzt sein, und könnte leicht durch zufällige Entstehung von Flecken zu falschen Anklagen Veranlassung geben, denn Wein, Essig, Seife, starker Urin wirken darauf wie Säuren und Alkalien, selbst Caffee und andere gefärbte Infusionen könnten darauf Flecke erzeugen, die sehr schwer von denen zu unterscheiden sein würden, welche ein Fälschungsversuch veranlasst. Ja, der Fälscher würde die von ihm hervorgebrachten Flecken durch Uebergießen des Papiers mit Wein, Caffee u. s. w. leicht verstecken.

Wir haben bis jetzt angenommen, dass das Sicherheitspapier ein Reagens enthalte, das unter allen Umständen durch alle Mittel, welche die Schrift zerstören, sich färbe, aber selbst unter dieser Voraussetzung verdient das Papier, wie man sieht, das Lob nicht, welches ihm von einigen Chemikern ertheilt worden ist.

Man behauptet, dass noch Niemand im Stande gewesen ist, eine Fälschung auf dem Mozart'schen Papiere auszuführen. Dass aber Fälschungen dennoch nicht unmöglich sind, ist klar. Eine allgemeine Fälschung auszuführen ist sogar sehr leicht, weil man die Reagentien dem Papiere entziehen kann. Wir haben auf einem Stücke die Unterschrift des Herrn Mozart erhalten, einige Linien Schrift ausgelöscht und das Sicherheitspapier in gewöhnliches verwandelt. Auf einem andern Stücke haben wir die Unterschrift Herrn Mozart's erhalten, wie einige Worte der Schrift, dann das Ganze ausgelöscht und das Papier in gewöhnliches verwandelt.

Nichts beweist gegenwärtig, dass das Papier Mozart'sches Sicherheitspapier gewesen sei, und übrigens könnte man im erforderlichen Falls die Reagentien wiedergeben.

Ja, wir sind sogar im Stande gewesen, die ganze Schrift

mit Ausnahme einiger Worte und der Unterschrift Herrn Mozard's auszulöschen, ohne die Reagentien in dem Papiere zugreifen und die Färbung des Papiers zu modificiren. Nach dem Vorstehenden wird man zwar vorausschen können, dass eine theilweise Fälschung schwerer sein wird, als eine allgemeine, und in der That ist die erstere nicht ganz leicht ausführbar, ohne einen Flecken auf dem Papiere zurückzulassen. Die Commission hat aber auf von Hrn. Mozard beschriebene Papiere einzelne bezeichnete Worte oder ganze Theile auslöscht, ohne die geringste Veränderung in der Färbung des Papiers. Das dabei angewandte Verfahren ist weder schwer zu entdecken, noch auszuführen. Es ist anwendbar für alte und neue Schrift, für gute wie für schlechte Tinte.

Bei Untersuchung der Reactionen, welche zwischen Bestandtheilen des Sicherheitspapiers und der Tinte Statt finden, fand die Commission einen Umstand, den Herr Mozard nicht gekannt zu haben scheint, indem er ihn wenigstens nicht benutzte. Unter gewissen Umständen nämlich werden auf darauf geschriebenen Züge blau, und sind dann weit schwerer zu zerstören. Diese blaue Schrift entsteht stets, wenn man auf das Mozard'sche Papier mit einer wenig Gummi enthaltenden Tinte schreibt, und dann die Fälschung versucht. Herr Mozard kannte diess nicht, wie seine uns zu den Fälschungsversuchen übergebenen Schriften, auf sein Sicherheitspapier geschrieben, beweisen, die an zwei Fehlern leiden, wovon der eine sich auf die gegenwärtige Art der Leimung des Papiers, der andere auf die gewählte Tinte bezieht.

Schreibt man auf Mozard'sches Sicherheitspapier mit einer wenig gummihaltigen Tinte auf feuchtes Papier, um das Eindringen derselben in das Papier zu befördern, so wird die theilweise Fälschung sehr schwer, sie ist aber doch noch möglich. Jedenfalls bietet ein sehr dünnes Papier der Art ein lockerem Gewebe unter Anwendung einer sehr flüssigen Tinte grössere Garantien, als irgend ein anderes chemisches Sicherheitspapier.

Ausser den Reagentien, welche das Mozard'sche Papier enthält, bedient sich der Verfertiger bisweilen eines zerstörbaren Musters, das bei der Fabrication selbst hineingebracht

d. Die Maschine liefert zwei dünne Blätter, die mit einer durch den Druck zweier Walzen vereinigt werden, nach- das eine mit dem Muster bedruckt worden ist. Dieses ist n zwischen beiden Blättern eingeschlossen. Diess kann die gemeine Fälschung nicht verhüten, selbst die theilweise it, insofern das Muster mit der Hand nachgeahmt werden n.

Die Commission muss nach allem diesen auf das zurück- men, was sie in ihrem vorhergehenden Berichte angegeben , und sie will schliesslich ihr Urtheil über die Sicherheits- iere in wenig Worten zusammenfassen.

Man kann die Sicherheitspapiere in vier Classen theilen:

- 1) Diejenigen, welche gleichförmig mit einer zerstörbaren Farbe gefärbt sind. Sie gewähren keine Sicherheit, denn Jeder kann diese Färbung wegnehmen und wiederherstellen.
- 2) Diejenigen, deren Masse ungefärbte Reagentien enthält, welche sich beim Zusammenbringen mit solchen Agentien färben, welche die Schrift zerstören. Hierzu gehört das Mozart'sche Papier. Die einzige Nützlichkeit dieser Papiere würde darin bestehen, dass man Reagentien hineinbrächte, welche die gewöhnliche Tinte unauslöschbar, oder wenigstens schwer zerstörbar machten.
- 3) Man könnte Sicherheitspapiere herstellen, welche ausser einem unzerstörbaren Wasserzeichen eine farblose oder sehr blasse Vignette enthielten, die sich färbte, sobald eine Schriftfälschung versucht würde. Solche Papiere würden den allgemeinen wie partiellen Fälschungen widerstehen, aber doch weniger Garantie darbieten, als die von der Commission vorgeschlagenen.
- 4) Endlich kommen die Sicherheitspapiere, welche die Commission vorgeschlagen hat, wo die zerstörbare Farbe als unnachahmbare Vignette aufgedruckt wird. Sie hindern jede theilweise, und vermöge ihres Wasserzeichens auch jede allgemeine Fälschung.

Die vorstehenden Betrachtungen und Versuche führen die nmission zu folgenden Schlüssen:

214 Ueber Sicherheitspapiere und Sicherheitstinte

- 1) Das Mozard'sche Papier kann die allgemeinen schungen nicht verhüten.**
 - 2) Gut fabricirt und richtig benutzt kann es den theilv Fälschungen grosse Hindernisse in den Weg s ohne sie jedoch unmöglich zu machen.**
 - 3) Seine Anwendung zur Fabrication von Stempel oder zu Pässen u. s. w. würde fast ohne Nutzen überdiess ist es zu brennbar, als dass es zu so Behufe angewandt werden könnte.**
-

Organische Chemie.

I.

Ueber die Natur und Eigenschaften der Verbindung des Eiweisses mit dem Quecksilberchlorid.

Von

J. LASSAIGNE.

(Im Auszuge aus d. Ann. d. chim. Janv. 1837.)

Von allen Verbindungen des Quecksilberchlorids mit organischen Stoffen ist gewiss die, welche es mit dem Eiweiss bildet, die merkwürdigste. Bekanntlich zeigte Orfila im Jahre 1813 durch zahlreiche Versuche an Thieren, dass wegen der Unauflöslichkeit der Verbindung, in welcher die giftigen Wirkungen des Sublimats neutralisirt sind, das Eiweiss das sicherste Gegenmittel des Sublimats sei. Wenn nun auch die Verbindung in dieser Beziehung mit Sorgfalt studirt worden ist, so hat diess nicht in gleichem Maasse in Bezug auf ihre chemischen Eigenschaften Statt, so dass man ihre wahre Zusammensetzung noch immer nicht kennt. Einige nehmen an, dass die Verbindung aus Quecksilberchlorür und thierischer Materie bestehe. In diesem Falle müsste das Chlorid einen Theil seines Calors bei dem Zusammentreffen mit der organischen Substanz abgeben, das dann frei werden, oder sich in Salzsäure verändern müsste. Diess ist die Ansicht von Orfila. Dagegen suchte Chantourelle zu beweisen, dass der durch

Quecksilberchlorid in der Lösung des Eiweissstoffes hervorgebrachte Niederschlag eine einfache Verbindung des Eiweisses mit dem Sublimat sei.

Die Frage ist also noch unentschieden, und ihre Beantwortung ist der Gegenstand der nachfolgenden Versuche.

Wirkung des Quecksilberchlorids auf Eiweiss.

Eine filtrirte Eiweisslösung durch Einführen des Eiercweisses in sechs Mal so viel destillirtes Wasser bereitet, wurde mit überschüssiger Sublimatlösung gefällt, der Niederschlag an einem Filter gesammelt und wiederholt mit kaltem Wasser gewaschen. Er stellte eine weisse, vollkommen geschmacklose frischem Käse ähnliche Masse dar. Er enthält in diesem Zustande, auch wenn er zwischen Fliesspapier ausgepresst worden ist, 81,5 bis 82 % Wasser. Beim Trocknen wird er hornartig, durchscheinend, und nimmt eine gelbliche Färbung an. Seine Eigenschaften werden durch das Trocknen bedeutend verändert denn die Reagentien, welche ihn im frischen Zustande leicht auflösen, haben auf den getrockneten fast gar keine Wirkung.

Im wasserhaltigen Zustande ist die Verbindung keineswegs so absolut unlöslich im Wasser, als man gewöhnlich annimmt. Nach zwölfstündigem Waschen des Niederschlages löste sich in den letzten Waschwässern immer genug davon auf, um von den schwefelwasserstoffschwelligen Schwefelsalzen, Ammoniak und salpetersaurem Silber angezeigt zu werden. Es war sogar unmöglich, den Punkt zu erreichen, bei welchem das Waschwasser nichts mehr aufgelöst enthielt, woraus sich der hohe Grad der Löslichkeit der Verbindung im kalten Wasser ergiebt.

Bringt man die frischgefällte Verbindung mit alkalischen und sauren Lösungen, oder mit den Lösungen gewisser alkalischer Chlorüre, Jodüre und Bromüre zusammen, so löst sich der Niederschlag sehr leicht schon bei gewöhnlicher Temperatur auf. So geben Chlorkalium und Chlornatrium mit dem Niederschlage vollkommen klare Lösungen, die dann einen salzigen, schwach scharfen und zusammenziehenden Geschmack wie die löslichen Quecksilbersalze, besitzen. Eine tuncingbrachte Kupferplatte überzieht sich mit Quecksilber.

Phosphorsäure, schweflige Säure, Schwefelwasserstoff

Arseniksäure, Essigsäure, Kleesäure, Weinsteinsäure, Aepfelsäure und Traubensäure lösen den Niederschlag in der Kälte auf; dagegen besaßen die Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure und Gallussäure dieses Vermögen nicht.

Wirkung der alkalischen Chlorüre auf die Verbindung.

Die Löslichkeit der Eiweissverbindung in den alkalischen Chlorüren liess schon vermuthen, dass sie kein Quecksilberchlorür enthalten könne, da das Chlorür keine löslichen Verbindungen mit den alkalischen Chlorüren eingeht, wie es das Chlorid thut. Dazu kommt die Löslichkeit des Niederschlages in alkalischen Lösungen. Die Lösung der Eiweissverbindung in einer gesättigten Auflösung von Chlornatrium oder Salmiak besitzt unter anderen die Eigenschaft, mit dem Zinnchlorür, einen weissen unlöslichen Niederschlag zu geben, welcher bei Zusatz eines Ueberschusses von Zinnchlorür sogleich schwärzlich grau wird. Wenn man aber, ehe diese letztere Reaction eingetreten ist, den weissen, in den ersten Augenblicken gebildeten Niederschlag mit kaustischem Kali oder Aetzammoniak zusammenbringt, so wird er augenblicklich schwarz und verhält sich wie Quecksilberchlorür. Diese Erscheinungen, entsprechend der bekannten directen Wirkung des Zinnchlorürs auf die Lösung des Quecksilberchlorids, beweisen, dass das Quecksilber in der Verbindung als Chlorid und nicht als Chlorür enthalten ist. Eine andere Thatsache bestätigt diess. Ein Theil der Auflösung der Eiweissverbindung in Chlornatrium wurde in einer verkorkten Glasröhre mit ihrem sechsfachen Volumen Aether geschüttelt. Die Flüssigkeit gerann, und der grösste Theil des Aethers schied sich ab und schwamm oben auf. Dieser Aether wurde vorsichtig abgenommen und auf einer Glasschale der Verdunstung überlassen. Er hinterliess einen weissen Rückstand, der sich in Wasser gelöst wie die Verbindung von Quecksilberchlorid mit Chlornatrium verhielt; die Lösung wurde von Kali gelb, von Jodkalium roth, von Ammoniak und salpetersaurem Silber weiss gefällt; auf metallischem Kupfer setzte sie Quecksilber ab.

Indessen ist der Aether nicht im Stande, der Verbindung unter den angegebenen Umständen allen Sublimat zu entziehen; es war also nicht möglich, die quantitative Analyse auf diese Weise auszuführen.

Die Ursache hiervon liegt theils in der Verwandtschaft des Quecksilberchlorids zum Chlornatrium, welche eine in Schwefeläther schwer lösliche Verbindung bilden, theils in der Affinität des Eiweisses zum Sublimat, denn der durch Aether precipitirte und mit Aether gewaschene Eiweissstoff enthält noch viel Quecksilber.

Wurde die Lösung der Eiweissverbindung in Chlornatrium in der Wärme zum Gerinnen gebracht, so enthielt die geklärte Flüssigkeit zwar etwas Quecksilberchlorid, der grösste Theil aber hatte mit dem coagulirten Eiweiss eine in Wasser so wie in den alkalischen Chlorüren unlösliche Verbindung gebildet.

Dieser Versuch beweist, dass das Eiweiss, wenn es durch die Wärme zum Gerinnen gebracht wird, nur wenig von seiner Verwandtschaft zum Quecksilberchlorid verliert, dass aber die Cohäsion der Verbindung sie dann unlöslich in den gewöhnlichen Lösungsmitteln macht.

Eine hiervon abhängige Thatsache ist, dass das Eiweiss seine charakteristischen Eigenschaften durch die Verbindung mit Quecksilberchlorid nicht verliert; die Verbindung in der Lösung eines alkalischen Chlorürs aufgelöst verhält sich, wie sie der Wirkung der Wärme ausgesetzt oder mit gewissen Mineralsäuren zusammengebracht wird, wie eine reine Eiweisslösung. Dieser Umstand scheint ebenfalls zu beweisen, dass das Eiweiss durch die Verbindung mit Quecksilberchlorid keine Zersetzung erleidet.

Wirkung der alkalischen Lösungen auf die Verbindung des Eiweisses mit Quecksilberchlorid.

Die Auflösungen von Kali und Natron, Kalkwasser und verdünntes Ammoniak lösen die wasserhaltige Verbindung bei gewöhnlicher Temperatur sehr leicht auf. Diese Auflösungen trüben sich sehr bald, werden milchig, färben sich dann gelb und lassen nach einiger Zeit ein schwärzlich graues Pulver fallen, welches feinzertheiltes Quecksilber ist; Ammoniak bewirkt diese Reduction erst nach längerer Zeit selbst bei abgehaltenem Lichte, unstreitig wegen der Affinität, welche das gebildete Quecksilberoxyd zu diesem Alkali hat.

Ohne Zweifel wird das Quecksilberchlorid, welches in der Verbindung enthalten ist, nicht ohne Zersetzung von den alk-

lischen Lösungen aufgenommen, und es entsteht Quecksilberoxyd, wie bei der bekannten Wirkung des Kalis und Natrons auf das freie Chlorid. Bei der Untersuchung darüber, warum das so unlösliche Quecksilberoxyd sich nicht augenblicklich ausscheide, ergab sich, dass das freiwerdende wasserhaltige Oxyd sich bei Gegenwart von Alkali in dem überschüssig angewandten Eiweiss wieder auflöse.

Bestimmung der Menge des Quecksilberchlorids in der Eiweissverbindung.

Es gelang nicht, das Quecksilber durch Schwefelwasserstoff als Schwefelquecksilber aus der Auflösung des Niederschlags in Chlornatrium auszuscheiden. Die Bestimmung geschah deshalb aus der Menge von Chlorsilber, welche ein gegebenes Gewicht des Niederschlags lieferte, nachdem es mit einem kohlensaurem Natron geglüht worden war.

2,150 Grm. des wasserhaltigen Präcipitats, entsprechend 1,430 der wasserfreien Verbindung, wurden in einem Platiniegel mit kohlensaurem Natron geglüht, die entstandene Kohle wurde mit siedendem Wasser ausgelaugt und die Lösung nach Sättigung mit Salpetersäure durch salpetersaures Silber gefällt. Der Niederschlag betrug 0,030 Grm. Chlorsilber, entsprechend 1,028 Quecksilberchlorid.

Hiernach würde die Verbindung in 100 Th. bestehen aus:

Eiweiss	93,45
Quecksilberchlorid	6,55
	<hr/>
	100,00

entsprechend, nach des Verfassers Annahme, 10 Atomen Eiweissstoff auf 1 At. Quecksilberchlorid.

Wirkung des frischbereiteten Quecksilberchlorürs auf Eiweiss.

Reiner weisser Präcipitat wurde mit einer concentrirten Eiweissauflösung 5 Tage lang bei $+10^{\circ}$ unter öfterem Umschütteln zusammengestellt. Es erfolgte dabei keine Verbindung, überhaupt keine sichtbare Veränderung, und sowohl der Präcipitat als die Lösung fanden sich bei der Untersuchung unverändert.

Untersuchung der Wirkung des Aethers auf Quecksilberchlorür

Um dem Einwurfe zu begegnen, dass die Löslichkeit des Quecksilberchlorids in Aether bei dem oben beschriebenen Versuche die Zersetzung eines Theils von Chlorür, das in der Eiweissverbindung enthalten sein könnte, bewirkt habe, untersuchte der Verf., ob bei der Digestion von Aether mit Quecksilberchlorür eine Zersetzung vor sich gehe. Es ergab sich aber, dass das Quecksilberchlorür vollkommen unlöslich in Aether ist, und von diesem nicht zersetzt wird.

Wirkung des Aethers auf die Lösung des Chlorquecksilbers in Chlornatrium.

In Bezug auf die oben mitgetheilten Versuche schien es nöthig, den Grad der Auflöslichkeit dieses Salzes in Aether anzumitteln.

Eine Lösung von Chlorquecksilber - Chlornatrium wurde durch Auflösen von 0,854 Gr. Quecksilberchlorid und 0,733 Gr. geschmolzenen Chlornatrium in 100 Grm. Wasser bereitet. Diese Mengen entsprechen genau 1 At. Quecksilberchlorid und 2 At. Chlornatrium.

Die Auflösung wurde in einer Flasche mit dem doppelten Volumen Aether (14,310 Grm.) mehrere Minuten lang geschüttelt. Nach dem Absetzen wurde der Aether abgenommen und bei gelinder Wärme verdunstet, er hinterliess 0,052 Grm. Rückstand aus 0,029 Grm. Quecksilberchlorid und 0,023 Grm. Chlornatrium, also in dem Verhältnisse wie in der wässrigen Lösung bestehend. Dieser Versuch beweist die geringe Löslichkeit des Doppelsalzes in Aether, und bestätigt zugleich die aus den obigen Versuchen gezogenen Schlüsse.

Wirkung des Eiweisses auf die Lösung des Chlorquecksilbers in Chlornatrium.

Um die Wirkungen einer Eiweisslösung auf die Lösung des Chlorquecksilber - Chlornatriums kennen zu lernen, wurde die letztere aus ihren Bestandtheilen im richtigen Verhältnisse gebildet. Sie fällte das Eiweiss zwar, jedoch minder reichlich als die Auflösung des reinen Quecksilberchlorids. Um zu erfahren, in welchem Verhältnisse das Chlornatrium mit dem Quecksilberchlorid verbunden sein müsse, um die Fällung zu

Eiweisses zu verhindern, wurden zwei andere Auflösungen bereitet, eine, in welcher die beiden Chloride zu einem Atom von jedem, und eine andere, worin sie in dem Verhältnisse von 2 Atomen Quecksilberchlorid zu 3 At. Chlornatrium enthalten waren. Letztere Auflösung bildete keinen Niederschlag mit Eiweiss, die erstere aber gab noch eine schwache Fällung. Das Quecksilberchlorid mit $1\frac{1}{2}$ Atomen Chlornatrium verbunden giebt also eine lösliche Verbindung mit Eiweiss.

Hiernach könnte man glauben, dass das frischgefällte Chlorquecksilber-Eiweiss durch Kochsalz vollständig aufgelöst werden müsste, sobald die Menge desselben das Verhältniss von 3 Atomen zu 2 At. des in der Verbindung enthaltenen Quecksilberchlorids erreicht hat. Diess ist jedoch nicht der Fall, man braucht im Allgemeinen weit mehr Kochsalz, was vielleicht von der Cohäsion der Verbindung, vielleicht aber auch davon abhängt, dass die Verwandtschaft des Eiweisses zum Quecksilberchlorid die Affinität des letzteren zum Kochsalze vermindert. Zwei Grammen Chlorquecksilber-Chlornatrium in destillirtem Wasser vertheilt brauchten 0,110 Grm. geschmolzenes Chlornatrium, um in eine emulsionähnliche Flüssigkeit verwandelt zu werden, in welcher kein Niederschlag mehr bemerkbar war, als aber die Menge des Salzes auf 0,400 Grm. vermehrt wurde, löste sich die Verbindung vollkommen.

Die Verbindungen des Chlorquecksilber-Eiweisses mit Chlorkalium und Chlornatrium scheinen nur unter der Temperatur, bei welcher das Eiweiss gerinnt, im flüssigen Zustande existiren zu können. Bei jener Temperatur scheidet sich das Eiweiss mit einem Antheile Quecksilberchlorid verbunden ab, wie schon oben bemerkt wurde. Man kann diese Verbindungen nicht in fester Form erhalten, bei freiwilligem Verdunsten, an der Luft oder im luftleeren Raume, krystallisirt der grösste Theil des Chlorürs heraus, und die Sublimatverbindung des Eiweisses wird in Wasser unlöslich.

Wirkung des Faserstoffs auf das Quecksilberchlorid.

Wenn man nach Angabe einiger Schriftsteller Faserstoff oder ein Stück Muskelfleisch in eine wässrige Auflösung von Quecksilberchlorid bringt, so bildet sich sogleich ein weisser Niederschlag, welcher nichts anderes sein soll, als Quecksilber-

chlorür. Das Fleisch verliert seinen Zusammenhang und zerreiblich. Die Flüssigkeit, innerhalb welcher diese Wirkung vor sich geht, röthet den Veilchensyrup, statt ihn zu grün; zum Beweise, dass sie eine freie Säure enthält, und die Analyse weist nach, dass diess Salzsäure ist. Hieraus hat man geschlossen, dass der Aetzsublimat durch den thierischen Faserstoff zersetzt werde. Diese Annahme ist jedoch nicht gehörig erwiesen.

Weisser Blutfaserstoff wurde bei gewöhnlicher Temperatur in eine Auflösung von Sublimat gebracht. Er zog sich sogleich ein wenig zusammen, wurde weisser, undurchsichtiger und verlor zum Theil seine Elasticität. Ein Theil davon wurde nach 15 Minuten herausgenommen, gewaschen und mit alkalischen Auflösungen behandelt. Es entstand hierbei keine schwarze Färbung an der Oberfläche, was hinlänglich beweist, dass sich kein Quecksilberchlorür auf derselben abgesetzt haben konnte.

Ein anderer Theil wurde drei Tage in der Flüssigkeit gelassen, und nahm dabei noch grössere Consistenz und Undurchsichtigkeit an. Die überstehende Flüssigkeit enthielt noch immer viel Sublimat und hatte nicht mehr Wirkung auf Lakmus als vorher.

Nach der Annahme, dass der Faserstoff die Sublimatlösung zersetze, müsste sich in der Flüssigkeit entweder Chlor oder Salzsäure vorfinden; letzteres ist allgemein angenommen worden. Als aber ein Theil der erhaltenen Flüssigkeit mit Krebseisenzusammengebracht wurde, entstand kein Aufbrausen, obwohl ein Tropfen verdünnter Salzsäure absichtlich zugesetzt sogleich ein schwaches Aufbrausen bewirkte. Ein Theil der Flüssigkeit, in welcher der Faserstoff gelegen hatte, wurde mit reinem Quecksilber in einer Flasche geschüttelt, alles noch darin vorhandene Chlorid wurde dadurch in Chlorür verwandelt, das sich mit dem Quecksilber niederschlug. Die Flüssigkeit zeigte aber nach dieser Behandlung keine Spur von saurer Reaction.

Auch freies Chlor konnte nicht entdeckt werden, die Abwesenheit alles Chlorgeruchs und der Mangel aller Einwirkungen der Flüssigkeit auf eine schwache Lösung von Indigblau verbannen jeden Gedanken an eine Ausscheidung von Chlor aus dem Quecksilberchlorid durch den Faserstoff.

Was den Faserstoff anbetrifft, welcher in der Sublimat-

sung gelegen hatte, so habe ich mich durch Behandlung desselben mit gesättigter Kochsalzlösung, mit alkalischen Auflösungen und mit Zinnchlorür überzeugt, dass er wie der Eiweissstoff mit Quecksilberchlorid verbunden ist, und dass diese Verbindung sich in mehrfacher Hinsicht wie die entsprechende Eiweissverbindung verhält.

Sie wird zum Theil zersetzt, wenn man sie in eine gesättigte Auflösung von Kochsalz oder Salmiak bringt. Die salzige Lösung enthält dann einen Antheil des Sublimats, und der zurückbleibende Faserstoff, obwohl er nicht vollkommen von dem darin enthaltenen Chloride frei wird, nimmt den grössten Theil seiner vorherigen Eigenschaften, seine Halbdurchsichtigkeit, Elasticität und gewöhnliche Consistenz wieder an.

Obgleich alle diese Thatsachen beweisen, dass der Aetzsublimat in Berührung mit Faserstoff und Eiweiss sich mit ihnen verbindet, ohne eine Zersetzung zu erleiden, so bin ich doch weit entfernt zu glauben, dass diese Verbindungen ohne Zersetzung längere Zeit, besonders unter dem Einflusse des Lichtes, zu bestehen vermöchten. Einige Versuche mit diesen Verbindungen, welche mehrere Monate alt waren, bewiesen, dass die eingetretene oberflächliche und geringe Zersetzung ein secundäres von den angegebenen Umständen abhängiges Resultat sei. Diese Zersetzung ist ganz bekannten Thatsachen gemäss, nach welchen der Sublimat in Berührung mit Thier- und Pflanzenstoffen sich allmählig in Quecksilberchlorür verwandelt.

Schlussfolgerungen.

- 1) Eiweissstoff und Faserstoff verbinden sich unmittelbar mit Quecksilberchlorür, ohne eine Zersetzung zu erleiden.
- 2) Die Verbindung des Eiweisses mit Quecksilberchlorid ist in der Kälte in den Lösungen der alkalischen Chlorüre, Salpêtre und Bromüre auflöslich.
- 3) Die Verbindung des Eiweisses mit Quecksilberchlorid (Chlorquecksilber-Eiweiss, chlorohydrargirate d'albumine) besteht aus 10 At. Eiweiss und 1 At. Quecksilberchlorid.
- 4) Die Löslichkeit der genannten Verbindung in Kochsalzlösung verdient die Aufmerksamkeit der Aerzte. Es müssen bei Behandlung der Vergiftungen mit Quecksilberchlorid mit Eiweiss sobald als möglich Brechmittel angewandt werden, um

die Wiederauflösung der unlöslichen Verbindung durch das in den Speisen enthaltene Kochsalz zu verhindern.

5) Bei der zuerst von Chaussier vorgeschlagenen Anwendung des Aetzsublimats zur Conservation anatomischer Präparate bildet sich zwischen dem organischen Gewebe und dem Sublimat eine ähnliche Verbindung wie die, welche Eiweiß und Faserstoff geben.

II.

Ueber die Aether einiger Brenzsäuren und einen neuen durch die Wirkung des Chlors auf Schleimsäureäther entstehenden Aether.

Von

J. MALAGUTI.

(Annal. d. chim. Mars 1837.)

Der Zweck, welchen ich bei der Darstellung der Aether einiger Brenzsäuren vor Augen hatte, war keinesweges die Berichtigung der Analysen dieser Säuren, da kein Zweifel der Richtigkeit derselben ist. Da aber die Aether der Brenzsäuren noch nicht bekannt waren, so hoffte ich bei dem Studium derselben einige Thatsachen aufzufinden, die mich in Verbindung mit anderen von mir gemachten Erfahrungen in Stand setzen würden, die Brenzsäuren unter einem eigenthümlichen Gesichtspuncte zu betrachten.

Nachdem ich den Brenzeitronenäther, Brenzschleimäther und Brenzweinäther gefunden und untersucht, und mich darüber überzeugt hatte, dass diese Körper nicht geeignet seien, meine Voraussetzungen zu bestätigen, gab ich es auf, neue Verbindungen der Art zu suchen, und entschloss mich, die gemachten Erfahrungen bekannt zu machen, weniger um einige neue zusammengesetzte Aetherarten, als um die interessante Art der Einwirkung kennen zu lehren, welche das Chlor auf die dieser Aetherarten, den Brenzschleimäther, ausübt.

Ich werde deshalb vorzüglich den Brenzschleimäther im Detail beschreiben, und die beiden anderen kürzer, da sie nicht mehr Interesse darbieten, als ein anderes Salz, aus einer bekannten Base und einer bekannten Säure zusammengesetzt.

erhält den Brenzweinäther und Brenzcitronenäther auf Weise wie den Citronenäther, mit dem einzigen Unterschiede, dass man 4 bis 5 Mal cohobiren, und Salzsäure und Schwefelsäure anwenden muss.

Alle Aetherarten sind destillirbar, aber ein Theil zersetzt der destillirte Theil ist nach dem Waschen sehr rein.

Unterschiede zwischen beiden Verbindungen, die sich in Hinsicht ähnlich sind, ergeben sich aus folgender Tabelle:

	Brenzcitronenäther.	Brenzweinäther.
Flüssig.	Flüssig.	desgleichen.
Farblos u. durchsichtig.	Farblos u. durchsichtig.	desgleichen.
Bitter durchdringend.	Bitter durchdringend.	desgleichen.
Schwach kalmusähnlich.	Schwach kalmusähnlich.	desgleichen.
Gewicht.	1,040 bei $+ 18,5^{\circ}$ C.	1,016 bei $18,5^{\circ}$ C.
Löslichkeit.	In allen Verhältnissen in Alkohol und Aether, aber kaum merklich in Wasser löslich.	desgleichen.
Siedepunkt.	Bei $+ 225^{\circ}$ bei $75,8$ M., er erhöht sich aber bald, da ein Theil zersetzt wird.	Bei 218° ($75,8$ M.), übrigens wie Brenzcitronenäther.
Neutralität.	Neutral.	desgleichen.
Reinheit.	In der Kälte fast unentzündlich, aber brennbar bei höher. Temper.	desgleichen.
Reaction des Kali.	Bildung von Kalisalz und Alkohol.	desgleichen.
Reaction Ammoniak.	Keine.	desgleichen.
Reaction des Kalk-, Strontian-, so wie des Silber.	In Salpetersäure löslicher Niederschlag.	Keine Fällung.

	Brenzcitronenäther.	Brenzwe...
Wirkung der Salpe- tersäure.	In der Kälte keine; in der Wärme langsame Zersetzung.	Gleiche W... aber mit gro... Energie.
Wirkung d. Salzsäure.	Keine, weder in der Wärme noch in der Kälte.	In der Kälte... sung ohne Z... zung; bei 80... fortige Zersetzung.
Wirkung der Schwefel- säure.	In der Kälte Auflö- sung ohne Zersetzung, in der Wärme sofort- tische Zersetzung mit Entwicklung von schwefliger Säure und Bildung eines kohli- gen Absatzes.	In der Kälte... sung und lang... Zersetzung; in Wärme sofort- setzung mit En- wicklung von sch- wefliger Säure und Bildung von Koh-
Wirkung des Chlors, Broms und Joda.	Keine.	desgleichen.
Wirkung d. Wassers.	Bei längerer Einwir- kung Zersetzung in Säure und Alkohol.	desgleichen.

Die folgenden Analysen bestätigen vollkommen die Zusammensetzung und das Atomgewicht, wie sie von Dumas für die Brenzeitronensäure und von Pelouze für die Brenzweinsäure angegeben worden sind.

0,336 Gr. Brenzeitronenäther gaben:

Kohlensäure 0,709 = Kohlenstoff 58,34
Wasser 0,230 = Wasserstoff 7,59.

0,680 Gr. gaben:

Kohlensäure 1,440 = Kohlenstoff 58,55
Wasser 0,474 = Wasserstoff 7,73.

Hieraus ergibt sich im Mittel:

Gefunden:	Berechnet:	
Kohlenstoff 58,44 = C ₁₈	687,933 *) 58,53	Brenzcitronen- säure. C ₁₀ H ₄ O ₃ + C
Wasserstoff 7,66 = H ₁₄	87,357 7,43	
Sauerstoff 33,90 = O ₄	400,000 34,04	
100,00	1175,290 100,00.	

*) Der Verf. nimmt mit Dumas das Atomgewicht des Kohlenstoffes halb so gross an als Berzelius.

0,380 Gr. Brenzweinäther gaben:

Kohlensäure 0,794 = Kohlenstoff 57,77
Wasser 0,302 = Wasserstoff 8,82.

0,566 Gr. gaben:

Kohlensäure 1,169 = Kohlenstoff 57,10
Wasser 0,435 = Wasserstoff 8,58.

Dies giebt im Mittel:

Gefunden:		Berechnet:		Brenzwein- säure. Aether. $C_{10}H_8O_3 + C_8H_{10}O$
Kohlenstoff	57,43 = C_{18}	687,933	57,91	
Wasserstoff	8,67 = H_{16}	99,827	8,31	
Sauerstoff	33,90 = O_4	400,000	33,78	
	100,00	1187,760	100,00	

Brenzschleimäther.

Man bereitet den Brenzschleimäther durch Abdestilliren der Hälfte des Volums und 4- bis 5maliges Zurückgeben des Ueber-
gegangenen aus einem Gemische von 10 Th. Brenzschleimsäure,
1) Alkohol von 0,814 und 5 Salzsäure. Bei der letzten Des-
tillation unterbricht man die Operation, wenn die übergchende
Flüssigkeit sich zu färben anfängt. Man mischt das Destillat
mit Wasser, wobei sich eine ölige Substanz ausscheidet, die in
wenig Minuten in Tafeln und Prismen mit 4-, 6- oder 8seitiger
Basis krystallisirt. Man bringt diese Krystalle auf ein Filter,
wascht sie mit kaltem Wasser und trocknet sie durch Auspres-
sen zwischen Fliesspapier. Um sie ganz rein zu erhalten, muss
man sie mehrmals destilliren, bis sie keine Spur eines Rück-
standes mehr hinterlassen. Dabei ist es nöthig, die kleine
Menge von Flüssigkeit abzusondern, welche sich am Halse der
Retorte condensirt, ehe die Masse ins Sieden kommt.

Auf diese Weise erhält man den Brenzschleimäther voll-
kommen rein, und er zeigt dann folgende Eigenschaften.

Er stellt eine blättrige Masse mit 4-, 6- und 8seitigen Flä-
chen dar, die einem Prisma mit rhomboidaler Basis angehören,
farblos, durchsichtig, und fühlt sich sehr fettig an. Der
starke Geruch erinnert an das benzoësaure Methylen und et-
was an Naphthalin. Auf die Zunge gebracht bewirkt er zuerst
ein Gefühl von Kälte, dann einen stechenden, bittern und vor-
übergehenden Geschmack, wie manche flüchtige Oele, zuletzt
einen angenehmen Nachgeschmack, der zwischen Fenchel und

Anis steht. Specifisches Gewicht 1,297 bei 20°; Schmelzpunkt + 34, Siedepunkt zwischen 208 bis 210 bei 75,6 M. Bei der Destillation bleibt weder ein Rückstand, noch tritt merkliche Veränderung ein. Er löst sich in allen Verhältnissen in Alkohol und Aether, aber kaum merklich in Wasser. Er besitzt keine Wirkung auf Pflanzenfarben; bei gewöhnlicher Temperatur an ein brennendes Licht gebracht entzündet er sich nicht. Kali und Natron wirken auf den Brenzschleimäther und auf die übrigen zusammengesetzten Aetherarten. Ammoniak wirkt nicht darauf. Kalk-, Baryt- und Strontianwasser wirken in der weingeistigen Lösung des Brenzschleimäthers keinen Niederschlag, welcher bei Zusatz einiger Tropfen Wasser verschwindet. Kalte Salpetersäure macht den Brenzschleimäther anfangs flüssig, löst ihn auf und zersetzt ihn. Schwefelsäure lösen ihn in der Kälte ohne Zersetzung auf. Anwendung von Wärme zersetzen sie ihn. Wird der Brenzschleimäther aufbewahrt, so verändert er sich, er wird gelb gefärbt und hinterlässt einen Rückstand bei der Destillation. Wegen dieser leichten Veränderlichkeit muss man den Aether, wenn man ihn zu Versuchen anwendet, immer ein oder mehrere Male destilliren, weil man ausserdem sich nicht auf die Resultate verlassen kann.

Die von mir gefundene Zusammensetzung des Brenzschleimäthers beweist die Genauigkeit der Analyse der Säure, worüber vor einigen Jahren von Pelouze angestellt worden ist, wie die Richtigkeit des von Boussingault bestimmten Atomgewichts.

1) Substanz 0,423.

Kohlensäure 0,922 = Kohlenstoff 60,26

Wasser 0,225 = Wasserstoff 5,90.

2) Substanz 0,512.

Kohlensäure 1,111 = Kohlenstoff 60,00

Wasser 0,269 = Wasserstoff 5,83.

Hieraus ergibt sich im Mittel:

Gefunden:		Berechnet:		$\left. \begin{array}{l} \text{Brenzschleim-} \\ \text{säure.} \end{array} \right\} \text{Aether}$ $\text{C}_{20}\text{H}_8\text{O}_5 + \text{C}_8\text{H}_8$
Kohlenstoff	60,26 = C_{28}	1070,118	60,45	
Wasserstoff	5,86 = H_{18}	99,936	5,64	
Sauerstoff	33,88 = O_8	600,000	33,91	
	100,00	1769,954	100,00	

Ich benutzte die vollkommene Flüchtigkeit des Brenzschleimäthers, um die Dichte seines Dampfes nach der Methode von Dumas zu bestimmen. Die erhaltenen Data waren:

Ueberschuss des dampfvollen über den	
mit Luft gefüllten Ballon	0,473
Temperatur des Dampfes	+ 290°
Barometerstand	0,765 M.
Lufttemperatur	+ 19
Inhalt des Ballons	212 C. C.

Hieraus ergibt sich das Gewicht von 1000 Cub. C. des Dampfes bei 0° und 0,76 M. Bar. = 6,312 Gr. und die Dichtigkeit dieses Dampfes = 4,859.

Die Berechnung giebt:

28 Vol. Kohlenstoff	11,799
16 Vol. Wasserstoff	1,100
6 Vol. Sauerstoff	6,615
	<hr/>
	19,514
	<hr/>
	4 = 4,878.

Das Atom des Brenzschleimäthers gleicht demnach darin dem der meisten übrigen zusammengesetzten Aetherarten, welches gewöhnlich 4 Volumen Dampf entspricht.

Wirkung des Chlors auf den Brenzschleimäther.

Lässt man einen Strom von gewaschenem und trockenem Chlor am Boden eines mit reinem Brenzschleimäther gefüllten Cylinders eintreten, so bemerkt man, dass der Aether schmilzt, sich beträchtlich erwärmt und bei längerer Einwirkung des Chlors sich gelb färbt. Dabei entweicht nun das überschüssige Chlor, war aber das einströmende Chlor nicht vollkommen trocken und rein, so findet eine schwache Entbindung von Salzsäure Statt. Man lässt das Chlor so lange hindurchstreichen, bis alle Temperaturerhöhung verschwunden und die Temperatur der Flüssigkeit constant geworden ist. Darauf leitet man einen Strom von trockner Luft hindurch, bis die Flüssigkeit entfärbt ist, und bewahrt diese sodann im luftleeren Raume oder in vollkommen gefüllten und gut verschlossenen Flaschen auf. Vergleicht man das Gewicht des angewandten Brenzschleimäthers mit dem des Products, so findet man es auf das Doppelte erhöht.

Die erhaltene Flüssigkeit, welche ich Chlor-Brenzschleimäther (*éther chloropyromucique*) nennen will, ist vollkommen durchsichtig, von Syrupsconsistenz, sie besitzt einen starken und angenehmen Calicanthus-Geruch, einen bitteren Geschmack, der sich langsam entwickelt, aber sehr anhaltend ist. Ihr specifisches Gewicht ist bei $+ 19,5 = 1,496$, sie reagirt nicht auf die Pflanzenfarben und ist nicht flüchtig; will man sie destilliren, so entwickelt sich eine beträchtliche Menge Salz, die Masse schwärzt sich, wird dick, setzt Kohle ab, und das flüssige Product der Destillation beträgt nur sehr wenig im Verhältniss zur angewandten Menge. Sie löst sich sehr leicht in Alkohol und Aether auf; der feuchten Luft ausgesetzt wird sie weiss wie Milch, im luftleeren Raume nimmt sie ihre Durchsichtigkeit wieder an, aber man findet dann in der Masse eine kleine Menge Salzsäure. Wasser bringt dieselbe Veränderung hervor wie feuchte Luft, aber schneller, hervor. Uebergiesst man Chlor-Brenzschleimäther mit einer heissen und concentrirten Kalilösung, so färbt sich die Masse sogleich, der Aether verschwindet und es entsteht unter lebhafter Reaction ein weißer käsiger Niederschlag. Verdünnt man die Masse mit einer gewissen Menge Wasser und bringt die Temperatur bis zum Sieden, so verschwindet der Niederschlag, es entwickelt sich ein Alkohol, und in der Flüssigkeit, die nun tief roth erscheint, findet man Chlor, aber keine Brenzschleimsäure. Lässt man trockenes Ammoniakgas auf eine weingeistige Auflösung des Chlor-Brenzschleimäthers wirken, so entsteht salzsaures Ammoniak, eine kleine Menge blausaures Ammoniak, es wird viel Kohle abgesetzt, aber es entbindet sich nur der Ueberschuss des Ammoniakgas. Alle diese Erscheinungen sind von Erhöhung der Temperatur begleitet.

Diese Eigenschaften beweisen unwiderleglich, dass Brenzschleimäther, wenn er der Einwirkung des Chlors ausgesetzt wird, sich in einen eigenthümlichen Körper von verschiedenen Eigenschaften verwandelt. Die Analyse wird uns über die Natur desselben einigen Aufschluss geben.

Die Versuche wurden mit Proben von verschiedenen Probenstellen angestellt. Es wurde der Liebig'sche Apparat angewandt, und alle Sorge getragen, dass das sich bildende Chlorkupfer am Anfange des Chlorcalciumrohres vermöge

niederen Temperatur sich verdichten musste, während das Wasser noch verdampfen konnte.

1) Substanz 0,601.

Kohlensäure 0,651 = Kohlenstoff 29,95

Wasser 0,153 = Wasserstoff 2,82.

2) Substanz 0,778.

Kohlensäure 0,852 = Kohlenstoff 30,28

Wasser 0,192 = Wasserstoff 2,73.

Das Chlor suchte ich zu bestimmen, indem ich eine gewisse Menge Chlor-Brenzschleimäther in einer Röhre mit kausischem Kalk erhitzte, der kurz vorher gewaschen und geglüht worden war. Ich löste dann das Ganze in reiner Salpetersäure auf, filtrirte und fällte es durch salpetersaures Silber.

1) Substanz 1,130.

Chlorsilber 2,287 = Chlor 49,91.

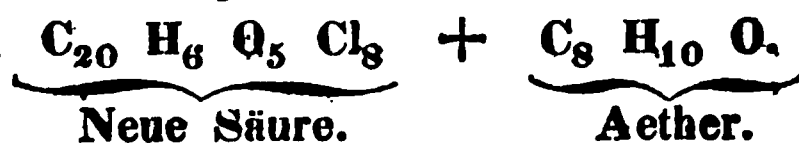
2) Substanz 1,802.

Chlorsilber 3,634 = Chlor 49,75.

Das Mittel aus diesen Analysen ist:

Gefunden:				Berechnet:	
Kohlenstoff	30,11 =	C ₂₈	1070,11	30,22	
Wasserstoff	2,77 =	H ₁₆	99,83	2,81	
Chlor	49,83 =	Cl ₈	1770,60	50,00	
Sauerstoff	17,29 =	O ₆	600,00	16,97	
100,00			3540,54	100,00.	

Berücksichtigt man die gänzliche Abwesenheit aller bemerkbaren Zersetzungserscheinungen bei der Einwirkung des Chlors auf den Brenzschleimäther, und die Erscheinungen bei der Einwirkung des Kalis auf die neue Verbindung, nämlich die Entwicklung von Alkohol und das Verschwinden der Brenzschleimsäure, so wird es sehr wahrscheinlich, dass das Chlor sich ganz einfach mit der Säure des Aethers verbindet und eine neue Säure bildet, ohne weder die Zusammensetzung der Base noch die Art des Products zu verändern. Die rationelle Formel dieses neuen Körpers würde sein:



Nämlich ein neuer zusammengesetzter Aether, der aus einem Aethern Aether durch blosse Zufügung eines neuen Elementes

entpräuge. Leider wirken Kali und Ammoniak mit solcher Energie auf den neuen Aether, dass man nicht hoffen darf, die neue Säure zu isoliren, deren Name sein würde: *Chlorbrenzschleimsäure* (*a. chloropyromucique*). Die Wirkung des Chlors auf den Brenzschleimäther ist ohne anderes Beispiel. Allerdings kennt man die Wirkungen des Chlors auf die zusammengesetzten Aetherarten fast noch gar nicht, aber das Wenige, was man davon kennt, bietet keinen analogen Fall dar. Ich habe die Wirkung des Chlors auf Citronenäther, Schleimäther, Brenzcitronenäther, Brenzweinäther, Kampheräther und Ornanthäther untersucht; mit Ausnahme der beiden letzteren zeigten die übrigen keine Reaction, und die Erscheinungen, welche bei der Einwirkung des Chlors auf Kampheräther und Ornanthäther beobachtet habe, sind Substitutionserscheinungen, die ich später beschreiben werde, und die mit denen, welche bei Brenzschleimäther eintreten, in keinem Bezuge stehen.

III.

Versuch über die Wirkung des Chlors auf die holländische Flüssigkeit (Liqueur des Hollandais) und einige Aetherarten.

Von

LAURENT.

(Annal. d. chim. Dechr. 1836.)

In der Uebersicht der organischen Verbindungen, die ich mit Hülfe meiner Theorie entwarf, habe ich, hauptsächlich der Reihe des Aetherins, verschiedene hypothetische Verbindungen eingeschaltet. Bei dem Bestreben, diese Hypothesen zum Theil durch's Experiment zu bestätigen, versuchte ich auch die Wirkung des Chlors auf mehrere ätherische Verbindungen wie z. B. auf die holländische Flüssigkeit, den Hydrochloräther, das essigsaure Methylen u. s. w. Diese kostspielig darzustellenden Stoffe sind so flüchtig, dass das Chlor, welches darauf wirken liess, durch die dadurch entwickelte Salzsäure den grössten Theil davon mit sich nahm, weshalb mir sorgfältigeren Untersuchung nicht Stoff genug übrig blieb. A

betrachte ich einen Theil dieser Arbeit nur als einen Versuch, der noch viel zu thun übrig lässt.

Wirkungen des Chlors auf die holländische Flüssigkeit.

In einer Anmerkung, welche ich über das Chlorür des Aldehydens mitgetheilt habe, benannte ich zwei unbekannte Verbindungen mit den Namen Chlorätheris und hydrochlorsaures Chlorätheris. Dabei theilte ich auch die Methode mit, sie darzustellen. Hierzu musste man jedoch das gasförmige Chlorür des Aldehydens sich erst darstellen, und darauf abwechselnd das Chlor und das Kali einwirken lassen. Später habe ich mich dazu einer kürzeren Methode bedient. Die holländische Flüssigkeit brachte ich in einen kleinen Kugelapparat von Liebig, und liess darauf trocknes und gewaschenes Chlor streichen. Die ersten Tage, während welcher sich stets Chlorwasserstoffsäure entwickelte, operirte ich sehr langsam. Die Flüssigkeit färbte sich gelb, was von einem Ueberschuss von aufgelöstem, nicht gebundenem Chlor herrührte, welches nicht sogleich reagirt, denn durch gelinde Erwärmung entwickelt sich augenblicklich dieses Chlor, und die Flüssigkeit wird umgefärbt, obgleich sie immer noch Wasserstoff an das Chlor, das man noch hineinstreichen lässt, abzugeben fortfährt. Den zweiten Tag liess ich die Operation etwas schneller gehen, und erhitzte zugleich die Flüssigkeit, welche weniger flüchtig geworden war, ein wenig. Zu Anfang des dritten Tages entwickelte sich noch etwas Chlorwasserstoffsäure. Gegen Mitte des Tages entdeckte ich im Rohre des Apparats einige quadratische krystallinische Schüppchen; da ich annahm, dass es kohlensaures Chlorid (chloride carbonique) sei, und da ich eigentlich die Verbindung, die ihr unmittelbar vorangehen muss, zu erhalten wünschte, so hielt ich mit dem Chlorstrom inne.

Die erhaltene Flüssigkeit destillirte ich mehrmals hinter einander, um das Chlor und die Salzsäure, die sie noch enthielt, zu verjagen, dann setzte ich die erste und letzte Menge, die nur wenig krystallinische Materie enthielt, bei Seite. Das in dem inne stehende Product ist ungefärbt und schwerer als Wasser; unlöslich in dieser Flüssigkeit, sehr löslich in Alkohol und Aether, verflüchtigt sich ohne Zersetzung, besitzt ei-

nen eigenthümlichen aromatischen Geruch und brennt mit einer grünen russigen Flamme. In dieser Hinsicht gleicht es der holländischen Flüssigkeit, doch ist sie weniger flüchtig. Hauptsächlich unterscheidet sie sich aber von dieser letzteren durch die besondere Wirkung, die ein Stück kaustisches Kali darauf ausübt.

Erhitzt man gelinde, so giebt sich eine sehr lebhaft wirkung kund, die Temperatur steigt und es entweicht ein neues Oel von ausnehmend starkem Geruche, welcher an den erinnert, der während der Klärung (défécation) des Rübenzuckers sich verbreitet. Als ich die Vorlage an die Nase nahm, erhielt ich eine so starke Erschütterung, wie sie das kaustische Ammoniak hervorbringt.

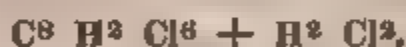
Diese Flüssigkeit der Analyse unterworfen, gab von 0,422 Gr. angewandten Stoffes:

0,221 Gr. Kohlensäure	enthaltend Kohlenstoff	0,06034
0,049 Gr. Wasser	„ Wasserstoff	0,00348
	Chlor	0,35618
		<hr/> 0,42200

welches für 100 beträgt:

		Berechnet:	Gefunden:
C ⁸	305,72	14,55	14,30
H ⁴	25,00	1,18	1,30
Cl ⁸	1770,56	84,27	84,40
	<hr/> 2101,28	<hr/> 100,00	<hr/> 100,00.

Diese Formel ist die des hydrochlorsauren Chloräthers, denn man kann sie auch so schreiben:



Sie giebt vollkommenen Aufschluss über die Zusammensetzung. Wenn die holländische Flüssigkeit folgende Formel hat



so ersieht man, dass vier Atome Wasserstoff diesem Radical entnommen und durch vier Atome Chlor ersetzt worden sind. Die Salzsäure ausserhalb des Radicals gestellt, muss, meiner Theorie zufolge, durch kaustisches Kali weggenommen werden, was ich weiter oben gezeigt habe. Da ich aber fürchte, dass diese starke Wirkung, wobei ich einen geringen Bodensatz von Kohle erhielt, das Radical, das ich erhalten wollte, nicht eben so wie die Rothglühhitze verändern möchte,

lass ich das, was ich noch an Hydrochlorat hatte, mit einer alkalischen Lösung des kaustischen Kalis kochen. Dann goss ich Wasser hinzu, wodurch ein Oel, dem durch festes Kali erhaltenen im Geruch ganz ähnlich, geschieden wurde. — Die flüssige Lösung ward durch salpetersaures Silber stark gefällt. Das neue Oel ist ungefärbt, schwerer als Wasser, löslich in Alkohol und Aether, flüchtig ohne Zersetzung und brennt mit grüner Flamme. Ich erhielt nicht genug, um die Analyse zu machen, da es aber Chlor enthält, so schliesse ich, dass es sich durch die Formel $C^8 H^2 Cl^6$, welches die des Radical Chlorätheris ist, wird darstellen lassen.

Die hypothetische Reihe, die ich angegeben habe, findet sich also fast gänzlich durch die Erfahrung bestätigt; es fehlen nur zwei Ausdrücke (termes) dabei, das Chlorätheris und das Chlorätheres. Da man aber ihr Hydrochlorat kennt, so bin ich überzeugt, dass man sie erhalten wird, wenn man diese letzteren durch Kali behandelt.

Ich hatte zu wenig von oben erwähnten Krystallen, um mich zu überzeugen, dass es wirklich kohlensaures Chlorid (chloride carbonique) sei. Herr Caillat, Professor der Chemie zu Crignon, stellte mir späterhin eine krystallisirte Substanz zu, die er dadurch erhalten hatte, dass er das Chlor auf die holländische Flüssigkeit bei Abschluss des Sonnenlichtes sehr lange einwirken liess. Indem ich sie untersuchte, fand ich alle Eigenschaften des kohlensauren Chlorides an ihnen, auch zeigte sich ihre Form, verglichen mit den Krystallen, die ich gefunden hatte, ganz ähnlich. Man erhält also bei der Wirkung des Chlors auf das Doppelkohlenwasserstoffgas auch und nach die holländische Flüssigkeit, das hydrochlorsaure Chlorätheres und endlich das kohlensaure Chlorid.

Diese Wirkungen verbreiten über die Schwierigkeiten einigen Aufschluss, die sich über die Kenntniss der Natur dieser ätheren Körper erhoben haben. Man weiss, dass sich während ihrer Darstellung immer etwas Hydrochlorsäure entbindet, was unsere Chemiker auf die Vermuthung gebracht hat, dass die holländische Flüssigkeit durch eine Verbindung des Chlors und des Doppelkohlenwasserstoffgases nicht dargestellt worden wäre, ungeachtet Gay-Lussac und Dumas durch ihre Arbeiten das Gegentheil zu erweisen strebten. Hier rührt die

Entwicklung der Salzsäure, wie bei der Darstellung des Phthalinchlorürs von der Bildung einiger minder hydrogenen Chlorüre her. Die Gegenwart dieser Säure bei der Darstellung des Benzinchlorürs rührt wahrscheinlich von derselben Ursache her. In der Voraussetzung, dass aus dem Hydrochlorür dieselbe Reihe entstehen könne, brachte ich einige Gramm in ein hohes und enges Fläschchen, füllte dieses vollends mit Chlor und verschloss es. Von Stunde zu Stunde öffnete die Flasche und füllte sie von Neuem mit Chlor; aber eine grosse Menge Salzsäure, die sich jedes Mal beim Öffnen des Fläschchens entband und verflüchtigte, nahm endlich allen Aether, der darin enthalten war, mit sich fort. Ich hoffe den Versuch im Sommer wieder anzufangen, um zu sehen, ob man nicht kohlensaures Chlorid erhalten kann.

Wirkung des Chlors auf das essigsaure Methylen

Ich habe in der Reihe des Aetherens eine hypothetische Säure angenommen, die ich Chloressigsäure nannte, auch habe ich dabei das Chloral als ein chloressigsäures Kohlenchlorid (chloracetate de chlorure de carbone) analog dem Essigsäure betrachtet. Die Formel, die ich davon gegeben habe, gründet sich auf Dumas's Erfahrungen, nach denen ich den Alkohol vor seiner Verwandlung in Chloral zu Essigäther umgestaltet. Liebig beweist neuerlich, dass der Alkohol durch Einwirkung des Chlors nur dann Essigäther giebt, wenn er nicht als soluter vorhanden ist. Uebrigens hat sich dieser Chemiker bemüht, letztgedachten Aether in Chloral umzuwandeln. Als ich die Wirkung des Chlors auf das essigsaure Methylen versuchte, kannte ich diese Arbeit von Herrn Liebig nicht, und da ich die Existenz der Chloressigsäure aufrecht zu erhalten wünschte, so wollte ich mit dem essigsauren Methylen ein dem Chloral analoges Compositum darstellen, welches nämlich, welches sich durch eine Verbindung der Chloressigsäure mit dem Methylen oder mit einem davon abgeleiteten chlorhaltigen Radical erzeugen sollte. Ich liess also einen Strom von Chlor sehr langsam in das essigsaure Methylen treten, und hielt mit der Operation dann inne, als ich keine Hydrochlorsäure mehr sich entwickeln sah. Als die Flüssigkeit schon stark gesättigt war, bemerkte ich in der Dunkelheit,

ankommende Chlorblase phosphorisirte, obgleich damals merkliche Wärmeentwicklung Statt fand. Ich destillirte erhaltene Flüssigkeit und goss die ersten Portionen, welche einander gelagerte Flüssigkeiten enthielten, weg; den Rest sammelte ich für sich, destillirte ihn mehrmals, bis sein Siedpunct ziemlich constant war. Die rectificirte Flüssigkeit ist ungefärbt, schwerer als Wasser, in welchem sich nicht löst. Alkohol und Aether lösen sie auf, sie kocht bei 145 Grad und destillirt ohne Veränderung über. Die wässrige Lösung des kaustischen Kalis greift sie leicht an; sie färbt sich braun dadurch; es entweicht ein Dampf, der die Augen reizt und süß schmeckt. Gleichzeitig entsteht ein eigenthümliches Oel, während die wässrige Lösung Kaliumchlorür eintrübt, und wenn ich mich nicht täuschte, auch Ameisensäure-Kali, denn nachdem ich das Chlor durch einen Ueberschuss salpetersaurem Silber getrennt hatte, bildete sich durch's Erhitzen in einer Schale eine grauschwarze Schicht von metallglänzendem Ansehen. Ich habe das mit Chlor behandelte saure Methylen durch Kupferoxyd analysirt und aus 0,435 Gr. erhalten:

0,323 Kohlensäure	enthaltend Kohlenstoff	0,0893
0,067 Wasser	„ Wasserstoff	0,0074
	Chlor und Sauerstoff	0,3383
		<hr/> 0,4350.

0,523 Gr. dieser Materie mit kaustischem Kalk bis zur Rothhitze gebracht, gaben mit salpetersaurem Silber einen Ueberschlag von Chlorsilber, der 1,320 wog und 0,325 Gr. einschloss, was 62,1 p. C. beträgt. Diese Zahlen führen folgenden Formel:

		Berechnet:	Gefunden:
C ¹²	458,52	20,6	20,5
H ¹	37,40	1,7	1,7
Cl ^{35,5}	1328,00	59,7	62,1
O ¹⁶	400,00	18,0	15,7
	<hr/> 2223,92	<hr/> 100,0	<hr/> 100,0.

Diese Analyse giebt mehr als zwei Hunderttheile über die berechnete Menge an Chlor, und es wäre daher nöthig, sie an einem ganz reinen Material zu wiederholen. Nichts desto weniger fand ich, dass sie einige Wahrscheinlichkeit für die

Bereitungsart, nach welcher ich das Chloral darstellte, fasst, denn die Formel $C^{12} H^6 Cl^6 O^4$ kann auch so gegeben werden: $C^8 H^2 Cl^4 O^5 + C^4 H^2 Cl^2 + H^2 O$. Es ist der des essigsauren Methylen analog $= C^8 H^6 O^3 + O + H^2 O$, und zeigt an sich, dass in letzterem der Essig 4 Atome Wasserstoff entzogen und durch 4 Atome Chlor ersetzt werden sind, so wie, dass das Methylen 2 Atome Wasserstoffgas verloren und 2 Atome Chlor gewonnen hat. Wäre die Formel $C^{12} H^6 Cl^6 O^4$ genau wäre, so wäre es sonderbar wie ich, von einem falschen Gesichtspuncte ausgehend, zum vorhergehenden Resultate gelangt sei. Wäre ich von der Zusammensetzung dieses Körpers vollkommen überzeugt würde ich ihn chloressigsaures Chlormethylas nennen. Bis dessen und bis seine Analyse besser begründet ist, nenne ich ihn mit dem wenig bezeichnenden Namen Chloryl.

Ich habe gezeigt, dass bei der Behandlung des Chlors mit Kalk man einen neuen zusammengesetzten Körper von bestimmter Beschaffenheit erhält. Ueber seine Eigenschaften kann ich wenig sagen, denn ich hatte zu wenig, um ihn zu analysiren. Er ist schwerer als Wasser, in welchem er unlöslich ist. Alkohol und der Aether lösen ihn auf; das kaustische Natron greift ihn nicht an, auch kann man ihn ohne Veränderung destilliren.

0,412 Gr. von diesem zusammengesetzten Stoffe gaben	
0,388 Gr. Kohlensäure enthaltend Kohlenstoff	0,107
0,100 Gr. Wasser	„ Wasserstoff 0,011
	Chlor 0,294
	<hr/> 0,412.

Diese Zahlen führen zu folgender Formel:

	Berechnet;	Gefunden:
C^4 125,86	25,14	25,9
H^2 12,48	2,05	2,9
Cl^2 442,64	72,81	71,2
<hr/> 607,98	<hr/> 100,00	<hr/> 100,0

welches diejenige ist, die dem Radical Chlormethylas, das im Chloryl angenommen habe, zukommt. Vorher erwähne ich, dass man bei Behandlung dieses letzteren mit Kalk Chlormethylas, ein Chlorür und wahrscheinlich ameisensaures Kalk erhalte.

Man hätte sodann auch:

Chloryl.



Formiat.



Wenn das Chloral sich aus dem Essigäther hätte erzeugen können, so würde die Existenz der Chloressigsäure durch die Zusammensetzung und die Reactionen des Chloryls dargethan worden sein. Man müsste also jetzt den Essigäther durch Chlor behandeln, um zu sehen, ob man eine dem Chloryl analoge Verbindung erhielte. Indem Herr Liebig das Chlor auf absoluten Alkohol einwirken liess, überzeugte er sich, dass sich anfänglich Aldehyd bildete, und dass dieses sich endlich in Chloral umwandelte; indem er sodann die Art und Weise, nach welcher sich jene beiden letzten Körper gebildet haben, an einander setzt, schliesst er: dass der gewöhnliche Aether ein Aether des Radicals $C^8 H^{10}$ sei. Liebig stützt seine Ansicht darauf, dass das Wasser durch das Chlor nicht zersetzt werde, und behauptet: dass, wenn man dasselbe auf eine Verbindung von Wasser und einfachem Kohlenwasserstoff einwirken lasse, der Wasserstoff diesem letztern nur allein entzogen werde, während das Wasser unverändert bleibe. Wollte man in der organischen Chemie alle die Verwandtschaftsgesetze, die uns in der Mineralchemie leiten, ohne Modification einführen, so würde man oft Gefahr laufen, sich zu täuschen.

Wenn man sieht, dass das Chlor so vielen Kohlenstoffverbindungen dem Wasserstoff entzieht, wie hätte man da vorhersehen können, dass das Paraffin und Eupion ihm und andern viel energischer wirkenden Mitteln widerstehen würde? Stunden lang liess ich einen Strom Chlor auf Rosen-Stearopten treichen, ohne ihm Wasserstoff entziehen zu können, selbst nicht beim Erhitzen. Nur dann, als sich die Temperatur bis zum Kochen erhob, bildete sich Salzsäure, dann ward jedoch alles zerstört, und es zeigte sich eine Ablagerung von Kohle. Weil nun die verschiedenen isomerischen Verbindungen des Kohlenwasserstoffes sich auf eine verschiedene Weise zeigen, und unsere Verwandtschaftsregeln unbrauchbar machen, so

geht daraus hervor, dass bei organischen Verbindungen Verwandtschaft durch die Gruppierung der Molecule sehr bedeutend abgeändert werden muss. Ich schliesse diess aus Einfachheit der Verhältnisse in der Anzahl der Atome.

Dass das Wasser durch das Chlor nicht zersetzt wird, berechtigt noch nicht zu dem Schlusse, dass es sich nicht zersetzen würde, wenn es sich im Zustande des Hydrats fände. Auch werde ich zeigen, dass wenn der Alkohol ein Bihydrat des Aetherens betrachtet wird, seine Umwandlung in Aldehyd nach den gewöhnlichen Verwandtschaftsätzen durch die Einwirkung des Chlors auf das gebundene Wasser erklärt werden kann, und zwar eben so leicht, wie Herr Liebig die Verwandlung des Aldehydens in Essigäther unter Einwirkung des Chlors und des freien Wassers gehabt hat. — Ist die Formel des Alkohols $C^8 H^8 + O^2 H^2$, so ist klar, dass, sobald man den Sauerstoff auf ihn einwirken lässt, ein Aequivalent Wasserstoff dem Radical entzogen und durch ein Aequivalent Sauerstoff ersetzt wird, wodurch das Aldehyd entsteht, dessen Formel $(C^8 H^6 O + H^2 O)$ ist. Lässt man das Chlor auf den Alkohol einwirken, so zeigt sich dieselbe Reaction, denn hier wird das Wasser auf doppelte Weise von der zersetzenden Kraft afficirt, vom Chlor einerseits und vom Kohlenwasserstoff andererseits; das Chlor wird den Wasserstoff anziehen, während der Kohlenwasserstoff sich des Sauerstoffes bemächtigt, um damit das Aldehyd zu bilden.

Herr Liebig erklärt die Umwandlung des Aldehyds in Chloral auf eine sehr anschauliche Weise, indem er zeigt, dass die sechs Atome Wasserstoff im Radical durch sechs Atome Chlor ersetzt werden; denn $(C^8 H^6 O + H^2 O) + Cl^2 = (C^8 Cl^6 O + H^2 O) + H^6 Cl^6$. Diese Formel für das Chloral $C^8 (Cl^6 O) + H^2 O$ ist bei Weitem einfacher, als die nach meiner Hypothese gebildete, nach welcher sich der Körper durch die Zersetzung des Essigäthers erzeugte; sie ist vollkommen mit meiner Theorie im Einklange, $C^8 : Cl^6 + O :: C^8 : H^6$.

Ich gebe hier eine neue Tabelle von den Chlorverbindungen des Aetherens und des Methylen, welche auch zugewendet werden können.

in anderen Stoffe enthält, die seit der Bekanntmachung meiner
Theren-Tabellen entdeckt worden sind.

Ethéréne	$C^8 H^8$
Hydrochlorate	$C^8 H^8 + H^2 Cl^2$
Chlorethérase	$C^8 H^6 Cl^2$
Hydrochlorate	$C^8 H^6 Cl^2 + H^2 Cl^2$
Chloretherise	$C^8 H^4 Cl^4$ unbekannt
Hydrochlorate	$C^8 H^4 Cl^4 + H^2 Cl^2$
Chloretherese	$C^8 H^2 Cl^6$ unbekannt
Hydrochlorate	$C^8 H^2 Cl^6 + H^2 Cl^2$
Chloretherose	$C^8 Cl^8$
Chloride etherocique	$C^8 Cl^8 + Cl^4$
Chloral	$C^8 Cl^6 O + H^2 O$
Bromal	$C^8 Br^6 O + H^2 O$
Acide chloracetique	$C^8 H^2 Cl^4 O + O^2$ unbekannt
Methylène	$C^4 H^4$
Hydrochlorate	$C^4 H^4 + H^2 Cl^2$
Chloromethylase	$C^4 H^2 Cl^2$
Chloracete (Chloryle)	$C^4 H^2 Cl^2 + C^8 H^2 Cl^4 O^2 + H^2 O$
Chloromethylese	$C^4 Cl^4$ unbekannt
Hydrochlorate	$C^4 Cl^4 + H^2 Cl^2$
Hydrobromate	$C^4 Cl^4 + H^2 Br^2$
Hydriodate	$C^4 Cl^4 + H^2 J^2$
Hydrosulfate	$C^4 Cl^4 + H^2 S$
Bromoforme	$C^4 Br^4 + H^2 Br^2$
Jodoforme	$C^4 J^4 + H^2 J^2$

(Ich habe mit Fleiss alle diese neuen Namen französisch
lassen, da ich nicht glauben kann, dass eine deutsche Ueber-
setzung derselben, selbst wenn sie durchgängig möglich wäre,
die Sache deutlicher machen würde. d. Uebers.)

Alle an diesen zusammengesetzten Körpern wahrnehmbaren
Reaktionen sind mit meiner Theorie im Einklange. Stets sieht
man die Körper der Reihe C H sich in andere Verbindungen
derselben Reihe umwandeln. Ich richte mich daher immer nach
den von mir festgesetzten Principien, und bilde nicht
für jeden Körper eine neue Theorie. Ausserdem stellen alle
niedrigsten Formeln die Gegenwirkungen dar und sind de-
r unorganischen Chemie ähnlich.

Zuletzt habe ich noch die Existenz einiger dieser zusammengesetzten Körper und ihre Bereitungsart zum Voraus gedeutet.

Noch bemerke ich, dass ich in meinen früheren Tab. eine unbekannte Verbindung, die ich *Methylid* nannte, angenommen habe, da sie eine neutrale und dem Aldehyd Acetal analoge Verbindung sein dürfte. Als Formel hatte ich $\text{C}^4 \text{H}^2 \text{O} + \text{H}^2 \text{O}$ angewiesen.

Herr Gregory hat vor Kurzem eine neue Verbindung entdeckt, welche von Herrn Kane analysirt worden ist. Ihre Formel ist $\text{C}^4 \text{H}^5 \text{O}^{1/2} = \text{C}^4 \text{H}^3 \text{O}^{1/2} + \text{H}^2 \text{O}$; sie geht ihrer Reaction zufolge in die Reihe des Methylens, und entspricht dem Acetal, denn die Formel dieses letzteren ist $\text{C}^8 \text{H}^7 \text{O}^{1/2} + \text{H}^2 \text{O}$.

Ich könnte noch hinzufügen, dass ich das Fuselöl Kartoffeln als einen Alkohol dargestellt habe, welcher die Formel $\text{C}^{20} \text{H}^{20} + \text{H}^4 \text{O}^2$ hat. Diese Ansicht ist neuerlich durch Hrn. Malaguti ausser allen Zweifel gesetzt worden. Es wird mir entgehen, dass die unpassende Formel $\text{C}^{20} \text{H}^{20}$ viele Andere vor mir vielleicht auf den Gedanken gebracht habe, sie stelle das Oel als ein Hydrat dar. Welches aber die Ursache dazu? Sicher die Einfachheit der Zahlen (Verhältnisse). Nun was hier die Chemiker (in ihrer Anleitung), diess ist's auch gerade bei mir gewesen, was mir allen meinen Theorien zur Stütze gedient hat.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

) Ueber die entfärbende Kraft der thierischen Kohle auf einige Farbstoffe.

Hierüber sind von *Antho n **) einige neue Versuche an-
gestellt worden, welche zum Zwecke hatten, die Wirkungs-
weise der reinen thierischen Kohle auf mehrere rothe Farb-
stoffe kennen zu lernen. Die angewandte Kohle war frisch
geglüht und dann mit Chlorwasserstoffsäure ausgezogen worden.
Flüssiger Cochenilleauszug wurde schon bei niedriger Tem-
peratur schnell und vollständig von der gereinigten Kohle ent-
zogen. Ein Zusatz von Ammoniak oder kohlensaurem Natron
verminderte die entfärbende Kraft der Kohle. Salzsäure schien
nicht merklich zu wirken.

Wurde die mit dem Farbstoffe gesättigte Kohle nochmals
bei höherer Temperatur versucht, so entfärbte sie eine neue
Menge des Auszugs. Wird die bei höherer Temperatur ge-
sättigte Kohle, welche an siedendes Wasser keinen Farbstoff
gibt, mit kaltem Wasser digerirt, so löst diese wieder et-
was von dem Farbstoffe auf; ein Umstand, der von praktischer
Bedeutung ist, indem er die Nothwendigkeit zeigt, die Kohle
aus Flüssigkeiten, welche man bei Siedhitze entfärbt hat, vor
dem Erkalten zu entfernen.

Alkalische Flüssigkeiten entziehen der gesättigten und mit
Wasser gewaschenen Kohle einen Theil ihres Farbstoffes.

Uebergießt man die gesättigte und gewaschene Kohle mit

**) Buch n. Repertor. 2. R. Bd. IX, S. 329.*

der Auflösung eines organischen Stoffes, den die Kohle aufnehmen vermag, so tritt ein theilweiser Austausch ein, die Flüssigkeit giebt Farbatoff ab und nimmt von dem in der Flüssigkeit aufgelösten Stoffe etwas auf. Diesen Versuch stellt man am besten mit Coloquintenauszug an, er wird roth, während er einen Theil seiner Bitterkeit verliert.

2) Ueber die Zersetzung des kohlensauren Kalkes durch die Hitze.

Von

G A Y - L U S S A C *).

Man hat seit langer Zeit behauptet, dass das Brennen des Kalksteins durch die Gegenwart von Wasser begünstigt werde, und diese Meinung scheint selbst von denen angenommen zu sein, welche sich mit dem Kalkbrennen beschäftigen. Dumas nimmt den Einfluss des Wassers als ganz unbezweifelt an, und giebt davon eine doppelte Erklärung. „Entweder“, sagt er, „wirkt es auf den kohlensauren Kalk, indem es für eine sehr kurze Zeit die Stelle der Kohlensäure einnimmt, und ein Kalkhydrat bildet, das durch die Rothglühhitze wieder zersetzt wird, oder das Wasser wird durch die Kohle des Brennmaterials zersetzt, und verwandelt sich in Gase, unter denen sich auch Kohlenwasserstoffgas befindet. Dieses wirkt nun auf die Kohlensäure des Kalkes und strebt, dieselbe in Kohlenoxyd umzuwandeln, wodurch ihre Trennung vom Kalk erleichtert wird. Daher muss der frischgebrochene und noch feuchte Kalkstein sich leichter brennen lassen, als der trockene. Die meisten Kalkbrenner kennen diese Thatsache recht wohl, und befeuchten den schon längere Zeit gebrochenen Kalkstein, ehe sie ihn in die Oefen bringen.“ Indessen ist die erste dieser beiden Erklärungsarten nicht zulässig, weil das Kalkhydrat sich schon bei einer weit niedrigeren Temperatur zersetzt, als die ist, bei welcher der kohlensaure Kalk unter Mitwirkung des Wasserdampfes seine Kohlensäure verliert.

Die zweite scheint mir bei Berücksichtigung der Umstände

*) Annal. d. chim. Octbr. 1836.

der welchen die Verbrennung in den Kalköfen geschieht, ebenfalls nicht anwendbar zu sein. Ich will mich dabei nicht enthalten, sondern einige Beobachtungen mittheilen, welche mir die richtige Erklärung des Einflusses, welchen das Wasser auf das Kalkbrennen ausübt, zu geben scheinen.

Ich füllte eine Porcellanröhre mit Marmorstücken und brachte sie in einen Ofen, dessen Temperatur mit Leichtigkeit geführt werden konnte. An das eine Ende der Röhre wurde eine Retorte angebracht, welche Wasser enthielt, um Dampf zu liefern, und an das andere eine Glasröhre, um die Kohlensäure aufzufangen. Die Temperatur wurde zuerst bis zur Zersetzung des Marmors gesteigert, sodann aber durch genaues Verschliessen des Aschenraumes bis zum dunklen Glühen erniedrigt, worauf die Kohlensäure sich zu entblenden aufhörte. In diesem Augenblicke wurde das Wasser in der Retorte zum Sieden gebracht, und sofort erschien die Kohlensäure in reichlicher Menge wieder. So wie die Zersetzung des Dampfes unterbrochen wurde, hörte die Entwicklung der Kohlensäure ebenfalls auf, und sie begann nicht eher wieder, als bis neuer Wasserdampf zugelassen wurde. Ich liess diese Umstände verhältnissmässig abwechseln, die Resultate blieben sich immer gleich.

Es scheint demnach erwiesen, dass der Wasserdampf wirklich die Zersetzung des kohlensauren Kalkes durch die Hitze begünstigt, und dass unter Mitwirkung desselben die Zersetzung bei einer niedrigeren Temperatur erfolgen kann, als die ist, welche gewöhnlich dazu erfordert wird.

Die Wirkung des Wassers scheint mir hierbei eine rein mechanische zu sein. Wenn der kohlensaure Kalk bis zum Zersetzungspuncte erhitzt worden ist, so bildet sich um denselben eine Atmosphäre von Kohlensäure, welche auf die gebundene Kohlensäure drückt, so dass sie, um frei zu werden, den Druck dieser Atmosphäre überwinden muss. Diess kann nicht anders geschehen, als durch Erhöhung der Temperatur, oder dadurch, dass man die Kohlensäure entfernt und den leeren Raum herstellt, oder auch dadurch, dass man sie durch Wasserdampf oder jede andere elastische Flüssigkeit, z. B. atmosphärische Luft, ersetzt.

Diese Erklärung wird durch folgenden Versuch bestätigt. Ich brachte kohlensauren Kalk in einer Porcellanröhre zu einer

etwas niedrigeren Temperatur, als die ist, bei welcher er zu zersetzen begonnen hatte, und liess dann einen Strom atmosphärischer Luft in dieselbe eintreten. Die Entwicklung von Kohlensäure begann sogleich, sie dauerte so lange als Luftstrom, hörte mit dessen Unterbrechung auf und begann wieder, sobald er aufs Neue hergestellt wurde.

Es scheint mir demnach bewiesen, dass der Einfluss des Wasserdampfs beim Brennen des Kalksteins sich darauf beschränkt, einen leeren Raum für die Kohlensäure zu erzeugen und den Druck der ausgetriebenen Kohlensäure auf die im Kalke enthaltene aufzuheben. Man braucht bei Gegenwart von Wasserdampf eine niedrigere Temperatur zur Austritt der Kohlensäure, indessen darf man diese Wirkung auch nicht überschätzen. Das Wasser ist nur mechanisch in den Kalksteinen eingeschlossen, und mit Ausnahme einiger kleinen Theilen im Innern der Stücke, die zu gross sind, als dass die Hitze sie schnell durchdringen und dieselben verjagen kann, verdampft der grösste Theil des Wassers ohne Nutzen und gar auf Kosten des Brennmaterials, ehe der Kalkstein die Zersetzung erforderliche Temperatur erreicht hat.

Ich bin zwar überzeugt, dass der Wasserdampf das Brennen des Kalks erleichtert, aber ich bin zweifelhaft, ob er wirkliche Vorthelle in der Anwendung gewährt, weil ein grosser Unterschied zwischen den Temperaturen ist, bei welchen der kohlensaure Kalk für sich und unter Mitwirkung des Wasserdampfs zersetzt wird. Wenn übrigens der Wasserdampf nur eine mechanische Wirkung ausübt, ähnlich wie die atmosphärische Luft, so ist gar nicht abzusehen, wie er mehr leisten soll, als der Luftstrom, welcher in Folge der Verbrennung die Kalkmasse beständig beim Brennen durchzieht.

Die erleichterte Zersetzung des kohlensauren Kalks durch den Wasserdampf, oder richtiger durch den leeren Raum, ist eine isolirt stehende Thatsache. Man darf als allgemeines Gesetz aufstellen, dass jede Zersetzung durch die Wärme eines chemischen Agens, bei welcher ein Gas entwickelt wird, dadurch begünstigt werden kann, dass man den Körper, in welchem die Zersetzung stattfindet, in einen leeren Raum hält, oder die entwickelten Gase verhindert, einen Druck darauf auszuüben. Umgekehrt kann man die Zersetzung verzögern oder selbst ganz hemmen, wenn man

den Körper einen hinreichenden Druck durch Gas ausübt, von der nämlichen Natur, als das, welches sich entwickeln soll. So wird in dem interessanten Hallschen Versuche der Kohlensäure Kalk bei sehr hoher Temperatur zum Schmelzen gebracht unter dem Einflusse eines starken Druckes von Kohlensäure.

3) *Marsh's neue Methode zur Auffindung kleiner Quantitäten von Arsenik.*

James Marsh *) hat eine neue Methode angegeben zur Auffindung kleiner Quantitäten von Arsenik, welche sich darauf gründet, dass man die arsenikhaltige Substanz mit Körpern in Berührung bringt, welche Wasserstoffgas entwickeln. Das Gas nimmt das Arsenik auf, und wenn man dasselbe dann anzündet, so setzt sich das metallische Arsenik an einer über die Flamme gehaltenen kalten Fläche ab.

Diese Methode hat den Vortheil, dass sie in allen Fällen anwendbar ist, wo das Arsenik im oxydirten oder nicht oxydirten Zustande vorkommt, es sei als arsenige Säure oder Arseniksäure, als Realgar oder Orpiment, und dass die Gegenwart von organischen Substanzen die Auffindung des Giftes nicht erschwert. Sie kann demnach zur Ermittlung des Giftes in Nahrungsmitteln, Mageninhalt u. s. w. gebraucht werden.

Der Verf. fand durch Versuche bestätigt, dass man nicht nur kleine Quantitäten von Arsenik in flüssigen Nahrungsmitteln, Porter, Kaffee, Suppen, auf diese Weise aufzufinden, sondern auch allen Arsenikgehalt aus diesen Substanzen vollkommen auf diese Weise abzuscheiden im Stande sei. Es entweicht als Arsenikwasserstoffgas mit überschüssigem Wasserstoffgase gemengt.

Zündet man dieses Gasgemenge an, indem man es aus einer Röhre mit enger Oeffnung ausströmen lässt, so verbrennt zuerst der Wasserstoff, während sich das Arsenik, je nachdem mehr oder weniger Luft Zutreten kann, entweder als metallisches Arsenik, oder als arsenige Säure absetzt. Hält man z. B. ein Stück Fensterglas über die Flamme, so erzeugt sich eine dünne Haut von metallischem Arsenik auf dessen Oberfläche

*) Edinb. new philos. Journ. Octbr. 1836.

lässt man die Flamme aber in eine an beiden Enden offene Glasröhre treten, so überzieht sich diese innerlich mit arseniger Säure. Richtet man die Flamme jedoch schief in die Röhre, so dass sie gegen das Glas spielt, so setzt sie das Arsen zum Theil metallisch ab, und man kann dann auch den Glanz des Arsens entdecken.

Der Apparat, welcher zu diesen Versuchen dient, ist eine bekannte kleine Döbereiner'sche Wasserstoffgasreservoir, bestehend aus einer an beiden Enden offenen, etwa $\frac{3}{4}$ Zoll weiten Glasröhre, welche in Form eines ungleichschenkligen Hakens so gebogen ist, dass der kürzere Schenkel etwa 5 und der längere 8 Zoll lang ist. Auf dem kürzeren Schenkel wird ein Kork mit einem gut schliessenden Hahn befestigt, der in eine feine aufwärts gerichtete Spitze endigt. Das Reservoir wird auf einem Holzblocke befestigt. Für Versuche mit geringeren Mengen von Flüssigkeit kann man sich des gewöhnlichen Wasserstoffreservoirs bedienen, wie es zu Zündmaschinen gebräuchlich ist.

Ist die arsenikhaltige Substanz nicht flüssig, so kocht man sie mit Wasser aus und filtrirt die Flüssigkeit ab. Flüssige Substanzen können unmittelbar angewandt werden. Man thut darauf in den Apparat ein Stück Zink und dann die zu untersuchende Flüssigkeit, die man mit einer hinreichenden Menge von Schwefelsäure versetzt, um eine langsame Entwicklung von Wasserstoffgas zu bewirken. Die ersten Portionen des Gases, welche mit atmosphärischer Luft gemengt sind, lässt man entweichen. Die folgenden zündet man an, während man eine Glasplatte über die Flamme hält.

Will man das Arsenik als arsenige Säure haben, so thut man statt der Glasplatte eine Glasröhre von 8 bis 10 Zoll Länge an. Der Process kann so lange fortgesetzt und erneuert werden, bis zuletzt das Gas aus reinem Wasserstoffgas besteht. Manche Flüssigkeiten schäumen bei diesem Versuche sehr stark, um dieses möglichst zu verhindern, wäscht man die innere Seite des Apparats mit Oel ausstrichen oder gießt man Tropfen Oel auf die Oberfläche der Flüssigkeit gegossen. Uebrigens setzt sich dieser Schaum nach einiger Zeit von selbst ab.

Als Beweis der Empfindlichkeit der Methode giebt Marignac an, dass er von 1 Gran Arsenik in 28,000 Gr. Wasser ge-

beim Anzünden des damit entwickelten Gases über 100 deutliche Arsenikkrusten erhalten habe.

Im Nothfalle kann man sich übrigens, wie sich von selbst versteht, statt des anzuwendenden Apparats auch einer blossen Flasche mit aufgesetztem Rohr bedienen, in welche man die zu untersuchende Flüssigkeit mit Schwefelsäure und Zink bringt.

Das Zink muss man aber vorher auf Arsenik prüfen, denn der Verf. hat gefunden, dass bisweilen das käufliche Zink ein arsenikhaltiges Wasserstoffgas liefert.

Statt der Glasplatte zum Auffangen des Arseniks schlägt Berapath *) vor, ein Glimmerblatt anzuwenden mit 3 Wassertropfen an verschiedenen Stellen. Lässt man die Flamme unter einem dieser Tropfen spielen, so erhält die Verdampfung des Wassers diesen Theil kalt, und die Kruste wird dicker. Kehrt man dann die Platte um und hält die Tropfen in geringer Höhe über die Flamme, so werden sie zu Auflösungen von arseniger Säure, die man weiter untersuchen kann.

Herr Dr. Büchner jun. **) hat diese Methode geprüft und Marsh's Angaben bestätigt gefunden. Er beschreibt dabei ein ganz einfaches Verfahren, um die neue Methode anzuwenden.

Man bringe, sagt er, die zu prüfende Flüssigkeit (ich nahm eine sehr verdünnte Auflösung der arsenigen Säure) mit einigen Zinkstückchen in ein Setzkölbchen oder eine kleine Arzneiphiole, säure sie mit so viel Schwefelsäure oder Salzsäure an, dass nur langsame Gasentwicklung Statt finde, füge mittelst eines durchbohrten Korkes eine Gasentwicklungsröhre an und fange das sich entwickelnde Gas unter Wasser in einer kleinen Locke (ein Opodeldokgläschen) auf. Ist diese gefüllt, so ziehe man sie in senkrechter Stellung aus dem Wasser und bringe in demselben Momente eine Flamme unter die Mündung, um das Gas anzuzünden, während man die Mündung aufwärts kehrt und gegen die Nase hält. Waren in der Flüssigkeit nur Spuren von Arsenik, so erkennt man diese durch den knoblauchartigen Geruch des verbrennenden Gases, bei grösseren Mengen desselben setzten sich ausserdem noch nach dem Verbren-

*) Magaz. of popular science. Decbr. 1836.

**) Buchner's Repertorium d. Pharm. 2. B. Bd. IX, Heft 2.

nen glänzend schwarze Flecken von reducirtem Arsenik an der innern Wandung des Glases an, oder es entsteht ein glänzender Ueberzug im ganzen Glase. Spült man das Glas mit Ammoniak aus und setzt dann Schwefelwasserstoff zu, so erhält man einen gelben Niederschlag. Eisen kann statt des Zinks nicht angewandt werden, es nimmt das Gas kein Arsenik an, vielleicht weil es schon mit Kohle gesättigt ist.

4) Ueber Einfach- und Dreifach - Chlorjod.

Von

ROBERT KANE.

(Im Auszuge aus Phil. Magaz. and Journ. of science. June 1837.)

Das Journ. d. pharmacie, Fevr. 1837 enthält eine Abhandlung von Soubeiran, in welcher er eine Verbindung von 3 At. Chlor mit 1 At. Jod als neu beschreibt. Indessen hat der Verf. schon 1823 in dem Dublin Journ. of medical and chemical science, July 1832, denselben Körper, so wie ein niedrigeres Jod - Chlorid beschrieben. Da diese Abhandlung nicht allgemein bekannt geworden ist, so wiederholt der Verf. hier kurz die von ihm erhaltenen Resultate.

Um eine Verbindung von Chlor mit der grössten Menge von Jod zu erhalten, leitete der Verf. einen Strom von Chlor durch Wasser, in welchem Jod vertheilt war, so dass ein grosser Ueberschuss von Jod blieb. Die Flüssigkeit nahm eine tief braunrothe Farbe an, sie stiess Dämpfe von Chlorjod aus, welche Nase und Augen in hohem Grade reizten; ihr Geruch war eigenthümlich und stand zwischen dem ihrer Bestandtheile in der Mitte inne; sie röthete erst Lackmus und bleichte es sodann bei starker Abkühlung setzte sie eine beträchtliche Menge einer röthlichgelben Substanz ab, die sie in der Wärme wieder auflöste.

Zum Behufe der Analyse wurde ein Ueberschuss von Kalium Kali zugefügt, das Ganze eingetrocknet und geglüht, dann wieder aufgelöst, mit salpetersaurem Silber gefällt und die Mengung von Chlor- und Jodsilber durch Ammoniak geschieden. In zwei Analysen wurde erhalten:

	1.	2.	Mittel:
Chlor	22,36	23,76	23,06
Jod	77,64	76,24	76,94
	<hr/> 100	<hr/> 100	<hr/> 100.

Die Verbindung $\text{Cl} + \text{J}$ würde enthalten:

Chlor	35,42	—	21,9
Jod	126,30	—	78,1
	<hr/> 161,72		<hr/> 100.

Die Auflösung dieses Chlorids in Wasser ist tief röthlich-
 lb. Auf der Haut bringt sie einen tiefgelben Fleck hervor
 d der Schmerz dauert auch nach dem Abwaschen fort. Beim
 hitzen wird es theilweise zersetzt und durch öftere Destilla-
 nen kann es vollkommen in Jod und Dreifach-Chlorjod zer-
 zt werden.

Mit rothem Quecksilberoxyd, rothem oder braunem Blei-
 yd oder den Oxyden des Kupfers in Berührung gebracht,
 twickelt es reichlich Sauerstoff, während das Chlorid und
 did des angewandten Metalles sich bildet, und etwas Jod
 i wird. Diese Reaction ist besonders bei Zink sehr auffal-
 id. Die Wirkung dieses Chlorjods auf Metallchloride zeigt
 hr interessante Phänomene, welche in der Originalabhandlung,
 f die der Verf. verweist, in tabellarischer Form zusammen-
 stellt sind. Mit Zinnchlorür giebt das Einfach-Chlorjod Zinn-
 loid und Zinnjodür in glänzenden orangefarbenen Prismen,
 bei wird im ersten Augenblicke Jod frei, das sich aber
 chher wieder auflöst. Auch bei anderen Chlorüren wird das
 etall auf die höchste Stufe der Verbindung mit Chlor gebracht.

Dreifach-Chlorjod (Terchloride of iodine). Wenn eine
 auflösung von Einfach-Chlorjod wiederholt destillirt wird, so
 rmindert sich allmählig die Menge von Jod, welche jedes
 al frei wird, bis zuletzt eine Flüssigkeit bleibt, die sich un-
 rändert überdestilliren lässt. Sie enthält dann Dreifach-Chlor-
 l, das indessen sehr schwer rein zu erhalten ist. Dieselbe
 erbindung kann auch erhalten werden, wenn man zu Ein-
 ch-Chlorjod eine starke Auflösung von Aetzsublimat setzt,
 elche viel Jod niederschlägt. Wird die abgegossene Flüssig-
 it destillirt, so giebt sie fast reines Dreifach-Chlorjod.

Mehrere Analysen mit den Producten verschiedener Dar-

stellungsweisen angestellt, gaben zwar etwas abweichende Resultate, die aber doch innerhalb sehr enger Grenzen sich der Formel $3 \text{ Cl} + \text{J}$ näherten, welche giebt:

Chlor	35,42	$\times 3$	106,26	45,66
Jod	126,30		126,30	54,34
			<hr/> 232,56	<hr/> 100,00.

Die Eigenschaften dieser Verbindung sind denen des Einfach-Chlorjods ähnlich, mit einer Ausnahme, welche zur Unterscheidung beider und zur Erkennung ihrer Reinheit dient. Wenn das Dreifach-Chlorjod mit Zinnchlorür gemischt wird, so schlägt sich Jod nieder, wenn aber mehr Zinnchlorür zugesetzt wird, so bilden sich nicht die oben erwähnten orangefarbenen Krystalle, sondern das Jod löst sich auf und bildet eine vollkommen farblose Auflösung. So lange also die Flüssigkeit, welche man durch Destillation des Einfach-Chlorjods erhält, noch orangefarbene Krystalle mit Zinnchlorür bildet, ist sie noch nicht von Einfach-Chlorjod frei.

Soubeiran bezweifelt die Existenz des Terebinthchlorjods $\text{Cl}_3 \text{ J}$, weil er es nicht rein erhalten konnte. Ich bin jedoch zufolge der Versuche von Davy und Gay-Lussac, geneigt zu glauben, dass es drei Jodchloride gebe, nämlich $\text{Cl}_3 \text{ J}$, $\text{Cl}_2 \text{ J}$, $\text{Cl}_3 \text{ J}$.

5) Ueber Magnesiahydrat.

Von

R e s s.

(Im Auszuge aus Phil. Magaz. and Ann. June 1837.)

Es ist zwar von mehreren Chemikern angenommen worden, dass die Magnesia sich nicht in mehreren Verhältnissen mit Wasser verbinden könne, indessen ist das künstliche Hydrat so viel mir bekannt, noch nicht analysirt worden. Das natürliche Magnesiahydrat aus Amerika enthält

	nach Bruce:	nach Fyfe:
Magnesia	70	69,75
Wasser	30	30,25
	<hr/> 100	<hr/> 100.

Die Resultate, welche ich selbst bei zwei Analysen des künstlichen Hydrats erhielt, stimmen nahe mit den von Fyfe erhaltenen Resultaten überein. Ich erhielt:

	Versuch 1.	Versuch 2.
Magnesia	69,63	69,41
Wasser	30,37	30,59.

Dieses Hydrat war durch Digestion frischgebrannter Magnesia mit kaltem destillirtem Wasser und Trocknen im Wasserbade erhalten.

Die zu Versuch 1 verwendete Probe war in einem verschlossenen Gefässe 14 Tage digerirt worden, aber es hatte sich keine grössere Menge Wasser mit der Erde verbunden, als in der zweiten Probe, die bloß 24 Stunden digerirt worden war. Ein ähnliches Resultat erhielt ich durch blosses Befeuchten der Erde und sofortiges Trocknen. Die Verbindung erfolgt unmittelbar. Auch wenn siedendes Wasser angewandt wird, ergibt sich keine Verschiedenheit. Die Analyse giebt stets das Verhältniss von 1 At. Magnesia zu 1 At. Wasser, es scheint also die Magnesia bloß in einem Verhältnisse mit Wasser verbinden zu können.

Der Niederschlag, den man durch die Fällung von neutraler schwefelsaurer Magnesia mit Ammoniak erhält, nähert sich ebenfalls der Zusammensetzung eines Monohydrats der Erde. 100 Th. im Wasserbade getrocknet gaben mir:

Magnesia	66,7
Wasser	33,3.

) Notiz über einige von Cholerakranken ausgeleerte Flüssigkeiten.

Von

A. VOGEL in München.

Während der Zeit, da in München die Cholera-Epidemie ihre höchste Intensität erreicht hatte, erhielt ich aus dem hiesigen allgemeinen Krankenhause durch die Güte der Herren bermedicinalräthe v. Loé und v. Ringseis verschiedene Flüssigkeiten, wovon einige einer nähern Prüfung unterworfen wurden.

Die erste dieser Flüssigkeiten war bezeichnet: *Stuhl-
leerung eines Cholerakranken in stadio invasionis*. Die
verhielt sich dem äussern Ansehn nach als eine fast un-
weisse flüssige Substanz, welche einer trüben Molke nicht
ähnlich war und einen schwachen nicht unangenehmen Ge-
hatte. Durch Filtriren liessen sich die feinen darin schwe-
den weissen Flocken leicht davon absondern, und die
Filtrum klar abgelaufene Flüssigkeit war stark alkalisch, m
das gelbe Curcume-Papier braun und brauste mit Säuren.
Als sie in einer mit Vorlage versehenen Retorte allmählig
zum Sieden erhitzt wurde, schäumte sie sehr auf, opal-
aber nur schwach, ohne Flocken von Eiweiss abzusetzen.

Bei fortgesetzter gelinder Wärme ging eine klare farb-
Flüssigkeit in die Vorlage über, welche einen eigenthümlich
Geruch nach Fischen hatte; diese durch Destillation erha-
Flüssigkeit war ebenfalls alkalisch, brauste mit Säuren
wurde von salpetersaurem Quecksilberoxydul grau nieder-
schlagen und enthielt kohlensaures Ammonium aufgelöst.
war aber in der destillirten Flüssigkeit auch noch eine o-
nische Substanz enthalten, welche sich schon durch einen
genthümlichen Geruch zu erkennen gab und durch Zusatz
Salpetersäure eine rosenrothe Farbe annahm. Beim langsa-
Abdampfen dieser destillirten, durch Salpetersäure roth ge-
denen Flüssigkeit verliert dieselbe ihre Farbe nicht, son-
wird zuletzt noch tiefer roth. Nach dem Abkühlen setzen
weisse prismatische Krystalle von salpetersaurem Ammon-
daraus ab. Die rothe von den Krystallen abgegossene Flüs-
keit hatte keinen Geruch, wurde sie aber mit einigen Tropfen
Ammonium versetzt, so entwickelte sich ein starker Ge-
nach Fischen. Diese in der Flüssigkeit sich befindende, d-
Salpetersäure roth gewordene organische Substanz ist
flüchtig und entweicht gänzlich unter starkem Fischgeruch
wenn sie in einer Glasröhre erhitzt wird, ohne eine Spur
Kohle zu hinterlassen. Die in der Retorte zurückgeblie-
und zum Theil abgedampfte Flüssigkeit braust mit Säuren
und enthält ausser Spuren von Eiweiss, Mucus, phosphorsa-
Natron, kohlensaures Natron, Chlorkalium, Chlornatrium
schwache Spuren von schwefelsaurem Natron. Beim langsa-

Abdampfen der Flüssigkeit bleiben sehr deutliche Würfel von Kochsalz und krystallisirtes kohlensaures Natron zurück. —

Die zweite Flüssigkeit war die aus dem Mastdarm einer Choleraleiche, im letzten Stadio.

Sie zeigte sich als eine farblose, viele weisse Flocken enthaltende, sehr trübe Flüssigkeit von höchst unangenehmem Geruch. Die Entwicklung von Schwefelwasserstoffgas aus derselben war so gross, dass ein mit essigsaurem Blei benetztes Papier, womit ich ein die Flüssigkeit enthaltendes Gefäss bedeckte, in kurzer Zeit davon schwarz wurde. Die Flüssigkeit auf das Filtrum gebracht, lief zwar klar, aber sehr langsam durch. Sie war schwach alkalisch. Bis zum Kochen erhitzt bildete sich viel Schaum, und es setzte sich eine bedeutende Menge eines weissen undurchsichtigen Coagulums ab, welches ich bei näherer Prüfung ganz wie Eiweiss verhielt. Der Geruch wurde beim fortgesetzten Kochen fast unerträglich; als er aber durch ferneres Abdampfen bis zu einer dünnen Symp-Consistenz geführt wurde, war der üble Geruch gänzlich verschwunden; in dem Rückstande befanden sich die nämlichen Stoffe, welche in der zuerst untersuchten Flüssigkeit bezeichnet wurden, so wie etwas Mucus und Osmazom.

Es ergibt sich, dass die eben genannten Materien, nämlich die durch den Stuhlgang ausgeleerte, so wie die aus dem Mastdarm eines Cholera-Cadavers, beide alkalisch sind; dass aber die aus dem Mastdarm eine grosse Menge Schwefelwasserstoff und viel mehr Eiweiss enthält, als die erstere; die durch den Stuhlgang ausgeleerte nahm auch selbst nach einigen Wochen keinen unangenehmen Geruch an und war von jeder Spur der kothigen Substanz, welche sich immer in den Excrementen befindet, vollkommen frei.

Eine ausgebrochene Flüssigkeit der Cholera-kranken hatte ich nicht zu meiner Disposition; diese ist indessen von Dulkampffältig untersucht, und von ihm nicht nur sauer, sondern auch stets mit freier Salzsäure beladen gefunden worden.

Nachschrift. Während der Cholera untersuchte ich auch die Luft aus verschiedenen Cholera-Krankenzimmern, ohne bei in den Proportionen der Bestandtheile eine bemerkbare Veränderung wahrzunehmen. Obgleich das Verhältniss des

Sauerstoffgases immer durch Verbrennen mit Wasserstoffgas im Endiometer bestimmt wurde, so wendete ich doch auch, wassermaassen als Controlle, das langsamere Verbrennen Phosphors an. Bei einem dieser Versuche mit der Luft in einem kleinen Zimmer war es mir auffallend, dass der Phosphor in derselben fast gar nicht leuchtete, und in mehreren Tagen keine Verminderung des Luft-Volumens herbeigeführt hatte. Bei näherer Untersuchung ergab sich, dass bei Kranken dieses Zimmers innerlich und äusserlich Kampher angewendet worden, weshalb die Luft mit Kampher-Dämpfen angefüllt war, was ich auch schon am Geruche wahrgenommen hatte. Als ich nun unter einer mit feuchtem Quecksilber gesperrten Glocke neben dem Phosphor ein kleines Stück Kampher brachte, leuchtete der Phosphor ebenfalls nicht in der Luft, welche Erscheinung bekanntlich schon von ätherischen Oelen und einigen anderen Substanzen hervorgebracht wird.

Literatur.

Ueber die Bereitungsart des Zuckers aus Runkelrüben, welche Dr. Zier für seine Erfindung ausgegeben und verkauft hat. K. Weinrich. Prag 1837, bei Haase Söhne. 8. 27 S.

Handbuch der medicinischen Chemie nach den neuesten und besten Quellen, mit Berücksichtigung ihrer technischen Anwendung, arbeitet für Aerzte, Wundärzte und Studirende, so wie für Selbststudium und zur Vorbereitung zum Examen, von Gottlieb Wilh. Reichel. Bevorwortet von Dr. Heinrich Fiebus, Professor der Physik und Chemie an der chemisch-medicin. Akademie zu Dresden. Erste Abtheilung. Leipzig und Baltimore. 2 Bd. Verlag von Scheld und Comp. (W. Elphinstone) 1837. 8.

Abriss einer Geschichte der neueren Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Chemie. Nach dem Englischen des James Fr. W. Johnston; A. M. etc. im Report of the first and second Meetings of the British Association for the Advancement of Science London 1833; bearbeitet und ergänzt von C. Rammelsberg. Berlin bei C. G. Lüdertitz. 1837. 8.

Organische Chemie.

I.

Ueber die Wirkung des Jods auf die organischen salzfähigen Basen.

Von

M. PELLETIER.

(Annal. d. chimie. Octbr. 1836.)

Der Aufsatz, den ich dem Urtheil der Akademie unter-
le, bildet den ersten Theil einer Arbeit, die eine Lücke in
Geschichte der Wissenschaft ausfüllen soll.

Die Wirkung, welche die sogenannten Salzbilder auf die
organischen Salzbasen ausüben, ist zur Zeit noch unbekannt.
Man weiss bis jetzt noch nicht, ob diese Körper sich mit
Alkaloiden verbinden können, oder ob sie auf dieselben
solche Wirkung ausüben, dass die Zusammensetzung da-
von geändert wird. Erzeugt das Jod, das Brom und das
Chlor unter Mitwirkung der Salzbasen Jodate und Jodüre,
Bromate und Bromüre, Chlorate und Chlorüre? Giebt es
Jodide, Bromide und Chloride, wird vielleicht die organische
Substanz zersetzt, und tritt in diesem Falle etwa das Chlor, das
Brom oder das Jod an die Stelle des Wasserstoffes? Diess sind
Hauptpunkte, über welche diese Arbeit einiges Licht zu
verbreiten bestimmt ist. Ich werde sie in drei Abschnitte
theilen. In dem ersten, den ich in gegenwärtigem Aufsatze
behandle, verbreite ich mich über die Wirkung des Jods auf
organischen Salzbasen, und verbinde hiermit zugleich ei-
nige Beobachtungen über die in ihrer Eigenthümlichkeit und

Zusammensetzung noch wenig bekannten Jodate und Hydrate. Im zweiten Aufsatze werde ich die Wirkung des Jods behandeln, und mit der verwickeltsten, welche das Chlor bietet, gedenke ich endlich zu schliessen.

Obgleich es meine Absicht war, die Frage von einem gemeinen Standpunkte aus zu behandeln, so gewährte ich bald, wie nothwendig zur Erlangung gewisser Eodfolger es sei, einige besondere Fälle vorher genau zu prüfen; nur durch Vergleichung einer gewissen Anzahl von Beobachtungen, nur indem man zahlreiche Thatsachen in analog scheinende Reihen zusammenstellt, kann man mit Recht warten, befriedigende Theorien aufzustellen.

Wirkung des Jods auf das Strychnin.

Es ist nicht Zufall, weshalb ich die Wirkung des Jods auf das Strychnin gleich zuerst vornehme; denn dieses kann bis jetzt als Typus der vegetabilischen Alkalien betrachtet werden. Als Herr Caventou und ich das Strychnin entdeckten, liessen wir es uns besonders angelegen sein, chemischen Eigenschaften auszumitteln; seit jener Zeit hat Liebig auch sein Atomgewicht und seine Sättigungscapazität bestimmt; seine Unauflöslichkeit und die Leichtigkeit, mit welcher es bestimmte Verbindungen und krystallisirbare Salze bildet, alles schien dasselbe zum Vorbilde zu bestimmen.

Das mit der Hälfte seines Gewichts Strychnin zusammengeriebene Jod nahm eine rothbraune Farbe an; unter Zutritt von destillirtem Wasser fuhr man fort, die Masse zu zerreiben; die filtrirte Flüssigkeit war ungefärbt, weder sauer noch alkalisch, und enthielt nichts als Spuren von Jod und Strychnin. Die im Filter gebliebene Masse ward mit kochendem Wasser behandelt, welches sich dabei schwach roth färbte; filtrirt und abgedampft liess es einen sehr leichten Rückstand, auf welchen ich bald zurückkommen werde.

Die im Wasser unauflösliche braune Masse wurde der Wirkung des kochenden Weingeistes ausgesetzt, wobei sie vollkommen löste. Diese Flüssigkeit hatte eine orangefarbene Farbe und setzte durch's Erkalten eine Menge kleiner, bitterer, orangegelber Krystalle ab, die das Ansehn von Mergelgold hatten.

Die bis zu zwei Drittheilen abgedampfte Flüssigkeit setzte damals ähnliche Krystalle ab, und dieselben Krystalle zeigten wieder, zu Ende der Operation aber erhielt man weisse tafelförmige Krystalle, welches man für hydriodsaures Strychnin erkannte.

Um wieder darauf zurückzukommen, wollen wir hier betonen, dass der krystallinische Rückstand, der von der Wirkung des kochenden Wassers auf das mit Jod zerriebene Strychnin herrührte, von derselben Natur war, als der, womit uns beschäftigen, nur war das hydriodsaure Strychnin darin weit geringerer Menge vorhanden. Auch kann man direct die Arten von Krystallen erhalten, wenn man eine Mischung von Jod und Strychnin mit Weingeist behandelt.

Die durch die Wirkung des Jods auf das Strychnin erzeugte glimmerartige und gefärbte Masse hat folgende Eigenschaften:

Sie ist in kaltem Wasser unauflöslich, in kochendem sehr leicht löslich, im Weingeist von 40° Cartier löst sie sich wenig, ihr bestes Lösungsmittel ist siedender Weingeist von 36°. Nach's Abkühlen scheiden sich sehr viel glimmerartige Schuppen aus; der Schwefeläther löst sie nicht. Ihr Geschmack ist wenig bemerkbar, nur nach Verlauf einiger Zeit bemerkt man eine zusammenziehende Bitterkeit. Bei der Temperatur des kochenden Wassers, so wie bei jeder andern, welche höher ist als die, bei welcher sie sich zersetzt, ist sie unmelzbar; auf einer Platinplatte erwärmt, erweicht sie, bläht sich auf, lässt Jod entweichen und verkohlt fast zur selben Zeit unter Verbreitung eines Geruchs, der allen durch's Feuer zersetzten organischen Salzbasen eigen ist. Die Säuren haben nach ihrer Natur und dem Grade ihrer Concentration auch eine verschiedene Wirkung auf diesen Stoff. Im Allgemeinen wirken sie, kalt und sehr verdünnt angewandt, keine merkliche Wirkung; durch lange fortgesetztes Sieden wird Jod frei und nehmen Strychnin dabei auf, das man durch Ammoniak niederschlagen kann.

Die concentrirte Salpetersäure scheidet selbst in der Kälte Jod aus und zerstört oder verändert die organische Masse; die concentrirte Schwefelsäure hat dieselbe Wirkung, doch in schwächerem Grade. Die concentrirte Chlorwasser-

stoffsäure äussert in der Kälte auf die glimmerartige Masse durchaus keine Wirkung, erwärmt scheidet sie Jod aus und nimmt Strychnin auf. Das Ammoniak äussert weder kalt noch warm irgend eine Wirkung auf die glimmerartige Masse; Kali und das Natron greifen sie nur mit Hülfe der Wärme an, ein wenig Strychnin wird dabei frei, und in der Flüssigkeit findet man Kaliumjodür und Natriumjodür wieder.

Wenn man abwechselnd alkalische und saure Auflösung auf die glimmerartige Masse wirken lässt, so zersetzt man sie zuletzt ganz; diess giebt ein Mittel ab, wenn auch nicht quantitativ, so doch zur qualitativen Analyse seiner Elemente. Dem Vorstehenden zufolge können wir daher die glimmerartige Masse als Strychninjodür betrachten. Es bliebe nur noch zu bestimmen übrig, in welchen Verhältnissen sich das Jod und das Strychnin in demselben vereinigt finden.

Zu diesem Zwecke benutzte ich die Wirkung, die salpetersaure Silber auf das Strychninjodür ausübt. Diese Wirkung geht selbst in der Kälte schnell vor sich und veranlasst die Bildung von Silberjodür, welches sich absetzt, während die veränderte Strychnin (wie wir es später zeigen werden) Salpetersäure gebunden in der Flüssigkeit zurückbleibt.

0,74 Gr. Strychninjodür im luftleeren Raume getrocknet auf diese Weise mit salpetersaurem Silber behandelt, gab 0,497 Jodsilber, die 0,262 Jod entsprechen, woraus folgt, dass 100 Strychninjodür 35,50 Jod enthalten.

In einer zweiten Analyse gaben 1,440 Strychninjodür, von einer andern Operation herrührten, 0,920 Jodsilber, was 0,495 Jod oder 34,30 Jod auf 100 Strychninjodür entspricht.

Nachdem ich das Jod in dem Strychninjodür bestimmt hatte, konnte ich die Quantität des Strychnins durch Subtraction erlangen, allein ich hielt es für sicherer, die Quantität des Strychnins a priori zu bestimmen. Da es aber unmöglich ist, wenn man das Jodür bald mit Säuren bald mit Alkalien behandelt, alles Strychnin ohne Verlust noch sonstige Veränderung wieder zu gewinnen, so bediente ich mich zur Ausmittlung desselben der Verbrennung mittelst des Kupferoxyds. 0,512 Strychninjodür gaben Kohlensäure 0,930; diese Quantität Kohlensäure entspricht 0,257 Kohlenstoff; 100 Theile Strychninjodür würden also 54,101 Kohlenstoff gegeben haben. Wenn

das Strychnin 77,20 p. C. Kohlenstoff enthält, so entspricht die 54,10 p. C. Kohlenstoff 67,48 Strychnin. Da dieser geringe Ueberschuss an Kohlenstoff von ein wenig freiem Strychnin herrühren konnte, das in dem Jodür enthalten war, so konnte man das Strychninjodür zusammengesetzt betrachten aus:

2 At. Jod	1579,50	34,70
1 At. Strychnin	2969,80	65,30
	<hr/> 4549,30	<hr/> 100,00.

Wenn wir berücksichtigen, dass das Jod sich am häufigsten mit Metallen in dem Verhältniss von 2 At. gegen eins Metall vereinigt, so werden wir veranlasst, das Strychninjodür ein Protojodür, welches durch die Formel St J^2 repräsentirt wird, zu betrachten. In diesem Falle würde man aber leicht dahin kommen, das Strychnin so zu betrachten, als ob es die Rolle eines metallischen Radicals. Das Strychninjodür, das aus 2 Atomen Jod und aus einem Atom Strychnin besteht, müsste nun, wenn das Jod in demselben durch hinreichenden Sauerstoff in Jodsäure umgewandelt werden wäre, Jodat folgende Formel haben:

	$\text{J}^2 \text{O}_5 + \text{St}$	
1 At. Jodsäure	2079,50	41,18
1 At. Strychnin	2969,50	58,82.

Es schien uns von Interesse, dieses Jodat darzustellen und Analyse davon zu machen, um es mit der Formel, welche Theorie gab, zu vergleichen. Dem zufolge goss ich auf fein gepulvertes, in lauem Wasser vertheiltes Strychnin hinreichende Menge ziemlich verdünnter Jodsäurelösung, um ich einen Ueberschuss dabei sorgfältig vermied, um saures Jodat zu bilden. Die kochend filtrirte und zum Abdampfen hingestellte Flüssigkeit gab perlmutterglänzende Krystalle in Form plattgedrückter Nadeln.

Man muss sich bei der Darstellung dieses Salzes vor einem Säureüberschuss hüten, weil man ohne diese Vorsicht ein Salz erhalten würde, welches in Folge einer Reaction, die Jodsäure auf das Strychnin ausübt, fast immer roth gefärbt scheint, worauf schon Sérullas aufmerksam macht. Man erhält das jodsaure Strychnin gleichfalls durch Zersetzung von saurem Baryt mittelst neutralem schwefelsaurem Strychnin

dargestellt: auf diesem Wege habe ich Krystalle in langen
 Nadeln erhalten, die das Ansehn von Cyanquecksilber hatten.

Zur Analyse des jodsauren Strychnins und im Allgem.
 der jodsauren Jodate hat viel Schwieriges, ich will
 die Methode, die ich befolgte, etwas weitläufiger beschreiben.
 Das jodsaure Strychnin ward in hinreichender Menge w.
 gelöst und durch einen Ueberschuss von Kali ge-
 sättigt ward unfiltrirt in derselben Schale verdampft,
 wodurch darin jodsaures Kali, ein Ueberschuss von Kali
 und verschiedene Strychnin; das Strychnin ward durch
 Salpetersäure, welche in derselben Schale mit etwas salpeters.
 Kali vorgenommen wurde, zerstört; das Jodkalium w.
 mit Wasser aufgelöst und durch salpetersaures Silber ge-
 fällt. Der Niederschlag ward in derselben Schale mit verdünnter
 Salpetersäure ausgewaschen, um das Silberoxyd zu entfernen
 und metallische Jodür allein zurückzulassen. Ich muss hi-
 bemerken, dass man sich wohl in Acht nehmen muss,
 Ueberschuss von Kali vor dem Zusatze des salpetersauren
 Silbers mit Salpetersäure zu sättigen, weil man etwas Jod
 machen würde und einen Verlust in der Analyse herbeiführen
 könnte. Die Wirkung der Salpetersäure auf das Kaliumjod
 ist von der Art, dass selbst ehe der Ueberschuss von Kali
 gesättigt ist, das Jod sich schon entwickelt.

0,176 jodsaures Strychnin gaben 0,106 Jodsilber.
 rechnet man hiernach die in 100 Theilen jodsaurem Strychnin
 enthaltene Jodsäure, so findet man 42,72, also ein wenig mehr
 als die Berechnung angedeutet hatte. Dieser geringe Un-
 terschied, der von einer Spur im Salpeter enthaltenen Kochsalz
 herrührt, ändert durchaus nichts hinsichtlich der Ueberein-
 stimmung zwischen der directen und berechneten Analyse.
 grösseren Genauigkeit halber haben wir auch hier noch
 das Verhältniss der Basis durch's Experiment auszumitteln ge-
 sucht. Hierzu verbrannte ich 0,33 jodsaures Strychnin mit Kupferoxyd,
 wodurch ich 0,552 Kohlensäure = 0,1526 Kohlenstoff erhielt.
 100 Theile des Jodats hätten also 46,24 Kohlenstoff = 1
 Strychnin entsprechend (wenn diese Basis nach Liebig 1
 Kohlenstoff enthält) gegeben.

Zufolge obiger Erfahrungen hat man für die Zusam-
 ensetzung des jodsauren Strychnins im Hundert:

Jodsäure	42,72	41,64
Strychnin	59,89	58,36
	<hr/> 102,61	<hr/> 100,00.

Diess stimmt ganz und gar mit der Zusammensetzung, die hier durch Berechnung dafür aufgefunden wurde, und beweiset, dass das jodsaure Strychnin ein neutrales Salz ist, welches aus einem Atom Jodsäure und einem Atom Strychnin bildet ist.

Hydriodsaures Strychnin.

Das hydriodsaure Strychnin, so wie die anderen Salze, man durch Vereinigung der Hydriodsäure mit den Alkalien erhält, sind meines Wissens weder beschrieben, noch ist die Zusammensetzung näher bestimmt worden. Die Hydriodsäure bildet mit dem Strychnin ein wenig lösliches Salz, das auf directem Wege, so wie durch Zersetzung eines löslichen Strychninsalzes mittelst eines alkalischen jodwasserstoffigen Salzes, darstellen kann. Dieses Salz ist weiss und besteht aus kleinen Blättchen oder plattgedrückten an einander stehenden Nadeln; obgleich wenig im kalten Wasser löslich, ist der Geschmack doch sehr bitter; es ist löslicher in Alkohol als im Wasser. Reagirt nicht auf Lackmuspapier.

Ich gehe jetzt zu den Untersuchungen über, die ich in der Absicht anstellte, das Verhältniss zwischen der Säure und der Basis auszumitteln.

1,139 hydriodsaures Strychnin im luftleeren Raume von dem seinen hygrometrischen Wasser befreit und mit salpetersaurem Silber behandelt, gaben 0,552 Jodsilber.

Berechnet man hiernach die Menge der Jodsäure, die in 1 Theilen jodsauren Strychnins enthalten sind, so findet man 31.

Wenn man berücksichtigt, dass das hydriodsaure Strychnin nicht verwittert, im luftleeren Raume kaum etwas von seinem Gewicht verliert, noch auf irgend eine andere Weise sich verändert, dass man es daher als frei von Krystallwasser betrachten kann; so erscheint jenes Experiment zur Bestimmung des Verhältnisses der Elemente hinreichend.

Ich habe mich jedoch bemüht, die Quantität des Strychnins auch auf directem Wege darzuthun. Bei Behandlung von

100 Theilen hydriodsauren Strychnins mit einem Alkali erhielt ich 67 Theile Strychnin als Mittelzahl mehrerer Versuche. Hier findet jedoch ein ziemlich starker Verlust an Strychnin Statt, der von irgend einer Menge vielleicht im Ueberschuss zugesetzten Alkali's herrühren dürfte.

Um jedoch sicher zu sein, dass nur hierin die Ursache des Deficits liege, und nicht vielleicht im Krystallwasser, welches man beim Austrocknen nicht ganz weggeschafft und welches daher als im Salze noch vorhanden angenommen werden konnte, so nahm ich mit dem Strychnin die Elementaranalyse vor.

0,51 hydriodsaures Strychnin, die im luftleeren Raum getrocknet worden waren, gaben 1,03 Kohlensäure, die 0,284 Kohlenstoff entsprechen; 100 hydriodsaures Strychnin enthält also 55,825 Kohlenstoff, 72,30 Strychnin entsprechend.

Die Zusammensetzung des hydriodsauren Strychnins wird also:

Hydriodsäure	26,31
Strychnin	72,30
	<hr/> 98,61.

Diese Analyse gestattet, ungeachtet des Verlustes von 1,38, der von ein wenig verflüchtigtem Jod und Kohlensäure herrührt, dieses Salz als ein anderthalb basisches zu betrachten.

Hydriodsäure 1 Atom	= 1591,98	26,33
Strychnin 1 1/2 Atom	= 4454,70	73,67
	<hr/> 6046,68	<hr/> 100,00.

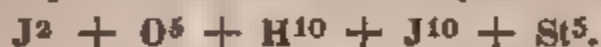
Das neutrale hydriodsaure Salz konnte ich nicht erhalten. Alles scheint darauf hinzudeuten, dass es, wenn es in der Lösung existirt, im Augenblicke des Krystallisirens eine gewisse Quantität Säure abgibt, um sich in einen für die Krystallisation günstigeren Zustand umzugestalten. Das neutrale hydriodsaure Salz würde also gebildet sein aus:

Hydriodsäure 1 Atom	= 1591,98	34,85
Strychnin 1 Atom	= 2969,80	65,15
	<hr/> 4561,78	<hr/> 100,00.

Diese Hypothese führt uns auf eine eigenthümliche Reaction, welche grosses Licht über die Theorie der organischen Jodverbindungen verbreitet.

Giesst man eine neutrale Lösung von jodsaurem Strychnin in eine Lösung des hydriodsauren Salzes derselben Base, erfolgt anscheinend keine Zersetzung; substituirt man aber

neutralen jodsauren Verbindung eine saure jodsaure, oder Jodsäure selbst, so erfolgt augenblicklich ein brauner Niederschlag, der aus Strychninjodür und freiem Jod besteht. Lässt man diesen Niederschlag in einer Auflösung von doppeltkohlensaurem Kali maceriren, so löst sich der Ueberschuss von Jod und das Jodür erhält alsdann seine ihm eigenthümliche Orangefarbe und widersteht von jetzt an der Einwirkung des doppeltkohlensauren Kalis. Man kann sich über diese Reaction leicht Rechenschaft geben, wenn man das neutrale hydriodsaure Strychnin so betrachtet, als sei es aus 1 Atom Strychnin und 1 Atom Hydriodsäure gebildet, die ihrerseits 2 Atome Jod und 2 Atome Wasserstoff einschliesse. Um 1 Atom Jodsäure zu zersetzen, müssen 5 Atome jodwasserstoffsäures Strychnin vorhanden sein.



Wenn man $O^5 + H^{10}$, die das Wasser bilden, abzieht, bleibt $J^2 + (J^{10} + St^5)$, d. h. es bleibt ein Strychninjodür und 2 Atome, die von der Jodsäure herrühren.

Wenn man einer Mischung von neutralem jodsaurem Strychnin und neutralem hydriodsaurem oder anderthalbbasischem jodsaurem Salze eine freie Säure hinzufügt, so entsteht augenblicklich ein brauner Niederschlag, der aus Strychninjodür und freiem Jod besteht. Das Vorhergehende erklärt diese Reaction.

Von der Wirkung des Jods auf das Brucin.

Das Brucin erlangt durch die Berührung mit Jod fast durchgängig eine bräunlichgelbe Farbe; wird das Gemisch mit Wasser erwärmt, so entwickelt sich alsbald das Jod, die Masse weicht sich wie ein Harz, ohne jedoch in Fluss zu gerathen, nach dem Erkalten wird sie spröde. Das davon abfiltrirte und verdampfte Wasser hinterlässt eine ähnliche braune Masse mit einigen Spuren brauner Krystalle. Wenn man statt des Wassers Alkohol von 36° nimmt, so löst sich die ganze Masse in der Wärme auf; nach dem Erkalten trennt sich eine Substanz, die sich auf dem Filter als ein leichtes braunes Pulver zeigt. Wenn die alkoholische Mutterlauge langsam verdampft wurde, so gab sie noch mehr von dieser braunen Substanz her, gegen das Ende der Verdampfung erhält man aber durchsichtige Krystalle in Form vierseitiger Prismen. Diese Krystalle sind hydriodsaures Brucin. Die Bildung des hydriodsauren Brucins

scheint auf der Reaction des Jods auf den Alkohol zu beruhen, wodurch, wie man weiss, immer Hydriodsäure entsteht. In der That, wenn man mit Wasser operirt, so entsteht gleichfalls eine braune Masse; hier hat man aber nur Spuren des hydriodsauren Salzes. Die braune Masse zeigte sich bei der Untersuchung als ein Brucinjodür. Es verhält sich mit den chemischen Reagentien, wie Strychninjodür, wenn man den Unterschied, der durch die Aenderung der Basis herbeigeführt wird, dabei berücksichtigt; wenn man es daher mit verdünnten Mineralsäuren in der Wärme behandelt, so giebt es Brucinsalze. Mit concentrirter Salpetersäure erhält man die schöne rothe Farbe, die dem Brucin eigen ist. Merkwürdig ist es jedoch, dass dieses Jodür kein Protojodür ist, wie das mit Strychnin aus 2 Atomen Jod und einem Atom Brucin erzeugte, sondern ein doppeltes Jodür, welches dem sauren jodsauren Salze entspricht und aus 4 Atomen Jod und 1 Atom Brucin gebildet ist. Auch gaben 1,635 Gr. dieses Jodürs mit salpetersaurem Silber behandelt 1,385 Jodsilber, welche 0,745 Jod entsprechen, woraus hervorgeht, dass das Jodür gebildet ist aus:

Jod 45,717

Brucin 54,285.

Wenn aber das Atomgewicht des Brucins 3447,66 ist, so hat man:

4 At. Jod	=	3159,00	47,51
1 At. Brucin	=	3447,66	52,19
		<hr/> 6606,66	<hr/> 99,70.

Die directe Analyse gab uns etwas weniger Jod, jedoch verflüchtigt sich bei der Analyse des Jodürs durch salpetersaures Silber immer etwas Jod. Im Verlaufe dieser Analyse habe ich eine beachtungswerthe Bemerkung gemacht; es ist bekannt, dass das Brucin durch Salpetersäure nur dann roth gefärbt wird, wenn diese concentrirt ist. Im entgegengesetzten Falle bildet sich ein neutrales oder ein saures salpetersaures ungefärbtes Brucinsalz. Hier erscheint die rothe Farbe im Augenblicke, wo die neutrale und mit Wasser verdünnte Lösung des salpetersauren Silbers das Brucinjodür berührt. Diese Erscheinung glaube ich dem Sauerstoff des Silberoxyds zuschreiben zu müssen, der, weil er nicht entweicht, auf das Brucin übergehen muss, und zwar in demselben Augenblicke, wo sich

Silber reducirt, um sich mit dem Jod zu vereinigen. Da Brucinjodür, was man durch die verschiedene Einwirkung überschüssigen Jods auf das Brucin erhielt, ein zweifaches Brucinjodür war, so musste es interessant sein, das einfache Jodür kennen zu lernen; ich erhielt dasselbe, indem ich in eine alkoholische Brucinlösung Jodtinctur goss, jedoch nicht so viel, als das Doppeljodür dadurch darzustellen. Hierbei fällt sich ein orangegelbes Pulver, welches Brucinjodür ist; das Jodür enthält 2 Atome Jod.

1,035 Gr. von diesem Jodür gaben 0,64 Jodsilber; das dieser Angabe berechnete Jodür ist zusammengesetzt aus:

Jod	33,32
Brucin	66,68.

Der Theorie nach würde man haben:

Jod	2 At. =	1579,50	31,39
Brucin	1 At. =	3447,66	68,61
		<hr/> 5027,16	<hr/> 100,00.

Jodsaures Brucin.

Die Jodsäure kann sich direct mit dem Brucin vereinigen. Berzelius hat diese Verbindung schon erwähnt, doch sagt er über diese wenigen Worte davon: „Das Brucin vereinigt sich mit der Jodsäure, aber man erhält keine deutlichen Krystalle. Die Flüssigkeit färbt sich roth. Wenn man kleine nadelförmige Krystalle zu Anfange entdeckt, so rühren sie von der Magnesia her, welche ein nur wenig lösliches jodsaures Salz bildet. Die Salpetersäure färbt das jodsaure Brucin roth“.

Da meine Beobachtungen nicht gänzlich mit denen von Berzelius übereinstimmen, so muss ich sie hier anführen. Brucin kann sich mit der Jodsäure auch ohne besondere Einwirkung vereinigen. Wenn die Lösung der Jodsäure im Ueberschuss vorhanden ist, so erscheint allerdings die rothe Farbe, ausserdem aber gar keine.

Die neutrale jodsaure Verbindung existirt nur in der Lösung; durch Abdampfung und ruhiges Hinstellen des gelösten neutralen jodsauren Salzes erhält man zwei Salze, wovon das eine undurchsichtig und seidenartig glänzend, das andere durchsichtig, hart und in vierseitigen Prismen erscheint. Das erste zeigt einen Ueberschuss von Basis und bläuet das geröthete Lack-

muspapier sehr stark; das zweite ist sauer und röthet das blaue Lackmuspapier. Das basische Salz bildet sich so leicht, dass man es oft erhält, wenn man eine etwas saure Lösung zum Krystallisiren hinstellt.

Hydriodsaures Brucin.

Dieses Salz, welches man bei directer Behandlung des Brucins mit Hydriodsäure erhält, unterscheidet sich äusserlich von dem hydriodsauren Strychnin; es erscheint in durchsichtigen Krystallen, welche vierseitige Tafeln oder kurze vierseitige Prismen darstellen. Es ist leichter löslich in kaltem Wasser, als das hydriodsaure Strychnin. In warmem Wasser löst es sich besser als in kaltem, und ist löslicher im Alkohol als im Wasser. Man kann das hydriodsaure Brucin durch doppelte Wahlverwandschaft erzeugen, wenn man z. B. hydriodsaurem Kali in schwefelsaures Brucin bringt. Um zu erfahren, ob das hydriodsaure krystallisirte Brucin ein basisches oder anderthalbbasisches Salz sei, schritt ich zur Analyse desselben und befolgte hierbei dieselbe Methode, deren ich mich beim hydriodsauren Strychnin bedient hatte.

1,027 Gr. getrocknetes hydriodsaures Brucin gaben 0,46 Jodsilber; 0,5 hydriodsaures Salz gaben beim Verbrennen 0,98 Kohlensäure.

Wenn man hiernach eines Theils die in 100 Theilen hydriodsauren Salzes enthaltene Hydriodsäure, andern Theils die Quantität der Basis berechnet, so findet man:

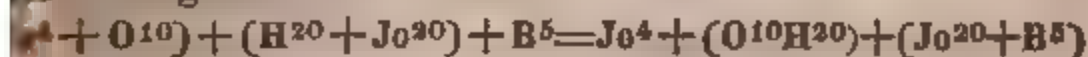
Hydriodsäure	23,69
Brucia	76,59
	<hr/> 100,28.

Man kann also dieses Salz ansehen, als bestände es aus

Brucin	1½ At. =	5171,49	76,47
Hydriodsäure	1 At. =	1591,98	23,53
		<hr/> 6763,47	<hr/> 100,00.

Die Erscheinungen, die wir bei Behandlung des hydriodsauren Strychnins mit Jodsäure, oder beim Zusatz einer Säure zu einem Gemisch eines jodsauren und hydriodsauren Salzes beobachten, sind bei dem hydriodsauren und jodsauren Brucin dieselben. Es bildet sich alsbald ein brauner Niederschlag. Dieser Niederschlag ist ein zweifaches Brucinjodür mit Ueber-

aus von Jod, welches man durch doppeltkohlensaures Kalium kochen kann. Seine Zusammensetzung wird durch folgende Formel ausgedrückt:



Ueber die Wirkung des Jods auf das Cinchonin.

Mit Jod vereinigt sich das Cinchonin und bildet ein Jodür. Um es darzustellen, muss man das Cinchonin mit der Hälfte des Gewichts Jod zusammenreiben und das Product mit Alkohol von 36° behandeln; alles löst sich durch freiwillige Verflüchtigung auf. Das Cinchoninjodür erhält man sodann in saffrangelben Platten. Es trennt sich das Jodür, ehe noch die ganze Flüssigkeit verdampft ist. Gegen Ende der Verdampfung scheiden sich Krystalle in der Gestalt von Champignons ab. Diese Krystalle sind hydriodsaures Cinchonin. Behandelt man die Ganze mit kochendem Wasser, so löst sich das Hydriodat auf und das Jodür trennt sich und bleibt im geflossenen Zustande. Das Cinchoninjodür in Stücken ist dunkelsaffrangelb; das Pulver ist seine Farbe heller, sein Geschmack ist bitterlich. Bei 25° Wärme erweicht es sich, aber nur bei 80° fliesst es abzukommen. In kaltem Wasser ist es unlöslich, wenig löslich in kochendem. In Alkohol und Aether löst es sich auf. Man kann es zersetzen, wenn man nach und nach saure und alkalische Lösungen darauf wirken lässt. Die Analyse ward mit salpetersaurem Silber, aber nicht ohne Schwierigkeit, gemacht. Am Anfange der Verdampfung muss man nicht warm operiren, weil das Jodür schmilzt und widersteht. Wenn man jedoch möglichst kalt operirt und wenig Salpetersäure hinzufügt, so erzielt man eine vollkommene Zersetzung herbei, das Cinchonin wird aber wie im vorhergehenden Falle umgeändert. Die Farbe wird hierbei gelb. 1,36 Gr. gaben 0,729 Jodsilber. Daraus folgt, dass das Cinchoninjodür zusammengesetzt sei aus:

Jod	28,87
Cinchonin	71,13
	<hr/> 100,00.

Dieses Jodür entspricht demjenigen, welches aus der Verbindung eines Atoms Jod und eines Atoms Cinchonin hervorgehen würde.

Jod	1 At. =	789,75	28,90
Cinchonin	1 At. =	1942,05	71,10
		<hr/>	
		2731,80	100,00.

Das neutrale jodsaure Cinchonin wäre der Analyse des Jodürs zufolge aus 1 Atom Cinchonin und $\frac{1}{2}$ Atom Jodsäure gebildet.

$\frac{1}{2}$ At. Jodsäure	=	1039,75	34,86
1 At. Cinchonin	=	1942,05	65,14
		<hr/>	
		2981,80	100,00.

Wir besitzen eine Analyse des jodsauren Cinchonins von Sérullas, die einzige, die er auf directe Weise vorgenommen hat. Die hiervon mitgetheilten Resultate stimmen ganz mit den unsrigen.

Jodsäure	33,85
Cinchonin	65,15
<hr/>	
99,00.	

Zur Beschreibung, die Sérullas von dem jodsauren Cinchonin gab, haben wir nichts hinzuzufügen, als dass es sich im Wasser sehr leicht löst. Diese grosse Löslichkeit eines in Alkohol unlöslichen Salzes ist merkwürdig. Die Hydriodsäure verbindet sich sehr gut mit dem Cinchonin. Das hydriodsaure Cinchonin ist ein Salz, welches in durchsichtigen perlmutterglänzenden Nadeln krystallisirt. Es ist wenig löslich in der Kälte, löslicher in der Wärme, und krystallisirt beim Erkalten. Sein Geschmack ist anfänglich unbedeutend, hinterher entwickelt er sich aber und erscheint bitter metallisch. Das neutrale hydriodsaure und jodsaure Cinchonin können einige Zeit beisammen bleiben, ohne sich zu zersetzen. Mit der Zeit, vorzüglich bei concentrirten Flüssigkeiten, scheidet sich aber Jodür aus; die Zersetzung aber erfolgt sehr schnell unter dem Einfluss einer Säure; das Jodür enthält sodann, wie in allen schon erwähnten Fällen, einen Ueberschuss von freiem Jod.

Ueber die Wirkung des Jods auf das Chinin.

Das Jod verhält sich zum Chinin wie zum Cinchonin. Es ist selbst schwer, das Chininjodür von dem Cinchoninjodür zu unterscheiden, hier findet man dasselbe Aeussere, dieselbe Farbe, Geschmack und Schmelzbarkeit. Die Unterschiede beider sind

so gering, dass, um beide Jodüre von einander zu unterscheiden, man die Basis extrahiren müsste. Das Chininjodür ward der Analyse unterworfen, wobei ich fand:

Jod	30,31
Chinin	69,69
	<hr/> 100,00.

Doch glaube ich, dass das analysirte Jodür etwas Jod im Ueberschuss enthielt: mit den Jodüren, die eine harzähnliche Beschaffenheit haben, ist diess nicht so der Fall, wie mit dem Strychninjodür, welches krystallisirt; es ist schwer, sie von einem Gemisch von überschüssigem Jod oder Basis frei zu erhalten. Ich glaube also, indem ich mich auf die Analogie beziehe, die es mit dem Cinchonin zeigt, so wie auf die Analyse, die ich so eben angeführt habe, dass es zusammengesetzt ist aus:

Jod	1 At. =	789,75	27,75
Chinin	1 At. =	2055,53	72,25
		<hr/> 2845,28	100,00.

Die Jodsäure vereinigt sich mit dem Chinin nach Sérullas. Ich bemerkte, dass das jodsaure Chinin im neutralen Zustande weniger als das jodsaure Cinchonin löslich war. Die Analyse desselben, von der des Jodürs abgeleitet, dürfte sein:

Jodsäure $\frac{1}{2}$ At. =	1039,75	33,59
Chinin 1 At. =	2055,53	66,41
	<hr/> 3095,28	100,00.

Das hydriodsaure Chinin, das man entweder durch directe Vereinigung oder durch doppelte Zersetzung erhalten kann, ist noch weniger löslich, als das hydriodsaure Cinchonin. Seine Krystalle sind weniger durchsichtig und krystallisiren gern in warzenförmigen Gruppen.

Ueber die Wirkung des Jods auf das Morphin.

Die Wirkung des Jods auf das Morphin ist viel complicirter als auf die anderen Alkaloide. Wenn man Morphin mit dem vierten Theil seines Gewichts Jod zerreibt, so wird die Masse rothbraun und der Geruch des Jods verschwindet, wenn man aber die Masse einige Stunden stehen lässt, so verändert sich die Farbe und geht zur violetten, ja selbst zur schwarzen über, und der Geruch des Jods erscheint wieder. Wenn man

das Morphin mit der Hälfte seines Gewichts Jod reibt, so erfolgt dasselbe, nur zeigt sich die Wirkung schneller als im ersten Falle. Das Product löste sich nicht in kaltem Wasser, wohl aber in kochendem, wenn grosse Quantitäten dazu verwendet wurden. Die Flüssigkeit war sauer, wenn man die Hälfte Jod angewendet hatte, bei geringeren Quantitäten Jod war sie neutral, beide Flüssigkeiten enthielten aber viel hydriodsaures Morphin aufgelöst. Dieses Auftreten von Säure und diese Bildung von Hydriodsäure ist hier merkwürdig, weil die saure Reaction bei den anderen organischen Alkaloiden sich nicht zeigt.

Ein Gemisch von gleichen Theilen Jod und Morphin mit Alkohol behandelt, löste sich beim Kochen vollkommen auf. Die Flüssigkeit war sauer und gab beim freiwilligen Verdampfen eine rothbraune Masse, die sich zu Boden setzte, je mehr der Alkohol verdampfte. Endlich blieb eine wässrige, wenig gefärbte Flüssigkeit zurück, welche klar abgegossen und in ein anderes Gefäss zum Verdampfen gestellt ward, wobei sie Krystalle von hydriodsaurem Morphin gab, welche durch dieselbe Substanz stark gefärbt erschienen. Um zu wissen, was die rothbraune Substanz eigentlich sei, behandelte ich diesen Stoff mit schwachen sauren und alkalischen Lösungen. Obgleich unlöslich in der Kälte, löste sich diese Substanz doch in der Wärme auf und schied sich durch das Erkalten wiederum aus. Die filtrirten Flüssigkeiten enthielten nur Spuren von Morphin. Jetzt musste ich auf complicirtere Weise operiren. Ich wendete nach und nach Metalle, Metalloxyde und metallische Salze an. Aber niemals erhielt ich Morphin, wenn das Jod in hinreichender Menge angewandt worden war.

In einem andern Falle behandelte ich die braune Masse, die ich vorher zum feinen Pulver gerieben und im Wasser vertheilt hatte, mit einem starken Strom von Schwefelwasserstoffgas. Hierdurch wollte ich das Jod in Hydriodsäure verwandeln und ein hydriodsaures Salz erhalten, von welchem man das Morphin oder die Substanz, die dieses ersetzte, bequem trennen könnte. Die Masse löste sich wirklich in grosser Menge auf. Nach dem Filtriren war die Flüssigkeit klar und ungefärbt; es ward sodann Ammoniak zugesetzt, um die Hydriodsäure zu entfernen, und hierbei färbte sie sich sogleich schmutz-

roth. Der gebildete Niederschlag war sehr locker, enthielt durchaus nicht der Menge des angewandten Morphins, zeigte nur Spuren davon; in der Flüssigkeit war jedoch organische Substanz enthalten.

Wenn man die Flüssigkeit, anstatt sie sogleich mit einem Alkali zu behandeln, mit Hülfe der Wärme concentrirt, und Schwefelwasserstoffgas verjagt, so erzeugt sich eine braune Substanz, die der ähnlich ist, welche man der Wirkung des Schwefelwasserstoffgases aussetzte. Es scheint demnach, dass Hydriodsäure unter dem dreifachen Einflusse der Luft, der Wärme und der organischen Substanz in den Zustand des Jods überkehrt, um sich von Neuem mit dieser Substanz (einem veränderten Morphin) zu verbinden und von Neuem sich mit Jod zu fällen.

Wenn man in eine Lösung von hydriodsaurem Morphin (directem Wege dargestellt) Chlor, jedoch ohne Ueberschuss, streichen lässt, so erzeugt sich sogleich ein rothgelber, lockerer, voluminöser Niederschlag. Dieser wird nach wenigen Augenblicken schwarz, vermindert sich beträchtlich im Ueberschusse, und es scheidet sich viel Jod aus. Letzteres giebt sich durch seine Farbe und Geruch zu erkennen. Die filtrirten Flüssigkeiten sind ungefärbt, beim Verdampfen färben sie sich gelb, wobei sich Hydrochlorsäure entwickelt. Durch Ammoniak bildet sich ein sehr leichter Niederschlag, der nur Spuren von Morphin enthält; die organische Substanz bleibt in der Flüssigkeit, welche an der Luft rothbraun wird.

Die Wirkung des Jods auf das Morphin wird durch die Gegenwart einer Säure nicht geschwächt. Wenn man in eine Lösung von schwefelsaurem Morphin Jod bringt und sie erhitzt, so wird sie röthlichgelb, und wenn die Flüssigkeit zu stark ist, scheidet sich eine röthlichbraune Materie beim Erkalten davon ab. Letztere hat alle Kennzeichen von Jodmorpbin, welche durch directe Einwirkung des Jods auf das Morphin erhalten ward. Hierbei wird Schwefelsäure frei. Betrachtet und vergleicht man alles Gesagte, so kann man das orangegelbe Pulver, welches sich anfänglich beim Reiben des Jods mit Morphin vor der Reaction bildet, so wie das, welches man durch Zusatz von Chlor zum hydriodsauren Morphin erhält, als ein Morphinjodür ansehen. Dieses Jodür er-

hält sich jedoch nur einige Augenblicke. Die bräunliche Materie, die auf sie folgt, ist eine Verbindung des Jods mit einer organischen, vom Morphin verschiedenen Substanz. Man kann diese Verbindung aber noch als ein Morphinjodür annehmen, in welchem das Morphin seiner Natur nach (obgleich die Veränderung nicht abzuschneiden) enthalten sei, so wird man auf Rationalzahlen stossen, sobald man das Jod auf beliebige Weise bestimmt und das Morphin durch die Kohlensäure mit Hilfe der Verbrennung, ausfälligt macht. Es folgen hier die Analysen, die mit derselben Sorgfalt, als die vorherigen, gemacht worden sind:

Jod (durch salpetersaures Silber bestimmt)	35,34
Morphin (durch Verbrennung bestimmt)	58,21
	<hr/> 93,55.

Man sieht, dass hier ein Deficit von 6,45 Statt findet, welches jedoch ausser den Grenzen der gewöhnlichen Fehler liegt. Andererseits gelangen wir, wenn wir die theoretische Zusammensetzung eines Morphinjodürs berechnen, auf die folgenden Formeln:

1 Atom Morphin	=	3600,32	82,02
1 Atom Jod	=	789,75	17,98
		<hr/> 4390,07	100,00.
1 Atom Morphin	=	3600,32	69,50
2 Atom Jod	=	1579,50	30,50
		<hr/> 5179,82	100,00.
1 Atom Morphin	=	3600,32	53,26
4 Atom Jod	=	3159,00	46,74
		<hr/> 6759,32	100,00.

Man sieht daraus, dass die directe Analyse, bei welcher wir 35,34 Jod gefunden haben, in keine der einzelnen Formeln passt, die man mit Recht annehmen könnte. Nach dem was wir also gezeigt haben, dass das Jod mit dem Morphin eine beständige Verbindung eingehen kann, dass es auf die Elemente des letzteren einwirkt und ihm den Wasserstoff bezieht, würden wir nur noch den Stoff aufzusuchen und für sich darzustellen haben, der sich bei dieser Reaction bildet. Ich habe aber diese Frage trotz zahlreicher Versuche bis jetzt noch nicht befriedigend beantworten können und will daher zuvörderst

Resultat der Wirkung des Chlors auf das Morphin abwarten. Ich darf hoffen, dass ich einige beständige Verbindungen anstellen werde, die mir genügende Resultate geben dürften und die Wirkungsweise des Jods aus der Analogie festzustellen gestatten werden.

Vor Beendigung dieses Artikels muss ich jedoch noch eines Experiments erwähnen, was hierher gehört. Reibt man nämlich das Product der Reaction des Jods auf das Morphin mit Quecksilber und vermehrt die Berührung durch etwas Alkohol, so verliert die rothbraune Substanz fast gänzlich ihre Farbe und das Quecksilber verwandelt sich in Quecksilberjodür. Wenn man die Masse mit Alkohol behandelt, so erhält man Flüssigkeiten, die nicht mehr orangeroth oder selbst braun gefärbt sind, sondern nur eine gelbliche Färbung haben, und durch Abdampfung erhält man eine Substanz von fahlgelber Farbe. Diese Substanz ist anfänglich unschmackhaft, bald aber entwickelt sie einen heissen und bleibenden Geschmack. Sie ist unlöslich in kaltem Wasser, das warme löst viel davon auf; die filtrirten Flüssigkeiten trüben sich beim Kochen und werden durch das Erkalten milchigt. Der Alkohol wirkt wie das Wasser. Er löst jedoch mehr auf. Leider krystallisirt aber die Substanz niemals in diesen Lösungen. In alkalischen Flüssigkeiten, selbst in schwachem Ammoniak, ist sie leicht löslich, und während der Lösung trennt sich kein Morphin. In Säure ist sie unlöslich. Wenn man sie erwärmt, schmilzt sie, versetzt sich alsdann und entwickelt Ammoniak, ohne jedoch Joddämpfe zu verbreiten. Ausserdem giebt sie mit salpetersaurem Silber behandelt viel Jodsilber.

Da nun diese Substanz keine Spur von Jod beim Erwärmen verbreitet, auch das Stärkemehl, ungeachtet des Jodgehaltes, nicht bläuet, so könnte sie als eine solche betrachtet werden, die durch die Einwirkung des Jods auf das Morphin entstanden ist, und das Jod, was sie enthält, gehörte also zur nächsten Verbindung derselben; bald entdeckte ich aber, dass sie noch immer eine veränderliche Menge von Jodquecksilber enthält, das man nur mit Hülfe solcher Mittel entfernen konnte, welche die organische Substanz selbst zerstörten. Ich belesse diesen Gegenstand mit einigen Bemerkungen über die Wirkungen der Jodsäure auf das Morphin.

Sérullas beobachtete, dass die Jodsäure, die sich mit anderen organischen Salzbasen verband, die Zusammensetzung des Morphins und ihrer Salze angriff, und dass die Substanz bei der Berührung braungelb ward; das Jod ward hierbei aufgefunden und gab sich durch seinen Geruch und seine Wirkung auf Stärkemehl zu erkennen. Ferner beobachtete Sérullas, dass sich zwei Substanzen bildeten; die eine rosenfarbige war im Wasser löslich, die andere bräunlichgelbe war wenig löslich im Wasser. Die bräunlichgelbe Substanz ist nach Sérullas eine Verbindung des ungeänderten Morphins mit Jod und Jodsäure: über die rosenfarbige spricht er sich nicht weiter. Diese Angaben von Sérullas sind wichtig. Die Wirkung des Jods auf das Morphin ist ein vortreffliches Mittel, die geringsten Spuren von Morphin, so wie auch das Jod als Jodsäure zu erkennen. Ich füge noch hinzu, dass, wenn man Jodsäure auf das Morphin bringt, zuerst die Jodsäure reducirt wird. Der Sauerstoff der Jodsäure verbindet sich wahrscheinlich mit dem Wasserstoff des Morphins. Daher die Bildung der rosenfarbenen Substanz gerade so, als wenn man Morphin mit concentrirter Salpetersäure behandelt. Sobald aber das Jod ausgeschieden worden ist, so vereinigt es sich mit dem Morphin, wenn dieses gleichfalls in freiem Zustande noch vorhanden ist, und bildet die orangebraune Substanz, von der schon die Rede gewesen ist. Behandelt man diese braune Masse, oder Morphin, welche von der directen Einwirkung des Jods auf das Morphin herrührt, von Neuem mit Jodsäure, so wird sie von Neuem angegriffen und verwandelt sich in rosenfarbene Substanz.

Die Hydriodsäure vereinigt sich direct mit dem Morphin und bildet ein weisses seidenartig glänzendes Salz, welches löslicher ist, als in anderen hydriodsauren Verbindungen der Alkaloide. Wenn das Jod in der Hydriodsäure mit Wasser gesättigt ist, so kann es auf die Elemente des Morphins nicht einwirken. Benimmt man aber derselben den Wasserstoff, hebt die Wirkung des Jods auf das Morphin augenblicklich.

Ueber die Wirkung des Jods auf das Codein.

Ich fühle mich bewogen, noch Einiges über die Wirkung des Jods auf das Codein anzuführen, um den Unterschied zwischen dem Morphin und diesem von Robiquet neuerlich

entdeckten Alkaloide in dieser Hinsicht hervorzuheben, zu zeigen, dass das Codein weder ein mit Morphin gebildetes, noch von ihm abgeleitetes Compositum ist, wie man es früher bezeichnen wollte.

Das Jod und Codein können sich direct vereinigen. Das Product ist braun und in Wasser wenig löslich. Wenn man es mit einer alkoholischen Lösung von Jod behandelt, so färbt sich auch ein Jodür, gleichzeitig aber auch hydriodsaures Codein. Das Codein ist unter allen Alkaloiden, die ich untersucht habe, dasjenige, welches mit Jod und Alkohol das Jodhydriodat giebt, und diess geschieht vielleicht wegen der grösseren Löslichkeit des Codeins. Dieses Hydriodat findet sich in den Mutterlaugen und ist durch das Jodür gefärbt. Man kann es sehr weiss erhalten, wenn man das Codein direct mit Hydriodsäure zusammenbringt. In seinen äusseren Eigenschaften gleicht es sehr dem hydriodsauren Morphin, weicht dadurch von ihm ab, dass das Ammoniak die Basis nicht davon trennen kann. Die Jodsäure vereinigt sich mit dem Codein direct. Ich erhielt das krystallisirte jodsaure Salz nur mit Ueberschuss von Säure; seine Krystalle sind plattgedrückte, sehr feine divergirende Nadeln. Diese Krystalle waren durch einen bräunlichen Stoff gefärbt, ungeachtet sie aus einer ätherischen Lösung des Codeins erzeugt worden waren. Durch mehrmaliges Krystallisiren erhält man sie rein. Diese Farbe rührt von etwas Morphin herzurühren, welches vom Codein mitgehalten wird. Vielleicht rühren auch die Differenzen in den Elementaranalysen des Codeins von derselben Ursache her, dass aus der reinen jodsauren Verbindung gezogene Codein nicht den höchsten Grad der Reinheit erreicht.

Schlussfolgerungen.

Betrachtet man alle Data, die in diesem Aufsätze enthalten sind und stellt man nur diejenigen in den Vordergrund, von denen sich einige allgemeine Schlüsse machen lassen, so folgt aus dieser Arbeit:

Dass das Jod sich direct mit dem grössten Theile der organischen Salzbasen vereinigen kann, und dass aus dieser Vereinigung Verbindungen hervorgehen, in denen das Jod und die Basis in bestimmten atomistischen Ver-

hältnissen vorhanden sind, dass also das Strychnin krystallisirbares Jodür giebt, welches aus 2 Atomen Jod und 1 Atom Basis gebildet ist; dass das Strychnin zwei Jodüre erzeugt, die eine aus 2 Atomen Jod und 1 Atom Basis, die andere aus 4 Atomen Jod und 1 Atom Basis; dass das Cinchonin und Chinin je ein Jodür giebt, in denen das Jod und die Basis in gleichen Atomen vereinigt sich vorfinden.

- 2) Dass die salzfähigen organischen Basen sich mit der Jodsäure vereinigen und neutrale und saure Salze mit derselben erzeugen können, in denen die Säure und die Base in gleichen Verhältnissen, wie sie die Theorie angiebt, vorhanden sind, und wie sie mit entsprechenden Jodüren übereinstimmen.
- 3) Dass die Hydriodssäure mit allen organischen Basen vereinigt und Salze bildet, welche die Neigung haben, als basische zu erscheinen. Das hydriodsaure Strychnin und Brucin sind anderthalbbasische Salze ohne Wasser.
- 4) Dass die organischen hydriodsauren Verbindungen mit der Jodsäure zersetzt werden, und dass bei dieser Zersetzung sich Jod ausscheidet, was von der Jodsäure herrührt, während sich das hydriodsaure Salz in Jodür umwandelt.
- 5) Dass das Jod bei seiner Einwirkung auf das Strychnin eine besondere Ausnahme macht; es wirkt auf die einzelnen Elemente dieser Basis ein. Ein Theil Jod vereinigt sich mit dem Wasserstoffe, den es dem Strychnin entzog, um freie Hydriodssäure zu bilden, während der andere Theil Jod mit einer organischen Substanz, die vom Morphin herrührt, verbindet, ohne dass man im Stande wäre, nur eine Spur dieser letzteren zu finden, wenn das Jod in hinreichender Menge zugesetzt ward.
- 6) Dass die Jodsäure ihren Sauerstoff verliert, sobald sie auf Morphin einwirken lässt; derselbe verliert einen Theil des Morphins und verwandelt es in eine rothe Substanz, gerade so wie die Salpetersäure das freigewordene Jod auf einen andern Theil Morphin

direct einwirkt, dass aber die daraus entstehende Verbindung der Wirkung einer neuen Quantität Jodsäure nicht widerstehen kann, die sich endlich ganz in Jod und rothe Substanz zersetzt.

- 7) Dass sich das Codein hinsichtlich der verschiedenen Wirkung des Jods auf dasselbe wesentlich vom Morphin unterscheidet; und dass es den anderen Salzbasen, die sich mit Jod direct vereinigen können, nahe steht.

II.

Analyse des Citronenäthers.

Von

MALAGUTI.

(Annal. d. chim. Octbr. 1836.)

Das Resultat, zu welchem ich durch die Analyse des Schleimäthers gelangt bin, hat mich auf den Gedanken gebracht, dass die Analyse der Aether der dritten Gattung mit festen Säuren dazu dienen könnte, die wahre Formel der Säuren, aus denen sie gebildet sind, auf eine solche Weise festzustellen, wie ihnen dieselbe in Folge der Analyse ihrer Verbindungen mit Metalloxyden im Allgemeinen schon zuerkannt worden ist.

Wenn eine organische Säure nicht flüchtig ist, so begnügt man sich, ihre Sättigungscapacität zu bestimmen, und schliesst daraus auf die atomistische Formel. Hierzu wählt man vorzugsweise Blei- oder Silbersalze, weil die organischen Salze, welche Blei oder Silber zur Basis haben, sehr häufig wasserfrei sind.

Da es aber ungewiss ist, ob diese organischen Salze, als Hydrate betrachtet, durch erhöhte Temperatur von ihrem Wasser sich eher trennen, ehe sie sich zersetzen, so halte ich es für gut, ein anderes Mittel zur Bestimmung der Atomenzahl der organischen festen Säuren, welches unabhängig von dem ungewissen Einflusse der Temperatur sein dürfte, anzuwenden.

Alle neutralen Verbindungen der organischen Säuren mit Doppelkohlenwasserstoffgas entstehen aus einem Atom wasserfreier Säure mit einem Atom Doppelkohlenwasserstoff-Hydrat,

oder nach der Art, die Aetherbildung zu betrachten, aus einem Atom wasserfreier Säure mit einem Atom Aethyloxyd, oder aus einem Atom derselben Säure mit einem Atom Schwefeläther. Welches aber auch die Art und Weise sein mag, nach welcher man diesen zusammengesetzten Körper betrachtet, so wird man doch immer die Säure dabei im wasserfreien Zustande bemerken. Der Analogie nach und als ein allgemeines Factum kann man daher annehmen, dass, wenn sich ein M eine organische Säure durch ihre Verbindung mit Doppelkohlenwasserstoffgas neutralisirt, diese Verbindung auch dergestalt erfolgt, dass die davon gegebene Formel die Elemente eines Atoms wasserfreier Säure, eines Atoms Doppelkohlenwasserstoffgas und eines Atoms Wasser in sich nachweisen lässt.

Der Cyanäther, von Liebig und Wöhler entdeckt und untersucht, würde eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel bilden, denn beide Chemiker fanden in diesem neutralen, an Doppelkohlenwasserstoffgas zusammengesetzten Körpern auf ein Atom des letzteren 2 Atome Cyansäure und 4 At. Wasser.

Die sonderbare Zusammensetzung dieses Körpers und die Leichtigkeit, mit der die Cyansäure Umwandlungen erleidet, führen zu der Annahme, dass hier nicht bloß ein zusammengesetzter Aether, sondern vielmehr die Verbindung eines zusammengesetzten Aethers mit einem andern Körper vorliege.

Liebig und Wöhler sind der Meinung, dass der Cyanäther als Harnstoff betrachtet werden könne, in welchem das Ammoniak durch Alkohol ersetzt worden sei; ich setze noch hinzu, dass der Cyanäther ($C^8 Az^4 O^2 + C^8 H^8 + 4 H^2 O$) theoretisch betrachtet, in ein Atom Cyanäther von gewöhnlicher Zusammensetzung und ein Atom doppelkohlensauren Ammoniak ($C^4 Az^2 O + C^8 H^{10} O + C^4 O^4 + Az^2 H^6$) zerlegt werden kann. Betrachtet man die Erscheinungen, zu welchen der Cyanäther unter gewissen Umständen Veranlassung giebt, erwägt man die Umstände seiner Bildung und die veränderliche Natur der Cyansäure, so darf man mit Recht annehmen, dass Wöhler's und Liebig's Cyanäther einer Classe zusammengesetzter Körper angehöre, die verschieden von der der Aether dritter Gattung sind. Ausserdem bleibt es selbst unter der Voraussetzung, dass der Cyanäther eine Ausnahme mache, eben

erwiesen, dass alle zusammengesetzten Aether dritter Gattung eine übereinstimmende Zusammensetzung zeigen.

Löwig's Bromäther ($\text{Br}^{12} \text{C}^{16} \text{H}^{16} \text{O}^6$) würde eine neue Annahme sein, aber Löwig selbst hält den Bromäther, den er analysirte, für ein Gemisch.

Die Citronensäure ist unter allen organischen Säuren, deren atomistische Formel noch zweifelhaft ist, diejenige, welche das meiste Interesse darbietet, um in dieser Hinsicht näher untersucht zu werden.

Die eigenthümliche Weise, nach welcher die Citronensäure mit dem Wasser und den Basen Verbindungen eingeht, so wie es von Berzelius mit Genauigkeit nachgewiesen wurde, brachte Herrn Liebig auf den Gedanken, dass die Formel der Citronensäure nicht $\text{C}^6 \text{H}^4 \text{O}^4$, sondern $\text{C}^6 \text{H}^3 \text{O}^3$ oder $\text{C}^{12} \text{H}^6 \text{O}^6$ sei.

Betrachtet man die atomistische Formel auf diese Weise, so verschwinden zwar zahlreiche Anomalien, aber andere nicht minder unerklärliche erheben sich auch wieder. Nach der ersten Formel z. B. würde die Citronensäure eine Reihe Wasserverbindungen (hydratations) geben, deren Verhältnisse zu einander nicht anders als durch Bruchtheile von Atomen wie $1 : 1\frac{1}{3} : 1\frac{2}{3}$ ausgedrückt werden könnte. Andererseits würde die Wasserverbindung der Citronensäure nach den von Berzelius anderen Formeln betrachtet, ein äusserst einfaches Verhältniss darbieten, nämlich $1 : 1\frac{1}{2} : 2$.

Wenn man aber, wie Berzelius richtig bemerkt, die Citronensäure als aus $\text{C}^6 \text{H}^3 \text{O}^3$, oder auch dem Doppelten davon gebildet ansieht, so ist man genöthigt, anzunehmen, dass es eine Verbindung mit Ueberschuss von Basis oder Säure vollkommen neutral sein, was doch mit dem allgemeinen Factum im Widerspruch steht, dass nämlich in solchen zusammengesetzten Verbindungen, in denen ein Atom Säure mit einem Atom (nur einem Sauerstoff einschliessender) Basis verbunden ist, auch gewöhnlich der höchste Grad der Neutralisirung (zwischen der Säure und dieser Basis) Statt finde. Vielleicht sind zwei Theorien (nach Dumas) hier im Spiele, deren eine die Formel $\text{C}^6 \text{H}^4 \text{O}^4$, die andere ($\text{C}^{12} \text{H}^6 \text{O}^6$), welche sich ohne Aufheben die eine in die andere verwandeln. Wie dem auch sei, habe ich dennoch die Untersuchung des Citronenäthers, und zwar in der Hoffnung unternommen, einiges Licht über eine

Frage zu verbreiten, die, seit sie die Meister in der Wissenschaft beschäftigte, schon so vieles Interesse darbot.

Man kennt zwei Verfahrungsweisen, den Citronenäther darzustellen. Nach Thénard nimmt man ein Gemisch von 30 Theilen Citronensäure, 35 Alkohol, 10 Schwefelsäure und destillirt so lange, bis sich ein wenig Schwefeläther bildet, dann giesst man Wasser über den Rückstand. Das andere Verfahren ist von Pelouze vorgeschlagen worden: nach ihm hat man nur zu einer wässrigen und gesättigten Auflösung von Citronensäure, Alkohol, Salzsäure und eine gewisse Quantität Schwefeläther hinzuzufügen; man erhält sodann das Gemisch während sechs oder acht Stunden bei einer Temperatur von 50 bis 60° C. und giesst hierauf Wasser zu.

Ich habe dem Thénard'schen Verfahren den Vorzug gegeben, weil es schnell ausführbar ist und sicher gelingt, während nach Pelouze die Aetherbildung oft fehlschlagen kann, obgleich man nach dieser Verfahrungsweise grössere Mengen des Products gewinnt. Die einzige Abänderung, die ich bei dem ersten Verfahren angebracht habe, besteht in der Vergrösserung des Verhältnisses der Schwefelsäure. Durch diese Vorsicht erhält man etwas mehr Product. Es mögen hier die Verhältnisse, die mir die besten schienen, so wie der Gang der Operation folgen:

Ich nahm 90 Theile reine krystallisirte Citronensäure, 110 Theile Alkohol von 0,814 specifischem Gewicht und 50 Theile concentrirte Schwefelsäure. Man bringt die gepulverte Citronensäure und den Alkohol in eine tubulirte Retorte, alsdann giesst man die Schwefelsäure in kleinen Portionen zu. Man erwärmt nach und nach bis zum Kochpunkte und hält damit ein, sobald ein merkliches Entweichen von Schwefeläther wahrgenommen wird, welches Statt findet, nachdem man ungefähr den dritten Theil vom Volumen des angewendeten Alkohols abdestillirt hat; man nimmt den Rückstand aus der Retorte und giesst sein doppeltes Volumen destillirtes Wasser hinzu; in demselben Augenblicke erscheint eine ölige Flüssigkeit am Boden des Recipienten, diess ist der Citronenäther. Man wusch diesen Aether mehrmals mit kaltem Wasser, dann aber mit Kalilauge waschen. Wenn die Flüssigkeit, die über dem Aether schwimmt, keine Reaction zeigt und keinen Rückstand

nach dem Eintrocknen hinterlässt, so hört man auf zu waschen und löst den Aether in Alkohol. Man digerirt die alkoholische Lösung, die ziemlich gefärbt erscheint, mit reiner thierischer Kohle, filtrirt, dampft im Wasserbade ab und bringt die Entwässerung im luftleeren Raume vollends zu Stande. Wenn man mit einem halben Pfunde Citronensäure operirt, so erfordert das ganze Experiment vom Anfange bis zur Beendigung des Waschens nur eine Stunde Zeit, und man erhält ungefähr 15 Grammen Product.

Der ganz reine Citronenäther ist flüssig, von ölicher Consistenz, gelblicher Farbe und durchsichtig. Sein Geruch gleicht etwas dem des Olivenöls; er hat einen bittern unangenehmen Geschmack, specifisches Gewicht 1,142 (bei 21° C.); er ist flüchtig; aber die Temperatur, bei der er sich verflüchtigt, liegt so nahe bei der, bei welcher er sich zersetzt, dass es unmöglich ist, ihn zu destilliren, ohne den grössten Theil davon zu zersetzen. Wenn man ihn in offenen Gefässen erwärmt, so verbreitet er einen sehr dicken Rauch, der sich bei Annäherung eines brennenden Körpers entzündet, dabei bleibt ein kohligter Rückstand. In einem verschlossenen Gefässe beginnt er bei $+140^{\circ}$ seine Durchsichtigkeit zu verlieren, bei $+270^{\circ}$ wird er röthlich und bei 283° fängt er an zu kochen und sich zu zersetzen, indem er dabei eine braune ölige Materie, späterhin alkoholhaltiges Wasser und endlich kohlenstoffhaltige Gase und Citronenäther entbindet; der Rückstand ist Kohle.

Der Citronenäther ist vollkommen neutral, hinterlässt nach dem Verbrennen keinen Rückstand, ist in Aether, schwachem Alkohol und auch ein wenig in Wasser löslich. Eine wässrige Lösung von Citronenäther wird nach einiger Zeit sauer, geschwinder noch geschieht diess bei Einwirkung der Wärme. Lässt man Citronenäther mit einer Auflösung von Kali oder Natron kochen, so erhält man Alkohol und citronensaures Kali oder Natron. Das flüssige Ammoniak äussert anfänglich keine Wirkung darauf; mit der Zeit aber wirkt es wie die anderen Alkalien. Das Ammoniakgas ist ohne Wirkung. Das Baryt- und Strontianwasser trüben eine frisch bereitete Lösung des Citronenäthers in destillirtem Wasser eben so wenig, als den Citronenäther selbst. Die Salpetersäure löst ihn in der Kälte auf, und giesst man die Lösung ins Wasser, so trennt sich

der Aether nicht. Erwärmt man nur schwach die salpetersaure Lösung, so giebt sich alsbald eine sehr lebhaft Reaction, die später allein fortwirkt, zu erkennen; es entwickeln sich rothe Dämpfe und der Rückstand zeigt den Geruch von untersalpeteriger Säure. Operirt man mit grösseren Mengen, und lässt man längere Zeit kochen, so findet man im Rückstande Oxalsäure; dieser Rückstand, der kaum gelblich aussieht, wird dunkelroth, sobald man ihn mit Ammoniak sättigt. Die concentrirte Schwefelsäure färbt den Citronenäther augenblicklich; sie löst ihn in der Kälte auf, trennt sich aber wieder davon, sobald man Wasser hinzugiesst, und der getrennte Aether hat keine seiner Eigenschaften verloren. Die schwefelsaure Auflösung fängt ungefähr bei 70° an, die ersten Zeichen einer Reaction zu geben; dieselbe wird lebhafter, je nachdem die Temperatur steigt. Alkohol und Schwefeläther entwickeln sich, der Rückstand ist roth, durchscheinend, sehr dick und im Wasser löslich.

Die Salzsäure löst den Citronenäther in der Kälte eben so gut, wie die beiden anderen Säuren auf und tritt ihm den Wasserstoff ab, wie die Schwefelsäure. Die salzsaure Lösung bietet bei erhöhter Temperatur kein Zeichen der Reaction dar; die Flüssigkeit kocht, es entwickelt sich Salzäther, ein wenig Alkohol und im Rückstande findet man keinen Citronenäther mehr.

Bringt man Kalium mit dem Citronenäther in Berührung, so entwickelt sich ein Gas, aber die Wirkung hört auf, sobald die Oberfläche des Metalls oxydirt ist, welches fast augenblicklich geschieht; so dass, wenn man viel Gas haben will, um es endiometrischen Versuchen zu unterwerfen, man eine bedeutende Menge Kalium anwenden muss, was mich veranlasste, darauf zu verzichten. Ich bin demnach ungewiss, ob die durch das Kalium bewirkte Reaction von der Zersetzung des Aethers herrührt, oder von der Zersetzung einer geringen Menge hygrometrischen Wassers, welches der Aether vielleicht während des Ganges des Experiments eingesogen hatte.

Das Brom und Jod lösen sich ebenfalls in Citronenäther auf, doch bieten diese beiden Reagentien unter Einfluss der Wärme nicht dieselben Erscheinungen dar. Wenn man die Bromlösung im Citronenäther einer gelinden Wärme aussetzt, so lässt sie alles Brom entweichen, und der Rückstand ist

Die Jodauflösung in Citronenäther entfärbt sich ungeachtet der Wärme doch nicht, auch wird sie nicht sauer. Es scheint, als bilde sich eine Verbindung von Citronenäther und Jod, die durch das Wasser und den Alkohol und den Aether nicht verändert werde, welche aber die kalte Salpetersäure zerlegt. Sie dürfte selbst ein Mittel zur Analyse geben, denn der Citronenäther würde aufgelöst bleiben und Jod würde sich fällen.

Ich habe keine Einwirkung bemerken können, indem ich einen Strom von Chlor trocken oder feucht über den bis 115° C. erhitzten Citronenäther streichen liess. Der Citronenäther, während 24 Stunden einer Atmosphäre von Chlor ausgesetzt, erlitt die geringste Veränderung, trotz der Einwirkung des Sonnenlichtes und einer Temperatur von 110°.

Die so eben erwähnten Reactionen erfolgten jederzeit auch bei solchen Proben von Citronenäther, die bei verschiedenen Gelegenheiten dargestellt worden waren. Daraus erhellt, dass das Verfahren, dessen ich mich bediente, immer dasselbe Product giebt, was auch durch die beiden folgenden Analysen, die mit zwei für sich dargestellten Proben angestellt wurden, bestätigt ward. Sie sind nach Liebig's Methode analysirt worden.

Die Substanz giebt man in ein kleines Rohr, das man mit Kupferoxyd füllt; darauf bringt man sie in ein langes Vertheilungsrohr und zwingt die Dämpfe des Aethers, nach und nach eine lange Schicht roth glühenden Kupferoxyds zu durchgehen.

Resultate der beiden Analysen.

I. 0,312 Gr. Substanz.

Kohlensäure	0,575 Gr. = Kohlenstoff	50,95
Wasser	0,205 Gr. = Wasserstoff	7,29.

II. 0,708 Gr. Substanz.

Kohlensäure	1,310 Gr. = Kohlenstoff	51,16
Wasser	0,466 Gr. = Wasserstoff	7,30.

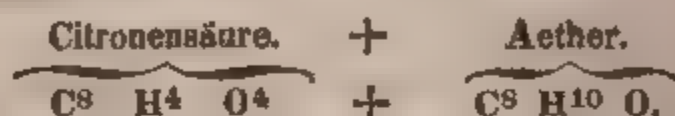
Das Mittel der beiden Analysen ist:

Kohlenstoff	51,05
Wasserstoff	7,29
Sauerstoff	41,66
	<hr/>
	100,00.

Diese Verhältnisse führen zu folgender atomistischen Formel:

C^{16}	611,496	= Kohlenstoff	51,00
H^{14}	87,357	= Wasserstoff	7,29
O^4	500,000	= Sauerstoff	41,71
			100,00.

Aus diesen Verhältnissen lässt sich ganz einfach folgende Formel ziehen:



Wenn ich mich über die Anwendung nicht täusche, da man von der genauen Kenntniss der Zusammensetzung der Aetherarten mit Sauerstoffsäuren machen kann, so glaube ich, dass jetzt die Frage über die Formel, die man der Citronensäure gegeben hat, gelöst ist. Die Formel der Citronensäure in ihren Verbindungen ist $C^8 H^4 O^4$, so wie man sie schon vor lange Zeit angenommen hat.

Die in den Proportionen mehrerer mit Citronensäure gebildeter Körper beobachteten Anomalien müssen ihre Erklärung in anderen Ursachen finden, nicht aber in der Formel der Citronensäure.

Ich schliesse mit der Bemerkung, dass ich nichts verabsäumt habe, um ausserdem noch die Existenz eines andern als des gewöhnlichen Citronenäthers ausfindig zu machen (denn die Existenz eines Citronenäthers, der auf die eben beschriebene Weise gebildet ist, schliesst die Existenz eines andern so verschiedene Weise gebildeten Aethers nicht aus). In solcher Erwartung habe ich die Producte der Aetherbildung der Citronensäure sorgfältig geprüft: ich habe die bekannten Verfahrungsweisen umgeändert und neue versucht; ich habe diesen zweiten Aether fest, gasförmig oder in Wasser löslich angenommen und meine Aufmerksamkeit ganz besonders nach diesem Punkte hin gerichtet. Nichts aber bot sich dar, worauf ich auf seine Existenz hätte schliessen können.

III.

Ueber die Kamphersäure.

Von

LAURENT.

(Annal. d. chim. t. 63. p. 207.)

Zwei Monate vor der Mittheilung der Analyse der Kamphersäure, die Herr Malaguti in der philomatischen Gesellschaft bekannt machte, hatte ich die Untersuchungen über denselben Gegenstand beendigt. Ich zögerte mit der Bekanntmachung derselben, weil ich noch die Analyse der Pinin- und Pinensäure machen wollte, um die Analogie, die in der Bildung dieser Säuren und der Kamphersäure Statt findet, zu zeigen. Wenn ich mich jetzt beeile, sie mitzutheilen, so geht es nicht, um dem Herrn Malaguti die Frucht seiner Arbeit zu rauben, sondern weil ich diese Arbeit vom theoretischen Gesichtspuncte aus unternommen habe und weil mir daran liegt, wissen zu lassen, wie ich bei Behandlung des Gegenstandes verfahren bin.

In der von mir angefertigten Tabelle der organischen Verbindungen hat man bemerken können, dass ich die Kamphersäure weggelassen habe, woraus man allerdings schliessen könnte, ich habe diess deswegen gethan, weil sich meine Theorie mit den Verbindungen des Kampherstoffs (Camphogène), deren Reihe sonst so natürlich erscheint, nicht vereinigen lasse. Man findet durch die Analyse wirklich:

$C^{40} H^{32}$	(Camphogène) Kampherstoff,
$C^{40} H^{32} + 4 H^2 O$	Hydrat,
$C^{40} H^{32} + H^2 Cl^2$	Hydrochlorat,
$C^{40} H^{32} + O^2$	Oxyd (Kampher),
$\frac{1}{2} (C^{40} H^{32} + O^{10})$	Kamphersäure.

Diese Art und Weise, den Kampher darzustellen, versteht eine der hauptsächlichsten Principien meiner Theorie.

Sobald als der Sauerstoff ausserhalb des Radicals gesetzt wird, so wird die Verbindung sauer. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, habe ich angenommen, dass ein Aequivalent Sauerstoff im Radical vorhanden sei, und dass das andere im

Zustande des Wassers sich darin befinde, wie es die Formel
 $C^{40} H^{30} O + H^2 O$

zeigt; aber wenn diess die Zusammensetzung des Kampher ist, so ist klar, dass die Kamphersäure nicht die Formel $\frac{1}{2}(C^{40} H^{32} + O^{10})$ haben kann, denn wenn der Kampher 2 Atome Wasserstoff als Wasser einschliesst, so muss diese letztere verschwinden, sobald man das Radical durch Salpetersäure säuert, und folglich müssen 2 At. Kamphersäure höchstens 30 At. Wasserstoff enthalten.

Ist dieser Schluss wahr, so muss sich die Kamphersäure durch $C^{20} H^{15} O^{\frac{1}{2}} + O^4$ und $\frac{1}{2}$ darstellen lassen. Da mir nicht wahrscheinlich war, dass $\frac{1}{2}$ At. Sauerstoff im Ueberschuss vorhanden sein könne, so nahm ich an, dass der Kampher bei seiner Säuerung nicht allein den dem Wasser angehörenden Wasserstoff, sondern auch noch einen Theil des zum Radical gehörigen verlieren habe; demnach müsste die Kamphersäure sich durch $C^{20} H^{14} O +$ Sauerstoff im Ueberschuss darstellen lassen.

Daher musste ich schliessen, dass, war auch die Analyse des Kamphers genau, so war es doch die der Kamphersäure nicht, oder umgekehrt.

Ich destillirte Kampher und theilte die Producte der Destillation in 3 Theile, von welchen ich den zweiten analysirte.

0,400 Gr. Kampher gaben:

1,143 Kohlensäure = Kohlenstoff	0,31605
0,379 Wasser = Wasserstoff	0,04207.

Diess führt zu der Formel:

		Berechnet:	Gefunden:
C^{40}	1528,74	79,26	79,01
H^{32}	200,00	10,37	10,51
O^2	200,00	10,37	10,48
	1928,74	100,00	100,00.

Ich bereitete Kamphersäure durch Sieden von concentrirter Salpetersäure mit Kampher. Nach 10 Cohobationen, als sich immer noch eine Schicht von salpetersaurem Kampher zeigte, wurde diese entfernt und die Salpetersäure abgedampft, um die Kamphersäure krystallisirt zu erhalten.

Ein Theil dieser Krystalle wurde noch 10 Mal mit Sal-

Säure cohobirt und die erhaltene Säure 3 Mal mit Wasser krystallisirt. In der Befürchtung, dass noch nicht aller Phosphor zerstört sei, wurde die gereinigte Säure destillirt und das Destillat wiederholt mit Alkohol umkrystallisirt. Allein die Analyse, ganz in Uebereinstimmung mit meinen Voraussetzungen, gab Statt 5 Atomen Sauerstoff deren nur 3. Diese grosse Abweichung meiner Analyse von der von Liebig angestellten liess mich eine Täuschung fürchten. Ich wiederholte sie mit gleichem Erfolg.

Sollte meine Säure noch die Hälfte ihres Gewichts Kampher enthalten haben? Sie zeigte keinen Geruch, weder beim Vermischen mit Wasser noch mit Basen, noch auch beim Erhitzen.

Ich hatte Geduld genug, noch gegen zehn Cohobationen Salpetersäure und einem Theil Kampfersäure, die schon einmalig Mal dieser Operation unterworfen worden war, vorzunehmen, und analysirte diese drei 10, 20 und 30 Mal cohobirten Säuren eine nach der andern. Ich fand dabei keinen Unterschied, und es ist unmöglich, dass ich nach 20 vorhergehenden Cohobationen die Oxydation so wenig befördert haben sollte, dass mir meine Analysen nicht die geringsten Fortschritte darin angezeigt hätten.

Das Resultat meiner Analysen mit krystallisirter und gekneteter Säure ist folgendes:

0,400 Gr. Kampfersäure (10 Mal cohobirt) gaben mir:			
0,37 Gr. Kohlensäure,	Kohlenstoff	= 0,24525	oder 61,31
0,91 Gr. Wasser,	Wasserstoff	= 0,03230	oder 8,07
	Sauerstoff	= 0,12245	oder 30,60
		0,40000	100,00.

0,400 Gr. Kampfersäure (20 Mal cohobirt) gaben mir:			
0,38 Gr. Kohlensäure,	Kohlenstoff	= 0,2372	oder 59,30
0,75 Gr. Wasser,	Wasserstoff	= 0,0305	oder 7,62
	Sauerstoff	= 0,1323	oder 33,08
		0,4000	100,00.

0,400 Gr. Kampfersäure (30 Mal cohobirt) gaben mir:			
0,37 Gr. Kohlensäure,	Kohlenstoff	= 0,24055	oder 60,10
0,94 Gr. Wasser,	Wasserstoff	= 0,03263	oder 8,16
	Sauerstoff	= 0,12682	oder 31,74
		0,40000	100,00.

Dieses führt zu der Formel:

		Berechnet:	Mittelzahl:
C ²⁰	764,37	60,40	60,23
H ¹⁶	100,00	7,90	7,95
O ⁴	400,00	31,70	31,82
	1264,37	100,00	100,00.

Die Analyse der destillirten, in Alkohol aufgelösten, wiederum krystallisirten und getrockneten Kamphersäure gab mit 0,300 Gr.

0,710 Gr. Kohlensäure,	Kohlenstoff	= 0,19611 oder 65,37
0,313 Gr. Wasser,	Wasserstoff	= 0,02353 oder 7,84
	Sauerstoff	= 0,08036 oder 26,79
		<hr/>
		0,30000 100,00

0,400 Gr.

0,955 Gr. Kohlensäure,	Kohlenstoff	= 0,26405 oder 66,01
0,284 Gr. Wasser,	Wasserstoff	= 0,03152 oder 7,88
	Sauerstoff	= 0,10413 oder 26,11
		<hr/>
		0,40000 100,00

Um das Atomengewicht der Kamphersäure zu erhalten, fügte ich salpetersaures Silber mit kamphersaurem Ammoniak. Als ich das Salz vor der Analyse austrocknete, bemerkte ich, dass es sehr stark elektrisch war, denn es sprang von dem beim Umrühren gebrauchten Glasstabe, an dessen Ende es sich stark anballte, in kleinen Stückchen wohl 3 bis 4 Zoll weit.

0,225 Gr. kamphersaures Silber lange Zeit auf einem Sandbade getrocknet, gaben durch Calciniren einen Rückstand von 0,116 metallischem Silber, woraus das Atomengewicht des kamphersauren Silbers zu 2620 hervorgeht. Zieht man 1460 des Atomengewichts des Silberoxyds davon ab, so ergibt sich für die wasserfreie Kamphersäure ein Atomengewicht von 1160. Nach der Formel C²⁰ H¹⁴ O³ berechnet, erhält man 1151,7.

Wenn die wasserhaltige Säure aus einer Retorte über Quecksilber destillirt wird, so zersetzt sie sich vollständig in wasserfreie Säure und in Wasser, ohne die geringste Gasentwicklung, und in der Retorte bleibt nur ein schwacher Anflug von Kohle. Das kamphersaure Ammoniak giebt durch die Destillation kein Amid, nur Wasser, Ammoniak und wasserfreie Kamphersäure entwickeln sich. Die wasserfreie Kamphersäure

unterscheidet sich von der wasserhaltigen durch ihre geringere Löslichkeit im Alkohol. In einem halbverschlossenen Fläschchen mit wasserfreier Kamphersäure gefüllt, erhielt ich nach Verlauf von 14 Tagen lange Krystalle, welche dem geraden prismatischen Systeme mit rhombischer Basis angehörten. Die beiden stumpfen verticalen Kanten sind durch breite Seitenflächen ersetzt und verwandeln den Krystall in ein sehr plattgedrücktes 6seitiges Prisma. Die Basen werden durch 4 Flächen vertreten, wovon 2 rhombische, über die Spitzen verticaler Kanten geneigte, und 2 dreiseitige, auf die 2 verticalen Seitenflächen aufgesetzte, vorhanden sind. Wasserfreie Kamphersäure in Wasser gekocht, löst sich sehr schwer darin auf; setzt man aber das Kochen einige Stunden lang fort, so löst sich die Säure, je nachdem die Flüssigkeit verdampft, nach und nach auf und verwandelt sich endlich in gewöhnliche wasserhaltige Säure. Ich habe auch kamphersauren Kalk dargestellt, indem ich die 2 Säuren lange Zeit hindurch mit Kalk kochen liess. Die dabei erhaltenen Krystalle schienen mir identisch. Nur die, welche mit der wasserfreien Säure erhalten worden waren, konnte ich gut unterscheiden; sie zeigten sich als kurze schiefe Prismen, deren Basis ein schiefwinkliges Parallelogramm war. Ich wollte Kampheräther darstellen, indem ich Salzsäure mit Alkohol und Kamphersäure kochen liess, jedoch hatte ich so wenig Säure, dass ich nicht entscheiden konnte, ob das halb flüssige und halb feste Product diesen Aether enthielt.

Nachdem ich die salpetersauren Lösungen, aus denen sich die Kamphersäure absetzte, wieder zusammengebracht hatte, concentrirte ich sie, konnte jedoch nur eine sehr geringe Menge Kamphersäure daraus gewinnen. Die concentrirte Flüssigkeit ist syrupartig und fällt, mit Ammoniak neutralisirt, die Bleisalze; destillirt liefert sie eine ölartige Flüssigkeit nebst wasserfreier Kamphersäure.

Die Analyse der Kamphersäure bestätigt also meine Theorie auf eine unverkennbare Weise, und dient überdiess noch zur Bekräftigung folgenden Grundsatzes: Sobald die Sauerstoffmenge, sei es im Radical oder ausserhalb desselben, so nimmt, dass dieses dadurch gesäuert wird, so vermag er auch letzteres sich in 2, dann in 4 . . . u. s. w. zu theilen,

damit das Volumen des Radicals zum Volumen des überschüssigen Sauerstoffs in einem einfachen Verhältnisse verbleibe, ähnlich dem, das in den Säuren des Schwefels, des Stickstoffes u. s. w. vorhanden ist. Zerfielen der Kampher nicht, während er sich in Kamphersäure umgestaltet, so wäre die Formel dieser Säure $= C^{40} H^{28} O^2 + O^4$.

Ich kenne vor der Hand keine Säure, welche 4 Atome Sauerstoff ausser dem Radical einschliesst.

Da ich nicht weiss, wenn ich mich mit der Pinin- und Sylvinsäure wieder werde beschäftigen können, so will ich unterdessen die Hypothesen anführen, zu denen mich meine Theorie in Rücksicht auf diese geführt hat.

Nach Rose haben einige ätherische Oele, das krystallisirte Elemiharz nebst der Pinin- und Sylvinsäure folgende Formeln:

$C^{60} H^{64}$ verschiedene ätherische Oele,

$C^{80} H^{64} + O^2$ neutrales Elemiharz,

$C^{80} H^{64} + O^4$ Pinin- und Sylvinsäure.

Diese Reihe ist nach der des Kampherstoffs gemodelt, und an sie schliessen sich auch dieselben Betrachtungen an. Das Elemiharz sollte eigentlich sauer sein; man kann es indessen wie den Kampher als ein Hydrat $= C^{80} H^{62} O + H^2 O$ ansehen. Es ergiebt sich aber daraus sehr deutlich, dass, wenn die Pinin- und Sylvinsäure in dieselbe Reihe, wie das Elemiharz, gehören, sie auch nicht 64 Atome Wasserstoff, sondern höchstens 62 enthalten werden. Nicht im Geringsten von irgend einer hypothetischen Ansicht geleitet, hatte Liebig, der weder die Zusammensetzung des Radicals noch die des Elemiharzes damals kannte, vor Rose schon die Formel der Pinin- und Sylvinsäure $= C^{80} H^{60} O^4$ gefunden. Die Formel $C^{80} H^{60} O^4 = C^{80} H^{60} O^2 + O^2$ stimmt mit meiner Theorie sehr gut und zeigt, dass das Elemiharz (oder die isomerische Verbindung desselben) bei seiner Säuerung, so wie der Kampher, nicht allein seinen Wasserstoff, der als Wasser darin vorhanden war, sondern auch noch einen Theil des im Radical enthaltenen verloren bat.

Noch füge ich eine Tabelle bei, welche die Verbindungen

einfachen Reihe $C^5 H^4$ darstellt, in denen auch die davon geleiteten Radicale noch durch die nebenstehende allgemeine Formel $C^5 (H, O, Ch \dots)^4$ erscheinen können.

$C^{80} H^{64}$. Verschiedene ätherische Oele.

$C^{80} H^{62} + H^2 O$. Elemiharz, Euphorbium.

$C^{80} H^{60} O^2 + O^2$. Pinin- und Sylvinssäure.

$C^{40} H^{32}$. Terpenthinöl.

$C^{40} H^{32} + 4H^2 O$. Terpenthinhydrat.

$C^{40} H^{32} + 6H^2 O$. Desgleichen.

$C^{40} H^{32} + H^2 Cl^2$. Terpenthinhydrochlorat.

$C^{40} H^{30} O$. Kamphron.

$C^{40} H^{30} O + H^2 O$. Kampher.

$C^{40} H^{30} O + H^2 Cl^2$. Kampherhydrochlorat.

$C^{40} H^{30} O + Ac$. Kampher-Nitrat und Oxalat.

$C^{40} H^{30} O + H^2 O$. Karyophyllin.

$C^{40} H^{24} O^4$. Eugenin.

$C^{40} H^{24} O^4 + H^2 O$. Nelkenöl.

$C^{20} H^{18}$. Citronenöl und Kopaivaöl.

$C^{20} H^{18} + H^2 Cl^2$. Citronenöl u. Kopaivaöl-Hydrochlorat.

$C^{20} H^{14} O$. Radical des Kamphers (unbekannt).

$C^{20} H^{14} O + O^2$. Wasserfreie Kamphersäure.

$C^{20} H^{14} O + O^2 + H^2 O$. Kamphersäure-Hydrat.

Zur Bestätigung meiner Ideen will ich noch die neuerdings von Pelouze bekannt gemachte Analyse des Glycerins anführen. Er fand für sie die Formel $C^{12} H^{14} O^5 + H^2 O$, und $H^2 O$ kann sich davon unter mancherlei Umständen trennen. Da nun $C^{12} H^{14}$ ein Radical ist, so müssen auch die Äquivalente des Kohlenstoffs zur Summe der Äquivalente des Sauer- und Wasserstoffs in einem einfachen Verhältnisse stehen. Setzt man hier H^{10} statt O^5 , die man ursprünglich davon weggenommen denkt, so hat man als ursprüngliches Radical: $C^{12} : H^{24} :: 1 : 2$. Das Brom giebt mit dem Glycerin folgende Verbindung: $C^{12} H^{11} Br^3 O^5$.

Diese anscheinend etwas bizarre Formel gestaltet sich aber sehr einfach, denn $H^{11} Br^3 O^5$ repräsentiren H^{24} .

Durch meine Theorie gelangte ich dahin, solche Verbindungen als Basen vertretende anzunehmen, die nicht allein Kohlen- und Wasserstoff, wie man es bisher geglaubt hatte, sondern auch noch eine gewisse Menge Chlor und Sauerstoff, die

mit der Sättigungscapacität des Radicals in keinem Verhältniss steht, enthalten; das Glycerin bestätigt diese Idee.

Endlich wage ich, nach Untersuchung verschiedener organischer Säuren, folgende Regel aufzustellen: Keine Säure kann so betrachtet werden, als sei sie aus Kohlenwasserstoff und Sauerstoff im Ueberschuss hervorgegangen; dieser Kohlenwasserstoff muss immer durch Substitution einen Theil seines Wasserstoffs verloren haben. Mehrere Säuren, wie die Pininsäure, Sylvinsäure, Kamphersäure, Aldehydsäure, Essigsäure, Ameisensäure, Naphtalinsäure, Chlorophensäure, Stearinsäure, Margarinsäure, Benzoëssäure u. s. w. bestätigen dies. Die Oenanth - Säure, deren Formel $C^{28} H^{26} O^2$ ist, kann auch durch $C^{28} H^{26} + O^2$ oder durch $C^{28} H^{26} O + O$ dargestellt werden.

Die erste Formel ergiebt für das Radical das complicirte Verhältniss 14 zu 13; daher verwerfe ich es. Die zweite giebt ein Verhältniss wie 1 : 1; dieses nehme ich an, und damit findet sich die vorher erwähnte Regel bestätigt. Wenn meine Theorie falsch ist, so führte mich ein sonderbarer Zufall darauf; nimmt man im Glycerin ein Atom mehr oder weniger an, und in der Oenanth - Säure ein Atom Wasserstoff weniger, so fällt mein ganzes Gebäude unmittelbar in sich zusammen.

IV.

Ueber die Zusammensetzung der Kamphersäure und das Product ihrer Aetherbildung (Kampherweinsäure, Kampheräther, wasserfreie Kamphersäure).

Von

J. MALAGUTI.

(Aus den Ann. d. chim. Fevr. 1837.)

Die Uebereinstimmung in den Resultaten, welche Herr A. Laurent erhielt und den 26. Decbr. 1836 der Akademie der Wissenschaften mittheilte, und den meinigen über die Kamphersäure, welche ich der philomatischen Gesellschaft den 17. Decbr. 1836 mittheilte, scheint es überflüssig zu machen, dass ich heute noch über diesen Gegenstand mich ausspreche.

Da aber der wissenschaftliche Gesichtspunct, welcher Hrn. Laurent leitete, und die Mittel, deren er sich bediente, um sein Ziel zu erreichen, von denen verschieden waren, die ich gewählt habe, da ich ferner einige neue Thatsachen mitzutheilen habe, so halte ich meine Arbeit doch nicht für ganz überflüssig. Jedenfalls beweist sie, dass man auf entgegengesetzten Wege zur Ermittlung der Wahrheit gelangen kann.

Erster Theil.

Die Entdeckung des Kamphrons durch E. Frémy liess mich glauben, dass das Radical des Kamphers nicht Kamphogen (camphène) $C_{40}H_{32}$, sondern wahrscheinlich ein aus $C_{40}H_{28}$ bestehendes Radical sei, und ich zweifelte, dass die Formel der Kampfersäure ($C_{20}H_{15}O_5$) richtig sei. Aus diesem Grunde unterwarf ich sie einer neuen Untersuchung.

Die Arbeiten von Bouillon-Lagrange, Brandes und Liebig über die Kampfersäure haben gezeigt, dass es nicht leicht sei, die Kampfersäure rein zu erhalten, diess bestimmte mich, die Aetherification der Säure als das Mittel zu wählen, um eine von jeder Einnengung freie Kampfersäure zu erhalten.

Ich verwandelte die krytallisirte Kampfersäure in Aether, indem ich in einer Retorte ein Gemenge von 10 Th. Kampher-säure, 20 Th. wasserfreiem Alkohol und 5 Th. Schwefelsäure kochen liess. Nachdem die Hälfte der Masse überdestillirt war, hobobirte ich ein Mal und goss dann Wasser auf den Rückstand in der Retorte. Es bildete sich ein öliger Absatz, der nach Verlauf einiger Minuten die Consistenz eines dicken Syrops annahm. Dieser wurde wiederholt mit Wasser abgewaschen, da aber das Waschwasser immer eine saure Reaction behielt, so setzte ich etwas Kali hinzu, worauf aber der grösste Theil des Absatzes verschwand. Ich fügte noch mehr Kali hinzu, um zu sehen, ob das noch übrige eine gleiche Löslichkeit im Kali besitze. In der That löste sich alles auf. Durch Salzsäure wurde die syrupartige Substanz wieder ausgeschieden, sodann schnell gewaschen, in Alkohol gelöst und unter der Luftpumpe eingedampft, wo sie 15 Tage verblieb.

Da ich mich überzeugt hatte, dass die Substanz nur erst bei ziemlich hoher Temperatur Spuren von Zersetzung zeige

so erhitze ich sie vor der Analyse eine halbe Stunde bis zu 130° , um die letzten Spuren von Feuchtigkeit zu entfernen.

Die Analyse wurde mittelst Kupferoxyd im Liebig'schen Apparate angestellt.

1) Substanz 0,333 Gr.

$$\left. \begin{array}{l} \text{Kohlensäure } 763 \\ \text{Wasser } 286 \end{array} \right\} = \left\{ \begin{array}{l} \text{Kohlenstoff } 63,40 \\ \text{Wasserstoff } 8,86 \\ \text{Sauerstoff } 27,74 \end{array} \right.$$

Berechnung:

2) Substanz 0,501 Gr.

$$\left. \begin{array}{l} \text{Kohlensäure } 1150 \\ \text{Wasser } 400 \end{array} \right\} = \left\{ \begin{array}{l} \text{Kohlenstoff } 63,47 \\ \text{Wasserstoff } 8,86 \\ \text{Sauerstoff } 27,67 \end{array} \right.$$

$$= \text{C}_8\text{H}_5\text{O} = \left\{ \begin{array}{l} \text{Kohlenst. } 63,60 \\ \text{Wasserst. } 8,85 \\ \text{Sauerstoff } 27,55 \end{array} \right.$$

Geht man von der angenommenen Formel der Kamphersäure $\text{C}_{20}\text{H}_{15}\text{O}_5$ aus, so lässt sich aus dieser Analyse keine Folgerung ziehen, ich suchte deshalb durch das Studium der Reactionen einige Aufklärung zu erhalten.

Eine Quantität der syropartigen Substanz wurde in einer Glasretorte über der Spirituslampe erwärmt; sie wurde zuerst sehr flüssig, schwärzte sich dann, entwickelte Alkohol und kohlenhaltige Gase, destillirte und hinterliess ein wenig kohligen Rückstand. Die überdestillirte Substanz hatte die Consistenz von Splessganzbutter und ein krystallinisches Ansehen. Ich behandelte sie mit siedendem Alkohol. Beim Erkalten bekam ich sehr lange prismatische Krystalle, die ich durch wiederholtes Umkrystallisiren in Alkohol reinigte.

Die alkoholischen Mutterlangen gaben beim Eindampfen von Neuem Krystalle, und beim Zusatz von Wasser lieferten sie einen öligen und flüssigen Absatz, der nach einiger Zeit etwas dick wurde. Ich liess diesen mit etwas Kali sieden, er wurde dadurch sehr flüssig, sehr beweglich, und nachdem er vom Wasser befreit und im luftleeren Raume getrocknet worden war, hatte er mehrere Charaktere der zusammengesetzten Aetherarten.

Die Wirkung der Wärme auf die analysirte syropartige Substanz hatte also zwei Producte gegeben, von denen das eine fest und vollkommen krystallisirt, das andere flüssig und mit eigenthümlichen Charakteren begabt war. Folgendes ist die Analyse derselben:

0,323 Gr. der gepulverten Krystalle, die in einem Strome trockener Luft bei 100° getrocknet worden waren, gaben bei der Verbrennung mit Kupferoxyd:

Kohlensäure	0,770
Wasser	0,230

oder:

Kohlenstoff	66,24
Wasserstoff	7,96
Sauerstoff	25,86

ein Verhältniss, welches der Formel $C_{20} H_{14} O_3$ entspricht.

0,319 Gr. ölige Substanz gaben:

Kohlensäure	0,750
Wasser	0,271

oder:

Kohlenstoff	65,88
Wasserstoff	9,43
Sauerstoff	24,69

entsprechend der Formel: $C_7 H_6 O$.

Von allen diesen Analysen entspricht nur die der krystallirten Substanz einigermaassen der Formel der Kamphersäure.

Da aber das geringe Vertrauen, welches ich zu der Formel hatte, die man für die Kamphersäure aufgestellt hat, das Princip meiner Arbeit war, so erlaubte ich mir die Annahme, dass $C_{20} H_{14} O_3$ die wahre Kamphersäure sei, und mittelst dieser Hypothese suchte ich die anderen Analysen zu interpretiren.

So fand ich, dass das atomistische Verhältniss ($C_8 H_{10} O$) als unmittelbaren Products der Aetherification der gewöhnlichen Kamphersäure werden könne: $C_{48} H_{40} O_8 = 2 C_{20} H_{14} O_3 + C_8 H_{10} O + H_2 O$, das heisst, eine freie Weinsäure oder Campherweinsäure, bestehend aus 2 Atomen Kamphersäure ($C_{20} H_{14} O_3$), einem Atom Aether ($C_8 H_{10} O$) und einem Atom Wasser ($H_2 O$).

Ich sahe ferner, dass das Verhältniss $C_7 H_6 O$, welches aus der Analyse der öligen Substanz gegeben hatte, die bei der Destillation der muthmasslichen Campherweinsäure erhalten worden war, werden konnte: $C_{28} H_{24} O_4 = C_{20} H_{14} O_3 + C_8 H_{10} O$, d. h. 1 At. Kamphersäure ($C_{20} H_{14} O_3$) und 1 At. Aether ($C_8 H_{10} O$).

Hieraus folgt, dass die syrupartige Substanz, welche mittelbar bei der Aetherification der gewöhnlichen Kamphersäure erhalten wird, eine Weinsäure ist, die durch die Einwirkung der Wärme sich zersetzt in Kampheräther und in Kamphersäure, deren auffallende Verschiedenheit von der gewöhnlichen Kamphersäure von einer Ursache abhängt, die nur durch die Analyse dieser Säure im möglichst reinen Zustande ermittelt werden kann.

Die gewöhnliche Kamphersäure, welche ich der Analyse unterworfen habe, war durch Sieden von Kampher mit Salpetersäure bereitet worden, so lange sich salpetrige Säure entwickelte. Das Product war vier Mal mit Wasser umkrystallisirt worden. Ihre Auflösung zeigte beim Sieden nicht den geringsten Kamphergeruch.

1) Substanz 311.

$$\left. \begin{array}{l} \text{Kohlensäure } 677 \\ \text{Wasser } 235 \end{array} \right\} = \left\{ \begin{array}{l} \text{Kohlenst. } 60,20 \\ \text{Wasserst. } 8,00 \\ \text{Sauerstoff } 31,80 \\ \hline 100,00 \end{array} \right\} \quad \text{Berechnung}$$

2) Substanz 411.

$$\left. \begin{array}{l} \text{Kohlensäure } 898 \\ \text{Wasser } 294 \end{array} \right\} = \left\{ \begin{array}{l} \text{Kohlenst. } 60,41 \\ \text{Wasserst. } 7,94 \\ \text{Sauerstoff } 31,65 \\ \hline 100,00 \end{array} \right\} = \text{C}_{20}\text{H}_{16}\text{O}_4 = \left\{ \begin{array}{l} \text{Kohlenst.} \\ \text{Wasserst.} \\ \text{Sauerstoff} \end{array} \right\}$$

Diese Analyse beweist, dass die gewöhnliche Kamphersäure die Elemente von 1 At. Wasser mehr enthält, als die krystallisirte Substanz, welche ich für die wahre Kamphersäure gehalten hatte, und die nun nach allen Thatsachen als wasserfreie Kamphersäure betrachtet werden muss.

Verlassen wir die durch den Gang der Untersuchung anlassende Ordnung, um die durch das Endresultat vorgeschriebene zu befolgen, so haben wir:

Gewöhnliche Kamphersäure $\text{C}_{20} \text{H}_{14} \text{O}_3 + \text{H}_2 \text{O}$

Wasserfreie Kamphersäure $\text{C}_{20} \text{H}_{14} \text{O}_3$

Freie Kampherweinsäure $2 \text{C}_{20} \text{H}_{14} \text{O}_3 + \text{C}_8 \text{H}_{10} \text{O} +$

Kampheräther $\text{C}_{20} \text{H}_{14} \text{O}_3 + \text{C}_8 \text{H}_{10} \text{O}.$

Die vier Körper, deren Formel ich blos durch die Elementaranalyse bestimmt hatte, mussten noch auf andere Weise untersucht werden, um zu erfahren, ob diese Formeln richtig sind.

Ich habe diese Untersuchung vorzüglich in der Absicht veranstaltet, um genau die Zusammensetzung und Formel der Kamphersäure zu ermitteln.

Zweiter Theil.

Wasserhaltige Kamphersäure.

Ich brauche die physikalischen und chemischen Eigenschaften der wasserhaltigen Kamphersäure nicht zu beschreiben, sie schon sorgfältig untersucht und beschrieben sind, ich will blos die Formel der Säure mit Genauigkeit feststellen.

Die Analyse des Kampheräthers reicht, meines Erachtens, hin, um diese Formel zu bestimmen, und wir haben gesehen, wie diese repräsentirt werden kann. Wir werden nun sehen, auch andere Salze, wie das kamphersaure Ammoniak und das kamphersaure Kupferoxyd, das Resultat der Analyse des Kampheräthers bestätigen. Ich habe die Analyse des kamphersauren Silbers deshalb nicht vorgezogen, weil dieses Salz etwas löslich in Wasser ist und man beim Auswaschen den meisten Theil desselben verliert.

Da es mir bei anderen Gelegenheiten gelang, neutrale Ammoniaksalze dadurch zu bereiten, dass ich Krystalle von doppeltkohlensaurem Ammoniak in die siedende Lösung einer gegebenen Säure brachte, so suchte ich auch das neutrale kamphersaure Ammoniak auf diesem Wege zu bereiten, aber ich erhielt nur ein anderthalbsaures Salz mit 6 At. Wasser, von denen $4\frac{1}{2}$ durch einen Strom trockner Luft bei 100° ausgehoben worden. Dieses Salz bildete kleine weisse Prismen, die sehr sauer reagiren, einen schwach säuerlichen Geschmack besitzen, bei einigen Graden über 100° schmelzen und leicht in kaltem Wasser löslich sind. Die Lösung wird von salpetersaurem Silber, essigsaurem Blei und schwefelsaurem Kupfer gefällt.

1,200 Grm. des an der Luft getrockneten Salzes reducirt sich auf 0,971 Gr., als sie einem Strome trockner 100° warmer Luft ausgesetzt worden waren, was einen Verlust von 19 p. C. giebt.

0,481 Gr. des bei 100° getrockneten Salzes gaben bei der Verbrennung mit Kupferoxyd Kohlensäure 0,932, Wasser 0,389.

300 Malaguti, üb. Kamphersäure, Kampheräther u. s.

0,821 Grm. desselben Salzes bei 100° getrocknet gab 58 C. C. Stickstoff, welche sich nach angebrachten Correctionen auf 55,067 C. C. reducirten = 0,0698, woraus sich ergiebt:

		Berechnet:		Gefunden:
C ₂₀	1146,56 = Kohlenstoff	54,31	53,57	
H ₃₀	187,19 = Wasserstoff	8,86	8,97	
Az ₂	177,03 = Stickstoff	8,38	8,51	
O ₆	600,00 = Sauerstoff	28,45	28,95	
<hr/>		<hr/>	<hr/>	
2110,79		100,00	100,00	

$Az_2 H_6 + 1\frac{1}{2} C_{20} H_{14} O_3 + 1\frac{1}{2} H_2 O$,
oder wenn man den Verlust von 19 Th. Wasser auf 100 Salzes berechnet,



Auf folgende Weise konnte ich neutrales kamphersaures Ammoniak bereiten. Ich setzte 0,561 Gr. wasserhaltige Kamphersäure einem Strome von trockenem Ammoniakgas aus; die Masse erhitze sich und nach Verlauf von 2 Stunden wog 0,677 Gr. Ich setzte den Apparat sodann einer Temperatur von 100° aus und liess trockne Luft hindurchstreichen, um unverbundene Ammoniak auszutreiben. Das Gewicht des Salzes blieb dabei unveränderlich 0,657 oder:

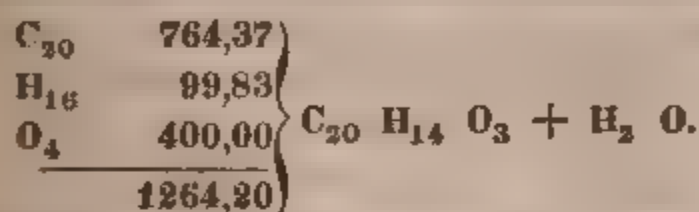
		Gefunden:		Berechnet:
Kamphersäurehydrat	0,561	100,00	1 At. 100,00	1264,28
Ammoniak	0,096	17,00	1 At. 16,97	214,47

Dieses Salz, welches das neutrale kamphersaure Ammoniak ($H_6 Az_2 + C_{20} H_{14} O_3 + H_2 O$) darstellt, ist unlöslich in Wasser, die Auflösung besitzt eine schwach saure Reaction, ist aber geruch- und geschmacklos. Die Silber-, Kupfer- und Bleisalze zersetzen es und geben Niederschläge von kamphersauren Metallsalzen.

Das kamphersaure Kupferoxyd, welches durch Eintröpfeln einer Lösung von schwefelsaurem Kupferoxyd in die Lösung des neutralen kamphersauren Ammoniaks entstanden war, getrocknet worden war, bei der Verbrennung einen Rückstand von 0,181 Gr. auf 0,603, was entspricht:

		Gefunden:		Berechnet:
Wasserfreie Säure	100,00	1 At. 100,00	1151,75	
Kupferoxyd	42,89	1 At. 43,03	495,66	

Die Menge Ammoniak, welche das Kamphersäurehydrat gebirte, und das Gewicht des Rückstandes von der Ver-
 brennung des kamphersauren Kupferoxyds stimmen so mit der
 Analyse des Aethers überein, dass ich die Formel der wasser-
 freien Kamphersäure für vollkommen festgestellt halte.



Diese Formel giebt auf 100 Theile:

		Mittel aus den Versuchen:
Kohlenstoff	60,46	60,30
Wasserstoff	7,89	7,97
Sauerstoff	31,65	31,73
	<u>100,00</u>	<u>100,00.</u>

Wasserfreie Kamphersäure.

Man erhält die Kamphersäure durch Destillation der Kam-
 weinsäure; sie bildet schöne Prismen ohne saure Reaction,
 anfangs geschmacklos sind, aber nach einiger Zeit im
 Munde reizen. Sie ist sehr wenig in kaltem, aber etwas
 in siedendem Wasser löslich und fällt daraus in Gestalt
 kleiner wasserfreier Prismen nieder. Kalter Alkohol löst mehr
 auf als Wasser, siedender Alkohol löst sie in beträcht-
 licher Menge auf und lässt sie beim Erkalten in sehr langen
 Nadeln anschliessen. Kalter Aether löst sie noch reichlicher
 in Alkohol auf; bei $+130^\circ$ beginnt sie in schönen weissen
 Nadeln zu sublimiren; bei 217° schmilzt sie zu einer farblosen
 Flüssigkeit; über $+270^\circ$ siedet sie und destillirt ohne Rück-
 stand über. Das specifische Gewicht der wasserfreien Kam-
 phersäure ist 1,194 bei $20,5^\circ$. In einem Agat- oder Glas-
 geräthe gerieben, wird sie wie ein Harz elektrisch; bei zwei-
 stündigem Sieden mit Wasser nimmt sie kein gebundenes Was-
 ser auf. Die Auflösung der wasserfreien Kamphersäure wird
 in neutralem essigsaurem Blei nicht gefällt, während das Hy-
 drat reichlichen Niederschlag damit giebt. Durch die verein-
 igte Wirkung einer starken Säure und des Alkohols wird sie
 in Aetherbildung bestimmt, wie die wasserhaltige Säure. Ei-

dem Strome von trocknem Ammoniak ausgesetzt, zeigt keine Reaction, und es findet keine Absorption Statt. Man bis zum Siedpunkte der Säure, so sieht man eine sehr gelbliche Flüssigkeit destilliren, die zur durchsichtigen, im Wasser und noch mehr im Alkohol löslichen Masse übergeht. Da diese Substanz aber bei längerem Sieden mit kaltem Ammoniak entblindet, so habe ich es für überflüssig gehalten, in derselben ein Amid zu suchen, und sie nicht weiter untersucht. Hat sich die wasserfreie Kamphersäure einmal mit Wasser verbunden, so kann sie nur im wasserhaltigen Zustande wieder davon abgeschieden werden *), allein die Salze, welche sie mit den Basen bildet, sind nicht immer identisch mit denen der wasserhaltigen Säure. Das kamphersaure Kalium mit wasserfreier Säure bereitet, hat alle Charaktere der gewöhnlichen löslichen kamphersauren Salze, aber es krystallisirt in breiten perlmutterglänzenden Blättchen, während das wasserhaltiger Säure bereitete Kalisalz in kleinen zu sechs vereinigten Nadeln anschiesst. Besonders das Ammoniumsalz bietet so auffallende Eigenthümlichkeiten dar, dass man annehmen muss, die wasserfreie Kamphersäure gehe einen besonderen Verbindungszustand mit den Basen ein, wodurch sie sich von der wasserhaltigen Säure unterscheidet.

Ich habe oben gezeigt, dass das Salz, welches man durch Einbringen von kohlensaurem Ammoniak in eine siedende Lösung von Kamphersäurehydrat erhält, ein anderthalbfachtes Salz sei mit 6 Atomen Wasser, und dass es die Auflösung des Silbers, Kupfers und Bleies zersetze. Das Salz, welches man auf gleiche Weise mit der wasserfreien Säure erhält, ist ein neutrales Salz mit 1 At. Wasser, welches die Eigenschaft hat, jene Metallsalze zu zersetzen. Die Lösung dieses Salzes wird bei langsamer Verdampfung krystallinisch und erstarrt nach einigen Tagen zu einer weissen krystallinischen Masse. Dieses Salz hat einen schwach bitteren, sehr vorübergehenden Geschmack und schmilzt bei 100°. Man kann dasselbe Salz durch Anwendung von kaustischem

*) Die untersuchten Salze sind das kamphersaure Kali, Silber und Blei mit wasserfreier Säure bereitet, ich kann aber behaupten, dass es bei allen Salzen Statt finde, denn das Ammoniumsalz macht eine Ausnahme.

Ammoniak statt des kohlensauren erhalten. Zersetzt man es in eine Säure, so erhält man keineswegs wasserhaltige Kamphersäure im pulverigen Zustande, oder in kleinen Krystallen, wie bei den anderen Salzen der wasserfreien Säure, sondern man bekommt eine klebrige zähe Substanz, die nach Verlauf einiger Zeit erhärtet, sich leicht in Alkohol auflöst, von der Charaktere der wasserhaltigen Kamphersäure zeigt, nur das mit der wasserfreien Kamphersäure gemein hat, dass sie vom essigsauren Blei nicht gefällt wird; es ist dieses leicht ein saures kamphersaures Salz.

Man kann sich leicht erklären, warum die Lösung der wasserfreien Kamphersäure nicht vom essigsauren Blei gefällt wird, während das Hydrat eine reichliche Fällung giebt. Nimmt man nämlich an, dass das Wasser des Hydrats dem essigsauren Blei gegenüber die Rolle einer Base spielt, und die Zersetzung dieses Salzes durch das Hydrat der Säure nur das Resultat einer Wechselzersetzung ist, so sieht man leicht, weshalb die wasserfreie Säure das essigsaure Blei nicht zu zersetzen vermag. Allein diese Erklärung, obwohl sie für die wasserfreie Säure auszureichen scheint, ist keineswegs anwendbar auf das mit wasserfreier Säure bereitete kamphersaure Ammoniak, denn in diesem Falle sind alle Bedingungen für Wechselzersetzung gegeben, und dennoch erfolgt diese

0,370 Gr. kamphersaures Ammoniak mit wasserfreier Säure versetzt, gaben bei der Verbrennung mit Kupferoxyd:

Kohlensäure 0,681

Wasser 0,304.

0,461 Gr. gaben 46,5 C. C. Stickstoff, welche sich nach Abziehung aller Correctionen auf 44 reducirten. Dies giebt:

Gefunden:		Berechnet:		} $= H_6 Az_2 + C_{20} H_{14} O_3 + H_2 O.$
Kohlenstoff	50,89	C_{20}	764,37	
Wasserstoff	9,12	H_{22}	137,27	
Stickstoff	12,14	Az_2	177,03	
Sauerstoff	27,85	O_4	400,00	
	100,00		1478,67	100,00

Das kamphersaure Kupferoxyd durch Eintropfen von schwachem Kupferoxyd in eine Auflösung von kamphersaurem

304 Malaguti, üb. Kamphersäure, Kampheräther

Kali mit wasserfreier Säure bereitet und bei 100° getrocknet, hinterliess bei der Verbrennung einen Rückstand von 30.

	Gefunden:	Berechnet:
Substanz	0,481 = Säure	0,336 = 1148,67 = 1 At. = 1148,67
Rückstand	0,145 = Basis	0,145 = 495,69 = 1 At. = 495,69

Diese Versuche beweisen die Gleichheit des Atomgewichts der wasserfreien Kamphersäure und der wasserhaltigen Salzen. Also

	Gefunden:	Berechnet:
C ₂₀	764,37 = Kohlenstoff	66,36 66,24
H ₁₄	87,35 = Wasserstoff	7,58 7,90
O ₃	300,00 = Sauerstoff	26,06 25,86
	1151,72	100,00 100,00

} = C₂₀ H₁₄ O₃

Ihre Sättigungscapazität ist 8686, d. i. $\frac{1}{3}$ ihres stoffgehaltes.

Kampherweinsäure.

Die Kampherweinsäure ist das unmittelbare Product der Aetherification der wasserfreien oder wasserhaltigen Kamphersäure. Bei gewöhnlicher Temperatur hat sie Sympliconsconsistenz, sie ist durchsichtig, farblos, hat einen schwachen eigenthümlichen Geruch, einen bittern, sehr unangenehmen und sauren Geschmack, ist sehr wenig löslich in Alkohol und Aether, siedet bei 196° , allein das Sieden hört sehr bald auf, denn die Substanz beginnt sich zu zersetzen und der Siedepunkt erhöht sich; ihre Dichte ist 1,095 bei $20,6^{\circ}$, sie ist löslich in den Alkalien und wird daraus durch Säuren gefällt. Lässt man die Auflösung eines kampherweinsäurehaltigen Alkalis einige Zeit sieden, so tritt Zersetzung ein, es scheidet sich kamphersaures Salz und Kampheräther wird frei. Filterpapier wird nur erst nach einiger Zeit von der Säure geröthet. Wasser zersetzt die Säure bei langer Einwirkung in fortgesetztem Sieden in wasserfreie Kamphersäure und Kampheräther. Der trocknen Destillation unterworfen, giebt sie wasserfreie Kamphersäure, Kampheräther, Wasser und eine kleine Menge Alkohol und kohlenbaltige Gase. Ich kenne keine andere Weinsäure, welche bei der trocknen Destillation eine Reihe von Producten gäbe, die durch ihre Zusammensetzung direct die Zusammensetzung des Körpers beweisen, aus welchem sie entspringen.

Die weingeistige Auflösung der Kampherweinsäure wird gewöhnlich vom neutralen essigsauren Bleioxyd gefällt. Die Kampherweinsäure verbindet sich mit den Basen und bildet lösliche und unlösliche Salze, je nach der Natur der Basen. Kampherweinsaurer Baryt, Strontian, Magnesia und Mangan sind löslich; kampherweinsäure Thonerde, Eisenoxyd, Zink, Blei, Kupfer, Silber und Quecksilber sind unlöslich oder schwer löslich. Das kampherweinsäure Kupferoxyd, welches man durch doppelte Zersetzung erhält, indem man schwefelsaures Kupfer mit kamphersaurem Ammoniak bringt, ist ein anderthalbbasisches Salz mit 4 At. Wasser; das kampherweinsäure Silber auf gleiche Weise bereitet, ist ein neutrales wasserfreies Salz. Da ich aus der Analyse dieses Salzes das Atomgewicht der Kampherweinsäure bestimmt habe, so will ich über die Bereitung desselben das Nähere angeben.

Das kampherweinsäure Ammoniak wurde durch Eingiessen in flüssigem Ammoniak in eine weingeistige Auflösung von Kampherweinsäure, so dass die Säure im Ueberschusse blieb, gelöst. Um es von überschüssiger Säure zu befreien, wurde Wasser auf die Masse gegossen, welches die unverbundene Säure in der Form eines dicken Oeles fällte.

Diese abfiltrirte Auflösung von kamphersaurem Ammoniak war klar, ohne Ammoniakgeruch und hatte eine alkalische Reaction. In diese Auflösung wurde nun allmählig neutrales zersaures Silberoxyd eingetröpfelt und beständig umgerührt, bis das kampherweinsäure Silberoxyd, das wie die aus concentrirter Auflösung gefällte Thonerde gallertartig und krümlig war, so viel als möglich zu zertheilen. Das an der Luft getrocknete kampherweinsäure Silberoxyd verändert bei 100° sein Gewicht nicht, in einem Schälchen erhitzt, schwärzt es sich, schmilzt und verbreitet einen Rauch von sehr angenehmem Geruche.

0,890 Gr. kampherweinsäures Silberoxyd hinterliessen bei Verbrennung 0,284 Gr. metallisches Silber oder 0,306 Silberoxyd, woraus sich ergibt:

Säure	584	100,00	2770,77
Basis	306	52,39	1451,60.

1,150 Grm. kampherweinsäures Silberoxyd gaben bei der Verbrennung mit Kupferoxyd:

Kohlensäure	0,943
Wasser	0,307.

entsprechend:

Gefunden:			Berechnet:
Kohlenstoff	66,00 = C_{48}	1834,48	66,18
Wasserstoff	8,62 = H_{38}	237,11	8,55
Sauerstoff	25,38 = O_7	700,00	25,27
	100,00	2771,59	100,00.

Das gefundene Atom ist also = 2770,77 und das berechnete 2771,59, folglich ist die empirische Formel der Kampherweinsäure = $C_{48} H_{38} O_7$.

Berücksichtigt man das Verhalten der Kampherweinsäure zu den Alkalien oder zu Wasser, oder ihr Verhalten in der Wärme, so muss die empirische Formel in die rationelle $2 C_{14} H_{14} O_3 + C_8 H_{10} O$ umgesetzt werden, welche die wasserfreie Kampherweinsäure repräsentirt. Endlich ist die Sättigungscapacität der Kampherweinsäure, der empirischen Formel zufolge, 361 oder $\frac{1}{7}$ ihres Sauerstoffgehaltes.

Kampheräther.

Der Kampheräther ist eins der Producte der Destillation der Kampherweinsäure. Man erhält ihn, wenn man Wasser in die alkoholischen Mutterlangen giesst, aus welchen die Kampherweinsäure gefällt worden ist. Um ihn rein zu erhalten, muss man ihn mit alkalisirtem Wasser einige Zeit sieden lassen, mit Wasser waschen und im luftleeren Raume trocknen. Der unter diesen Vorsichtsmaassregeln bereitete Kampheräther ist flüchtig, hat ölartige Consistenz, eine blassgelbe Farbe, einen bittern, sehr unangenehmen Geschmack und einen starken Geruch, der erträglich ist, wenn man die Substanz in Masse riecht, aber sehr widrig und fast unerträglich wird, wenn man es auf Papier bringt. Sein specifisches Gewicht ist bei $+16^\circ = 1,029$, er siedet zwischen $+285$ bis 287 , einige Grade darüber zersetzt er sich, bräunt sich und lässt einen schwarzen Rückstand; aber das Product der Destillation ist, nachdem man es ausgewaschen hat, sehr rein. Bei gewöhnlicher Temperatur entzündet er sich nicht, wenn man ihn einem brennenden Körper nähert, aber bei höherer Temperatur entzündet er sich und brennt mit einer weissen ruhigen Flamme, welche

den dicken schwarzen Rauch ausstößt, und hinterlässt keinen Rückstand; er ist löslich im Alkohol und Aether, unlöslich im Wasser und vollkommen neutral; nur erst nach langem Sieden mit Kali zersetzt er sich wie die übrigen zusammengesetzten Aetherarten, aber sehr langsam.

Jod löst sich in der Kälte im Kampheräther auf, es verflüchtigt sich daraus zum Theil bei gelinder Wärme, aber ein anderer Theil bleibt mit dem Aether verbunden, und nichts mag ihn daraus abzuschneiden, ohne den Aether zu zersetzen.

Brom dagegen, obwohl es sich im Kampheräther auflöst, lässt sich vollkommen durch die Wärme daraus vertreiben, und der Aether bleibt mit allen seinen Eigenschaften zurück.

Das trockne Chlor zersetzt den Kampheräther, indem sich Kohlensäure und Essigsäure entbinden; der Rückstand ist neutral, viscos, hat eine klebrige Beschaffenheit und ist nicht flüchtig. Ich werde auf diese Substanz bei Gelegenheit der Mittheilung meiner Arbeit über die Wirkung des Chlors auf einige neue Aetherarten zurückkommen.

Bei längerer Einwirkung des trocknen Ammoniaks auf den Kampheräther habe ich keine Erscheinungen wahrgenommen.

Die Schwefelsäure löst den Kampheräther in der Kälte ohne Zersetzung auf, und man kann ihn wieder abscheiden, wenn man die Auflösung in Wasser giesst; in der Wärme zersetzt sie ihn ohne Bildung von schwefliger Säure und ohne Abscheidung von Kohle. Giesst man die siedende Lösung in Wasser, so sieht man keine Spur von Aether wiedererscheinen, es zeigt sich ein Geruch, der an Lavendel erinnert.

Salzsäure und Salpetersäure äussern keine Wirkung auf den Kampheräther, weder in der Kälte noch in der Wärme.

Die Zersetzbarkeit des Aethers bei wenigen Graden über dem Siedepunct macht es unmöglich, das specifische Gewicht des Dampfes zu bestimmen. Sein Verhalten zu Kali und die Elementarzusammensetzung beweisen, dass er wirklich zusammengesetzter Aether ist, dessen rationelle Formel $\text{H}_{14}\text{O}_3 + \text{C}_8\text{H}_{10}\text{O}$ sein muss. Diess giebt in 100 Theilen:

	Gefunden:	Berechnet:
Kohlenstoff	66,06	65,88
Wasserstoff	9,24	9,43
Sauerstoff	24,70	24,79
	<hr/> 100,00	<hr/> 100,00.

Diese Versuche beweisen:

- 1) Dass die der Kamphersäure bisher zugeschriebene Zusammensetzung ungenau war, und dass die wahre Formel derselben in ihren Verbindungen $C_{20} H_{14} O_3$ und nicht $C_{20} H_{13} O_3$ ist.
- 2) Dass die Kamphersäure im freien Zustande theils dieselbe Formel beibehalten kann, in welchem Falle sie wasserfreie Säure ist, theils aber ein Atom Wasser mehr enthalten kann, in welchem Falle sie Kamphersäurehydrat $C_{20} H_{14} O_3 + H_2 O$ darstellt.
- 3) Dass die wasserfreie Kamphersäure in einigen Verbindungen eigenthümliche Charaktere zeigt, welche sie von der gleichfalls gebundenen wasserhaltigen Säure zu unterscheiden.
- 4) Dass diese beiden Säuren die saure Aetherbildung unter den nämlichen Mitteln erleiden, welche im Allgemeinen zur Aetherification der übrigen organischen Säuren erforderlich ist.
- 5) Dass die Kampherweinsäure der Destillation unterworfen wasserfreie Kamphersäure, Kampheräther und Wasser liefert, Producte, deren Zusammensetzung direct die Säure ausdrückt, aus welcher sie entstanden sind. Resultat, welches bis jetzt bei der Zersetzung der bekannten Weinsäuren durch die Wärme ohne Beispiel war.

Nachschrift.

Bei Mittheilung von vorstehender Arbeit Malaguti bemerkt Herr Prof. Liebig (Ann. d. Pharm. 22. 51), dass die Analyse der Kamphersäure wiederholt, und ganz dieselben Resultate, wie Malaguti, erhalten habe. Die Veranlassung zu der Unrichtigkeit seiner früheren Analyse lag in der damals unvollkommenen Methode der organischen Analyse.

d. H.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) Ueber brasilianisches Palladgold und dessen Ausbringen und Scheidung.

(Mittheilung des Herrn P. N. Johnson, nebst Bemerkungen von W. A. Lampadius.)

Vor einiger Zeit erhielt ich durch die Güte meines verehrten Freundes, Herrn Percival Norton Johnson in London, Mitgliede der geologischen Gesellschaft daselbst u. s. w., folgende Mineralien und Kunstproducte zur Completirung der Sammlung der Hüttenproducte im Königlichen Laboratorio der Bergakademie, signirt:

- a) Zacotinga, Iron Ore, in which the Palladium-Gold is found. Eisenerz, in welchem das Palladgold (in Brasilien) gefunden wird.
- b) Brazilian Gold Ore with Palladium. Brasilianisches palladhaltiges Gold.
- c) Double Salts of Palladium. Palladdoppelsalz.
- d) Metallic Palladium, produced from the double Salt. Palladmetall, aus dem Doppelsalz dargestellt.

Diese Mineralsubstanzen waren in gut verstöpselten Gläsern eingeschlossen und zeigten folgendes äussere Verhalten:

- a) *Zacotinga* erschien von schwärzlicher Farbe, halb metallisch glänzend, in kleinen Blättchen, dem zertheilten Eisenglanz ähnlich; war dem Magnet nicht folgsam und gab bei dem Aufreiben ein völlig eisenrothes Pulver. Weder durch das Auge noch durch die Loupe waren

Goldkörner in demselben wahrzunehmen, wohl aber erkannte man durch letztere noch deutlicher den ausseren Habitus des *Eisenglanzes* und eingemengte Quarzkörnchen.

b) *Palladhaltiges Gold* erschien theils pulverig, theils in rundlichen Körnern von dunkelbrauner Farbe. In dem Pulver liessen sich einige Stückchen von dunkelfarbigem metallischem Golde wahrnehmen. Die rundlichen Körner liessen sich zwischen den Fingern zerdrücken und enthielten mehr Goldtheilchen in kleinen Blättchen und etwas abgerundeten Körnern. Aufgerieben und mit Salzsäure digerirt, bildete sich eine dunkelbraune Solution, und das Gold wurde nun deutlich ohne Umhüllung mit braunem Pulver von der Farbe des 20- bis 21karätigen Goldes dargestellt. Es liess sich dieses Gold auf dem Ambos ziemlich aushämmern, wurde aber nach und nach rissig.

c) *Palladdoppelsalz* zeigte sich als ein schön lichtcitrongelbes Pulver, und durch die Loupe erschien es wenig körnig krystallinisch. (Ich hielt dasselbe für Cyanpallad, man wird aber weiter unten finden, dass ich in Irrthum war.)

d) Das Glas mit einem Stück *Palladblech* enthielt zugleich eine Quantität einer grünen zusammengesinterten Masse fast von der Farbe des mineralischen Chamäleons *). Das Palladblech erschien nahe an silberweiss, wie etwa 13löthiges Silber. Die grüne Masse war im Wasser unlöslich, wurde durch Glühen dunkelgrauschwarz und verhielt sich wie Palladschwamm.

Da mir nun die vorgenannten Substanzen ohne weitere Beschreibung ihres Vorkommens und ihrer Zubereitung durch Herrn Johnson übersendet wurden, so ersuchte ich denselben, mir deshalb einige Auskunft zu geben, und mir zu erlauben, im Falle die Darstellungsart des Pallads kein Geheimniss sei, zur öffentlichen Belehrung von seinen Mittheilungen Gebrauch machen zu dürfen. Ich erhielt darauf unter dem 24 Juli die erbetenen Nachrichten, stellte vermöge derselben noch einige Versuche mit den Erzen und Producten an, deren Re-

*) Es wurde (s. weiter unten) als *Chlorpalladium* erkannt.

erlaube ich in Anmerkungen Herrn Johnson's Mittheilungen anzufügen will, und so wird das Ganze hoffentlich als ein Beitrag zur chemischen Geschichte des Palladiums — mit dankbarer Anerkennung des Verdienstes, welches sich Herr Johnson durch diese neue Bearbeitungsart des Palladgoldes erworben hat — willkommen sein.

Mittheilungen über das brasilianische Palladgold nach Herrn Johnson.

Das palladhaltige Gold wird in der Grube *Gorgo Soco* in Brasilien durch das Verwaschen des Erzes, *Zacotinga* *) genannt, gewonnen. Das *Zacotinga* bildet ein ausgedehntes Eisensteinlager, in welchem das palladhaltige Gold nesterweise vorkommt, und enthält Glimmer, Manganerz und Quarz eingewengt. Im Durchschnitt sind seit den letzten 10 Jahren jährlich 2500 Pfund Gold ausgebracht worden. Der Gehalt des aus dem *Zacotinga* ausgewaschenen Goldes ist 4 p. C. oder 4 Pfenniggewicht, in einem Pfunde — 240 Pfenniggewicht. Ich glaube — sagt Hr. Johnson — dass das Pallad theils gediegen in Verbindung mit Gold, theils als *Oxyd* **) in dem

*) Durch verschiedene qualitativ analytische Proben erkannte ich das übersendete *Zacotinga* als vorwaltend Eisenglanz enthaltend. Die gewöhnliche Goldprobe gab mir im Probircentner nur 1,07 Quentchen des nicht ganz reinen Goldes, und durch Behandlung des Fossils mit Salpetersalzsäure konnte ich durch Cyanquecksilber nur eine unbedeutende Spur Pallad in demselben finden.

Die Eisenprobe gab ein Rohisenkorn von 60,9 Pfund auf den 100pfündigen Centner. Diesemnach war das übersendete *Zacotinga* ein solches, aus welchem das Palladgold bereits ausgewaschen worden war. Der Goldgehalt desselben zeigte sich mithin so geringe, dass man kaum bei einer Verschmelzung dieses Rückstandes mit Blei auf die Kosten kommen würde. L.

**) Diese Angabe Hrn. Johnson's schien mir so interessant, dass ich sogleich eine Untersuchung in diesem Bezuge vornahm. Schon war es mir aufgefallen, dass sich das Palladgold durch Hülfe der Salzsäure von dem braunen Pulver befreien liess. Ich hielt in-
dessen die das gediegene Gold umgebende Masse für ochrigen Brauneisenstein. Folgende Prüfung aber belehrte mich eines Andern: Ich zerrieb 100 Gran der Erzkörner und übergoss dieselben mit 1000 Gran starker Salzsäure, setzte darauf den Kolben mit seinem Inhalte zur Digestion in das Sandbad. Bei dieser Digestion fand

ausgewaschenen Erze vorkommt. Man wird dieses finden, wenn man etwas von dem Erze mit Salzsäure digerirt, wobei man sehen wird, dass sich salzsaures Palladoxyd (Chlorpallad) bildet.

Bis auf die letztverflossenen 4 Jahre wurde das Pallad nicht aus dem brasilianischen Golde geschieden, aber seit dieser Zeit gab Herr Johnson, welcher mit dem verstorbenen Wollaston viel über das Pallad gearbeitet hatte, für die Besitzer der genannten Goldgrube eine Scheidungsmethode, durch welche das Gold rein dargestellt und das geschiedene Pallad zu manchem Gebrauch mehr eingeführt wurde, ein.

Dieser Scheidungs- und Reinigungsprocess nun ist folgender:

Man nimmt auf jedes Pfund ausgewaschenes Palladgold $2\frac{1}{2}$ Pfund Silber und schmelzt das Gemenge mit einer kleinen Menge Salpeter und Borax ein. Die Schlacke nimmt Eisenoxyd, einige erdige Theile, so wie etwas Kupfer und Osmium *),

keine Entbindung von Wasserstoffgas Statt. Die entstehende braune Solution wurde mit Wasser verdünnt, und filtrirt. Es blieben dabei 40,7 metallisches Palladgold und sehr wenig von dem braunen Pulver zurück. Cyanquecksilber gab in der filtrirten Solution einen reichlichen, aber — wegen des starken Eisengehaltes — blauen Niederschlag, und Aetzammoniak einen gelben, der sich aber zum Theil im Ueberschusse von Aetzammoniak wieder auflöste. Als nun nach erfolgter Filtration das Filtrat mit Salpetersäure neutralisirt wurde, gab Cyanquecksilber sogleich einen reichlichen Niederschlag von Cyanpallad. Als ich in einen andern Theil der zuerst filtrirten salzsauren Solution Zinkmetall brachte, schlug sich Pallad in schwarzen Flocken nieder. Der Niederschlag löst sich in Salpetersäure auf, und die Auflösung gab mit Cyanquecksilber einen reichlichen Niederschlag von gelbem voluminösem Cyanpallad. Es ist mithin keinem Zweifel unterworfen, dass das aus Zacodaga durch Verwaschen erhaltene Palladgold ein Gemenge aus gediegenem Palladgold und eisenreichem Palladoxyd (wahrscheinlich Oxyd) ist, und wir haben hier als etwas Neues das erste Vorkommen eines der mit dem Platin verwandten Metalle im oxydirten Zustande. Ueber die quantitativen Verhältnisse der Bestandtheile dieses eisenhaltigen Oxydats werde ich nächstens noch eine Zergliederung anstellen.

L.

*) Diese hier erwähnte Spur von Osm, so wie eine später erwähnte Spur von Platin, macht es wahrscheinlich, dass auch eine geringe Menge von Platinerz mit im Zacodaga vorkommt. Vielleicht aber machen diese zwei Metalle auch einen Nebenbestandtheil des Golderzes selbst aus. Die Untersuchung dieser Frage bleibt späteren Untersuchungen noch überlassen.

L.

welche sich ebenfalls in dem Erze befinden, auf. Der Einsatz auf einen Tiegel ist 6 Pfund des Palladgoldes und 15 Pfund Silber. Die geschmolzene Legirung wird in eiserne Inugüsse zu Barren ausgegossen, sodann von Neuem geschmolzen und in Massen granulirt. Darauf folgt die Goldscheidung zuerst mit schwacher und sodann mit concentrirter Salpetersäure auf die gewöhnliche Art. Das rückständige Gold wird zusammengeschmolzen, in Barren gegossen und zur Münze abgeliefert.

Aus der von der Goldscheidung zurückgebliebenen Pallad-Silbersolution wird zuerst das Silber durch Chlornatrium gefällt und die Palladsolution abgegossen. Das Chlorsilber wird gut ausgesüsst und die Aussüßwasser kommen zur abgegossenen Palladsolution, welche auch noch etwas Kupfer und geringe Mengen anderer Nebenbestandtheile enthält.

Das Chlorsilber reducirt Herr Johnson auf dem nassen Wege durch Vermengung mit verdünnter Schwefelsäure mittelst granulirten Zinks in Gefässen (wahrscheinlich porcellainen und unter mässiger Erwärmung?), welche 5 bis 600 Unzen des niederfallenden Silbers fassen können. Die Mischung muss ununterbrochen gerührt werden. Das niedergefallene Silber wird nun gut ausgewaschen, getrocknet, geschmolzen und zu Barren ausgegossen.

Die Palladsolution, welche vom Chlorsilber theils abgegossen, theils durch Aussüssen erhalten wurde, fällt man durch Zinkmetall, und löst das durch diese Fällung erhaltene, zuvor ausgewaschene Pallad in Salpetersäure bis zur Sättigung der letzteren auf, welche Arbeit besonders darum unternommen wird, um das Pallad in ein kleineres Volum zu bringen. Die Solution wird bis zum Uebermaass mit Aetzammoniak versetzt, wobei sich der entstehende Niederschlag bis auf ein wenig Eisenoxyd wieder auflöst. Zuweilen bleibt bei dieser Behandlung auch ein wenig Platin *) und Bleioxyd niederfallend zurück,

*) Woher nun die wenn auch geringe Menge Platin und Blei in die salpetersaure Auflösung gekommen sind? vermag ich nicht zu eruiiren. Denkbar ist es, dass sich, wie oben gesagt, etwas Platinerz im Zacotinga mit vorfinde, welches mit ausgewaschen an das Golderz übergehe, und dass sodann Platin durch Zusammenschmelzen mit Silber sich in der Salpetersäure auflöse. Die Spur von Blei ist vielleicht aus dem zum Füllen gebrauchten Zink hinzugekommen.

L.

welche Substanzen durch die Filtration abgesondert werden. Die klare abfiltrirte Flüssigkeit wird mit so viel Salzsäure versetzt, bis das freie Ammoniak in derselben etwas übersättigt ist, wodurch sich ein Doppelsalz *) aus Chlorpalladium-Am-

*) Es ist dieses nun das Eingangs erwähnte gelbe Doppelsalz, welches ich, der bisher bekannten Darstellungsart des Pallads zu Folge, bloß dem äussern Ansehen nach, für Cyanpallad hielt. Es war dieses um so verzeihlicher, als man nach bisherigen Angaben gründlicher Chemiker (s. unter Anderen Berzelius's Lehrb. d. Ch. übers. v. Wöhler. 2ten B. 2te Abth. S. 940) das Chlorpalladium-Ammonium für ein im Wasser leicht auflösliches Salz hielt, und ich daher nicht glauben konnte, dass man das Pallad gleich dem Platin und Irid als ein beinahe im Wasser unlösliches Doppelsalz fällen könne. Durch Hrn. Johnson's Angabe geleitet, habe ich indessen mehrfache Versuche unternommen, welche die Angabe dieses geschickten Chemikers völlig bestätigen.

Zuerst suchte ich mich von den Bestandtheilen des Palladsalmiaks (wie ich das Doppelsalz der Kürze wegen nennen will) zu überzeugen. Es wurden 100 Gran desselben in einer gläsernen Sublimationsröhre erhitzt. Es stiegen bald weisse, sich oben in Bohre verdichtende Nebel auf, und der Rückstand sinterte stark und wurde grün. Bei stärkerm Glühen nahm er eine schwarzgraue Farbe an. Der Rückstand wog 50,33 Gr. Er löste sich leicht, unterstützt durch Wärme, in Salpetersäure von 1,300 specifischem Gewicht zu einer rothbraunen Flüssigkeit auf. Die eine Hälfte dieser Solution versetzte ich mit Cyanquecksilber, und erhielt eine reichliche Menge niederfallendes, gelbes, voluminöses Cyanpallad. Die andere Hälfte der salpetersauren Auflösung sättigte und übersättigte ich mit Aetzammoniak. Das in der Mitte des Processes fallende bräunlichgelbe Präcipitat löste sich im Uebermaass von Ammoniak völlig zu einer ganz blassgelben Flüssigkeit auf. Als ich nun zu dieser Salzsäure bis zu einem ganz geringen Uebermaass eintröpfelte, fiel in den ersten Secunden nichts, aber dann plötzlich Palladsalmiak schön gelb in Menge nieder. Das aufsublimirte Salz löste sich sehr leicht im Wasser, und die Lösung gab mit Silber-solution reichlichen Niederschlag von Chlorsilber, so wie auf Aetzkalk gegossen, einen starken Ammoniakgeruch, und mithin erwies es sich sowohl analytisch als synthetisch, dass das in Rede stehende Doppelsalz wirklich Palladsalmiak sei. Um nun den Grad der Löslichkeit dieses Salzes im Wasser genauer zu erforschen, liess ich einen ungewogenen Antheil desselben eine gehörige Zeit lang mit Wasser kochen, und stellte sodann die blassgelbe Lösung in ein Gefäss mit Wasser, dessen Temperatur auf $12^{\circ} + R.$ mehrere Stunden lang erhalten wurde. Bei der Abkühlung fiel nun reichlich Palladsalmiak nieder. Die überstehende Lösung gab nun von 100

moniak bildet und niederfällt, und das Kupfer, nebst etwas wenig Pallad in der überstehenden Flüssigkeit verbleiben.

Das Palladsalz wird mit kaltem Wasser ausgewaschen, getrocknet, und durch Rothglühhitze wird der Salmiak ausgetrieben. Man wird finden, dass vorstehendes Verfahren der Darstellung des Pallads wohlfeiler als das bisherige durch Cyanquecksilber ist, auch erhält man das Pallad reiner (wie denn die übersandte Probe eine sehr schöne Farbe und Glanz und ein specifisches Gewicht von 11,852 in Blechgestalt hatte. L.).

Man bedient sich in London jetzt des ausgebrachten Pallads mit 20 p. C. Silber versetzt als Metall für die Zahnärzte, ferner zur Herstellung von Scalen für Sextanten und andere astronomische Instrumente. Mit Kupfer gemischt, giebt es eine Composition, welche den Stahl elastischer macht. (Schon früher gab ein Uhrmacher, Bennet, eine Legirung von 24 Pa, 44 Ag, 72 Au und 92 Cu zu Zapfenlagern für Chronometer an. S. Dingl. Journ. Bd. 39.)

Gran nach der Eindampfung genau 2,615 Gr. Palladsalmiak. Aus allen den vorstehenden Versuchen ergibt es sich mithin: dass das Palladsalmiak ein *im Wasser schwer lösliches* Salz ist. Ich glühete nochmals 100 Gran dieses Salzes in einem offenen tarirten Porcellainschälchen über einer stark hitzenden Spirituslampe aus und beobachtete abermals, wie das Salz zuerst sinterte, viel weissen Rauch ausstieß, dann zuerst grün und zuletzt erst grauschwarz wurde. Es geht mithin zuerst der Salmiak in Dampf auf, und zuerst im Glühfeuer wird das Palladchlorid von grüner Farbe zersetzt. Es blieben nahe mir bei dem Glühen in der Sublimationsröhre 50,21, also im Mittel bei dem Versuche 50,27 Palladmetall aus 100 Palladsalmiak zurück.

Vermöge dieser neuen Erfahrungen wird man sich daher bei der Darstellung des Platins und Irids aus dem Platinerz hüten müssen, da, wo es darauf ankommt, kein Pallad mit dem Platin und Irid niederzuschlagen, sondern ehe man die letzteren durch Salmiak fällt, zuerst das Pallad durch Cyanquecksilber abzusondern,

L.

2) *Ueber eine Verbindung der wasserfreien Schwefelsäure mit der wasserfreien schwefligen Säure.*

H. Rose *) erhielt diese Verbindung durch Behandlung wasserfreier Schwefelsäure mit gasförmiger, trockner, schwefliger Säure, als eine dünnflüssige Flüssigkeit, welche sehr stark nach schwefliger Säure roch und sich beim Zutritt der Luft unter starkem Rauche verflüchtigte. Die Bereitung der Verbindung gelingt nur, wenn jede Spur von Feuchtigkeit entfernt ist. Es wurde die schweflige Säure zu diesem Behufe zuerst in eine erkältete Vorlage geleitet und dann durch eine wenigstens 4 Fuss lange Röhre mit Chlorcalcium. Aus dieser trat es in das Glas, welches die wasserfreie Schwefelsäure, die bis 0 erkältet wurde, enthielt. Hatte sich eine gewisse Menge der Flüssigkeit gebildet, so wurde sie sogleich abgegossen und zur Untersuchung verwandt. Nachdem sich einige Gramme derselben gebildet hatten, musste die Röhre mit neuem Chlorcalcium gefüllt werden, weil dann das Salz nicht mehr die schweflige Säure vollkommen austrocknete, und deshalb die Bildung der Verbindung aufhörte.

Die Flüssigkeit raucht sehr stark an der Luft und riecht dabei stark nach schwefliger Säure. Sie ist immer bräunlich vom Kork des Apparats zur Bereitung gefärbt, wesentlich jedoch farblos. Sie ist sehr flüchtig, diess verhindert, sie in eine Kugel zu bringen mit ausgezogener Spitze. Deshalb konnte das specifische Gewicht nicht bestimmt werden. Wird etwas Wasser damit zusammengebracht, so entsteht starkes Aufbrausen und Entweichen von schwefliger Säure; die Verbindung wird dabei von der kleinsten Menge Wasser zersetzt. Setzt man viel Wasser zu, so entsteht ein starkes Kochen durch die plötzliche Entwicklung der schwefligen Säure.

Leitet man trocknes Ammoniakgas in die Flüssigkeit, so erhält man eine Mischung von wasserfreiem schwefelsaurem und wasserfreiem schwefligsaurem Ammoniak **).

Bei der Analyse gelang es nur, die Menge der Schwefelsäure genau zu bestimmen. Salpetersäure vermochte nicht,

*) Pogg. Annalen 1836. No. 9.

**) S. über beide Verbindungen Poggend. Annalen Bd. XXXII. 81 und XXXIII. 235.

schweiflige Säure in der Verbindung vollkommen zu oxydiren; eben so wenig gelang diess durch Goldauflösung.

Die Bestimmung der Schwefelsäure geschah auf die Weise, dass eine Quantität der Verbindung, in einem kleinen Fläschchen mit Glasstöpsel abgewogen, in eine grössere Flasche, welche ebenfalls mit einem Glasstöpsel verschlossen werden konnte, eingebracht wurde. Diese enthielt eine mit Salzsäure angesäuerte Lösung von Chlorbaryum. Nach Hineinbringung der kleinen Probe wurde die grosse verschlossen, und durch Umschütteln, wodurch der Stöpsel der kleinen Flasche abgeworfen wurde, die Mischung bewirkt, die unter heftiger Einwirkung erfolgte. Die schwefelsaure Baryterde wurde bei abgehaltener Luft schnell filtrirt und dem Gewichte nach bestimmt.

Die Resultate stimmten zwar nicht vollkommen, doch nahe genug überein. Nur enthielt die Flüssigkeit mehr Schwefelsäure, wenn sie nicht unmittelbar nach der Bereitung analysirt wurde. Die Menge der Schwefelsäure betrug von 72,90 — 67,68 C., sie besteht also aus 2 At. Schwefelsäure gegen 1 At. schwweifliger Säure ($2\ddot{S} + \ddot{S}$), welche der Berechnung nach steht aus:

Schwefelsäure	71,42
schweiflige Säure	28,58.

Die Verbindung ist also wie ein neutrales schwefelsaures Salz zusammengesetzt, in welchem die Schwefelsäure drei Mal so viel Sauerstoff enthält als die Base.

3) Analyse des Mineralwassers von Allevard.

Herr Gaymard *) fand in einem Liter des Wassers folgende Mengen fester Bestandtheile in wasserfreiem Zustande:

0,089	Thon
0,332	kohlensaurer Kalk
0,032	kohlensaure Magnesia
0,215	schwefelsaure Magnesia
0,289	schwefelsaures Natron
0,055	schwefelsaurer Kalk
0,416	Chlornatrium
<hr/>	
1,428.	

*) Ann. des mines. 1837. 2. livr.

Das Wasser quillt am linken Ufer der Breda zwischen Alvard und den Höfen des Herrn Giroud, aus Liaskalk. Die Temperatur ist niedrig (faible). Das Wasser enthält ausserdem freies Schwefelwasserstoffgas, Hydrosulfate und vielleicht Stickstoff. Das Wasser ist vortrefflich gegen Hautkrankheiten.

4) Analyse des Thermawassers von La Molle (Iséredépartement).

Herr Gaymard *) fand in einem Liter folgende Mengen fester Bestandtheile im wasserfreien Zustande:

0,0300	Thon
0,0850	kohlensaurer Kalk
0,0225	kohlensaure Magnesia
1,0558	schwefelsaurer Kalk
2,5300	Chlornatrium
0,3163	schwefelsaure Magnesia
0,3625	schwefelsaures Natron
	Spuren von schwefelsaurem Eisenoxyd
4,4021.	

Das Wasser quillt auf dem rechten Ufer des Drac aus einem schwarzen der Liasformation angehörigen Belemnitenkalk. Die Temperatur variiert zwischen 55 und 60° C.

5) Ueber Strontium- und Magnesiumeisencyanür.

Beide Verbindungen sind bisher so gut wie unbekannt gewesen und ganz falsch beschrieben worden. Folgende Angaben darüber sind von A. Bette **) gegeben worden. Der Verf. hatte kein reines Strontian zur Hand, konnte also das einfachste Verfahren der Darstellung, Digestion des Strontian mit Berlinerblau, nicht anwenden. Kohlensaures Strontian zersetzte das Berlinerblau nicht. Wasserstoffsäure (Eisensäure) wurde mit kohlensaurem Strontian digerirt. Die Lösung gab gelblichgrüne Krystalle, die durch öfteres Umkrystallisiren gereinigt wurden.

*) Ann. d. mines. 1837. 2. livr.

**) Ann. d. Pharm. Mai 1837.

Im reinen Zustande bildet das Strontiumeisencyanür rein gelbe rhombische Säulen mit schief aufgesetzter Endfläche und abgestumpften Seitenkanten. Oft erscheinen die Krystalle nadelartig. Sie lösen sich in 2 Th. Wasser und in weniger als 1 Th. heissem; in Alkohol sind sie wenig löslich. An der Luft verwittern sie und werden weiss, wobei sie allmählig 21 p. C. am Gewicht verloren. Im Dampfbade verloren sie 38,6 p. C.

Die Analyse gab:

26,34 Strontium

8,36 Eisen

24,02 Cyan

41,28 Wasser

entsprechend der Formel $\text{Fe Cy}_2 + 2\text{Sr Cy}_2 + 15\text{H}_2\text{O}$.

Beim Verwittern verlieren die Krystalle $7\frac{1}{2}$, im Wasserbade 14 Atome, das letzte Atom wird wahrscheinlich erst mit tretender Zersetzung ausgetrieben.

Das Magnesiumeisencyanür erhielt der Verf. auf gleiche Weise, wie das vorhergehende, in Gestalt kleiner, nadelartiger, schwach gelblich gefärbter Krystalle, welche zu sternförmigen Gruppen vereinigt waren und an der Luft unverändertlich blieben. Sie lösen sich in 3 Th. kaltem Wasser auf. Analysirt wurde das Salz nicht.

6) Doppelverbindungen von Cyanquecksilber mit Schwefelcyan-Metallen.

Man erhält diese Salze nach E. Boeckmann *) durch directe Verbindung der beiden Bestandtheile. Sie sind in kochendem Wasser sehr leicht löslich und krystallisiren beim Erkalten der Flüssigkeit. Sie bestehen aus 2 At. Cyanquecksilber + 1 At. Schwefelcyanmetall.

1) *Cyanquecksilber - Schwefelcyankalium* wird erhalten, wenn man zu einer Auflösung von Cyanquecksilber Schwefelcyankalium setzt, es schiesst beim Erkalten in Blättern oder massen glänzenden Nadeln an. Die Analyse entsprach sehr genau der Formel:



*) Ann. d. Pharm. Mai 1867.

Quecksilber	57,359
Schwefel	9,116
Kalium	11,100
Cyan	22,425
	<hr/> 100,000.

2) *Cyanquecksilber-Schwefelcyanmagnesium*. Schwachcyankalliumlösung wurde so lange mit basisch-essigsäurem I oxyd zersetzt, als noch ein Niederschlag entstand; das erhaltene Schwefelcyanblei wurde mit Schwefelwasserstoffgas gesetzt und die erhaltene Schwefelcyanwasserstoffsäure mit kohlensaurer Magnesia gesättigt, um Schwefelcyanmagnesium zu erhalten. Dieses giebt mit Cyanquecksilber das neue Salz weisses krystallinisches Pulver, dessen Zusammensetzung Formel $2\text{Hg Cy} + \text{Mg S}_2 \text{ Cy}$ entspricht.

3) *Cyanquecksilber-Schwefelcyanbaryum*, wie die hergehenden Salze bereitet (Zusammenbringen von Cyanquecksilber mit Schwefelcyanbaryum), krystallisirt in kleinen mütterglänzenden Schuppen, die $2\text{Hg Cy} + \text{Ba S}_2 \text{ Cy}$ entsprechen.

4) *Cyanquecksilber-Schwefelcyancalcium* krystallisirt in weissen glänzenden Blättchen, nach der Formel $2\text{Hg Cy} + \text{Ca S}_2 \text{ Cy}$ zusammengesetzt.

L i t e r a t u r.

Handbuch der Pharmacie zum Gebrauche bei Vorlesungen und Selbstunterrichte für Aerzte, Apotheker und Droguisten. Philipp Lorenz Geiger. Erster Band, welcher die pharmaceutische Pharmacie und deren Hilfswissenschaften enthält. Fünfte Auflage, neu bearbeitet von Dr. Justus Liebig, Professor an der Universität zu Giessen. Mit Kupfertafeln und Holzschnitten. Erste und zweite Lieferung. Heidelberg 1837. C. F. Winter, Wien bei Gerold.

Supplement zu J. W. Döbereiner's Grundriss der Chemie. Tabellarische Darstellung der einfachen Stoffe in alphabetischer Ordnung. Für Aerzte, Chemiker und Pharmaceuten. Von Friedrich Döbereiner, Dr. d. Phil. Stuttgart 1837. Balz'sche Verlagsbuchhandlung. 4. 157 S.

M e t a l l u r g i e.

I.

Aeusserer und chemischer Charakteristik der Grünthaler Saigerhüttenproducte.

Von

W. A. LAMPADIUS.

V o r w o r t.

Es ist zwar bereits in meinen hüttenmännischen Schriften, als im *Handbuche der Hüttenkunde*, 2te Aufl. 1r Theil §. 85 und im *Grundriss der Hüttenkunde* S. 314, verschiedentlich der Saigerhüttenproducte überhaupt, so wie der Grünthaler insbesondere Erwähnung geschehen; da ich aber seit 40 Jahren mehrfache Gelegenheit hatte, die Producte der Königl. sächsischen Saigerhütte Grünthal unweit Olbernhau zum Theil wirklich zu analysiren, theils ihre Gehalte an Kupfer, Blei und Silber durch die Probe zu bestimmen, und auch die meisten derselben nach ihren äusseren Eigenschaften zu erkennen bemüht war, so darf ich hoffen, durch folgende Mittheilung aller meiner bisherigen Untersuchungen über diese Hüttenproducte einen willkommenen Beitrag zur näheren Kenntniss derselben zu liefern. Dabei werde ich der Entstehungsart dieser Producte nur kurz Erwähnung thun, indem ich dieselbe aus hüttenmännischen Schriften bereits bekannt voraussetze.

1. Schwarzkupfer.

Die Saigerhütte Grünthal verarbeitet grösstentheils Schwarzkupfer, welches bei der Freiburger Schwarzkupferarbeit an gut geröstetem Kupferstein durch Reductionsschmelzen (in neuerer Zeit mit erhitzter Gebläseluft) dargestellt wird. Das Freiburger Schwarzkupfer gehört, da es aus dem bei der Bleiarbeit gefallenen Kupfersteine ausgebracht wird, zu den bleihaltigen. Es ist, je nachdem die Erzanlieferungen eines Jahres nicht immer völlig gleich bleiben, oder die Schwarzkupferarbeit selbst abweichend betrieben wird, von etwas abweichendem Gehalte. In früheren Zeiten, als man den Gaarrost nur mit Schlackenzuschlägen reducirend verschmolz, war es eisenhaltiger, als seitdem man diesem Schmelzen einen Quarzzuschlag giebt. Immer aber enthält es gleichatomiges Bleikupfer mit grossem Ueberschuss von Kupfer, und mehrere Nebenbestandtheile, welche man theils gemischt, theils gemengt zu betrachten hat.

Eine der von mir in früheren Zeiten unternommene Analyse eines Freiburger Schwarzkupfers von den Untermuldner Hütten gab mir in 100: Cu 69,5, Ni 8,3, Fe 6,7, Pb 6,0, As 3,5, Zn 2,0, Co 1,3, Bi 1,0, Ag 0,5 S. Spur.

Da ich diese, sehr von meinen späteren Analysen abweichende, Zergliederung zu der Zeit, als die analytische Chemie noch weniger ausgebildet war, unternahm, so setze ich einige Zweifel in ihre Resultate, und wahrscheinlich habe ich den später immer gefundenen Gehalt an Antimon damals übersehen.

In dem Jahre 1833 unternahm ich die Untersuchung zweier Sorten Schwarzkupfer, A. von der Untermuldner und B. von der Halsbrückner Hütte mit möglichster Sorgfalt, und erhielt folgende Resultate:

- Beide Schwarzkupfer zeigten sich
- auf dem *Bruch* schwärzlichgrau und körnig;
- bei dem *Feilstrich* zwischen bleigrau und zinnweiss;
- unter dem *Hammer* halbhart, zähe, nach mehreren Schlägen zerreissbar;
- durch das *Microscop* bei 1000facher Vergrösserung entdeckte man an einer Seite auf dem Bruche eingemengte, erdig verglaste Körner, hier und da feine, weisse, Zinkoxyd ähnliche Fäden und kleine Blasenräume.

zeigte ein specifisches Gewicht von 8,595 und B. von 8,420.

Aus dieser Untersuchung ergaben sich a. eingemengte Blasen und kleine Blasenräume, welche ein etwas geringeres specifisches Gewicht als das der eigentlichen Masse veranlassen. Vermöge a. kann ich daher die geringe Menge von Silice und Thonerde in diesen Schwarzkupfern nicht als Si- und Alumin *), sondern als erdige Theile eingemengter Schlacken anerkennen.

Hundert Gewichtstheile dieser Schwarzkupfer gaben:

	A.	B.
Kupfer	65,33	69,70
Blei	20,75	19,30
Nickel	3,40	3,20
Wismuth	3,31	1,51
Arsenik	2,00	1,85
Antimon	1,53	1,01
Zink	0,91	0,98
Wismuth	0,30	0,27
Wasser	0,41	0,39
Schwefel	0,25	0,30
Kieselerde	0,20	0,15
Thonerde	0,10	0,08
	98,49	98,74
von Kobalt und Verlust	1,51	1,26
	100,00	100,00.

Uebrigens fand sich noch in beiden Schwarzkupfern eine Spur von Gold, welche jedoch erst aufzufinden war, wenn 20 Gewichtstheile derselben in Salpetersäure aufgelöst wurden. Es

*) Dieser Ansicht scheint zwar das Resultat zweier durch Prof. v. Kobell unternommenen Analysen von Gaarkupfern (L. S. 372 dieses Journ.) zu widersprechen, vermöge dessen Mansfelder Rosettenkupfer in 100: Al 0,048, Ca und Mg 0,107, so in 100 schwedischem Rosettenkupfer: Al 0,021, Ca 0,068, Mg 0,116, Mg 0,083 berechnet worden sind; da ich indessen durch Microscop erdige Schlackentheile im Schwarzkupfer eingemengt haben konnte, so dürfte wenigstens der grösste Theil der von gefundenen Erdenbasen als eingemengte Oxydate zu betrachten

verblieb dann, wie gewöhnlich, ein schwarzgrauer arsenik- und antimonhaltiger Rückstand. Wurde das Filtrum mit diesem Rückstande verbrannt, so zeigte sich die Spur vom Golde in der Asche.

Von der Bearbeitung der Schwarzkupfer A und B fielen nun zu Grünthal nebst etwas Zusatz von bairischem Schwarzkupfer aus dem Stebner und Kahler Bergamtsrevier (a 80 Pfund Kupfer- und 55 Loth Silbergehalt) die in Folgendem zu beschreibenden Producte.

Wenn nun vermöge vorstehender Analysen der Gehalt des Freiburger Schwarzkupfer, wie es auch die jährlich mehreren Male unternommenen Betriebsproben beweisen, zwischen 64 bis 70 p. C. Kupfer beträgt, so finden sich doch auch zuweilen geringere Kupfergehalte derselben ein. So fiel im Jahre 1839 auf der Halsbrückner Schmelzhütte ein auffallend bleireicher Schwarzkupfer. Herr Hüttenmeister Leschner (s. Erdk. Journ. B. XL. S. 29) fand in demselben ausser den Nebenbestandtheilen nur 49,50 Kupfer, aber 42,66 Blei und 0,44 Silber. Höchstwahrscheinlich war der in Bearbeitung genommene Bleistein nicht gehörig abgeröstet worden.

2. Producte des Kupferbrechens.

Zu Grünthal findet wegen der Zähigkeit der Schwarzkupfer das *warme Kupferbrechen* Statt. Die Schwarzkupferscheiben werden auf einem kleinen Saigerheerde zwischen Kohlen angeglühet und noch rothglühend in Stücke zerschlagen. Bei dem Anglühen findet eine Art von Darren Statt. Es saigern sich einige Procente einer leichtflüssigen Metallmasse aus, welche theils in die Saigergasse niederträufelt, theils auf der Saigerscharten hängen bleibt. Es sind die *Kupferbrechdörner*. Sie erscheinen von *schwärzlichgrauer* Farbe und mit eingemengten, feinen, glätteartigen Blättchen, *traubig* zusammengesintert. Ihr specifisches Gewicht = 9,817. In 100 Theilen derselben fand ich 87 Bleioxyd, 7,5 Kupferoxydul, 0,59 Silbermetall; ausserdem zeigte die qualitative Analyse deutliche Spuren von Wismuthoxyd, Eisenoxyduloxyd, Arsenikoxyd und antimoniger Säure. Durch längeres Liegen zerfällt dieses Product zu einem mit weissem Staube gemengten grauen Pulver, in welchem die weisse Masse sich als kohlen-saures Bleioxyd

hält. Es saigert sich mithin ein Theil der Bleigehalte bei Anglühen, nebst einigen anderen Metallen, etwas Kupfer stehend, aus. Die sich aussaigernden Metalle oxydiren sich auch die umgebende Luft, und das Schwarzkupfer wird um einige Procente reiner.

Die Kupferbrechdörner werden zu Grünthal gewöhnlich bei Abtreiben des Werkbleies in geringer Menge mit zugesetzt.

Das zerstückte oder *gebrochene* Schwarzkupfer zeigt sich äußerlich wenig verändert, nur etwas poröser als das ungebrochene, daher das specifische Gewicht desselben nicht unterzogen wurde. Es wird grösstentheils verfrischt, und nur etwas von dem silberreicheren mit dem Werkblei abgetrieben.

3. Producte des Frischens.

Bekanntlich nennt man auf Saigerhütten das Zusammenschmelzen des Schwarzkupfers mit Bleizusatz zur Silberextraction *Frischen*.

Die Zusammenschmelzung erfolgt zu Grünthal in einem SchachtOfen durch Hülfe des Gebläses, wodurch ein Theil der Kupfermasse oxydirt und unter dem Namen *Frischabstrich* abgesondert, die Legirung selbst aber in eiserne Formen zu Scheiben, *Frischblechen*, abgestochen wird. Ehemals nahm man zur Beschickung einer Frischarbeit auf 12 Th. Schwarzkupfer 40 bis 44 Th. theils Freiberger genaigertes Frischblei, theils selbst erzeugtes Schlakblei (s. weiter unten), d. i. 100 Schwarzkupfer und 333 bis 362 Blei. In neueren Zeiten fand man, um das Kupfer gehörig zu entsilbern, einen etwas vergrösserten Bleizusatz, nämlich auf 100 Schwarzkupfer 373 bis 409 Blei, nöthig.

Freiberger Frischblei enthält 97,5 bis gegen 99 reines Blei nebst etwas Antimon, Arsenik und Spuren von Kupfer und Eisen, und wiegt 11,239 bis 11,342; die Grünthaler Schlakbleie sind etwas kupferhaltiger, wie man weiter unten sehen wird.

Mehrere Ausläufe von einem *ordinairen Frischstücke* zusammengeschmolzen, zeigten bei genauer Untersuchung auf dem gewöhnlichen Wege in 100 Gewichtatheilen:

Blei	79,81
Kupfer	15,00
Silber	0,17
	<hr/>
	94,98
mithin Nebenbestandtheile	5,02
	<hr/>
	100,00.

Von der Masse dieses Frischstücks liess ich 2 Pfund in einen erhitzten eisernen Cylinder ausgiessen und durch allmähliche Erkaltung sedimentiren. Der erkaltete Cylinder wurde in 3 gleiche Stücke zersägt.

Der obere Cylinder gab bei der Analyse:

Blei	17,100	} fehlende Nebenbestandtheile: 7,816.
Kupfer	75,041	
Silber	0,043	

Der mittlere gab:

Blei	66,001	} fehlende Nebenbestandtheile: 3,745.
Kupfer	30,110	
Silber	0,144	

Das untere Cylinderstück gab:

Blei	92,121	} fehlende Nebenbestandtheile: 2,665.
Kupfer	5,010	
Silber	0,204	

Aus dieser Untersuchung ergiebt sich, dass das Silberblei nur innig gemengt mit dem Kupfer war und sich daher bei der Erkaltung nach dem specifischen Gewichte grösstentheils absonderte; auch fanden sich die Nebenbestandtheile in der grössten Menge in dem obern Cylinder ein. Die Masse des Frischstücks verhielt sich übrigens wie *Hartblei* mit einem specifischen Gewicht = 10,932. Durch das Microscop hemerkt man keine Blasenräume, wohl aber hier und da ein Korn von Kupferfarbe auf dem körnigen Bruche, und selten ein Bleikorn und ein Schlackenstückchen.

Der *Frischabstrich* erschien als eine *grauschwarze blasige Schlacke* von *Demantglanz* mit viel eingemengten Kohlentheilchen; das Microscop zeigte sie als einen schwarzen Schamm mit eingemengten Kohlen- und Ziegelstücken.

Die Untersuchung derselben auf nassem Wege gab:

- 1) Durch Zerreiben und Verwaschen
zu entfernende Kohlentheilchen 4,72

2) Durch die analytische Probe:

Bleioxyd	63,25
Kupferoxyd	5,21
Kieselerde	15,20
Thonerde	6,70
	<hr/> 95,08

Das Fehlende wurde qualitativ vor-
züglich für Eisen, arsenige und
antimonige Säure erkannt 4,99.

Der reichliche Gehalt von Kiesel- und Thonerde ist of-
fensichtbar aus den Ofenwänden und dem Gestübe der Sohle durch
das gebildete Bleioxyd aufgelöst. Die Silberprobe gab im Cent.
dieser Schlacke nun 2,1 Quentchen.

Der *Frischofenbruch*, eine poröse, schwarzgraue, mit ge-
schmolzener Glätte überzogene Masse, wird in der Wäsche
aufbereitet, und enthält noch mehr erdige Theile, als der Ab-
schlamm. Durch den Waschprocess wird er zerlegt:

- a) in Größe von erbsengrossen Stücken, zum Theil metal-
lisch und von 10,391 specifischem Gewicht mit einem
Gehalt von 45 p. C. Blei, 8 p. C. Kupfer und 0,06
p. C. Silber;
- b) in *Schlich*, welchen man durch die Loupe als ein
Gemenge von Quarzkörnern, Ziegelstückchen, Blei und
Kupferkörnern erkennt. Dieser hält 40 p. C. Blei, 7 p. C.
Kupfer und 0,05 Silber.

Beide aufbereitete Producte kommen zur Dörnerarbeit.

Das *Fluggestübe* aus der Kammer über dem Frischofen
enthält 65 Bleioxyd, 3 Kupferoxyd und 0,06 Silber in 100;
es kommt ebenfalls zur Dörnerarbeit.

4. Producte des Saigerns und der Bildung der Dörner- und Schlackenstücke.

Die Saigerarbeiten zu Grünthal bestehen:

- a) in der Saigerung der Frischstücke;
- b) in der Saigerung der Dörnerstücke;
- c) in der Saigerung der durch die Reduction der Blei-
schlacken erhaltenen Stücke.

Von diesen einander zum Theil ähnlichen Producten habe ich nur, um in Erfahrung zu bringen, wie weit sich nach Beendigung des Saigerprocesses der ordinären Frischstücke die Bestandtheile des gefrischten Schwarzkupfers geändert haben, eine quantitative Analyse des nach dem Saigern zurückbleibenden Kiehnstocks unternommen. Von den übrigen Producten habe ich nach Probirgewicht den Silbergehalt durch die Kappellenprobe und den Blei- und Kupfergehalt durch die Probe auf dem nassen Wege angegeben, und hier und da einige der Producte qualitativ analytisch behandelt. Die Resultate dieser Untersuchungen sind folgende:

A. Producte der Saigerung der ordinären Frischstücke.

- a) *Werkblei* zum Abtreiben; ein wenig hart, auf dem Bruch hackig, specifisches Gewicht 11,231. Mischung in 100: 94,83 Blei, 3,25 Kupfer, 0,18 Silber, nebst Spuren von Antimon, Wismuth, Arsenik und Zink.
- b) *Kiehnstock*, traubig und porös zusammengesintert, auf dem Bruch schwarzgrau; auf dem Strich bleifarbig glänzend, mittelhart, hier und da kupferfarbige Blättchen eingemengt. Mischung in 100: Kupfer 61,20, Blei 30,50, Silber 0,06, Nickel 3,12, Eisen 1,05, Arsenik 1,09, Antimon 0,93, Summa 97,95, hierüber geringe Spuren von Antimon, Wismuth, Zink und Kobalt. Von Schwefel war keine Spur und von Erden höchst geringe Spuren in der Masse zu finden.

Es ergiebt sich aus dieser Analyse, dass durch die Prozesse des Anglühens, Frischens und Saigerns die in Rede stehenden Schwarzkupfer vom Schwefel ganz, von den erdigen Stoffen grösstentheils, von Antimon, Wismuth, Zink, Eisen, Arsenik und Kobalt zum Theil, am wenigsten aber vom Nickel befreit worden sind. Der Gehalt an Blei hat zugenommen und von dem Silbergehalte des angewendeten Schwarzkupfers sind ungefähr 85 p. C. durch die Saigerung ausgezogen worden.

- c) *Saigerdörner*. Sie bilden eine ganz porös zusammengesinterte schwarzgraue Masse mit eingemengten Kohlentheilchen, welche hier und da hart angelauten ist.

100 Theile gaben: 80 Blei, 10,2 Kupfer und 0,13 Silber. Sie kommen zur Dörnerarbeit, welche von ihrem Zugutemachen den Namen hat.

- ③ *Saigerofenbruch*, die in die Sohle der Saigergasse eingedrungene Masse von grauschwarzer Farbe mit eingemengten gelben Glättblättchen. Die Untersuchung gab 74,2 Bleioxyd, 11,3 Kupferoxyd, 0,19 Silbermetall; übrigens viel Kiesel- und Thonerde nebst Spuren von Eisen, Zink u. s. w. Kommt zur Dörnerarbeit.

Producte der Saigerung der Dörnerstücke und ihrer Bildung.

Die *Dörnerstücke* werden zu Grünthal durch ein reducirtes Schmelzen der oxydirten Abfälle bei dem Frischen, Salzen, Darren und Abtreiben erhalten, und die reducirtten Metalle werden in der Saigerpfanne zu Scheiben geformt. Es zeigt sich diese Legirung wie Hartblei, hat ein specifisches Gewicht von 10,921, zeigt sich auf dem Bruche durch das Microscop conglomerirt, wie aus lauter Blättchen zusammengesetzt, ist unreiner wie das Metall der Frischstücke und enthält 100: 80,47 Blei, 15,5 Kupfer und 0,06 Silber. Bei dieser Reductionsarbeit fällt wiederum eine noch ziemlich bleireiche Schlacke, die *gute Bleischlacke*, mit einem Gehalte von 54,20 Bleioxyd, 3,10 Kupferoxydul und 0,013 Silber. Sie enthält unter den mancherlei Oxydaten der das Schwarzkupfer verunreinigenden Metalle ziemlich viel durch Angriff des Ofens zugekommene erdige Theile. Sie zeigt übrigens eine nur geringe gesinterte poröse äussere Beschaffenheit. Der *Ofenbruch* oder *Dörnerarbeit* wird ebenfalls aufbereitet und zu einer feinen Dörnerbeschickung zugeschlagen.

Die Dörnerstücke geben nun bei ihrer Saigerung:

- ① *Dörnerblei* zum Zuschlagen bei dem Frischen von 11,266 specifischem Gewicht und mit einem Gehalt von 2,3 Kupfer und 0,07 Silber.
- ② *Dörner-Kiehnstock*, eine dicktraubige Masse von lechter Kupferfarbe mit einer Kruste von schwärzlichen krystallinischen Blättchen belegt. Durch das Microscop sah man Höhlungen in demselben, zum Theil mit spießigen

Krystallen gefüllt. Der Gehalt an Kupfer betrug 61,0%, an Blei 31,25 und an Silber 0,020 p. C.

- e) *Saigerdörner vom Dörnerstück*, sehr porös, schlackenartig und mit Kohlenstückchen gemengt, gaben bei dem gewöhnlichen Probiren auf der Saigerhütte 50 Pfund Blei, 6 Pfund Kupfer und $\frac{3}{4}$ Loth Silber im Centner. Sie kommen in die Beschickung zur Dörnerarbeit.

C. Producte der Saigerung der Schlackenstücke und ihrer Bildung.

- 1) Die bei der Dörnerarbeit gefallene *gute Bleischlacke* wird einem reducirenden Schmelzen über den Hohofen unterworfen, und liefert:

a) Die in der Saigerpfanne geformten *guten Bleischlackenstücke*, deren Gehalt 88,5 Blei, 6,2 Kupfer und 0,017 Silber gefunden wurde. Diese Metallmasse verhält sich wie Hartblei, ist etwas porös und wiegt 10,019.

b) Die *Patzenschlacke* von dunkel nelkenbrauner Farbe, gut verglast, von muschligem Bruch, mit wenig Blasenräumen und von einem specifischen Gewicht = 4,268.

c) *Schlackenspeise*, welche mit der Masse des Stückes in die Saigerpfanne abgestochen und auf derselben schwimmend nach der Erkaltung abgehoben wird. (Ueber diese Speise s. weiter unten.)

d) Die *Patzenschlacke* wird abermals reducirt mit einem Zuschlage von 1 p. C. Flusspath über den Hohofen verschmolzen. Dieser Process giebt:

a) die *Patzenschlackenstücke*, enthaltend ein Metall von 11,00 specifischen Gewicht;

b) *dritte Bleischlacke* von braunschwarzer Farbe, gut verglast, sehr wenig porös und 3,965 wiegend;

c) *Patzenschlackenspeise*.

e) Die *dritte Bleischlacke* wird nochmals mit einem Zuschlage von Eisenmetall und Flusspath reducirend verschmolzen, und giebt:

a) die *Schlackenstücke* von der dritten Verän-

derung, eine Metallmasse, deren Bruch körnig und deren specifisches Gewicht 11,006 ist;

b) vierte Bleischlacke von sehr dunkelbraunschwarzer Farbe, gut verglasert, von 3,801 specifischem Gewicht.

f) Die vorige Arbeit wird nochmals wiederholt, wobei ähnliche Producte, nämlich *Schlackenstücke* von der vierten Veränderung, *Speise* und *fünfte Bleischlacke*, erhalten werden. Diese endlich *abzusehende Schlacke* habe ich im Jahre 1831 untersucht, und gefunden: ihr äusseres Verhalten vollkommen geschmolzen, undurchsichtig, glasglänzend, schwarz, specifisches Gewicht 3,771; ihre Mischung:

Kieselerde	30,33
Eisenoxydoxydul	23,07
Bleioxyd	17,25
Thonerde	15,70
Kalkerde	8,41
Kupferoxydul	1,37

96,13.

Hierüber Spuren von Wismuth-, Antimon-, Nickel-, Kobalt- und Zinkoxydaten.

Der Silbergehalt dieser Schlacke betrug nur 0,007, d. i. etwa 1 Quentchen im Probircentner.

Von den bei den verschiedenen Schlackenreduktionen abfallenden *Speisen* habe ich nur eine, und zwar die der letzten Arbeit untersucht, und gefunden: ihr äusseres Verhalten grauweiss, wie halbirtes Roheisen auf dem Bruche, und feinkörnig, ohne Poren, sehr hart, der Feilstrich eisengrau und das specifische Gewicht 8,531.

Die Analyse gab:

Kupfer	31,65
Nickel	22,42
Eisen	22,30
Blei	10,70
Antimon	3,50
Arsenik	2,23
Wismuth	2,20
Kobalt	2,15
Zink	2,13
Silber	0,015

99,295.

Hier finden wir also den grössern Theil der metallischen Nebenbestandtheile des Schwarzkupfers bei den Arbeiten des Anglühens, Frischens, Saigerns und Darrens als Oxydate abgesondert und von Neuem redocirt.

Die *Ofenbrüche* aus den Schlackenreductionsöfen werden aufbereitet und bei der Reduction der guten Bleischlacken mit zugesetzt.

- 3) Die von der *Saigerung der Schlackenstücke* fallenden Bleie, welche sämmtlich als Zuschlagblei bei dem Frischen dienen, kommen einander in ihrem Verhalten sehr nahe, nämlich:

- a) *Gutschlackenblei*, spec. Gewicht 11,111, hält 2 p. C. Kupfer und $\frac{1}{4}$ Loth Silber a Centner;
- b) *Patzenschlackenblei*, specifisches Gewicht 11,090 mit $\frac{1}{8}$ Loth Silber;
- c) *Schlackenblei von der dritten Veränderung* 11,059 mit $\frac{1}{16}$ Loth Silber;
- d) *Schlackenblei von der vierten Veränderung* 10,937.

In dem Maasse, als das specifische Gewicht abnimmt, fallen diese Bleisorten immer etwas unreiner aus.

Die kleinen bei der Saigerung der Schlackenstücke zurückbleibenden Kiehnstöcke habe ich nicht untersucht. Sie kommen zur Dörnerarbeit und bestehen jedenfalls aus einem unreinen, noch ziemlich bleireichen Kupfer.

D. Producte des Darrens.

Bei dem Darren, d. i. dem Durchglühen der Kiehnstöcke durch Flammenfeuer, wird zwar noch eine geringe Menge silberhaltiges Blei im Anfange des Darrens geschieden; allein das Wesentliche des Processes besteht in einer weitem Reinigung des Kupfers, um dasselbe dadurch zu einem leichtern Gaarmachen vorzubereiten. Die Kiehnstöcke schwitzen fortdauernd ein sehr unreines kupferhaltiges Blei aus, welche Mischung sich sogleich oxydirt und in die Darrgassen niederfällt, theils aus denselben abfließt, theils aber mit Schlackenhacken ausgezogen werden muss. Diese unreinen Bleioxydate heissen *Darrgeschur*, und zwar *geflossenes* und *gezogenes*.

Meine Untersuchungen erstrecken sich auf die Producte, welche von der Ladung eines Darrofens mit 180 Stück Frisch-

nstöcken und 200 Stück Dörnerkiehnstöcken, von welchen 2 Stunden Schlacken theils geflossen, theils gezogen 10 ausgeräumt worden waren. Die Oxydate waren mithin von ch- und Dörner-Kiehnstöcken gemengt.

Das im Anfange abträufelnde metallische *Darrblei* enthielt p. C. Kupfer und 0,13 p. C. Silber.

-) Die *geflossenen Darrschlacken* (Geschur) des ersten Zuges waren bräunlich grau, blättrig und zum Theil körnig krystallinisch, vom specifischen Gewicht = 7,497. Sie zeigten bei der Untersuchung in 100:

Bleioxyd	84,20
Kupferoxydul	6,21
Silber	0,06
Kieselerde	2,25
Thonerde	1,65
	<hr/> 94,37

ausserdem qualitativ: vorzüglich Antimon-, Eisen-, Wismuth- und Zinkoxydate.

-) Die *gezogenen Darrschlacken* des ersten Zuges habe ich nicht chemisch untersucht; sie erschienen gesintert, bleigrau, körnig krystallinisch und sehr porös. Durch die Loupe betrachtet zeigten sich in ihr glasglänzende octaedrische Krystalle und Kohlentheilchen.
-) Die *geflossenen Schlacken* des zehnten und letzten Zuges hatten eine schöne rothbraune Farbe mit einem schwärzlichen Ueberzuge, zeigten sich gut geflossen und von muschligem Bruch, und, wie alle diese Oxydate, undurchsichtig. Ihr specifisches Gewicht = 5,638 und ihre Mischung:

Bleioxyd	73,15
Kupferoxydul	16,25
Silber	0,04

Nebenbestandtheilen wurden gewogen:

Nickeloxyd	4,03
Kobaltoxyd	1,67
Eisenoxyd	1,25
Kieselerde	1,10
Thonerde	0,90
	<hr/> 98,39.

Ausserdem geringe Spuren von Antimon-, Wismuth- und Zinkoxydaten.

Es scheiden sich also gegen das Ende des Darr vorzüglich mit dem Blei mehr Kupfer und Nickel im Anfange dieser Arbeit aus.

- d) Die *gedarrten Frischkiehnstöcke* (Frischdarrlinge) schienen nun stark gesintert und blaskupferfarbig; der Wegnahme der schwarzen Kruste (des *Picks*) betrug ihr specifisches Gewicht 7,581, wenn sie nicht durch die Loupe einige Blasenräume zeigt hätten, etwas grösser hätte sein müssen; sie enthielten 82,35 Kupfer und 11,15 Blei mit 0,81 Silber, und dieses Kupfer war mithin schon über 10 Mal reicher, und dieses Kupfer war mithin schon über 10 Mal reicher, und eben so viel Blei ärmer, als das zur *gerung* angewendete Schwarzkupfer.
- e) Die *gedarrten Dörnerkiehnstöcke* waren den *Fr.* ziemlich gleich, und auf einen Gehalt von 75,3 Kupfer und 11,69 Blei gebracht worden.
- f) Der von den erstgenannten Kiehnstöcken abgeschaltete *Pickschiefer* erschien grau, porös und in dünnen Plattenstückchen. Mit seinem Gehalte von 65,5 Kupfer, 19,3 Blei und 0,09 Silber kommt er zur Dörnerarbeit. Merkwürdig ist es, dass dieses Product das reichste des *Darrprocesses* ist. Er fällt überdies weilen mit einem Silbergehalt von 0,13 p. C.
- g) Den *Darrofenbruch* aus der Sohle des Darrofens, ein Conglomerat aus unreinem Bleioxydat und halben Theilen Lehmgestübe, habe ich nicht untersucht. Er wird zur Dörnerarbeit genommen.

E. Producte des grossen Gaarmachens.

Das Gaarmachen der Kiehnstöcke wird in Grönthal gewöhnlich auf dem grossen Gaarbeerde, und zwar aus 100 Maass Gestübe (2 Maass Kohlenlösch und 1 Maass Lehm) gemacht, verrichtet, wobei man gewöhnlich 50 Centner Kiehnstöcke aufsetzt und daraus 34 bis 35 Centner Gaarkupfer erhält. Um sich bildenden Schlacken lösen, indem ein Theil der Kohlen des Gestübes verbrennt, von der Lehmmasse einen Antheil abzuheben, der der Gehalt der Gaarschlacken an erdigen Theilen. Während des 20stündigen Gaarmachens wird etwa 6 Mal Wasser gezogen.

Die *Gaarschlacke vom ersten Zuge*, welche ich untersuchte, war röthlich grau und sehr porös. Sie enthielt:

64,80	Bleioxyd
7,52	Kupferoxydul
9,01	Nickeloxyd
9,13	Kieselerde
2,58	Thonerde
2,51	Eisenoxydoxydul
<hr/>	
95,55.	

Ausserdem Spuren von Antimon, Zink und Wismuth.

Die *Gaarschlacke vom letzten Zuge* war grau röthlich, von mittlern Fluss, jedoch etwas porös und mit Kupferkörnern gemengt. In den Blasenräumen zeigte das Vergrösserungsglas kleine Krystalle. Nach der Abscheidung der Metallkörner gab sie durch die Analyse:

Bleioxyd	53,20
Kupferoxydul	23,90
Nickeloxyd	11,15
Kobalt	0,90
Kieselerde	7,04
Eisenoxydoxydul	1,50
Thonerde	1,45
<hr/>	
99,14.	

Aus diesen Gehalten ergibt es sich, dass die noch übrigen Nebenbestandtheile des gedarrten Kiehnstocks sich in den ersten Schlackenügen absondern und nur das Nickel nebst etwas Eisen sich am längsten der Oxydation widersetzen; überdiess ist noch ein Theil des Eisengehaltes der *Gaarschlacke* als aus dem Lehm des Gestübes ausgezogen zu betrachten.

Das Hauptproduct dieses Processes, das *Grossgankupfer*, wird bekanntlich durch Abkühlen mit Wasser in Schelben (Rosetten) abgehoben. Ich untersuchte ein Stück desselben aus der Mitte einer Scheibe von 3 Linien Stärke. Es erschien kupferglänzend, wenig rosettirend, feinkörnig auf dem Bruche, hier und da kleine Blasenräume zeigend, weshalb auch das specifische Gewicht desselben nur 7,797 betrug. Die Analyse gab:

98,23 Kupfer

0,80 Kupferoxydul, durch Ammoniak ausziehbar

0,91 Blei

0,25 Nickel

0,031 Silber *)

99,711 und eine Spur von Eisen.

- d) Das bei dem Gaarmachen fallende *Gaargekrätz* besteht aus der halbverbrannten Gestübbemasse, welche eine Zolle tief mit Körnern aus grösstentheils noch unreinem Kupfer, so wie mit oxydirten Metalltheilen durchzogen ist. Man zerlegt diese Masse durch die Aufbereitung in *Metallkörner*, welche 85 bis 87 p. C. Kupfer enthaltend, einem neuen Gaarmachen zugesetzt werden. Der dabei fallende *Gaargekrätzschlich* enthält etwa 10 p. C. Kupfer und gegen 50 p. C. Blei, und wird bei der Reduction der Gaarschlacken mit verschmolzen.

F. Producte der Hammergaare und des Ausschmiedens des hammergaaren Kupfers.

Das bei dem vorigen Processe ausgebrachte Gaarkupfer wird nun endlich noch in kleineren Parthien durch Gebläsefeuer in einem Gestübbeheerde eingeschmolzen, wobei es sich noch mehr reinigt, und dann in mit Lehm ausgestrichene eiserne Formen zu *Hartstücken* ausgegossen wird. Die Hartstücke werden zu grösseren Geräthschaften und Blechen ausgeschmiedet.

Bei diesen Arbeiten fällt:

- a) *Hammergaares Kupfer* (Hartstück). Ein Aushieb von demselben von reiner Kupferfarbe wog 8,807 und gab bei der Untersuchung:

98,920 Kupfer

0,630 Blei

0,214 Nickel

0,032 Silber

99,796 nebst einer Spur von Eisen.

*) Wenn Herr Prof. v. Kobell vermöge seiner oben angeführten Analysen im Mannsfelder Rosettenkupfer 0,135 und im schwedischen 0,226 p. C. Silber angiebt, so können diese Kupfer weder durch den Saigerprocess gegangen sein, welcher wenigstens niemals 4- bis 8löthiges Kupfer absetzen sollte. Das Mannsfelder Kupfer war vermuthlich *Saigerhüuser*, welches nicht gesaigert wird.

Schmelzschlacke, grauschwarz. von Farbe und porös mit eingemengten Kupferkörnern. Sie wird zu *Kupferkörnern* und Schlich aufbereitet und zeigte mir 35 p. C. Gehalt an Kupfermetall.

Abzug heisst die dünne Schicht von Metalloxydaten von bräunlich schwarzer Farbe, welche sich über den ausgegossenen Hartstücken ablagert. Er giebt bei der Probe 63 p. C. Gaarkupfer und wird dem folgenden Hammergaarmachen mit zugesetzt.

Auswärmeschlacke, von grauschwarzer Oberfläche, weniger porös als c, fällt bei dem Anglühen der Hartstücke zum Verschmieden. Sie ist ein Gemenge von Kupferoxyd und Gestübbemasse. Sie wird aufbereitet.

Kupferschiefer, d. i. der bei dem Ausschmieden des Kupfers abspringende Hammerschlag, von grauschwarzer Farbe in glasglänzenden Blättchen. Es ist ziemlich reines Kupferoxyd und wird bei der Gekrätzkupferarbeit mit reducirt.

Kupferasche. Sie fällt bei dem Ablöschen der geschmiedeten und ausgeglüheten Kupferwaaren in Massen als gröbliches Pulver und im Gehalt wie e.

Aus der Schmelzschlacke b werden durch Aufbereitung

1) *Hammergekrätzkörner* in eckigen und blättrigen Kupferstückchen mit gröbern Schlackenstückchen gemengt, und 2) *Hammergekrätzschlich* von lichtgrauer Farbe geschieden. Erstere werden bei der Hammergaare, letztere bei der Gekrätzkupferarbeit mit zugesetzt.

Geschmiedetes Kupferblech, als die feinste Kupferwaare der Saigerhütte Grünthal, zeigt alle Eigenschaften eines guten Kupfers, nämlich ein specifisches Gewicht = 8,875 und einen Gehalt von

99,180 Kupfer

0,520 Blei

0,033 Silber

0,120 Nickel. Kleine Spur von Eisen.

Producte des Zugutemachens verschiedener Saigerhüttenabfälle.

Speisekupfer. Es wird durch Verschmelzen der in dem Abschnitt C namhaft gemachten Schlackenspeise erhalten,

ist von lichtgrauweisser Farbe, auf dem Bruch blättrig, mittelhart. Der Feilstrich zeigt Metall zwischen eisen- und bleigran; specifisches Gewicht = 8,412, mit einem Gehalte von 63,5 Kupfer und 0,02 Silber, ausserdem Blei und Eisen haltend. Die dabei entstehende *Gaarschlacke* ist ein Mal veränderte *Gaarschlacke*, setzt man die Reduction der Bleischlacken mit einem Gehalte von 10 p. C. Blei zu.

- b) Die bei dem Durchschmelzen der Schlackenspeise auf dem Speisekupfer fallende, grauschwarze, ganz *Schlacke* ist das nickelreichste Product der Saigerarbeiten. Ich habe aus derselben 34,7 p. C. Nickel erhalten. Sie wird jetzt als unbrauchbar abgesetzt. Ich glaube, dass man aus derselben mit Vortheil Nickel im Grossen bereiten könnte. Man müsste sie fein pulverisirt in bleiernen Gefässen mit Schwefelsäure zur Auflösung bringen und die entstandene Auflösung durch ein aus schwarzer Zinkblende und Eisenblech wohlfeil zu bereitlebendes Hydrothiongase vom Kupfer befreien.)
- c) Die bei dem Verblasen des Speisekupfers auf dem grossen Gaarheerde abfallenden *Schlacken* sind ebenfalls sehr nickelhaltig, dass sie als unbrauchbar abgesetzt werden und wahrscheinlich ebenfalls auf Nickel nutzbar wären.
- d) Die bei dem grossen Gaarmachen in reichlicher Menge erhaltenen, weiter oben unter E, a. und b. bezeichneten *Gaarschlacken* werden nebst dem aufbereiteten Speisekupfer über einem Hohofen reducirend verschmolzen, geben das *gute Schlackenkupfer* von blassgelber Farbe, fein körnigem grauem Bruch und specifischem Gewicht = 8,412, mit einem Gehalte von 63,5 Kupfer und 0,02 Silber, ausserdem Blei, Eisen und Nickel haltend. Die dabei entstehende *Gaarschlacke* ist ein Mal veränderte *Gaarschlacke*, setzt man die Reduction der Bleischlacken mit einem Gehalte von 10 p. C. Blei zu.
- e) Endlich werden noch die verschiedenen kupferhaltigen Abfälle von dem Hammergaarmachen und dem Hammerauschmieden, nämlich der *Kupferschiefer*, die

asche und das aufbereitete Hammergekrätz in Quantitäten, wie sie zufällig vorrätig sind, über einem Krummofen reducirt, und diese Arbeit liefert: *Gekrätzkupfer* von lichter Kupferfarbe und von einem specifischen Gewicht = 8,210, welches, da es nur durchschnittlich 85 p. C. Kupfer enthält, bei dem Hammergaarmachen in kleinen Posten mit zugeschlagen wird. Die bei diesem Schmelzen sich bildenden Schlacken enthalten noch Gekrätzkupferkörner, welche man durch Aufbereitung erhält und ebenfalls bei dem Hammergaaren mit verschmelzt.

Die vorstehende Uebersicht der so mannichfachen Producte Saigerhütte, bei einer zahlreichen Reihe von Feuerarbeiten und, zeigt uns die Weitläufigkeit dieses Processes, und lässt um so mehr den Wunsch, dass es, wie es zumal schon geschehen ist, möglich würde, denselben allmählig abzuwerfen.

II.

Ueber eine neue Art auf nassem Wege Metalle zu vergolden.

dem London Journal of arts, Mai 1837, frei übersetzt, nebst Anhang, enthaltend die Resultate der im Laboratorio des k. Gewerbinstituts in Berlin angestellten Versuche vom Professor Schubart. Aus den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbflusses in Preussen. 1837. Dritte Lieferung.)

Man löse 5 Unzen (Markgewicht, Troy pound) Feingold in 10 Unzen (Handelsgewicht, Avoir du poids) Königswasser. Letzteres wird aus 21 Unzen reiner Salpetersäure von 1,15 und 15 Unzen reiner Salzsäure von 1,15 und 15 Unzen destillirtem Wasser gemischt. Man befördert die Auflösung des Goldes in dem Königswasser durch gelinde Wärme. Die Auflösung wird dann von einem etwaigen geringen Bodensatz von Silber abgegossen, in einem Glase oder Steingutgefäße (Porcellan) mit 4 Gallonen destillirtem Wasser verdünnt, mit 1 Pfund zweifach kohlensaurem Kali vermischt und 2 Stunden lang in mässigem Kochen erhalten, worauf dieselbe zum

Gebrauch fertig ist. Man erwärmt dann die Auflösung zum Behuf der Vergoldung in Steingutgeschirren, oder in ganz reinen gusseisernen Geschirren *), wodurch dieselbe leichter, wenn mehrere zu vergoldende Gegenstände eingetaucht sind, heiss erhalten werden kann.

Die zu vergoldenden Waaren werden, nachdem die Oberflächen derselben völlig gereinigt worden, an Drähten befestigt in die kochende Flüssigkeit völlig untergetaucht. Je nachdem nun die Vergoldung dünner oder dicker werden soll, lässt man die Waaren kürzere oder längere Zeit lang eingetaucht; es hängt die Zeit des Eintauchens aber auch mit von der Quantität des Goldes ab, welche in der Flüssigkeit aufgelöst enthalten ist. Kleine Gegenstände, als Knöpfe, Armbänder, Schnallen werden mit Draht an einander gebunden zusammen eingetaucht und in der kochenden Flüssigkeit bewegt. Die Zeit des Eintauchens für dieselben ist $\frac{1}{4}$ bis 1 Minute, wenn die Goldauflösung frisch nach Vorschrift bereitet ist. Ist dagegen letztere bereits längere Zeit im Gebrauch gewesen, so ist die Menge des gelösten Goldes geringer, weshalb dann die Zeit des Eintauchens länger sein muss, um denselben Effect zu erreichen. Es ist daher nöthig, dass der Arbeiter von Zeit zu Zeit die Farbe durch's Herausziehen untersuche, um danach die Zeit des Eintauchens zu bemessen. — Ist das Eintauchen vollendet, so spült man die vergoldeten Waaren in reinem Wasser ab und färbt sie dann. Grössere Gegenstände, gegossene Artikel, werden längere Zeit eingetaucht erhalten.

Will man eine matte Vergoldung erzeugen (dead appearance), so kann man verschiedene Verfahren einschlagen. Gewöhnlich bedient man sich des Verfahrens, welches die Bronzefabrikanten anwenden zum Behuf des Abbrennens; man nimmt nämlich eine Säure, welche hierzu gefertigt ist, und unter dem Namen Scheidewasser zum Mattiren in England verkauft wird. Man kann sich aber auch zu gleichem Zwecke einer verdünnten Auflösung von salpetersaurem Quecksilber bedienen, in welche man die zu vergoldenden Gegenstände eintaucht; die Lösung muss aber schwächer sein, als sie zum Verquicken be-

*) Ich möchte, der Reinlichkeit wegen, emaillirte Geschirre anrathen. Schubarth.

der Feuervergoldung angewendet zu werden pflegt. Man taucht auch wohl die bereits vergoldeten Waaren in diese Lösung und erhitzt sie dann, um das Quecksilber abzurauchen, wie es bei der Feuervergoldung gewöhnlich geschieht.

Der gute Erfolg hängt gar sehr von der völligen Reinigung der Oberfläche der zu vergoldenden Gegenstände ab; am besten bringt man dieselben gleich aus der Beize in die Goldauflösung. Die Beize wird ebenso bereitet und angewendet, wie schon längst beim Vergolden geschieht.

Schliesslich bemerkt der Patentträger, dass man zwar statt zweifach kohlensauren Kali auch das entsprechende Natriumsalz anwenden könne, allein nach seinen Erfahrungen sei ersteres vorzüglicher.

Um nun diese Angaben zu prüfen, wurde eine Goldauflösung nach vorstehenden Gewichtsangaben verfertigt.

Es wurden 100 Gran ($= 1\frac{2}{3}$ Quentchen) Feingold (nicht Zucattengold) in 950 Gran ($= 4$ Loth weniger $\frac{1}{8}$ Quentchen) Königswasser, nach obigen Verhältnissen bereitet, gelöst, die Lösung mit 11040 Gran ($= 1$ Pfund und 14 Loth) destillirtem Wasser verdünnt, und dann mit 5840 Gran ($= \frac{1}{2}$ Pfund oder 16 Loth) krystallisirtem zweifach kohlensaurem Kali (Kali carbonicum acidum) langsam in getheilten Portionen vermischt, weil durch das Aufbrausen beim Zusatz des letztern leicht ein Verlust an Goldauflösung eintreten kann. Nachdem die Mischung zwei Stunden lang gelinde gekocht hatte, wurde zum Vergolden geschritten.

Während des Zusatzes des kohlensauren Kalis hatte sich ein bedeutender Bodensatz von braunschwarzer Farbe und auch von ungelöstem zweifach kohlensaurem Kali abgeschieden, welcher letztere jedoch nach dem Kochen verschwand, während ersterer blieb. Die Flüssigkeit hatte eine blass goldgelbe Farbe, reagirte sehr stark alkalisch, enthielt goldsaures Kali (Goldoxyd an Kali gebunden) und einen sehr beträchtlichen Ueberschuss an anderthalbkohlensaurem Kali. Der schwarze Bodensatz löste sich vollständig, bei einer angestellten Prüfung, in Salzsäure auf und verhielt sich wie Goldoxyd.

Es wurden zuvörderst Proben der Vergoldung auf gelbes und rothes Messing, Kupfer, Bronze, verzinnnes Weissblech

348 Ueber Vergoldung der Metalle auf nassem Wege.

angestellt, welche völlig erwünscht ausfielen und das vorn Gesagte bestätigten. Die an Messingdrähten befestigten kleinen Gegenstände waren vorher gehörig gereinigt, theils polirt, theils nicht polirt. Die Farbe und der Glanz der Vergoldung waren nach Maassgabe der Zeit des Eintauchens und der Farbe des zu vergoldenden Metalls verschieden. Unter andern war die Farbe der Vergoldung auf Weissblech sehr schön.

Als man Stahl zu vergolden versuchte, zeigte es sich, dass, wenn man denselben unmittelbar in die Goldauflösung eintauchte, die Vergoldung nicht fester hielt, als die mit einer in Aether gefertigten Goldchloridlösung gefertigte Vergoldung. Wurde aber vorher der Stahl durch's Eintauchen in eine wenig gesäuerte schwache Auflösung von Kupfervitriol mit einer höchst dünnen Kupferhäutchen bedeckt, dann in warmen Salpetermineralwasser abgetrocknet, gereinigt und nunmehr in die kochende Goldauflösung getaucht, so hielt die Vergoldung fest und vertrug ein starkes Abreiben und Poliren. Eine starke Kupfervitriolaufgelösung, so wie ein längeres Eintauchen in dieselbe als etwa eine Minute lang, schadet; denn wenn die Kupferhaut dicker wird, so hält sie nicht gehörig fest auf dem Stahl. Auf gleiche Weise lässt sich weiches Eisen, Gusseisen vergolden. Bei der Vergoldung des Stahls ist es nicht nothwendig, ja sogar unvortheilhaft, die Flüssigkeit kochen zu lassen.

Es wurde auch Neusilber, Silber (Kapellensilber und feines), Zink versucht. Beim Silber und Neusilber zeigte sich einige Schwierigkeit, in so fern es nicht leicht das Gold annehmen; allein, wenn man erstere mit blankem Eisendraht durch Umwickeln in mehrfache Berührung brachte und nun eintauchte, so schlug sich das Gold vollständig und in hinreichender Dicke darauf nieder.

Im Verfolg der Arbeiten zeigte sich die Nothwendigkeit, nicht nur die Menge des durch's Kochen verdampften Wassers stets zu ersetzen, weil sonst die Vergoldung nicht oder sehr unvollkommen erfolgte, sondern auch die beträchtliche Menge des Alkalis mit Salzsäure abzustumpfen. Wenn die Auflösung nämlich zu concentrirt ist, so werden die eingetauchten Metalle braunschwarz, von einem zu starken Ueberzug von Gold, welcher durch Abreiben völlig entfernt werden kann.

Die Vorschrift in dem englischen Journal erschien, nachdem man durch die Erfahrung sich über die Anwendung des Verfahrens hinlänglich belehrt hatte, zu empirisch und kostbar. Man löste daher Feingold in einer genugsamen Menge Königswasser auf, dampfte die Auflösung auf einem Sandbad oder über der Lampe bei gelinder Wärme bis zur Trockne ab, bis dass es röthlich wurde, um das Goldchlorid möglichst neutral zu erhalten. Man löste dann dasselbe in so viel destillirtem Wasser auf, dass die Menge des letztern sich zu der des erstern verhielt $= 130 : 1$. Zu dieser Lösung setzte man nun so viel zweifach kohlensaures Kali (nicht etwa Pottasche, da diese letztere zu unrein ist) hinzu, bis die Flüssigkeit begann, sich etwas grünlich zu färben, und eine geringe Trübung entstand. Hierzu sind auf 1 Theil Gold etwa 7 Theile zweifach kohlensaures Kali erforderlich. Hieraus wird einleuchten, dass bei der englischen Vorschrift eine grosse Menge Kalisalz verschwendet wird. Eben so wird auch Königswasser in einer zu beträchtlichen Menge angewendet, woher es denn auch kommt, dass in der Goldauflösung sich viel Salpeter und Chlorkalium befindet, von denen der erstere nach dem Erkalten in Crystallen anschiesst; der Salpeter trägt aber zur Auflösung des Goldes nicht nur nichts bei, sondern ist eher hinderlich. Anders ist es mit dem Chlorkalium, welches, wie schon Pelletier gefunden hat, im Stande ist, Goldoxyd durch's Kochen aufzulösen, wobei sich sowohl goldsaures Kali, als eine Verbindung von Goldchlorid + Chlorkalium bilden, wie die angeführten Versuche als richtig bewiesen haben.

Um endlich noch ganz einfach zu constatiren, ob in der Goldflüssigkeit Goldoxyd an Kali gebunden das Wirkende ausmache, wurde aus Goldchlorid durch Magnesia Goldoxyd niedergeschlagen, der Niederschlag abfiltrirt und mit Aetzkallilauge gekocht, bis sich nichts mehr vom Niederschlag auflösen wollte. In dieser Lösung von goldsaurem Kali wurde Messing, Stahl sehr gut vergoldet, und die Farbe der Vergoldung erschien sogar stärker und liess nichts zu wünschen übrig.

Um zu prüfen, wie sich zweifach kohlensaures Natron verhalten möchte, wurde dasselbe zu einer neuen Portion der Goldchloridlösung gesetzt; es fand sich, dass es in einer um

344 Ueber Vergoldung der Metalle auf nassem Wege.

die Hälfte grössern Menge angewendet werden musste, als das entsprechende Kalisalz, und zeigte keine schlechtere Wirkung. Vielleicht ist die Bemerkung des Patentträgers über das kohlen-saure Natron daher gekommen, dass er es in einem gleichen Gewicht mit dem Kalisalz anwendete, in welchem es dann allerdings nicht das leistet, was das Kalisalz bewirkt. Uebrigens ist die Anwendung von Natronsaltz in pecuniärer Rücksicht vortheilhafter, da letzteres drei Mal wohlfeiler ist, als zweifach kohlen-saures Kali.

Da bei dem Abspülen in Wasser jedes Mal etwas Goldauflösung verloren geht, so ist es räthlich, zum Abspülen sich des destillirten Wassers zu bedienen, welches man dann zur Verdünnung der Goldauflösung gebrauchen kann, wodurch obigem Verlust vorgebeugt wird.

In Verfolg fortgesetzter Vergoldung von verschiedenen Metallen wird die Goldlösung immer mehr und mehr alkalisch und durch Metalloxyde verunreinigt. Hilft nun ein geringer Zusatz von Salzsäure, deren Menge erst durch Versuche erprobt werden muss, nicht mehr um die gesunkene Kraft der Goldauflösung aufzufrischen (wie bereits vorn gelehrt wurde), so bleibt nichts anderes übrig, als die Lösung durch Zusatz von Salzsäure zu neutralisiren, und mit einer concentrirten Lösung von frisch bereitetem Eisenvitriol das Gold niederzuschlagen, worauf man Behufs schnellerer Fällung die Flüssigkeit erwärmen kann. Man giesst dann die klare Flüssigkeit vom Niederschlag ab, und prüft dieselbe, um nichts zu verlieren mit etwas Eisenvitriol, ob sie noch eine Spur Gold gelöst enthält. Das niedergeschlagene Gold wird mit reinem Wasser ausgesüsst und zu einer neuen Auflösung in Königswasser angewendet. Statt dieses bekannten Verfahrens wurde folgendes kürzere recht zweckmässig befunden. Man kocht die alkalische Goldsolution mit Weingeist, wodurch sich sogleich das fein zertheilte Gold abscheidet, und essigsaures Kali aufgelöst bleibt. Zu diesem Behuf muss aber die Goldsolution hinlänglich alkalisch sein.

Behufs der Färbung der Vergoldung ist noch zu bemerken, dass die aus Kochsalz, Salpeter und Alaun bestehende Farbe nicht so stark aufgetragen werden darf, wie auf im Feuer

vergoldete Waaren. Versuche mit der Gelbfärbung von auf vorstehende Art vergoldetem Silber und Kupfer gaben ein genügendes Resultat; es ist demnach die Goldhaut hinlänglich dick, um eine Gelbfärbung zu ertragen.

Vorstehend geschilderte Vergoldungsart zeichnet sich in folgender Hinsicht vortheilhaft aus: 1) dass die Lösung *keine freie Säure* enthält, wodurch jede unerwünschte Oxydation der zu vergoldenden Metalle vermieden wird, und sogar fein polirte Metalle mit völligem Glanz nach dem Eintauchen herausgezogen werden. 2) Ist dieselbe *wohlfeiler*, als die Feuervergoldung, und *schneller* ausgeführt. Endlich 3) *Der Gesundheit nicht nachtheilig*, da kein Quecksilber gebraucht wird.

Bleichkunst.

I.

*Darstellung des Bleich- und Appretur-Verfahrens zu Bielefeld und Warendorf *).*

A. Z u B i e l e f e l d.

1) Das Bleichen.

Die Leinen, Damaste und Drelle erhalten an beiden Enden drei Litzen (Haften von starkem Bindfaden), werden sodann aus einander genommen, in ein Fass gesteckt, mit bis zu 25 Grad R. erwärmtem Wasser völlig eingeweicht, in diesem Zustande drei bis vier Tage erhalten, sodann mit Handstampfen in einem besondern Fasse mit reinem Wasser durchgestossen, stark ausgespült, auf den Plan niedergelegt und oftmals mit Wasser begossen.

Nach Verlauf von drei Tagen werden sie trocken aufgenommen und leicht zusammengelegt in das Bükefass gebracht.

Das Büken (Beuchen) findet zu sechs Malen wiederholt Statt, und zwar in folgender Art: Die Lauge wird anfangs mässig erwärmt aus dem höher stehenden Kessel abgelassen, sodann mittelst einer Pumpe wieder aus dem Bükefasse in den Kessel gebracht, und zwar so lange, bis sie zuletzt bei dem Abzuge zum ersten Male 45 und ferner 50, 55, 60, 65, 70 Grad Wärme hat. Die Bükezeit dauert gewöhnlich 6 bis 8 Stunden.

*) Aus den Mittheilungen des Hannöverschen Gewerbevereins 1897. 11. und 12. Lieferung.

Nach jeder Bücke werden die Bleichsachen sorgfältig ausgespült, und bleiben 2 bis 3 Tage auf dem Plane liegen, worauf sie sorgfältig begossen und am besten trocken aufgenommen werden.

Die Lauge zur Bücke wird folgender Maassen angefertigt: Auf 100 Pfd. Wasser kommt 1 Pfd. Pottasche; beides wird in einem Kessel so lange gekocht, bis die Pottasche völlig aufgelöst ist, und zur Abklärung der Lauge werden auf obige Quantität 8 Loth ungelöschter Kalk geschüttet. Diese Lauge wird wieder in ein besonderes Fass gegeben, und bleibt darin, bis sie gänzlich klar geworden ist. Zu 25 Eimer Wasser werden dann nach und nach 3 Eimer der Lauge geschüttet, und damit die Bücke angefangen. Bei allen Bücken behält die Lauge die nämliche Stärke, und nur der Wärme-Grad wird vermindert.

Nach diesem Verfahren pflegen nicht allein die Bleichsachen von allen fremden Farbestoffen gereinigt zu sein, sondern man erhält auch eine Weisse, wie solche gewöhnlich gefordert wird. Diese Bleiche wird die Dreiviertel-Bleiche genannt.

Zur Vollbleiche gehört ferner:

1) *Die Säure.* — Auf 100 Theile Wasser kommt 1 Theil Schwefelsäure, oder auf 50 Theile Wasser ein Theil Bleichsäure (rauchende Salzsäure). Erstere Säure wird angewendet, um Eisentheile, die andere, um Kalk und Gipstheile aufzulösen. In diese Flüssigkeit, bei warmer Witterung kalt, bei kalter Witterung warm, werden die Bleichsachen gesteckt, verbleiben in diesem Bade sechs Stunden und werden sofort sorgfältig und schnell ausgespült, worauf sie nass wieder in die Bücke kommen, mit der oben angegebenen Lauge, nun bis zu 75 Grad Wärme gebüht, und sodann drei Tage auf dem Plane sorgfältig begossen werden. Findet sich hiernach, dass noch Schmutz oder graues Farbenspiel vorhanden ist, so wird dieses Verfahren nochmals wiederholt.

2) *Das Hobeln.* — Die Bleichsachen werden mit grüner Seife tüchtig eingeschmiert, mit reinem Wasser genässt, aufgerollt und dann unter dem sogenannten Hobel (einer Handmaschine von Holz mit quer laufenden Reiben) so lange bearbeitet, bis alle schwarzen Streifen (Spinn-

schmiere) getilgt sind. Hiernächst erfolgen abermals zwei Büken, zwischen welchen die Bleichsachen jedes Mal zwei Tage wieder auf den Plan kommen.

- 3) *Die Anwendung der Milch.* — Die trocknen Linnen werden in saure Milch oder Molken gesteckt, bleiben darin 8 bis 10 Tage, und zwar so lange als die Gährung dauert, werden dann rein gespült, wieder gebükt und auf dem Plan ausgebreitet. Nach Umständen wird dieses Verfahren bis zu drei Malen wiederholt, wo sodann die Bleichsachen eine Weisse haben, wie sie bisher gefordert worden ist. —

Bei dem Garne findet das Chlor Anwendung. Nachdem das Garn, wie die übrigen Bleichsachen, die sechs Büken erhalten hat, wird es in ein Bad von Chlorkalk (1 Pfd. Chlorkalk in 50 Pfd. Wasser aufgelöst) gebracht, verbleibt darin sechs Stunden und kommt dann sofort in das schwefelsaure Bad. Nach Verlauf von sechs Stunden wird es wieder rein gespült und auf dem Plan getrocknet. Nach Umständen wird auch dieses Verfahren bis zum dritten Male wiederholt.

Die Leinen u. s. w. werden endlich, mit Weizen-Stärke, der man Neublau oder Schmalte zusetzt, gestärkt.

2) *Das Appretiren.*

Bisher wurden die Leinen u. s. w. unter einer sehr schweren Block-Kalander (Mange) geglättet, nach Unterschied, ob die irländische, holländische, schlesische u. s. w. Appretur Statt finden sollte, aufgenommen und unter einer starken Presse zusammengedrückt, worauf das verschiedenfarbige Papier dann noch die Art der Appretur bezeichnet. Dieses Verfahren bleibt jedoch gegen das irländische in hohem Grade zurück. Es sind daher vom preussischen Staate dem Färbermeister Kottmann zu Bielefeld auch die in England zur Anwendung kommenden Appretur-Maschinen zu dem Kostenbetrage von 13,800 Thlr. geschenkt worden. Dieselben sind: 1) Eine Dampfmaschine von 4 Pferdekraft. — 2) Eine Blockmange von 4 Fuss Breite, 30 Fuss Länge und von einer doppelt so grossen Schwere, als alle früheren Mangen. — 3) Eine Walzkalander von 3 gusseisernen und 2 papiernen Walzen von $1\frac{1}{2}$ und 2 Fuss Dicke und 5 Fuss Länge. Die Metallwalzen werden mit Bolzen oder

mit Dampf erwärmt. — 4) Die Stampfkalander (Beating-Mill) mit zwei 24 Fuss langen, $1\frac{1}{2}$ Fuss dicken Walzen, worauf stehende, 12 Fuss lange Stampfen fallen. — 5) Die Trockenmaschine, bestehend aus 8 kupfernen hohlen Walzen, welche mit Dampf erwärmt werden, 2 Fuss im Durchmesser und 5 Fuss lang. — 6) Eine hydraulische Presse von 30,000 Pfund Druck.

Seit einem Jahre sind diese Maschinen aufgestellt, deren Betrieb aber hat auch noch bis auf den heutigen Tag mit vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, gewinnt aber immer mehr Zutrauen, da durch dessen Leistungen die früheren hinteran gesetzt werden.

B. Z u W a r e n d o r f.

a) Das Bleichen.

1) Alle Waaren, sowohl flächene als gemischte und baumwollene, werden auf irländische Weise gebleicht. — Die Waare erhält an ihren Breiten drei Litzen, um sie demnächst auf dem Plan fest an den Boden halten zu können, und wird, wie sie vom Weber kommt, in eine grosse, von starken fichtenen Stäben zusammengesetzte Bülte gelegt. Geschieht der Aufguss von kaltem reinem Wasser, so dauert der sogenannte Schlichte-Process 3 bis 4 Tage, erfolgt der Aufguss aber von bereits abgetriebener alter Lauge, welche erwärmt worden ist, so dauert der gedachte Process nur 24 Stunden.

2) Die auf solche Weise entschlichtete Waare kommt hierauf in die Walke, um sie gehörig zu reinigen. Die Walke besteht aus schräg hängenden schweren hölzernen Hammern, die von einer mit Daumen versehenen Welle fast horizontal gegen die zu reinigende Waare fallen, diese auskneten und in immerwährender Selbstwendung erhalten, weshalb die Hämmer auch eine solche Lage haben müssen, dass sie der Waare hauptsächlich unten am Boden des Troges den schärfsten Druck geben.

Die Walke enthält vier solche Hämmer in zwei Abtheilungen, je zwei und zwei zusammen, und die Daumen auf der Walke sind so angebracht, dass der

Schlag abwechselnd und nicht zugleich erfolgt. Quer vor dem Troge ist oben eine Rinne angebracht, worin sich grosse Zapfen befinden, welche während des Walkens beständig aufgezogen sind, damit ununterbrochen reines Wasser der Waare im Troge zuflüsse. Diese Walkmühle wird mittelst einer Dampfmaschine von 12 Pferdekraft in Thätigkeit gebracht und bedarf nicht der steten Aufsicht, obschon sie mehr leistet, als vier Menschen bei ununterbrochener Arbeit.

- 3) Die möglichst rein ausgewalkte Waare kommt an den Flusse in die Spülung, um völlig gereinigt zu werden. Die Spülung befindet sich über dem Flusse und besteht aus 2 über einander liegenden hölzernen Cylindern, die mittelst zweier Kurbeln am Ende des einen Cylinders von zwei Arbeitern gedreht werden. Die Cylinder haben 12 Zoll im Durchmesser und sind 3 Fuss lang. Die Waare wird immer zu zwei Stücken neben einander so lange in dem Flusse auf- und abgedreht, bis das Wasser ganz rein wieder abfließt, und auch nicht der mindeste Schmutz mehr hervorkommt.
- 4) Hiernächst kommt die sogenannte Digerirungs-Bütte in Anwendung. Dieselbe besteht unten aus einer gegossenen eisernen Pfanne von sechs Fuss im Durchmesser und einem Fuss Höhe. Auf derselben ist eine hölzerne Bütte von 4 Fuss Höhe angebracht. Die aus der Spülung gehende Waare wird in die Bütte unten auf einen starken Rost von Fichtenholz gebracht, und nachdem die Bütte, jedoch nur etwa bis $\frac{1}{2}$ Fuss vom Rande, angefüllt ist, werden darüber Querhölzer gelegt, damit die Waare nicht aufsteigen kann. Mit einer mässig starken Pottaschen-Lauge wird die Waare übergossen, und dann wird unter der Pfanne ein starkes Feuer angemacht und unterhalten, welches die Lauge zum Sieden bringt und sie zwei Stunden lang darin erhalten muss. Es ist bei dieser Operation genau darauf zu sehen, dass die Waare zu jeder Zeit mit der Lauge bedeckt bleibt. Die auf diese Weise gebühte Waare wird mit einem Krahn ausgewunden und kommt dann wieder in die Walke und zur Spülung. Die Operation

in der Digerirungs-Bütte wird zu drei Malen nach einander wiederholt, die bei der Walke nur zwei Mal und die der Spülung drei Mal.

3) Nach der letzten Spülung kommt die Waare auf den Plan, woselbst sie nicht begossen wird, und bleibt daselbst, je nachdem die Arbeit drängt und die Witte- rung gut ist, einige Tage liegen. Es soll jedoch die Bemerkung gemacht worden sein, dass, wenn die Waare 6 Tage auf dem Plane ist und fleissig begossen wird, dieselbe an Gewicht gehaltvoller bleibe.

4) Nachdem die Waare vom Plane genommen ist, kommt sie trocken in die Büke-Bütte. Dieselbe ist von starken lichtenen Stäben, mit Ketten umgeben, und besetzt sich unmittelbar neben einem eingemauerten Kessel. Die ein- gefachte Waare wird mit Pottaschen-Lauge stark ge- tränkt, und zwar so stark, dass die Lauge über die Waare fliesst. Sodann beginnt die Feuerung unter dem Kessel.

Ist die Waare in die Bütte geschafft und mit Lauge getränkt, so öffnet sich ein Ventil in einer horizon- talen Böhre, welche mitten vom Boden der Bütte, nach dem untern Theile des oben verschlossenen Kessels geht, und letzterer fällt sich. Das Feuer wird unter dem mit einem Mantel umgebenen eingemauerten Kessel in einem solchen Grade unterhalten, dass die Lauge zum Kochen kommt. Erfolgt dieses, so strömt die im Kessel befind- liche aufwallende Lauge durch ein oben seitwärts her- austretendes Rohr, und übergiesst die Waare in der Bütte. Die dadurch in dem Kessel entstehende Leere veranlasst dann, dass das erwähnte Ventil sich wieder öffnet und den Kessel neuerdings mit Lauge füllt. So lange die Lauge in der Bütte nicht die gehörige Wärme bis zum Siedepunct erhalten hat, folgt die Ueberströmung nur langsam, ist aber erst diese Hitze erreicht, so geht die Strömung fast ununterbrochen fort. Dieser Wärme- grad wird mehrere Stunden unterhalten, und es dauert der ganze Büke-Process gewöhnlich 12 Stunden. Nur dafür hat der Bükemeister Sorge zu tragen, dass fort-

während genugsam Lauge auf der Bütte vorhanden sei, um die Ueberströmung nicht zu unterbrechen.

Die Waare kommt hierauf wieder zur Spülung und dann eine kurze Zeit auf den Plan. Mit diesen Operationen wird so lange fortgefahren, bis erkannt wird, dass sie ganz durchgebleicht ist.

- 7) Finden sich in der Waare einzelne, noch nicht ganz durchgebleichte, schwarze Stellen und Fäden (Spinn-schmier), so bringt man sie auf die Hobelmaschine. Dieselbe hat 24 Abtheilungen oder Hobel, und es werden daher zu gleicher Zeit 24 Stück Waare, nachdem sie vorher mit schwarzer Seife tüchtig eingerieben sind, bearbeitet. Diese Maschine bewirkt das Nämliche, was zu Bielefeld und Melle *) Statt findet, jedoch mit dem Unterschiede, dass dort bei jedem Hobel eine gewandte und arbeitgeschickte Person erfordert wird, wogegen bei dieser Maschine, durch die Dampfmaschine in Thätigkeit gesetzt, Niemand anwesend zu sein braucht, da sie eine angemessene Zeit ununterbrochen arbeitet. Ist solches erfolgt, so wird die Waare wieder in die Digerirungs-Bütte gebracht, worin der früher beschriebene Process wiederholt wird, hierauf nochmals zur Spülung befördert und endlich auf dem Plan getrocknet.
- 8) Die Waare wird dann in die Chlor-Bütte gebracht und darin 4 Stunden in einem Bade von 2 Grad Stärke erhalten; hierauf bleibt sie eine Stunde in der Schwefelsäure und wird sofort zur Spülung geschafft, woselbst sie stark gereinigt wird, damit keine Säure zurückbleibt. Um sich hiervon vollkommen zu versichern, und dann auch der Waare den höchsten Grad von Weisse zu geben, erhält sie noch ein zweigradiges Bad von weisser Seife, wird alledann getrocknet und endlich mit der besten Stärke und Schmalte gestärkt. Findet sich dann, dass der höchste Grad von Weisse noch nicht erreicht ist, so wird das unter Nro. 8. angegebene Verfahren noch in einem erhöhten Grade wiederholt, welches dann keine Wünsche mehr übrig lässt.

*) Man sehe die Mittheilungen des Gewerbev., Lief. 10, S. 189.

Soll die Waare schnell gebleicht werden, so ist nur ein Zeitraum von 6 Tagen nothwendig. Das Verfahren wird dann dahin abgekürzt, dass das Auslegen auf dem Plan nur 12 Stunden währt; nach der ersten Bücke beginnt sofort die Behandlung im Chlor-Bade, und sodann abwechselnd das Verfahren, wie es zuvor beschrieben ist.

b) Das Appretiren.

Dasselbe erfolgt ganz nach der in Bielefeld gebräuchlichen oben beschriebenen Art, auch mit denselben Maschinen.

II.

Bemerkungen über das Bleichen der Baumwollenzeuge.

Von

A. SCHEURER.

(Im Auszuge aus Dingl. pol. Journal. Bd. 64, S. 448.)

Bei Gelegenheit eines Berichtes über eine Abhandlung von Schwarz, die Wirkung der Fette beim Bleichen betreffend, wurde von Herrn Scheurer, in Uebereinstimmung mit Herrn Schwarz, der Satz ausgesprochen, dass die Behandlung der Zeuge mit Kalk die Entfernung fettiger Theile aus denselben keineswegs erleichtere, und dass das Laugen mit Kalk sogar nachtheilig wirke, wenn man auf dasselbe nicht unmittelbar ein Säurebad folgen lasse; auch war es ihnen durch kein Verfahren gelungen, den Zeugen die befestigten Fette vollständig zu entziehen. Vor einiger Zeit hat nun Herr Dana, Chemiker in der Indiennefabrik von Prince in Lowell bei Boston, der Société industrielle eine Mittheilung zukommen lassen, in welcher gerade die Anwendung des Kalks vor der Behandlung mit Alkalien als das sicherste Mittel zur Entfernung aller beim Weben in den Zeug gekommenen fettigen Theile gerühmt wird. Dieser scheinbare Widerspruch, sagt Herr Scheurer, stösst jedoch die Behauptung, welche wir im vergangenen Jahre aufstellten, keineswegs um; die Herren Dana und Prince wenden nämlich bei ihren Laugen nicht ätzendes Natron (ätzend gemachte Soda) an, deren wir uns bei allen unseren früheren

Versuchen bedienten, sondern *kohlensaures Kali* (Potasche), welches nicht ätzend gemacht, sondern blos zur Absonderung der fremden Salze und erdigen Unreinigkeiten, in kochendem Wasser aufgelöst wurde. Wer unsere Versuche über die Wirkung des Aetznatrons auf die Fettflecken beim Bleichen wiederholt, wird dieselben vollkommen bestätigt finden; Hr. Dana aber kam auf folgende sehr wichtige und neue Beobachtung, von deren Richtigkeit wir uns vollkommen überzeugt haben: dass nämlich frische oder auch vollkommen befestigte Fettflecken durch kohlensaures Natron den Baumwollenzeugen vollständig entzogen werden, wenn man dieselben zuvor mit Kalk gelaugt hat.

Den Beweis für die Wirksamkeit der kohlensauren Alkalien liefern folgende Versuche:

Man druckte auf einen Zeugstreifen mit geschmolzenem Talg, liess ihn acht Tage lang in einem warmen Zimmer liegen und laugte ihn dann vier Stunden lang mit trübem Kalkwasser. Der Zeug kam aus dieser Lauge ausserordentlich runzelig, und auf den Streifen hatte sich deutlich eine Kalkseife gebildet, welche trocken war und sich leicht abkratzen liess. Der gelaugte Zeug wurde nun getheilt. Die eine Hälfte davon passirte man durch ein laues Schwefelsäurebad von 1° Baumé, welches aber die Kalkseife wenig angriff, indem keine Spur von freiem Fett auf der Flüssigkeit schwamm. Hierauf theilte man den gesäuerten Theil sowohl als den nicht gesäuerten wieder in zwei Theile und laugte sowohl jenen (Nr. 2) als diesen (Nr. 1) zwei Mal 4 Stunden lang mit Aetznatronlauge von 1° Baumé, wobei sich das erste Mal auf der Flüssigkeit unzersetzte Kalkseife zeigte. Die beiden anderen Zeugstückchen, nämlich das ungesäuerte (Nr. 3) und das gesäuerte (Nr. 4) wurden zwei Mal mit käuflichem kohlensaurem Natron von 1½° Baumé 4 Stunden lang gelaugt.

Ich wandte von der käuflichen Soda eine etwas stärkere Lauge an, weil sie immer mehr oder weniger fremde Salze enthält, und daher am Aräometer einen zu hohen Grad zeigt (seitdem habe ich gefunden, dass das *Sel de Soude* von Dieuze, dessen ich mich bediente, so rein ist, dass eine Auflösung desselben von 1° am Alkalimeter beinahe eben so viel reelles Alkali zeigt, als eine kaustische Natronlauge von 1°). Bei der ganzen Sodabehandlung zeigte sich keine Spur von freiem Fett oder

Kalkseife; die Lauge verwandelte sich immer in ein schäumendes, vollkommen helles Seifenbad. Die herausgenommenen Zeugstückchen machten beim Klopfen in Wasser dasselbe trübe durch kohlensauren Kalk (der sich in Salzsäure vollkommen auflöste).

Hierauf passirte man alle 4 Zeugstücke durch Schwefelsäure von 1° ; dabei war bei den mit kohlensaurem Natron behandelten Kohlensäureentwicklung bemerkbar, bei den mit Aetznatron gelaugten aber nicht.

Nun brachte man die vier Nummern mit einander in ein mit Kreide und essigsaurer Thonerde versehenes Kuhmistbad, um die Fettflecken zu beizen, wenn sie noch vorhanden sein sollten; endlich färbte man (mit Krapp) $\frac{1}{2}$ Stunde bis 70° C. (56° R.) und passirte darauf $\frac{1}{2}$ Stunde lang durch ein siedendes Kleienbad. Dieser Gang wurde bei allen Laugversuchen befolgt.

Bei Nr. 1 und 2, welche mit Aetznatron gelaugt worden waren, färbten sich die Streifen stark roth, und zwar bei dem angesäuerten Zeugstück Nr. 1 viel stärker als bei Nr. 2, welches nach der Kalklauge gesäuert worden war. Diess beweist wieder, dass ich mit Recht in meinem vorjährigen Berichte ein Säurebad nach der Behandlung mit Kalk so dringend empfahl. Von den mit kohlensaurem Natron gelaugten Zeugstückchen zeigte das gesäuerte (Nr. 4) keine Spur von fettigen Streifen; auch das nicht gesäuerte (Nr. 3) war frei von Fettstreifen, doch weder im Grund noch in den Streifen so rein wie jenes.

Einen andern Versuch stellte man mit frischen, erst den Tag vorher mit Olivenöl aufgedruckten Fettflecken an. Man laugte zwei Proben, ohne vorgängige Kalkbehandlung, die eine zwei Mal mit Aetznatron von 1° und die andere mit kohlensaurem Natron von $1\frac{1}{2}^{\circ}$ wie oben 4 Stunden lang. Ich vermuthete nämlich, dass die alkalischen Laugen auch ohne vorgängige Kalklauge hinreichend sein würden, so frische und also wenig befestigte Fettflecken zu beseitigen; der Erfolg bestätigte diess aber nicht.

Auf der ersten Aetzlauge schwammen nämlich Theilchen von freiem Fett; auf der zweiten zeigten sich hingegen keine mehr.

Die erste Lauge von kohlensaurem Natron bildete dagegen eine schöne Seifenauflösung und enthielt keine Spur von freiem Fett.

Nach dem Ausfärben zeigte die Probe Nr. 2, welche mit

Aetznatron gelaugt worden war, stark gelb gefärbte Streifen, die mit kohlen-saurem Natron behandelte Probe noch deutlichere und rosenroth gefärbte Streifen und einen weniger weissen Grund.

Selbst ganz frische Fettflecken widerstehen also der Einwirkung der ätzenden und kohlen-sauren Alkalien gleich gut, und letztere sind noch unwirksamer als erstere, wenn kein Kalkbad vorausgegangen ist.

Auf dieselbe Art mit frischem Oel gedruckte Streifen, welche aber den folgenden Tag 4 Stunden lang mit überschüssigem Kalk gelaugt wurden, gaben andere Resultate. Man theilte den Zeug nach der Behandlung mit Kalk in zwei Theile und passirte die eine Hälfte Nr. 1 durch Säure, um nochmals die Wirkung dieser Passage gegen die andere Hälfte Nr. 2, welche nicht gesäuert wurde, zu vergleichen.

Es wurde dann ein Stück von dem gesäuerten Theile Nr. 1 und dem nicht gesäuerten Nr. 2 zwei Mal mit Aetznatron von 10° 4 Stunden lang gelaugt, und andererseits das gesäuerte Nr. 3 und das ungesäuerte Nr. 4 zwei Mal mit kohlen-saurem Natron von 1½° 4 Stunden lang.

Auch bei diesen Versuchen schwamm wieder Kalkseife auf der Aetzlauge, während die kohlen-saure Natronlauge, als sie auf den Siedepunct kam, wie ein Seifenbad stieg.

Nach dem Färben mit Krapp hatte man folgende Resultate:

Nr. 1, welches mit Aetznatron gelaugt und nach der Behandlung mit Kalk durch Säure passirt worden war, zeigte sich schwach eingefärbt.

Nr. 2, welches mit Aetznatron gelaugt, aber nach der Behandlung mit Kalk nicht gesäuert worden war, hatte dunkle rothe Streifen.

Nr. 3, welches mit kohlen-saurem Natron gelaugt und gesäuert worden war, hinterliess nach vollständiger Reinigung keine Spur einer rothen Färbung mehr.

Nr. 4, welches mit kohlen-saurem Natron gelaugt, aber nicht gesäuert worden war, war noch eingefärbt, aber weniger als Nr. 2.

Durch Laugen mit kohlen-saurem Natron erhält man also nach vorgängiger Behandlung der Stücke mit Kalk bei frischen Fettflecken sowohl als bei 8 Tage alten ein ohne allen Vergleich besseres Resultat, als durch Aetznatron.

Bei einigem Nachdenken über das Verhalten der kohlen-sauren Alkalien zu den Kalkseifen hätte man schon durch die Theorie gefunden, dass kohlen-saures Natron wirksamer sein muss als Aetznatron. Bei dem Laugen mit kohlen-saurem Natron kann sich nämlich durch doppelte Zersetzung einerseits kohlen-saurer Kalk bilden, welcher sich auf den Zeug nieder-schlägt, und andererseits eine auflösliche Natronseife, und diese Zersetzung muss um so rascher erfolgen, je weniger die Kalk-seife auf dem Zeuge fixirt ist; wenn sie aber auch noch so sehr darauf befestigt ist, kann man immer sicher sein, sie durch kohlen-saures Natron vollkommen zu zersetzen, während sie sich selbst durch wiederholte Behandlung der Zeuge mit Aetznatron nicht vollständig wird entfernen lassen.

Mit Talg bedruckte Zeugstückchen, welche einen Monat lang liegen blieben, zert an einem warmen und dann an einem feuchten Orte, wurden durch eine einzige Lauge mit kohlen-saurem Natron nach vorgängiger Behandlung mit Kalk und Säuerung vollkommen von Fett gereinigt. Bei diesem Versuche hatte man sich offenbar den Bedingungen, unter welchen den Zeugen beim Weben Fette einverleibt werden, möglichst genähert, indem eine warme und feuchte Luft ihrer Vereinigung mit dem Gewebe am günstigsten ist.

Durch die Resultate beim Laugen mit Aetznatron überzeugte ich mich auch, dass der Talg auf Zeugstücken, welche nach dem Bedrucken einen Monat liegen blieben, sich mehr befestigt hatte, als auf solchen, welche erst 8 Tage aufbewahrt waren. Kohlen-saures Natron beseitigte ihn nämlich von beiden vollständig, Aetznatron hingegen, welches das Fett weder den einen noch den anderen ganz entzog, gab bei den Probestückchen, welche einen Monat lang aufbewahrt worden waren, ein schlechteres Resultat, als bei denen, welche erst 8 Tage alt waren.

Für alle Fälle liefert also das kohlen-saure Natron dem Bleicher ein vortreffliches Mittel zur Entfernung frischer und alter Fettflecken aus den Stücken; um damit gute Resultate zu erhalten, muss man aber auch die Laugoperationen und besonders die Kalklauge gut leiten, damit ihre Wirkung eine vollständige und gleichförmige ist, was sich in Kufen, worin eine grosse Masse von Stücken über einander gehäuft wird, nur

schwer bewerkstelligen lässt, besonders mit einem so wenig löslichen Alkali, wie der Kalk; in diesem Falle würde nämlich nicht überschüssige Kalkmilch, sondern blos ein Kalkwasser auf die Stücke wirken, so dass man am Ende nicht nur keine besseren Resultate als mit Aetznatron, sondern im Gegentheil noch schlechtere erhielte. Auf ähnliche Art kommen oft die besten Verfahrensarten bei Einigen in Misscredit und ausser Gebrauch, während sie von Anderen, besser verstanden, mit Erfolg angewandt werden.

Die Kalklauge muss also, als die wesentlichste Operation beim Laugen mit kohlensaurem Natron, wohl verstanden werden; man darf nur wenige Stücke auf einmal in Arbeit nehmen und hat ihr Aufeinanderdrücken zu vermeiden. Wiederholt man diese Operation öfter, so kann sie auch in kürzerer Zeit beendigt werden. Sie wird um so besser gelingen, je mehr der Zeug mit dem Kalk in Berührung kommt; ich zweifle aber sehr, ob sie bei der Art, wie man die Kalklauge in unseren Bleichereien gewöhnlich giebt, gute Resultate liefern kann.

Um die Wirkung des kohlensauren Natrons auf die fixirten Fette noch genauer kennen zu lernen, laugte ich einen für Türkischroth geölten Kattun mit Kalk, säuerte ihn dann und kochte ihn zuletzt zwei Mal mit kohlensaurem Natron von $1\frac{1}{2}$ aus. Die erste Sodalauge gab nach dem Erkalten eine dicke vollkommene Seife; die zweite zeigte kaum noch Spuren fettiger Substanz. Man gab hierauf ein Säurebad und färbte eine Probe in Krapp aus; der Grund färbte sich nicht mehr als eine vergleichsweise gefärbte Probe von nicht geöltem, gelaugtem Zeuge; doch waren noch Andeutungen eines Rückhalts von etwas unzersetzter Kalkseife vorhanden. Man gab also dem Zeuge ein schwaches Chlorkalkbad, dann ein Säurebad, worauf man wieder eine Sodalauge und dann nochmals Behandlung mit Chlorkalk und Säure folgen liess; beim nunmehrigen Ausfärben war der Grund des geölten Zeuges von vollkommen gleicher Weise mit dem des nicht geölten Zeuges.

Ein anderer entscheidender Versuch wurde mit einem schon vor ziemlich langer Zeit gewebten Stücke gemacht, welches vom Weben Fettflecken hatte; man bedruckte es noch mit Trockenöl, welches man in der Wärme in dasselbe eintrocknete, und mit Fettflecken, über die man ein heisses Eisen passirte. Man

gab ihm nun: 1) eine trübe Kalklauge während 4 Stunden; 2) ein $\frac{1}{2}$ stündiges laues Säurebad von 1° B.; 3) eine Lauge mit kohlensaurem Natron von $1\frac{1}{2}^{\circ}$, während 4 Stunden; 4) noch eine solche und 5) ein Säurebad. Eine ausgefärbte Probe zeigte nun kein Fett mehr, aber der Grund war nicht weiss genug. Man liess daher 6) noch ein schwaches Chlorkalkbad und Säure von 1° ; 7) ein 4stündiges Laugen mit kohlensaurem Natron von $1\frac{1}{2}^{\circ}$ und 8) ein Chlorkalk- und Säurebad wie bei Nr. 6 folgen. Beim nunmehrigen Ausfärben war der Grund schön weiss und alle Fettflecken ohne Ausnahme entfernt.

Aus diesem Versuche dürfte wohl mit Gewissheit hervorgehen, dass man beim Bleichen durch das kohlensaure Natron nach vorhergegangener Kalklauge ohne allen Vergleich bessere Resultate erhält, als mit dem jetzt allgemein gebräuchlichen Aetznatron, es mag nun letzterem eine Kalklauge vorangehen oder nicht. Dieser günstige Erfolg hängt aber ganz davon ab, dass die Kalklauge den Zeugen auf eine geeignete Weise gegeben wird, so dass alles auf ihnen befindliche Fett in Kalkseife verwandelt wird. Auch müssen sie nothwendig *nach der Kalklauge auf geeignete Weise gesäuert werden*. Man sollte glauben, dass ein Säurebad nach der Behandlung mit Kalk die gebildete Kalkseife zersetzen und also den Effect der Kalklauge wieder aufheben müsste. Die Sache verhält sich aber anders; durch die Kalklauge wird nämlich das Fett in eine Kalkseife mit überschüssiger Basis verwandelt, und dieser gebundene Kalk wird nebst dem freien, welchen die Zeuge ungeachtet des Auswaschens noch immer enthalten, hinreichend sein, um das kohlensaure Natron während des Laugens zu zersetzen, so dass es zu Aetznatron wird, wo dann die Resultate sich den mit Aetznatron direct erzielten mehr oder weniger nähern; auch lieferte mir bei allen meinen Versuchen, wo ich nach der Kalklauge kein Säurebad anwandte, das kohlensaure Natron nicht viel bessere Resultate, als das Aetznatron.

Ich habe mich auch durch Versuche überzeugt, dass das Säurebad der Kalkseife nicht zu viel Kalk entzieht, wenn man es weder zu stark noch zu warm und nicht zu lange anwendet. Man giebt es daher am besten beinahe kalt und setzt die Passage nur einige Stunden fort. Diess waren wenigstens die Umstände bei meinen Versuchen im Kleinen, und die Erfahrung

muss uns nun belehren, welche bei der Operation im Großen die günstigsten sind. Während dieses Säurebada zeigt sich nicht eine Spur von freiem Fett auf der Flüssigkeit, sondern man bemerkt höchstens bei schwer aufgedruckten Fettstreifen Theilchen mechanisch losgerissener Kalkseife.

Ich habe oben gesagt, dass sich in dem Zeug bei dem Laugen mit kohlensaurem Natron, welches auf die Säurepassage folgt, kohlensaurer Kalk festsetzt, welcher durch Zersetzung der Kalkseife mittelst des kohlensauren Natrons entsteht; die Kalkseife war also bei meiner Operationsweise durch die Säure nicht zersetzt worden, denn sonst könnte man sich das Vorhandensein von kohlensaurem Kalk nicht erklären.

Versuche, die mit Salzsäure anstatt Schwefelsäure angestellt wurden, lieferten eben so gute Resultate; bei der Salzsäure hat man nicht nur den Vortheil, dass sie mit dem Kalk ein sehr lösliches Salz bildet, sondern auch den, dass sie den Zeug weniger schwächt, wenn er nach dem Säurebad nicht hinreichend ausgewaschen wurde, was bei den Bleichern, welche gewöhnlich Schwefelsäure benutzen, nur zu oft der Fall ist.

Was nun den Chlorkalk betrifft, so ist bekannt, dass bei dem Verfahren mit Aetznatron eine zu zeitige Anwendung von Chlorkalk durch Säuerung und Fixation der Fettflecken schaden kann; diess habe ich in meinem ersten Bericht über das Bleichen hinreichend erwiesen, und aus demselben Grunde empfahl ich damals das Chlor erst nach einigen Laugen mit Alkali anzuwenden, um den Fettflecken vorher ihre löslichen Theile zu entziehen.

Das Chlor säuert aber nicht nur die Fettflecken, sondern beizt sie auch mit Kalk und verwandelt sie also in wahre Kalkseifen, welche der auf den Chlorkalk folgenden Säurepassage widerstehen. Wenn man dann mit Aetznatron laugt, so wirkt dasselbe also auf Kalkseifen, welche es nicht zu zersetzen vermag; es wird zwar bei wiederholter Anwendung der Kalkseife einen Theil fetter Säure entziehen, aber sie immer nur unvollständig zersetzen. Da hingegen bei dem Laugen mit kohlensaurem Natron die Hauptoperation gerade darin besteht, alle Fette in Kalkseifen zu verwandeln (was bei Anwendung von Aetznatron vermieden werden muss), so begreift man leicht, dass der Chlorkalk nicht nachtheilig wirken kann, so frühzeitig

man ihn auch anwenden mag. Auch haben mir neue Versuche über Fettflecken, die nach dem Verfahren mit kohlensaurem Natron gebleicht worden waren, bewiesen, dass der Chlorkalk, wenn man ihn unmittelbar nach der Kalklauge und selbst vor dieser Lauge anwendet, keine schlechteren Resultate liefert, als wenn man ihn erst nach den alkalischen Laugen giebt: in allen diesen Fällen wurden die Flecken vollkommen beseitigt. Bei dem Laugen mit kohlensaurem Natron kann man also die Chlorpassagen öfters wiederholen, als bei Anwendung von Aetznatron, und folglich ein reineres Weiss erzielen.

Ich habe im Verlauf meiner Versuche bemerkt, dass Zeuge, die vollkommen mit Alkali gebleicht wurden, jedoch ohne Anwendung von Chlor und ohne Auslegen auf die Wiese, sich im Krapp immer stark roth einfärben. Durch das Chlorkalk- und Säurebad wird aber diese Neigung des Bodens im Krapp abgezuziehen, sehr vermindert. Es scheint also, dass das Chlor gewisse Theile des rohen Zeuges zu zerstören sucht, auf welche die Alkalien nicht wirken und die beim Krappfärben ansetzen; dadurch erklärt es sich, warum bei Stücken, die nach verschiedenen Methoden gebleicht sind, die Böden so verschiedenartig im Krappbad einfärben, und warum man selbst bei demselben Bleichverfahren nach der Anzahl und Dauer der Chlorpassagen so verschiedenartige Resultate in dieser Beziehung erhält.

Bisweilen färbt sich auch der Grund deswegen stärker ein, weil man die Stücke nach den verschiedenen Bleichoperationen nicht hinreichend walkte, wovon man sich leicht im Kleinen überzeugen kann, wenn man ein Zeugstückchen nach jeder Lauge und Passage von Grund aus reinigt und dagegen ein anderes bloß in Wasser auswäscht; letzteres wird sich im Krappbade viel stärker einfärben, obgleich die Fettflecken von beiden Zeugstückchen vollkommen beseitigt worden sind.

Das Bleichverfahren von Dana besteht aus folgenden 11 Operationen:

1) Sengen; 2) 24 bis 36stündiges Einweichen in lauem Wasser; 3) 12stündiges Kochen mit Kalk, im Winter 70 bis 80 Pfund, im Sommer 60 Pfund; 4) 20stündige Behandlung mit einer Lauge von 80 Pfund Potasche; 5) 6stündiges Chlorkalkbad von $\frac{1}{2}^{\circ}$ Baumé, Abtropfen und 6stündiges Schwefelsäurebad von $2\frac{1}{2}^{\circ}$ B.; 6) 15stündiges Laugen mit 60 Pfund

Potasche; 7) Säurebad wie Nr. 5; 8) 15stündiges Laugen mit 40 Pfund Potasche; 9) Säurebad wie Nr. 5; 10) 10stündiges Laugen mit 30 Pfund Potasche; 11) Chlorkalkbad von $2\frac{1}{2}^{\circ}$ B. Auswaschen und Passiren durch Schwefelsäure von 3° B. Im Sommer fallen die Operationen Nr. 8 und 9, in den heissesten Tagen wohl auch Nr. 10 weg.

Man wendet die beste käufliche Potasche (oder auch calcinirte Soda, dann aber $\frac{1}{5}$ weniger) an, welche man in kochendem Wasser bis zur Sättigung auflöst, erkalten und absetzen lässt, die gesättigte Lösung abzieht und im Laugbottich dann noch mit so viel Wasser versetzt; dass das Ganze 250 Gallons von 4° B. ausmacht. Zum ersten Laugenbade bringt man 500 abgetropfte Stücke Zeug in den Bottich, welcher dann 604 Gallons Wasser enthält; dann lässt man Dampf hinein; durch die Verdichtung desselben vermehrt sich die Wassermenge um 146 Gallons, so dass das Gesamtvolum der Flüssigkeit gewöhnlich 1000 Gallons von 2° Baumé beträgt. Vom Beginn des Kochens (2 Stunden nach dem ersten Einlassen des Dampfes) fängt man an, die Dauer des Laugens zu rechnen; von da an vermehrt sich auch die Wassermenge nicht mehr, weil sich der Zufluss des Dampfes und der Abgang durch den Austritt desselben aus dem Bottich ziemlich gleich bleiben.

Hr. Dana hat öfters die rückständigen Flüssigkeiten von den Laugoperationen untersucht. Er fand, dass nur nach der ersten, selten noch nach der zweiten Lauge fettige Säuren in der Flüssigkeit vorhanden sind. Das nach dem Laugen in der Flüssigkeit noch vorhandene freie Alkali beträgt nach der ersten Lauge 83,45 p. C. des angewendeten Alkali, nach der zweiten 93,45 und nach der dritten 97 p. C. In dem Rückstande des ersten Laugenbades findet sich keine Spur freien, unveränderten Fettes. In dem Moment, wo das Kochen beginnt, enthält das Bad eine beträchtliche Menge einer humusartigen Substanz, welche in geringerer Menge auch in den späteren Laugen vorkommt und wahrscheinlich ein Product der Einwirkung des Alkali auf die Baumwollenfaser ist.

Die so behandelten Zeuge werden mit Krapp gefärbt und dann zwei Mal durch Seife passirt; zu jeder Passage nimmt man 500 Gallons Wasser von 82° C. (66° R.), welche für 50 Stücke $2\frac{1}{2}$ Scheffel Kleie und ein Pfund Seife enthalten;

drauf werden die Stücke durch ein schwaches kochendes Chlor-
kalkbad passirt. Die weissen Gründe sind dann vortrefflich, den
englischen gleich, aber den französischen an Reinheit der Weisse
etwas nachstehend. Fettflecken sind nirgends zu bemerken, und
so fern ist der Zweck vollständig erreicht.

Wir haben gesehen, dass die Herren Dana und Prince
mittelbar nach der Kalklauge, ohne eingeschobenes Säurebad,
die Lauge mit kohlensaurem Kali (Potasche) folgen lassen,
drauf ein schwaches Chlorkalk- und ein Säurebad gegeben
wird. Erst dann wird zum zweiten Mal mit Potasche gelaugt.
Bei dieser Operationsweise sind sie auch ohne ein Säurebad
nach der Kalklauge anzuwenden, sicher, dass die Fettflecken
wenigstens bei dem zweiten Laugen beseitigt werden. Doch
bemerken sie, dass sie nur selten Spuren von Fett in der zwei-
ten Lauge fanden: diess kann daher kommen:

1) weil ihre Zeuge wenige Tage nach dem Weben schon
gelaugt wurden und man zur Schlichte Fischthran benutzt, wel-
cher vielleicht eine geringere Verwandtschaft zur Baumwolle
als der Talg hat;

2) dass sie sie nach der Behandlung mit Kalk zwei Mal
mit Potasche, und also besser von Kalk reinigen.

Der Umstand, dass sie schon nach der ersten alkalischen
Lauge ein Chlorbad geben, kann nach meinen Beobachtungen
in Anwendung *kohlensaurer* Alkalien nicht schaden. Sie wen-
den auch mit Recht zuerst eine ganz starke Lauge an, näm-
lich 80 Pfund Potasche auf 500 Stücke *), und dann immer
weniger Potasche, so dass auf die vierte Lauge nur 30 Pfund
davon kommen. Auch bemerken sie, dass für Fayenceblau zwei
Potaschelaugen immer hinreichend sind und dass sich nie eine Spur
Fett auf solchen Stücken zeigte; im Sommer genügen ihnen diese
zwei Laugen sogar zur Erzielung eines vollkommenen Weiss.

Wir sind diesen Herren für ihre Mittheilung sehr verbun-
den, denn die Bleicher haben dadurch eine neue und sehr wich-
tige Thatsache kennen gelernt, welche sonst vielleicht noch
lange unbekannt geblieben wäre.

*) Das Stück ist 30 Yards lang, 30 Zoll breit und 5 bis 6 Pfd.
(voir du poids) schwer.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) *Auszug aus dem Programme der holländischen Societät der Wissenschaften zu Harlem, für das Jahr 1837.*

Die Societät hat ihre 85. Sitzung am 20. Mai gehalten. Sie hat die goldne Medaille und überdem eine Gratification von 150 holländischen Gulden einer deutschen Abhandlung zuerkannt über die Bastardpflanzen, welche durch künstliche Fructification erhalten werden, indem man gewisse Pflanzen durch den Pollen anderer Arten befruchtet. Der Verfasser war Carl Friedrich Gärtner, Doctor der Medicin zu Calve in Würtemberg.

Eine französische Beantwortung der geologischen Frage Nro. XII des vorjährigen Programms war zu spät eingegangen.

Die Gesellschaft hat es für gut erachtet, die folgenden 7 Fragen zu wiederholen zur Beantwortung

vor dem ersten Januar 1839.

I. Der Schwefel ist, wenn man die Art seines natürlichen Vorkommens in Betracht zieht, in sehr verschiedenen Localitäten und Begleitungen angetroffen worden, von denen einige der Vermuthung Raum gegeben haben, dass diese Substanz in anderer Weise entstanden sei, als die meisten Mineralien, oder dass sie wohl gar von organisirten Körpern abstamme; die Societät verlangt daher: „eine Naturgeschichte des Schwefels, vorzüglich in Hinsicht auf dessen Lagerung, so wie auf die verschiedenen Verbindungen und Beziehungen, in welchen er sich hier darbietet; und was lässt sich von diesem Allen, in

Ursprung und der Entstehung des Schwefels in der Natur, herleiten?“

II. Da die Fortschritte der Chemie eine grosse Anzahl Processen kennen gelehrt hat, durch welche, bei Behandlung und Veränderung sehr verschiedenartiger Stoffe, Zucker erzeugt werden kann, so wird gefragt: „Welches sind die verschiedenen Substanzen, aus denen durch chemische Operationen sich Zucker erzeugen lässt? Welche verschiedene Arten von künstlichen Zuckern giebt es, und welches ist die beste Methode zur Erzeugung eines jeden? Welche Art dieser Zucker ist die nützlichste und am meisten geeignet, die Stelle des Arzuckers und anderer gebräuchlicher Zuckerarten zu ersetzen?“

III. „Welches sind die verschiedenen Arten von Thieren, das Pfahlwerk und andere Holzarbeiten in der Umgebung unserer Küsten und Deiche an mehreren Orten durch Zerbohren zu richten? Welches die Naturgeschichte und die Anatomie derselben? Welches die bis jetzt angewandten Mittel, um den Verwüstungen zu verhindern? Bieten endlich fernerweite, aus der Naturgeschichte und vergleichende Anatomie betreffende, Forschungen vielleicht ein Vorbauungs-Mittel dar, welches möglichlicher ist, als die bereits bekannten?“

Die Gesellschaft wünscht keinesweges, dass man als Antwort ihre Fragen das schon Bekannte wiederhole. Sie verlangt gerade Gegentheile, dass durch neue Untersuchungen die Lücken bei den Kenntnissen ausgefüllt werden.

IV. Eine überaus grosse Menge verschiedener Gase entsteht mit den Quellen fast in allen Ländern dem Schoosse der Erde. Diese Gase sind an mehreren Orten aufgefangen und geprüft worden. — Die Societät verlangt nun: „Dass diese Aufmerksamkeit auf die Quellen im Königreiche der *Niederlande* ausgedehnt werde. Sie wünscht, dass man durch genaue Untersuchungen und durch alle Hülfsmittel der Physik und Chemie die Ueberzeugung verschaffe, ob die Wasser unserer Quellen bei ihrem Hervortreten aus der Erde wirklich von Gasen begleitet werden, und dass man im Bejahungsfalle die Zusammensetzung dieser Gase erforsche?“

V. Die Forschungen des Dr. Rathke haben bewiesen, dass die Wasserkrebse, nachdem sie das Ei verlassen haben,

keinen bedeutenden Verwandlungen mehr unterworfen sind, während die Krabben, nach den wichtigen Entdeckungen des Herrn Thomson, ihren vollkommenen Zustand erst erlangen nach einem Durchgange durch mehrere Zwischen-Zustände. — Dieser grosse Unterschied zwischen zwei einander so nahe stehenden Thiergattungen hat die Aufmerksamkeit der Societät auf sich gezogen. — Sie verlangt, dass man fernere Untersuchungen in dieser Hinsicht anstelle, und in Folge dessen eine, von genauen Abbildungen begleitete, Beschreibung der Entwicklung einer oder mehrerer Krabben-Arten, von dem Auskriechen aus dem Eie bis zum vollkommen entwickelten Zustande gebe.

VI. Nach einigen Botanikern sollen sich Algen von sehr wenig zusammengesetztem Baue, unter günstige Bedingungen versetzt, zu sehr verschiedenen und auf der Stufenleiter der organischen Wesen viel höher stehenden Geschlechtern angehörigen Pflanzen entwickeln, obwohl dieselben Algen, in Ermangelung dieser günstigen Umstände, befruchtet würden und sich in ihrer ursprünglichen Form wieder erzeugten. — Die Societät ermisst: „Dass, wenn man diese Beobachtungen gegen jede Kritik sicher stellen und den Uebergang zweier organisirter Körper in einander mit Gewissheit beweisen könne, ein unermesslicher Vorschrift in dem Studium dieser Körper gemacht sein würde;“ sie verlangt daher: „dass man diese Beobachtungen mit der grössten Sorgfalt wiederhole, dass man sie auf andere Vegetabilien ausdehne, welche noch nicht von diesem Gesichtspunkte aus untersucht worden sind, und dass man endlich durch genaue Beschreibungen und detaillirte Abbildungen die Wahrheit oder die Falschheit dieses Ueberganges zweier organisirter Körper in einander beweise.“

VII. „Welches sind die Substanzen, deren physische Eigenschaften verschieden sind, obwohl die chemische Zusammensetzung derselben durchaus dieselbe ist, vorausgesetzt, dass sie die nämlichen Elemente, in gleicher Zahlenmenge und in gleicher Weise mit einander vereinigt, enthalten.“

Die Societät stellt für dieses Jahr die folgenden 6 Fragen auf zur Beantwortung

vor dem ersten Januar 1839.

I. Da mehrfache Versuche, besonders die von Hrn. Bequerel, den Einfluss kennen gelehrt haben, welchen d

Electricität und andere physische Kräfte auf die Bildung der Krystalle selbst von solchen Körpern ausüben, deren Krystallisation man bis jetzt kaum zu erklären vermochte, wie z. B. Quarzes und anderer sehr harter Mineralien; in Berücksichtigung ferner, dass die Kenntniss aller Umstände, welche die Krystallbildung der Mineralien beitragen, zur Erklärung verschiedener Punkte der Geologie nützen können, fragt die Societät: „Welches sind die Beobachtungen und Versuche, die den Einfluss der Electricität, des Magnetismus, der Wärme und des Lichtes auf die Krystallisation des Quarzes und anderer in Wasser unlöslicher Mineralien beweisen, und welche zugleich über die übrigen der Krystallisation günstigen Umstände Aufschluss geben?“

Die Societät wünscht diesen Gegenstand durch neue Versuche erläutert zu sehen. []

II. Da die Annahme einer freiwilligen Erzeugung der Insekten und anderer kleinen Thiere durch die wichtigen und zahlreichen Beobachtungen des Herrn Prof. Ehrenberg über die Organisation und Reproduction derselben sehr beschränkt und zum Theil widerlegt worden ist, so stellt die Societät die Frage: „Welches sind die Thiere, von denen man ehemals eine Vermehrung ohne Befruchtung annahm, deren Erzeugung durch schlechtliche Vereinigung aber jetzt hinreichend bewiesen ist? Welches dagegen sind die Thiere, deren Erzeugung ohne vorangehende Befruchtung man jetzt noch annehmen darf? Welche Licht hat man vorzüglich nach dem jetzigen Stande der Zoologie von der Entstehung der Eingeweidewürmer zu fassen?“

III. Bis zu welchem Punkte kennt man, und wie weit ist sie zulässig, jene physischen Kräfte, welche Herr DuRoi entdeckt zu haben glaubt, und die er mit dem Namen *Endosmose* und *Exosmose* bezeichnet hat in dem Werke: *Agent immédiat du mouvement vital, dévoilé dans la nature dans son mode d'action chez les végétaux et chez les animaux*. Paris 1826? Siehe auch Ann. d. chim. et de phys. 35 p. 393 und t. 27.

Die Societät wünscht den Gegenstand so weit als möglich durch neue Versuche erläutert zu sehen.

IV. Man hat mehrmals beobachtet dass einige lebende Pflanzen unter gewissen Umständen ein phosphorisches Licht

entwickelten; es gehören hierher: *Tropaeolum*, *Calendula*, *Lilium bulbiferum*, *Tagetes*, *Euphorbia phosphorea*, *Rhizomorpha* u. s. w. Die Societät verlangt: dass man durch eigens angestellte Versuche das Phänomen aufzuklären und zu bestimmen suche, was von den darüber berichteten Erfahrungen zu halten ist, welches die Umstände sind, unter denen die Erscheinung Statt findet, und welches ihre Ursache ist?

Siehe *Acta suecica* 1762 und 1769. — *Ingenhous's Versuche mit Pflanzen* 79, 151. *Nees v. Esenbeck und Bischof Nov. an Leop. Car.* II. 605. — *L. v. Treviranus Zeitschrift für Physiologie* III. 261. *Martius, Reise nach Brasilien* II. 726. *Flora* 1837. p. 8.

V. Welches sind die fossilen Thier- und Pflanzenreste, die sich in den verschiedenen Schichten des Bodens von Holland finden, mit Ausnahme der Umgegend von Maastricht? Was lehren sie uns in Bezug auf das relative Alter und die allmähliche Entstehung (*Succession*) dieser Schichten, so wie über die Veränderungen, welche der Boden dieses Landes in der Vergangenheit erlitten hat?

VI. Was lehrt uns die Erfahrung über die Ursachen der heftigen Orkane, wie die, welche den 9. November 1800 und den 29. November vorigen Jahres sich ereigneten? Sind diesen beiden Stürmen, und anderen früheren, Erscheinungen vorausgegangen, welche ihre Ankunft anzeigten? Welches war die Ausdehnung, in welcher der Sturm vom 29. November vorigen Jahres mit gleicher Heftigkeit, so weit man aus den Wirkungen schliessen kann, wie in diesem Lande, herrschte? Welches sind die Theile von Europa, wo er früher, so wie die, wo er später wahrgenommen wurde, und was kann man daraus über den Lauf schliessen, den er genommen hat? Weiss man aus sicheren Nachrichten, dass solche heftige Stürme zu gleicher oder fast gleicher Zeit an verschiedenen und weit von einander entfernten Puncten der Erde Statt gefunden haben? Welche sind die eigenthümlichsten und merkwürdigsten Erscheinungen, welche man während des letzten Sturmes beobachtete?

Der Beantworter hat die Schriften und andere authentischen Quellen, deren er sich bei der Beantwortung bediente, anzugeben.

Die Societät erinnert, dass sie in den vergangenen Jahren noch 16 Fragen*) zur Beantwortung aufgestellt hat, die das Programm

*) Siehe d. J. 1836. Heft 16. (Bd. 8. S. 574—580.)

wiederholt. Da aber die Beantwortung derselben noch vor dem 1. Januar 1838 erfolgen muss, so lassen wir dieselben hier, so wie die historische Frage, weg.

Der Preis für eine recht genügende Beantwortung einer oder dieser Fragen ist eine Goldmedaille im Werthe von 150 fl., und überdiess eine Gratification von 150 holländischen Florins, wenn die Antwort deren würdig erachtet wird. Man muss die Antwort, leserlich geschrieben, in holländischer, französischer, englischer, lateinischer oder deutscher Sprache (mit lateinischen Schriftzügen) abgefasst, und nach üblicher Weise mit verschlossenem Zettel versehen, portofrei einsenden an Hrn. Van Marum, beständigen Secretär der Societät.

2) *Ueber Antimon-Wasserstoffgas, nebst Bemerkungen über Marsh's neue Methode, das Arsenik zu entdecken *).*

Von

L. THOMPSON.

(Phil. Magaz. Mai 1837.)

Diese neue Verbindung hat ein besonderes Interesse wegen der grossen Aehnlichkeit, welche sie in vieler Hinsicht mit dem Arsenikwasserstoffgase hat. Um das Gas in der grössten Reinheit zu erhalten, schmolz ich gleiche Gewichtstheile Zink und Antimon zusammen und behandelte die Legirung mit verdünnter Schwefelsäure. Dieses Verfahren ist zwar nicht vorwurfsfrei, entspricht aber dem Zwecke im Allgemeinen. Das so bereitete Antimonwasserstoffgas ist farblos und entzündlich, explodirt heftig, wenn es mit gleich viel Sauerstoff, Chlor oder atmosphärischer Luft gemengt und durch den elektrischen Funken oder eine Flamme entzündet wird. Sein Geruch ist eigenthümlich und nähert sich dem des Arsenikwasserstoffgases. Wird ein Strom desselben an der freien Luft entzündet, so brennt er mit blasser bläulichgrüner Flamme, der des brennenden Arsenikwasserstoffgases ähnlich, und giebt einen dichten weissen Dampf, der sich an kalten Körpern als ein halbkrySTALLINISCHES Oxyd absetzt, woraus eine neue Aehnlichkeit der

*) Vergl. d. J. Bd. XI. S. 217.

beiden Gase sich ergibt. Wird ein Stück kaltes Glas oder Porcellan in die Flamme gehalten, so setzt sich eine metallische Kruste darauf ab. Bedient man sich aber einer Glasröhre, so bildet sich das metallische Häutchen an den der Flamme zunächst gelegenen Theilen, und weiterhin setzt sich weisses Oxyd ab. Es ist kaum nöthig zu bemerken, dass diese Erscheinungen fast genau mit denen übereinstimmen, welche das Arsenikwasserstoffgas darbietet. Obgleich ein geübtes Auge einige Verschiedenheiten zwischen den beiden Metallen wahrnimmt, indem das Antimonhäutchen mehr silberglänzend und metallisch erscheint, so ist die Unterscheidung doch nicht leicht, denn ein dünnes Häutchen von Antimon ähnelt mehr dem Arsenik und eine dicke Arsenikkruste hat das metallische Ansehn des Antimons. Wird Schwefelwasserstoffgas über die Oxyde beider Metalle geleitet, so wird das Antimonoxyd dunkler gelb als das des Arsens, aber diess ist gleichfalls trüglisch, denn eine geringe Menge Antimon giebt kein dunkleres Gelb als Operment, und wenn etwas metallisches Arsenik in dem arsenikalischen Oxyde enthalten ist, so bildet sich ein Antheil Realgar und giebt dem Producte eine dunkle Färbung. Das schwefelsaure Kupferoxyd-Ammoniak dient nicht besser zur Unterscheidung, denn eine grosse Menge Antimonoxyd giebt einen weisslich grünen Niederschlag, den man leicht für Scheele'sches Grün halten könnte. Die beiden Metalle können indessen unterschieden werden, wenn man einen Tropfen Salpetersäure auf die Krusten bringt, sie lösen sich auf und geben in beiden Fällen beim Abdampfen zur Trockne ein weisses Pulver. Man setzt dann einige Tropfen einer verdünnten Auflösung von salpetersaurem Silber hinzu und setzt das Ganze den Dämpfen eines mit Ammoniak befeuchteten Stöpsels aus. Die Antimonauflösung giebt dann einen dichten weissen Niederschlag, die von Arsenik dagegen die bekannten canariengelben Flocken. Ich ziehe diese Methode der Anwendung des Silbersalzes der des salpetersauren Silberoxyd-Ammoniaks vor, denn der geringste Ammoniaküberschuss zerstört die Farbe; bei sorgfältiger Beobachtung des einwirkenden Ammoniakdampfes aber wird die erforderliche Quantität sehr leicht getroffen.

Zu bloßen Proben braucht man die Legirung von Zink und Antimon nicht anzuwenden, da das Gas, welches von einer

Brechweinstein oder einem trocknen Oxyde oder Salze Antimons mit verdünnter Schwefelsäure und Zink sich entwickelt, eine Menge metallischer Krusten giebt; schon ein Tropfen Brechwein giebt ein deutliches Häutchen.

Es ergibt sich hieraus, dass die von Marsh angegebene Methode keineswegs ganz zuverlässig ist und sie wenigstens allein die Gegenwart von Arsenik beweisen kann, wenn auch übrigens sehr schätzbar bleibt.

3) Arsenikprobe.

Die von Marsh angegebene und in diesem Journal Bd. XI 117 und in der vorstehenden Notiz besprochene neue Methode das Arsenik auszuscheiden, ist nun von mehreren Seiten, besonders von Dr. Mohr und Prof. Liebig geprüft und sehr zweckmäßig befunden worden *).

Dr. Mohr macht dabei auf die Veränderungen aufmerksam, welche in der Wasserstoffgasflamme vor sich gehen, wenn das entwickelte Gas Arsenik enthält. Reines Wasserstoffgas aus der Spitze ausströmend, und entzündet, zeigte die bekannte leuchtende Flamme und beschmutzte einen daran gehaltenen Porcellanscherben gar nicht. Ohne die Flamme auszulöschen, gaben einige Tropfen einer sehr verdünnten Auflösung von Arsenik in Salzsäure in die Flüssigkeit gegossen, aus welcher das Gas entband; in demselben Momente wurde die Flamme blau, stieß dicke Dämpfe von arseniger Säure aus und ein Porcellan, in die Flamme gehaltener Porcellanscherben wurde mit einem starken Arsenikanlage belegt. Wenn die Menge der arsenigen Säure bedeutend ist, z. B. $\frac{1}{1000}$ der Flüssigkeit beträgt, so ist die ganze Flamme hellblau, und lässt man sie längere Zeit gegen dieselbe Stelle des Porcellans wirken, so wird eine Arsenikkruste so dick, dass sie sich krümmt und ablöst.

Als das Zink, welches zu dem Versuche gedient hatte, gewaschen und dann mit reiner Säure übergossen worden war, brannte das Gas noch immer blau und zeigte Arsenikgehalt.

Man muss demnach zur Anstellung des Versuches jedesmal neues Zink anwenden.

Um das Arsenik in der Flamme zu erkennen, ist das Dar-

*) Annal. d. Pharm. August 1837. 317.

überhalten eines Stücks Porcellan oder einer emailirten Ofenkachel das beste, und dem Glimmer oder Glase vorzuziehen, da diese wegen ihrer Durchsichtigkeit sehr feine Nuancen nicht erkennen lassen, die auf dem weissen Grunde noch stark hervortreten.

Wenn der Arsenikgehalt abnimmt und nur noch $\frac{1}{8000}$ bis $\frac{1}{10000}$ beträgt, so ist nur noch die Spitze der Flamme gefärbt, und erscheint grünlichgelb und undurchsichtig.

Arseniksäure und ihre Salze werden auf dieselbe Weise wie die arsenige Säure reducirt.

Reines Zink mit einer wässrigen Auflösung von arseniger Säure gekocht, bekommt braune Flecken und überzieht sich mit metallischem Arsenik. Wird es dann nach dem Abwaschen mit Wasser in Salzsäure gekocht, so giebt es arsenikhaltiges Wasserstoffgas; diess ist der Grund, weshalb man das Zink nicht zwei Mal zu demselben Versuche anwenden darf.

Arseniksäure und Zink gaben sogleich Arsenikwasserstoffgas, während sich das Zink mit einem arsenikhaltigen Ueberzuge bekleidete.

Um den Grad der Empfindlichkeit der Reaction zu prüfen wurde eine Versuchsreihe angestellt.

1 Gran arseniger Säure in 6 Unzen verdünnter Säure (2880fache Verdünnung) gab eine blaue Flamme und sehr starken Anflug von Metall.

$\frac{1}{2}$ Gran in 8 Unzen schwacher Säure (7680fache Verdünnung) gab eine schwach bläuliche Flamme und auch sehr starken Anflug von Arsenik auf einem Porcellanteller.

$\frac{1}{10}$ Gran Arsenik mit 4 Unzen Säure (30720fache Verdünnung) gab eine sichtbar bläuliche Flamme und ziemlich starken Anflug.

Die 400000fache Verdünnung gab einen noch deutlichen schwarzgrauen Anflug.

Die 491520fache Verdünnung zeigte eben noch einen anfangs gelben, dann graulich werdenden Flecken.

Die halbmillionenfache Verdünnung scheint demnach die Gränze der sichern Reaction bei dieser Methode zu sein. Diese Empfindlichkeit ist so gross, dass die Versuche mit vieler Vorsicht angestellt werden müssen, um nicht durch die Reste eines vorhergehenden Versuches getäuscht zu werden. Der Ver-

setzt schliesslich den hohen Werth dieser Methode hervor, welche die Prüfungen auf Arsenik ausserordentlich erleichtert.

Aus den Bemerkungen des Hrn. Professor Liebig über Marsh's Methode entnehmen wir Folgendes:

Man könnte sich, bemerkt er, höchst nachtheiligen Täuschungen aussetzen, wenn sich in der Flüssigkeit, die man auf Arsenik prüft, fremde Metalle befinden. Löst man z. B. reines Eisen in Salzsäure auf, und lässt die Flamme des sich entwickelnden Wasserstoffgases auf eine Porcellanfläche strömen, so wird diese stets mit einem starken schwarzen Anflug bedeckt, den man in Gefahr kommen könnte für Arsenik zu halten, obwohl er nichts anderes als metallisches Eisen ist. Durch die Gasentwicklung werden nämlich unendlich kleine Tröpfchen zur Auflösung mit fortgerissen, und das darin enthaltene Eisenchlorür wird in der Flamme reducirt, es setzt sich auf dem Porcellan metallisches Eisen an, was zum Theil am Rande der Flamme zu Eisenoxydoxydul verbrennt; der Arsenikanflug lässt sich übrigens leicht hiervon unterscheiden; er verschwindet so gleich, wenn man ihn mit einem Tropfen Salpetersäure oder Schwefelammonium befeuchtet, während der Eisenanflug von der Salpetersäure nicht angegriffen und von dem Schwefelammonium schwarzgrün gefärbt wird. Diese Erscheinung zeigt sich selbst dann noch, wenn das Gas durch eine 12 Zoll lange, mit Kalihydrat in groben Stücken angefüllte, weite Glasröhre geleitet wird. Einigermassen sicherer wird die Probe, wenn man das Gas durch eine lange, mit lockerer Baumwolle gefüllte Röhre gehen lässt. Alle schweren Metalle, namentlich das Antimon *), verhalten sich wie das Eisen, wenn es den Aufsetzungen beigemischt ist.

Vollkommen zuverlässig wird die Marsh'sche Methode, wenn man das Wasserstoffgas, was sich aus einer Flüssigkeit entwickelt, die arsenige Säure enthält, durch eine linienweite Röhre von schwerschmelzbarem Glase leitet, und eine Stelle derselben, etwa 2 Zoll vor der Oeffnung, wo das Gas ausströmt, durch eine Weingeistlampe zum Glühen bringt; man sieht allen Arsenik dann ausserhalb des glühenden Theils der Röhre als schwarzmetallisch glänzenden Ring sich anlegen; man

*) Vergl. d. vorhergehende Abhandlung.

hat nicht nöthig, die Gasentwicklung zu stürmisch zu machen, was sonst geschehen muss, um der Flamme eine gewisse Größe zu geben; es ist im Gegentheil um so besser, je langsamer die Entwicklung statt findet. Man hat hierbei den besondern Vortheil, dass die übergerissenen Theile fremder Metalle innerhalb des glühenden Theils reducirt werden, wo sich dann die Metalle als schwarze Ringe absetzen, welche durch schwache Glühhitze nicht wie das Arsenik weggetrieben werden können.

Ich habe, fährt der Verf. fort, einige Versuche angestellt, um das Arsenik aus dem Schwefelarsen auf eine ähnliche Weise zu reduciren, und sehr befriedigende Resultate erhalten. Alle Chemiker stimmen darin überein, dass die Abscheidung des Arsens aus einer sauren Flüssigkeit durch Schwefelwasserstoff am zuverlässigsten und vollkommensten geschieht, da unternommen nach der Methode von Val. Rose beim Kochen thierischer Materien eine Ammoniakbildung nie vermieden werden kann. Beim Sättigen des Alkalis mit Salzsäure bildet sich nämlich Salmiak, welcher die Fällung der arsensauren Kalksalze, wie man weiss, verhindert. Wenn man also, nach der Berzelius'schen Methode, aus einer solchen Flüssigkeit einen Schwefelniederschlag erhalten hat, so besteht die zu lösende Aufgabe nun darin, dass man aus demselben Arsenik mit allen seinen Eigenschaften zu erhalten sucht.

Wenn man diesen Niederschlag in Kalilauge auflöst, und der Flüssigkeit essigsaures Bleioxyd zusetzt, mit der Vorsicht, dass stets Alkali im Ueberschuss bleibt, so tritt der Schwefel des Arsensulfürs an das Blei, und aller Arsenik findet sich bei der Auflösung als arsenige Säure. Man muss so lange von dem Bleisalz zusetzen, bis ein Tropfen der Flüssigkeit mit Essigsäure keinen Niederschlag mehr giebt, d. h. bis alle Schwefelarsenik die erwähnte Zersetzung erlitten hat. Wenn man diese Flüssigkeit, ohne sie von dem Schwefelblei zu befreien, mit überschüssiger verdünnter Schwefelsäure versetzt, ein Zinkstreifen hineingelegt und das sich entwickelnde Wasserstoffgas langsam durch eine enge, an einer Stelle glühende Glasröhre geleitet, so bleibt der charakteristische Anflug des Arsens als schwarzmetallischer Ring in dem kalten Theil der Röhre niemals aus. Diese Probe giebt selbst mit $\frac{1}{2}$ Milligramm Schwefelarsenik noch ein zuverlässiges Resultat. Auf diese

Wego bleibt übrigens stets in der Flüssigkeit bei dem Zinke eine gewisse Quantität Arsenik zurück, wofür natürlich dieser Reaction entgeht. Als eine ganz zuverlässige Methode glaube ich, den Resultaten nach, die sie mir geliefert hat, in den meisten Fällen die folgende empfehlen zu können. Man löst den Schwefelniederschlag in Kalilauge, (ist seine Quantität so geringe, dass das Schwefelarsenik von dem Filter nicht abgelöst werden kann, so übergießt man das Filter mit Kalilauge) und setzt dieser Auflösung so lange salpetersaures Silberoxyd hinzu, bis ein Tropfen der Flüssigkeit durch Essigsäure keinen gelben Niederschlag mehr fallen lässt; stets muss hierbei Kali im Ueberschuss in der Flüssigkeit vorhanden sein. Hierbei entsteht unlösliches Schwefelsilber, alles Arsenik bleibt in der Flüssigkeit, als arsensaures Kali aufgelöst, man übersättigt sie nun schwach mit Salzsäure, scheidet sie alsdann durch Filtriren von dem Schwefel- und Chlorsilber, erhitzt sie zum Sieden, um die freie Kohlensäure zu entfernen, und übersättigt sie sodann mit Kalkwasser. Der Niederschlag ist arsensaurer Kalk, den man scharf trocknet, mit ausgeglühtem Kohlenpulver mengt und auf die bekannte Weise reducirt.

Anstatt die etwas saure Flüssigkeit mit Kalkwasser zu fällen, kann man sie auch geradezu zur Trockne im Wasserbade abdampfen, den Rückstand mit Kohle mengen und durch Glühen das Arsenik daraus erhalten. Anstatt des salpetersauren Silberoxyds lässt sich mit denselben Resultaten salpetersaures Kupferoxyd benutzen, nur muss man alsdann vor der Sättigung mit Salzsäure das Schwefelkupfer und Kupferoxyd abfiltriren.

4) Ueber die Aufbewahrung frischer Gemüse.

Von

BACONNOT.

(Annal. d. chim. Fevr. 1837.)

Man wendet in der Regel zwei Mittel zur Aufbewahrung von Gemüse in den Haushaltungen an, man übergießt sie mit einer gesättigten Kochsalzlösung, oder man setzt sie in gut verschlossenen Gefäßen kürzere oder längere Zeit, je nach ihrer Natur, einer höhern Temperatur aus. Das letztere Mittel

hat nicht den Nachtheil, wie das erste, den Gemüsen einen Salzgeschmack zu ertheilen, aber wegen seiner Schwierigkeit oder der grossen Sorgfalt, die es erfordert, wird es in den Haushaltungen kaum zu etwas anderm als zur Aufbewahrung grüner Erbsen und einiger Früchte gebraucht. Dasselbe lässt sich auch in der That bis zu einem gewissen Grade dadurch ersetzen, dass man die gekochten und gut abgetropften Gemüse mit einer Schicht von gelinde geschmolzenem Fett oder Butter übergiesst. Allein die Gemüse nehmen dabei bisweilen einen unangenehmen Geschmack an, ohne Zweifel von etwas zurückgebliebener Luft herrührend, die sich schwer vollkommen ausschliessen lässt, überdiess ist die zur Bedeckung dienende Butter dann nicht mehr brauchbar. Um diese Uebelstände zu beseitigen, habe ich verschiedene Versuche angestellt, die aber zum grössten Theil erfolglos waren. So fand ich, im Widerspruche mit den Erfahrungen von Pringle, dass die verdünnten Alkalien statt die Fäulniss zu verhüten, sie vielmehr merklich beschleunigen. Ich versuchte auch die Säuren, unter welchen die schweflige Säure einige Hoffnung gab, da ihre fäulnisswidrigen Eigenschaften lange bekannt sind, und sie noch neuerlich von J. Davy zur Aufbewahrung anatomischer Präparate empfohlen worden ist. Sie hat auch vor den übrigen Säuren die Eigenschaft voraus, dass sie zu den organischen Geweben nur eine sehr schwache Verwandtschaft besitzt und dass die blose Wärme hinreicht, sie vollkommen zu verjagen.

Obwohl es mir indessen mit dieser Säure gelang, alle Arten von Gemüsen ohne Zersetzung längere Zeit aufzubewahren, so wurden doch diejenigen, welche eine festere Textur besitzen, allmählig so hart und so schwierig weich zu kochen, dass die Aufbewahrung derselben auf diese Weise nicht empfohlen werden kann. Dieses Hartwerden ist jedoch keine Wirkung der schwefligen Säure, sondern sie hängt von der Zeit ab. Man weiss in der That, dass frischgesammelte Gemüse viel schneller weich kochen, als nachdem man sie einige Tage der Luft ausgesetzt hat, selbst wenn man sie dabei mit Wasser besprengte. Um hierüber Gewissheit zu haben, füllte ich eine Flasche mit jungen Bohnen, die eben gepflückt worden waren, und setzte die Flasche, nachdem ich sie gut verschlossen hatte, im Wasserbade der Siedhitze aus. Nach einigen Monaten hatten sie

so schöne grüne Farbe behalten, aber fünfständiges ununterbrochenes Sieden in gesalzenem Wasser vermochte nicht sie zu erweichen, diess gelang erst bei Anwendung einer verdünnten Kalilösung. Grüne Erbsen, auf gleiche Weise behandelt, gesetzt in Gährung und liessen sich eben so schwer kochen. Die gelungenen Resultate, welche ich erhielt, sind folgende:

Den 1. Octbr. 1836 wurde ein Fass bis zu $\frac{3}{4}$ mit frisch-gesammeltem Sauerampfer (*oseille*) gefüllt und durch die Oeffnung ein Schwefeldocht an einem Eisendrahte eingebracht, dieser darin angezündet und das Fass verachlossen. Nachdem die Einwirkung einige Zeit gedauert hatte, wurde das Fass geschüttelt, um die Blätter mit der schwefligen Säure in Berührung zu bringen, die allmählig absorbirt wurde. Es wurde noch zwei Mal auf diese Weise geschwefelt. Das Kraut erhielt dann, nachdem es sein Vegetationswasser verloren hatte, wie gekocht. Es wurde darauf in Töpfe gebracht, und diese mit Pergament verbunden in den Keller gesetzt. Der ganze Vorrath wurde im Laufe des Winters verbraucht, und was am 11. April noch übrig war, war vollkommen gut erhalten. Wenn man sich desselben bedienen will, braucht man es nur einige Stunden in Wasser weichen zu lassen. Das Kochen dauert nicht länger, als bei frischem Kraute, und der Geschmack ist eben so angenehm, wenn es auf gehörige Weise zubereitet worden ist.

Den 3. Juli wurde römischer Salat (*laitue romaine* ou *chicon*), der geblendet und sehr zart war, der Wirkung der schwefligen Säure auf gleiche Weise ausgesetzt. Er absorbirte das Gas sehr rasch, reducirte sich auf ein geringes Volumen und verlor dabei sehr viel Wasser. Er wurde dann mit einem grossen Theile dieses Wassers in verbundenen Töpfen in den Keller gebracht. Wenn die so zubereitete Pflanze 12 Stunden in Wasser eingeweicht worden war, gab sie mehrmals im Winter ein sehr gutes Gericht bis zum 2. April, wo sie verbraucht war. Gewöhnlicher Salat und Endivien, ebenfalls durch Be-
deckung gebleicht, gaben gleichfalls gute Resultate.

Den 19. Mai wurden Spargel, wie angegeben geschwefelt, sie erweichten sich dabei und gaben einen Theil ihres Wassers ab. Sie wurden in den Keller in verbundenen Töpfen gebracht und gaben dann im Winter ein sehr angenehmes Gericht.

Ein Theil wurde bis zum 7. April des folgenden Jahres aufbewahrt. Die Spargel wurden in Wasser 24 Stunden eingeweicht, dann in siedendes Wasser gebracht und in einem verschlossenen Topfe $1\frac{1}{2}$ Stunden gekocht, denn so lange brauchten sie, um weich zu werden. Dieser Spargel hatte nach gehöriger Zubereitung ein sehr schönes Ansehen und wurde für sehr gut gehalten.

Man ersieht hieraus, dass man mit Hilfe der schwefligen Säure, in geeigneter Weise unter den angegebenen Umständen angewandt, ohne Mühe beträchtliche Mengen von Nahrungsmitteln würde aufbewahren können, um sie für die Hospitäler, die Marine u. s. w. zu verwenden. Man könnte zu diesem Behufe statt des Schwefeleinschlages eine Entwicklung gasförmiger schwefliger Säure durch andere Mittel bewirken. Allein ich muss es wiederholen, sie lässt sich nur bei zarten Vegetabilien anwenden, die sich leicht weich kochen lassen.

5) Ueber gemischten Vitriol.

In der Färberei bedient man sich bekanntlich häufig, besonders zum Schwarzfärben, eines kupferhaltigen Eisenvitriols, welcher unter dem Namen Baireuther- oder Adler-Vitriol, Admonter- Salzburger Vitriol in den Handel kommt und wovon jede Sorte ein ziemlich gleichbleibendes Verhältniss zwischen Eisen- und Kupfervitriol zeigt. Hr. Dr. Heeren *) hat Proben einiger dieser Vitriole analysirt, wobei sich ergab, dass der Gräfenthaler Vitriol auf $3\frac{1}{3}$ Eisenvitriol 1 Theil Kupfervitriol, der Goslarische dagegen auf 9 Theile Eisenvitriol nur 1 Theil Kupfervitriol enthielt. In letzterm ist überdiess ungefähr $\frac{1}{5}$ Zinkvitriol enthalten. Die Analyse gab nämlich:

1) in Goslarischem Vitriole:

18,60 Eisenoxydul	=	68,40	kryst. Eisenvitriol
2,36 Kupferoxyd	=	7,42	„ Kupfervitriol
6,10 Zinkoxyd	=	21,71	„ Zinkvitriol

2) im Gräfenthaler Vitriole:

39,0 Eisenoxydul	=	143,42	kryst. Eisenvitriol
12,6 Kupferoxyd	=	39,63	„ Kupfervitriol
eine sehr geringe Menge Zinkoxyd.			

*) Mittheilungen des Hannövr. Gewerbevereins, II. v. 19. Lief.

Der Unterschied zwischen beiden Sorten in der technischen Anwendung ist hiernach sehr erklärlich. Durch Zusatz von dem genannten Theile reinen Kupfervitriols zu dem Goslarischen sogenannten Salzburger Vitriol würde vielleicht derselbe den Gräfenthaler ersetzen können, wenn nicht etwa der Gehalt des Goslarischen Vitriols an Mangavitriol in der Färberei nachtheilig wirkt.

6) Ueber die Wirkung der Schwefelsäure auf die ätherischen Oele.

Wenn man nach Hare (Americ. Journ. of sc. jan. 1837) ein Gemenge von zwei Unzen Terpentinöl, vier Unzen Alkohol und acht Unzen Schwefelsäure destillirt, so geht eine gelbe Flüssigkeit über, sehr ähnlich derjenigen, welche man bei Bereitung des süssen Weinöls erhält. Entfernt man die schwefelige Säure durch Ammoniak und verjagt den Aether durch die Wärme, so bleibt eine Flüssigkeit zurück, die ohne Wirkung auf Kalium ist und sich durch Geruch und Geschmack vom Terpentinöl unterscheidet. Um sie zu erhalten, kann man auch Terpentinöl auf den Rückstand von der Bereitung des Schwefeläthers giessen und erhitzen.

Eine grosse Anzahl anderer ätherischer Oele, das Nelkenöl, Zimmtöl, Sassafrasöl, Kampher u. a. w. geben ähnliche Resultate. Die Producte enthielten stets Schwefelsäure, rötheten aber das Lackmuspapier nicht. Ihre merkwürdigste Eigenschaft ist das antiseptische Vermögen derselben, was selbst das des Kreosots übertrifft.

Ein Theil Milch mit vier Theilen einer wässrigen Auflösung des schwefelsauren Nelken- oder Terpentinöls versetzt, war noch nach 5 Tagen flüssig und süss, während eine Portion derselben Milch nach 24 Stunden sauer geworden war. Zwei Tropfen des Oeles selbst in ein Litre Milch gebracht, verhinderten die Gerinnung derselben neun Tage lang, und obwohl sie dann gerann, so verdarb sie doch im Verlaufe eines Monats nicht. Fleischstücken erhielten sich auf diese Weise mehrere Monate lang.

Eine Erscheinung, welche der Verf. bei einigen der mit Schwefelsäure behandelten Oele wahrgenommen hat, ist die

Bildung einer prächtig rothen Farbe. Eine ähnliche Thatsache hat Macaire bei der Analyse des natürlichen chinesischen Firnisses wahrgenommen. Mengt man gleiche Theile Sassafrasöl, Alkohol und Schwefelsäure, und erhitzt das Gemenge, so erhebt sich die Masse und bildet einen harzigen Schaum von prächtiger ins Kupferrothe geneigter Purpurfarbe und metallischem Glanze. Der Verf. schreibt diess der Bildung eines eigenthümlichen Harzes zu, das er *Sassarubrin* nennt, allein die Erscheinung ist nicht dem Sassafrasöl eigenthümlich. Har hat sie mit Nelken- und Zimmtöl hervorgebracht, und der chinesische Firniss bietet sie gleichfalls dar. Die Gegenwart des Alkohols ist zur Hervorbringung der rothen Farbe nicht erforderlich, es ist hinreichend, das Oel mit verdünnter Schwefelsäure zu erhitzen. Diese rothen Substanzen sind löslich in Alkohol und Aether, die davon nur eine gelbliche Färbung annehmen, die aber in Karmoisinroth übergeht, wenn man die Lösung mit concentrirter Schwefelsäure versetzt. Bibl. univers. Juillet 1837.

7) *Untheilbarer Opalin-Allophan.*

Unter diesem Namen ist von Herrn Prof. Schrötter *) eine neue Mineral-Species beschrieben worden, die am Dollingerberg bei Freienstein im Brucker Kreise in Steiermark vorgekommen ist. Es brach nesterweise zwischen Urkalk und Thonschiefer.

Es ist ohne regelmässige Gestalt und Theilbarkeit, besitzt muschligen Bruch, vollkommenen Glasglanz, „schöne lichtsmaragdgrüne oder auch lichtbraune Farbe, ist halbdurchsichtig bis an den Kanten durchscheinend, der Strich ist weiss, die Härte 3 bis 3,5, das specifische Gewicht 1,985 bis 2,015. Bisweilen findet man das Mineral zersetzt, blass gefärbt, fast weiss, von glasglänzend bis matt und undurchsichtig und an der Zunge klebend.

In einer Glasröhre erhitzt giebt das Mineral viel Wasser und wird dabei undurchsichtig und weiss. Vor dem Löthrohre ist es für sich unschmelzbar, mit Soda schmilzt es unter Aufbrausen zur unklaren Perle, in Phosphorsalz löst es sich zu

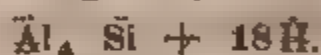
*) Zeitschrift f. Physik. 1837. 4. Heft.

ihren farblosen Perle. Mit Kobaltsolution behandelt wird es blau. Salzsäure löst es mit Hinterlassung von Kieselerde auf.

Die quantitative Analyse gab:

	1.	2.
Wasser	36,200	35,504
Kieselerde	11,950	11,935
Thonerde	46,300	46,284
Eisenoxyd	2,950	2,656
Kalkerde	1,298	1,029
Schwefelsäure	0,780	0,482
Kupferoxyd	0,250	0,250
	99,728	98,140.

Diese Zusammensetzung entspricht nahe der Formel:



8) Ueber das Coniin.

Von

R. CHRISTISON.

(Nach einem Auszuge aus den Edinb. Roy. Soc. Transact. in der Bibl. univers. Avril 1837.)

Das von Giesecke und Geiger entdeckte Alkaloid des Schierlings (*Conium maculatum*) ist dadurch sehr merkwürdig, dass es allein unter allen Pflanzenalkaloiden tropfbarflüssig und flüchtig ist. Um es zu erhalten, destillirt man Schierling oder dessen Samen mit Wasser und Aetzkalk. Es geht in den Receptien eine gewisse Menge einer öligen Substanz über, die sich in Säuren löst, in Alkalium aber unlöslich ist, Curcumapapier röthet, einen starken erstickenden Geruch und giftige Wirkung besitzt. Diese Substanz ist das Coniin, von welchem jedoch noch eine grosse Menge im Wasser aufgelöst bleibt. Man erhält diese durch Sättigung mit Schwefelsäure und Abdampfen der Flüssigkeit. Der Rückstand enthält schwefelsaures Coniin, etwas Harz und schwefelsaures Ammoniak, das wahrscheinlich durch Zersetzung des Schierlings gebildet worden ist. Ein Gemenge von Aether und Alkohol löst das schwefelsaure Coniin allein auf, das abgedampft und mit Aetzkali und Wasser behandelt, reines Coniin entweichen lässt, welches das Ansehen eines farblosen und durchsichtigen Oeles hat. Es ist leichter als Wasser, hat einen durchdringenden abstossenden Geruch

und unerträglich scharfen Geschmack. Es besitzt alkalische Eigenschaften, aber seine Salze sind nicht krystallisirbar. Es löst sich in Wasser und kann davon $\frac{1}{4}$ seines Gewichts absorbiren, um ein Hydrat zu bilden. In beiden Fällen wird es undurchsichtig, wenn man es erwärmt, nimmt aber seine Durchsichtigkeit beim Erkalten wieder an. An der Luft bräunt es sich sehr schnell und verwandelt sich in Harz und Ammoniak, die Einwirkung der Wärme beschleunigt diese Zersetzung. Sein Siedepunct ist bei 136° R., mit Wasser gemischt verflüchtigt es sich aber beim Siedepunct des Wassers. Es enthält nach Liebig:

Kohlenstoff	66,91
Wasserstoff	12,01
Sauerstoff	8,28
Stickstoff	12,80
	<hr/> 100,00.

Die noch grünen Samen des Schierlings geben die grösste Ausbeute, doch ist die Menge, welche man erhält, immer nur gering; 40 Pfd. liefern nur $2\frac{1}{2}$ Unzen, und es ist sehr schwer, den Verlust, welcher durch seine Zersetzung bedingt wird, zu vermeiden. Man hat bemerkt, dass die getrockneten Blätter des Schierlings, so wie das Extract der Apotheker, sehr häufig kein Coniin enthalten, was die Zweifel der Aerzte über die Wirksamkeit der Pflanze erklärt. Ein leichtes Mittel, sich von der Gegenwart des Coniins in den Medicamenten zu überzeugen, besteht darin, dass man sie mit Kali reibt; der eigenthümliche Geruch des Alkaloids giebt die Gegenwart desselben zu erkennen.

Was die giftigen Wirkungen anlangt, so zeigt Doctor C., dass es auf alle Thierclassen, von den Säugethiern bis zu den Insecten, wirkt, gleichviel auf welche Weise das Gift in den Organismus eingebracht wird. Die Säuren beschleunigen die giftigen Wirkungen, weil sie die Auflöslichkeit des Alkalis vermehren, und also die Absorption erleichtern. Es wirkt hauptsächlich auf das Rückenmark, nicht wie das Strychnin durch Reizung desselben und tetanische Contraktionen, sondern im Gegentheile durch Zerstörung der Nerventhätigkeit, indem es eine allgemeine Lähmung der Muskeln hervorbringt und Asphyxie durch Erschlaffung der Respirationsorgane bewirkt.

Seine Wirkungen sind energisch und rasch. Drei Tropfen auf die Cornea gebracht, tödten eine starke Katze in weniger als zwei Minuten; fünf Tropfen in den Schlund eines Hundes gebracht, wirken in weniger als 30 Secunden, und führen den Tod in der doppelten Zeit herbei. Seine Wirkungen, wenn es in die Venen injicirt wird, erinnern an die Energie der Blausäure, die Magendie mit der des Blitzes vergleicht. Als einem Hunde 2 Gran Coniin in Salzsäure aufgelöst in die Schenkelarterie eingesprützt wurden, erfolgte der Tod nach 2 Secunden. Diese Schnelligkeit der Wirkung giebt die Ueberzeugung, dass das Gift direct auf die Nerven der Blutgefäße wirkt und mittelst derselben die Wirkung auf das Rückenmark fortgepflanzt wird, denn es wäre unmöglich, dass das Blut in so kurzer Zeit ins Herz und von da zum Rückenmark gelangen könnte.

Durch vergleichende Versuche über die Wirkungen des Schierlings und seiner Extracte hat sich der Verf. versichert, dass sie denen des Coniins analog sind, und er steht deshalb nicht an, die giftigen Wirkungen der Pflanze dem Coniin zuzuschreiben.

Er schliesst seine Arbeit mit einer Abhandlung über das Staatsgift, dessen sich die Athenienser zur Hinrichtung der politischen Verbrecher bedienten, und nachdem er die Beschreibungen der Alten und die Wirkungen des Giftes auf Socrates, nach der Erzählung Plato's, angeführt hat, schliesst er, dass es weder unser Schierling gewesen sein könne, obwohl dieser häufig in Griechenland wächst, noch ein anderes der uns bekannten Pflanzengifte.

9) *Essbare Erde.*

Nach einer Nachricht von Cotting im Southern medical and surgical Journal 1836 findet sich bei Richmond eine Thonerde, die von vielen Personen, besonders von Kindern, als Nahrungsmittel benutzt wird.

Ihre Farbe wechselt zwischen dunkelgelb und gelbroth, sie findet sich in Massen und Lagern von wellenförmiger Bildung, sie hat ein sehr feines Korn, ist weich, wird vom Nageldrucke glänzend und haftet an der Zunge. Feucht besitzt

sie einen thonigen Geruch, im Wasser zerfällt sie zu einem Pulver und bildet keinen plastischen Teig. Die Analyse gab:

Kieselerde	81
Eisenoxyd	12
Thonerde	34
Talkerde	10
Wasser	12
Verlust	1
	<hr/> 100.

Diese Erde enthält keine Reste von thierischen Substanzen, man findet aber in Fäulniss begriffene Pflanzensubstanzen und Lignit darin. Die reinste findet sich im Bezirke von Richmond nahe der grossen Strasse von Augusta nach Savannah, wo die Erdbesser grosse Ausgrabungen gemacht haben.

Der Geschmack der Erde ist süsslich, ähnlich dem der gebrannten Magnesia, und diess scheint die Unglücklichen, welche sich ihrer bedienen, zu locken. Glaubwürdige Personen versichern, dass die, welche diesem sonderbaren Geschmacke huldigen, ein krankhaftes, bleiches und leichenartiges Ansehen haben, wie die Arbeiter, welche beständig mit dem Poliren von Metallen beschäftigt sind. Sie sterben oft plötzlich ohne andere Ursache, als die Befriedigung ihres widernatürlichen Appetits. Der Berichterstatter fand selbst ein Kind von 14 Jahren, welches seinen Lieblingsaufenthalt bei den Erdgruben hatte. Es versicherte bei der Frage, wie viel solcher Erde es täglich zu sich nähme, dass es so viel ässe, als es in der Hand fassen könne. Es meinte, seine Mutter thäte dasselbe, wenn sie gesund wäre, sie sei aber häufig krank.

Organische Chemie.

I.

Microscopische Untersuchungen über die Hefe und Essigmutter, nebst mehreren andern dazu gehörigen vegetabilischen Gebilden.

Von

FRIEDRICH KÜTZING,

Lehrer der Naturwissenschaften an der Realschule zu Nordhausen.

(Im Auszuge vorgetragen in der Versammlung des naturhistorischen Vereins des Harzes, in Alexisbad am 26. Juli 1837.)

(Mit Abbildungen auf tab. II. u. III.)

Als ich mich vor drei Jahren mit den microscopischen Untersuchungen der niedern, in verschiedenartigen Flüssigkeiten sich bildenden, vegetabilischen Organismen beschäftigte, untersuchte ich auch die Hefe und Essigmutter, Producte, welche sich bekanntlich bei der weinigen und sauren Gährung bilden. Schon damals war ich überzeugt, dass die Hefe eine rein vegetabilische Bildung sei, und dieselbe nicht gleiche Bedeutung mit mehreren andern, sogenannten chemisch-organischen Verbindungen habe, wie man bisher in der Chemie die Hefe betrachtete.

Die Untersuchungen über diesen Gegenstand theilte ich nebst einigen andern physiologischen Untersuchungen schon im Herbst 1834 den Herren Professoren Horkel und Ehrenberg in Berlin mit und erwähnte sie auch beiläufig im mündlichen Gespräche gegen Herrn Alexander von Humboldt.

Eine Reise nach Dalmatien, Italien und der Schweiz, die ich kurz nach jener Zeit unternahm, war die Ursache, dass

meine Untersuchungen nicht bekannt gemacht wurden, denn ich beabsichtigte diese Entdeckungen dem physiologischen Theile eines algologischen Werkes, welches ich zu bearbeiten mir vorgenommen habe, einzuverleiben.

Seit meiner Rückkehr von der Reise mehrten sich bei mir die Untersuchungen über diesen Gegenstand; und eben hatte ich begonnen die Resultate darüber zusammenzustellen, als ich von meinem Freunde, dem Herrn Hofrath Wallroth auf dieselbe Entdeckung des Herrn Cagniard-Latour in Betreff der Hefe aufmerksam gemacht wurde. Kurz darauf (im September d. J.) erhielt ich die Annalen der Physik und Chemie, und sah die Abhandlung des Herrn Schwann in Berlin, welcher ähnliche Resultate in Betreff der Untersuchungen über die Hefe erhalten hatte.

Indem nun von uns Dreien ein und dasselbe in Hinsicht auf die wirklich organische *) Natur der Hefe beobachtet wurde, ohne dass einer von den Untersuchungen des andern Kunde hatte, so ist mir dies um so erfreulicher, da ich meine Beobachtungen auch durch andere Naturforscher bestätigt sehe. Ich verzichte darum gern auf das Prioritätsrecht einer Entdeckung, da es für die Wissenschaft doch gleich ist, wer es zuerst fand, und ich zudem überzeugt bin, dass die Mittheilung meiner Beobachtungen dennoch nicht überflüssig sein dürfte, indem sie noch einige Thatsachen enthalten, die in den Mittheilungen der Herren Cagniard-Latour und Schwann nicht enthalten sind.

Uebrigens muss ich hierbei bemerken, dass schon Desmazières vor 10 Jahren die Hefe nebst ihren Metamorphosen beobachtet und in den Annales des sciences naturelles Tom. X. p. 42—67. unter dem Namen *Mycoderma cerevisiae*, nebst noch einigen andern hierher gehörigen Arten beschrieben und abgebildet hat. Herrn Desmazières würde daher das Prioritätsrecht dieser Entdeckung zukommen, wenn er sein *Mycoderma cerevisiae* sogleich für die Hefe erkannt, und nicht unglücklicher Weise für „animalcula monadina“ gehalten hätte.

Zu jener Zeit, als ich mich von der vegetabilischen Natur

*) Wirklich organisch nenne ich sie deshalb, um sie von den fälschlich sogenannten chemisch-organischen Verbindungen, wie z. B. Zucker, Alkohol, Aether etc. zu unterscheiden.

der Hefe überzeugt hatte, fand ich auch, dass der schleimige Absatz, der sich nach einiger Zeit stets in der Tinctura rhei aquosa der Apotheken bildet, ebenfalls vegetabilischer Natur sei *). Eben so fand ich, dass auch die Essigmutter, die sich beim Gähren des Essigs auf der Oberfläche bildet, denselben Gebilden zuzuzählen sei, wie die Ausgabe der 11ten Decade meiner *Algae aquae dulcis* etc. bezeugt, in welcher ich die Essigmutter unter dem Namen *Ulvina aceti* geliefert habe.

Dass sich auf ähnliche Weise in verschiedenen Solutionen chemischer Präparate vegetabilische Organismen bilden, ist den Algologen durch die Werke Agardh's **) und Biasoletto's ***) bekannt, welche eine Anzahl solcher niedern Pflanzenformen beschrieben haben. Auch von mir wurden einige dieser niedern vegetabilischen Organismen in meinen Decaden der Süßwasseralgen geliefert.

Ohne mich noch weiter über die geschichtlichen Nachweisungen solcher Untersuchungen auszudehnen, werde ich nun eine Reihe von Beobachtungen folgen lassen, die ich seit mehreren Jahren gesammelt habe.

Die Hefe. Fig. I. bis V.

Betrachten wir die Hefe, welche sich beim Gähren des Bieres und der Maische bildet, unter dem Microscope, so erblicken wir eine Menge sehr kleiner kugelig oder ovaler Kügelchen (Fig. I.), welche ganz farblos und durchscheinend sind. Die ovale Gestalt tritt besonders bei starker, ohngefähr 120maliger Linear - Vergrößerung ****) deutlich hervor. Diese Kügelchen sind nicht immer von gleicher Grösse; im Durchschnitt beträgt ihr Durchmesser $\frac{1}{300}$ ''' , bei den grössern $\frac{1}{200}$ ''' , bei den kleinern $\frac{1}{400}$ ''' . Bei etwas milder Beleuchtung tritt in dem Centrum dieser Kügelchen ein etwas opaker runder Kern hervor, der durch eine kreisförmige Linie begrenzt wird, und oft scheint sich ein zweiter Kreis um den ersten zu ziehen, wodurch die Structur dieser Kügelchen ein concen-

*) Vergl. Journal für praktische Chemie. 1834. I. p. 475.

**) Species algarum p. 45—49.

***) Di alcune alghe microscopiche etc.

****) Alle diese microscopischen Untersuchungen sind mit einem Microscope aus der Werkstatt des Herrn Schiek in Berlin gemacht.

trisches Ansehen bekommt, ähnlich der Structur der Stärkekügelchen, von welchen sie sich beim ersten Anblick auch wirklich nur durch bedeutend grössere Kleinheit und durch die geringere Anzahl der concentrischen Ringe unterscheiden. Ich kochte die Hefekügelchen mit Wasser, konnte dadurch aber keine bemerkbare Veränderung derselben bewirken; jedoch wurde das Wasser etwas wenig schleimig. Dasselbe war auch der Fall, als der kochenden Flüssigkeit einige Tropfen Schwefelsäure hinzugefügt wurden; nur erst dann, als noch mehr concentrirte Schwefelsäure hinzukam, quoll die Flüssigkeit zu einer schleimigen Masse, die zuletzt gallertartig wurde. Hinzugefügtes Wasser löste die gallertartige Masse selbst durch Kochen nicht auf, sondern letztere schwamm flockenartig darin umher. Unter dem Microscope erschienen die flockigen Schleimmassen als Aggregate von Hefekügelchen, welche zum Theil an Grösse verloren hatten, doch ohne das Eigenthümliche ihrer Structur verloren zu haben. Es schien als wenn nur die äusserste Schicht derselben eine Auflösung durch die Schwefelsäure erfahren hätte und dadurch in Gallert umgewandelt worden wäre. Durch diesen Schleim hingen die Kügelchen noch mit einander zusammen. Von manchen Kügelchen hatte sich mehr Substanz aufgelöst als von andern, so dass von ihnen nur noch der innere Kern übrig geblieben war. Ein Zerplatzen der äussern Haut, wie es bei ähnlicher Behandlung mit dem Stärkmehl der Fall ist, wobei die Häute ihres Inhaltes beraubt werden und dann in der Flüssigkeit umher schweben, kommt bei der Hefe nicht vor.

Dieses eigenthümliche Verhalten der Hefekügelchen, welches von dem der Stärke völlig abweicht, veranlasst mich zu der Annahme, dass die Hefekügelchen aus übereinander gelagerten Schichten bestehen, die aber sämmtlich von gleichfester Substanz gebildet sind, so dass die innere Substanz eben so dauerhaft erscheint als die äussere.

Hier von scheinen die Beobachtungen des Herrn Cagniard-Latour, die ich jedoch nur aus dem Nachsatze zu Herrn Schwann's Abhandlung kenne, abzuweichen, da derselbe das Ausströmen von Flüssigkeit aus den Hefekügelchen beobachtet haben will, welches aber nach meinen wiederholten Beobachtungen nicht stattfindet und auch nicht stattfinden kann, da die

nero Kern nicht flüssig, sondern solide ist. Während dieser Untersuchungen erhielt ich aus einer Brandtweinbrennerei eine dergleichen hefenartige Masse, die sich aussen an einem Maischfusse angesetzt hatte. Sie war schon sauer geworden und unter dem Microscope zeigten sich ausser den mir schon bekannten Hefekügelchen die bekannten Essigälchen. Ich liess sie, mit etwas Wasser verdünnt, in einem Schälchen längere Zeit stehen und bemerkte nach und nach folgende Veränderung daran:

Nach einigen Tagen bildeten sich auf der Oberfläche kleine, zarte Häutchen, welche aus Hefekügelchen bestanden, die sich auf die Oberfläche begeben hatten; ich bemerkte zugleich unter dem Microscope, dass mehrere Kügelchen aneinander gereiht, und selbst zu einem kurzen Faden verwachsen waren (Fig. II.). Späterhin wurde das Verwachsen der Kügelchen auf der Oberfläche noch deutlicher; so dass man sogar lange, gegliederte Fäden unterscheiden konnte. Die Glieder waren bei einigen Fäden nicht verschieden von den Hefekügelchen, bei den meisten aber hatten sie sich mehr verlängert. In solchen verlängerten Gliedern bemerkte ich auch mehrere kleine runde Punkte, meist zwei oder drei.

Hier und da waren noch einige verlängerte Glieder zu bemerken, welche fast die Gestalt eines Oblong hatten, theils einzeln herum lagen, theils zu einem Faden verbunden waren. Diese Veränderung war jedoch nicht an denjenigen Hefekügelchen vorgegangen, welche noch innerhalb der feuchten Masse flüssig waren, sondern nur an den auf der Oberfläche befindlichen.

In einer andern Schale hatte sich die Hefenmasse auf ihrer Oberfläche fast ganz in jene erwähnten oblongartigen Körperchen (Fig. III.) umgewandelt, und zeigte jene gegliederten dünnen Fäden in weit geringerer Anzahl. Diese länglichen Körperchen waren theils quer, theils der Länge nach aneinander gereiht und durch das Vertheilen dieser Massen im Wasser trennten sie sich oft in der Weise, dass dadurch ähnliche zickzackartige, oder auch wohl strahlige Figuren entstanden, wie wir sie unter den Diatomeen bei den Gattungen *Atomella* und *Exilaria* gewahr werden. Ein anderer Theil dieser oblongartigen Körperchen war jedoch auch schon zu Fä-

den ausgewachsen, die undeutlich und ungleich gegliedert erschienen.

Obgleich nach und nach die Hefe eintrocknete, vegetirte dennoch die Oberfläche immer fort, die Fäden wurden länger, zugleich aber auch dünner, eben so erzeugten sich auch noch neue Kügelchen, diese waren aber kleiner, wie die früheren Hefekügelchen. Die ganze Masse bekam nun ein schimmelartiges Ansehen; nach kurzer Zeit wurden die kleinern, neugebildeten Kügelchen bläulichgrau gefärbt und es hatte sich ein *Sporotrichum* gebildet (Fig. IV.).

An einer andern Stelle der Schale, die etwas feuchter geblieben war, wurden die Fäden länger und dicker, sie zeigten hier und da Anschwellungen der Glieder, am meisten aber schwellen die Endglieder an, sie bildeten kugelige Köpfchen und bald hatte sich ein völliger *Mucor* ausgebildet (Fig. V.).

Die Essigmutter (Fig. VI. bis VIII.).

Essigmutter wird diejenige schleimige und gelatinöse Masse genannt, welche sich bei der sauren Gährung auf der Oberfläche der gährenden Flüssigkeit zeigt. Ich habe die Essigmutter von verschiedenartigen, der sauren Gährung unterworfenen Flüssigkeiten untersucht, und sie stets in ihrer Bildung gleichartig gefunden.

Die Bildung der Essigmutter beginnt sogleich mit der Essigsäurebildung und schreitet mit dieser in gleichem Verhältnisse fort. Der erste Anfang (Fig. VI.) besteht in einem dünnen häutigen Anfluge, welcher die Oberfläche der gährenden Flüssigkeit überzieht. Dieses Häutchen hat jedoch nur noch sehr geringen Zusammenhang. Unter dem Microscope sieht man, dass es aus ausserordentlich kleinen Kügelchen besteht, die wohl noch um 6mal kleiner als die Hefekügelchen sind und einen Durchmesser von $\frac{1}{2000}$ bis $\frac{1}{1500}$ ''' haben. Zuweilen schien es mir, als wären diese Kügelchen in bestimmter Ordnung reihenweise aneinander gelagert; meist waren jedoch die Kügelchen ohne bestimmte Ordnung aneinander gefügt, wurden von einem umhüllenden Schleime zusammengehalten und waren nicht eigentlich zusammengewachsen. Wegen der ausserordentlichen Kleinheit der Kügelchen habe ich Nichts weiter an ihnen bemerken können, wonach man auf ihre Structur noch hätte schliessen

innen. Die weitere Ausbildung dieser Haut besteht darin, dass sie dioker, compacter und zusammenhängender wird (Fig. II.). Gewöhnlich habe ich gefunden, dass sich dann (ohngefähr in einer Zeit von 14 Tagen) auch die äussere Gestalt stimmter entwickelt. Denn sucht man eine ausgebildete dicke Haut von Essigmutter in kleinere Theile zu trennen, so bemerkt man, dass die ganze Haut aus dicht nebeneinander liegenden, vertikalen, und zuweilen dichotomisch verästelten Frondes besteht, die an die ähnliche Bildung einiger Moeralgen z. B. der *Allymenia furcata* erinnern.

Eine so ausgebildete Essigmutter gewährt daher gleichmässig ein gelatinos-fucoidisches Ansehen, wie die Frons einer typischen Chaetophora. Die festere Beschaffenheit der Essigmutter in diesem Stadium rührt daher, dass die innern Kügelchen durch den umhüllenden Schleim inniger mit einander verwachsen. Da aber hierdurch die Kügelchen mit ihrer schleimigen Umgebung inniger verschmelzen, so sieht man sie in dieser Entwicklungsperiode weniger deutlich als in der ersten, denn ihr Umriss ist weniger scharf begrenzt.

Einige Häute von ausgebildeter Essigmutter, die ich noch mehrere Tage in Wasser aufbewahrte, veränderten sich in ihrem Innern dergestalt, dass es nicht mehr aus blossen kleinen Kügelchen, sondern aus länglichen Körperchen bestand (Fig. II.), die durch das Verwachsen der Kügelchen entstanden sein schienen, wenigstens konnte ich bei vielen eine deutliche Gliederung bemerken, die durch jenes Verwachsen verursacht worden war.



Diese Thatsachen waren mir zu interessant als dass ich nicht mit mehreren andern und ähnlichen hätte in Vergleichen sollen. Dies glaubte ich um so mehr thun zu müssen, da sie wichtige Aufschlüsse nicht nur über die Entstehung der Pilze und niedern Algen, als auch über die generatio primitiva geben können.

Ich habe seit einer Reihe von Jahren eine grosse Anzahl anderer vegetabilischer Organismen beobachtet und jedesmal ähnliche Verhältnisse hinsichtlich ihrer Entstehung und fernern Entwicklung bemerkt. Dass sich die niedern Vegetabilien, so-

wohl niedere Algen als Schwämme durch Urbildung erzeugen, daran zweifle ich jetzt keinen Augenblick mehr, dass es aber von Umständen, dem geringern oder grössern Feuchtigkeits- oder Wärmegrade, der An- oder Abwesenheit von Licht etc. abhängt, welche Form sich gerade ausbilden soll, dies habe ich schon in einer frühern Abhandlung „über die Entstehung und Metamorphose der niedern vegetabilischen Organismen“ in der *Linnaea* 1833. Heft III. ausgesprochen und wiederhole es jetzt mit um so grösserer Ueberzeugung.

Eben so übt die chemische Beschaffenheit der Flüssigkeiten, in welchen sich diese niedern Organismen bilden, Einfluss auf die Form der Bildungen. Den Beleg hierzu liefern die Thatsachen, welche ich weiter unten mittheile. Für die Physiologie werden hierdurch, wie ich hoffe, wichtige Aufschlüsse hervorgehen, und auf der andern Seite dürften sie für die fernere Bearbeitung der sogenannten organischen Chemie den grössten Einfluss ausüben. Hier ist es, wo das Studium dieser niedern Geschöpfe für das ganze naturwissenschaftliche Feld von ausserordentlicher Wichtigkeit werden kann, während die blosse Betrachtung der einzelnen, sehr mannichfaltigen Formen nach und nach mehr in den Hintergrund treten muss.

Es versteht sich von selbst, dass jetzt die Chemie die Hefe unter der Zahl ihrer chemischen Verbindungen zu streichen habe, da sie keine chemische Verbindung, sondern ein organischer Körper, ein Organismus ist. Leider werden immer noch zu viele wahrhaft organisirte Bildungen unter den chemischen Verbindungen angeführt, wo sie gar nicht hingehören. Diese und viele andere Thatsachen, welche uns bei physiologischen Untersuchungen aufstossen, sind es aber auch, die es jetzt mehr als jemals wünschenswerth machen, dass sich hier die Wissenschaften vereinigen, um Begriffe festzustellen, die jetzt in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften auch einen verschiedenen Sinn haben.

Ich erinnere hier nur daran, wie man den Begriff *organisch* in der Chemie und in der Naturgeschichte nimmt. Man hat sich hierüber noch nicht vereinigt, da beide Wissenschaften ihren Weg für sich gingen. Der Physiolog, der alle Erscheinungen des organischen Lebens zu berücksichtigen hat, fühlt das Bedürfniss einer Vereinigung um so mehr, weil er

ohne sie nicht fortschreiten kann. Dies ist schon lange von einem unserer vorzüglichen Pflanzenphysiologen gefühlt und ausgesprochen, aber leider nur zu wenig beherzigt worden. Herr Link sagt schon in seinen „Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen“ (p. 5.): „Es ist gut die Grenzen der Wissenschaften scharf zu ziehen, aber es ist auch gut, sie da miteinander zu verknüpfen, wo sie einander Hülfe leisten können.“ Unsichere Bestimmung der Begriffe muss Verwirrung hervorbringen, zumal wenn sie Urbegriffe wie *organisch* und *unorganisch* betrifft.

So lange als wir einen Organismus von keiner zu niedern Ausbildung vor uns haben, sind wir nicht über seine organische Natur in Zweifel. Anders ist es jedoch, wenn wir den Organismus seinen Elementartheilen nach betrachten, oder einen Organismus der niedrigsten Bildungsstufe vor uns haben. Hier scheint die scharfe Grenze zwischen Organischem und Unorganischem aufzuhören, besonders wenn wir einige niedere Algenformen, die Nullipora etc., ferner gewisse Bestandtheile der höhern Organismen, welche sogar die Chemie darzustellen vermag, betrachten. Hier muss sich jeder fragen: Wo fängt das Organische an und wo hört es auf? — Diese Frage ist es, welche ich jetzt zu erörtern versuchen will.

Kieselerde, kohlensaurer und phosphorsaurer Kalk, Wasser etc. sind Verbindungen, welche Niemand für organisch erklären wird, aber sie kommen als Bestandtheile in organischen Körpern vor. Daraus ergiebt sich, dass ein organischer Körper nicht aus organischer Substanz allein bestehe, sondern *dass er auch unorganische Substanzen in sich einschliesse*. Da nun aber diese und andere unorganische Verbindungen constant auf bestimmte Organismen angewiesen sind, so ist ihre Gegenwart sogar nothwendig, sei es nun um die organische Substanz durch Anfüllung der Zwischenräume, oder durch Ueberzug der Membranen, Fasern etc. mehr zu befestigen, zu schützen, oder ihre Bestandtheile zur Bildung neuer organischer Materie herzugeben. Jedenfalls ist aber das Unorganische dem Organischen im Organismus untergeordnet, wie dies die Form jener in den Organismen befindlichen Körper bezeugt, welche sich nach der Structur der organischen Substanz richtet.

Nun kommen aber auch noch Verbindungen in den Orga-

nismen vor, welche hinsichtlich ihrer elementaren Zusammensetzung dieselben Bestandtheile wie die wirklich organischen Theile des Organismus besitzen. Ich meine hiermit die sogenannten organischen Säuren, die Alkaloide, Oele, Harze, Fette, kurz alle diejenigen aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, oder auch aus Stickstoff bestehenden Verbindungen, welche keine organische Structur besitzen. Sollen diese Verbindungen auch als organisch betrachtet werden, weil sie mit der wahren organischen Substanz gleiche Bestandtheile haben? Sollen sie als organisch betrachtet werden, weil sie sich im Organismus erzeugen? — *Nein!* — Denn, wenn wir alles Organische nach seinen Bestandtheilen bestimmen wollten, wie kämen das kohlensaure, ameisensaure, essigsaure Ammoniak, der Alkohol, Aether etc. dazu, als organische Körper zu gelten? — Und wenn der zweite Grund gelten soll, müssten wir dann die Kieselerde, die chemischen Verbindungen des Kalks etc., die in den Organismen gefunden werden, nicht auch als organisch betrachten?

Wir sehen daraus, dass man mit der Chemie nicht ausreichend diese Begriffe festzustellen. Schlagen wir daher einen andern Weg ein, der uns sicherer führt.

Alles was rein organisch ist, wirkt nur durch den Tast- und Gefühlssinn auf uns und niemals hat es Geschmack und Geruch. Diese letztern Sinne sind nur Reagentien für unorganische Verbindungen. Was daher Geschmack und Geruch hat, ist den unorganischen Körpern beizuzählen, selbst wenn es in und an organischen Körpern vorkommt.

Es giebt freilich nur wenige positive Kennzeichen des Organischen, wenn wir es in seiner Elementarform betrachten, oder es auf der niedrigsten Bildungsstufe antreffen. In solchen Fällen kann nur das Microscop entscheiden, aber ein geübter Blick wird sich hier nie täuschen, es sei denn, dass das Organische noch keine bestimmte Form, noch keine Structur habe, wie z. B. Schleim, Gallert.

Die organische Substanz ist mehr oder weniger *fest, flexibel*, und besitzt eine *eigenthümliche* (organische) *Structur*, die sich dem Auge in verschiedenartigen, nur ihr zukommenden Gestalten, entweder als *Membran*, *Faser*, oder als (häufig kugliger) *Kern* darstellt. Die Membran ist entweder flach ausgebreitet, oder bildet Bläschen, Röhren etc., die oft wieder äh-

ie, oder auch andere Gebilde einschliessen. Es geht hier-
 s hervor, dass der sogenannte Faserstoff, ferner [Amylon,
 ingin, Medullin, Pollenin, und wie die Chemie diese Pflan-
 norgane nennt, keine chemischen, sondern wirkliche organi-
 he Verbindungen sind; dagegen alles Tropfbarflüssige, Gas-
 rmige, alles Schmeckende, Riechende, Steinige, Krystallinische,
 schmelzbare, Feuer-Beständige und Flüchtige, kurz Alles, was
 e Zellen oder andere hohle Räume in den Organismen er-
 füllt und mit Wasser, Oelen, Alkohol, Aether etc. ausziehbar
 , gehört nicht zu den wahren organischen Gebilden, es sind
 unorganische, so ungewohnt es uns auch durch den gewöhn-
 lichen Sprachgebrauch in der sogenannten organischen Chemie
 zu scheinen mag. Zwar gehören sie zu den Bestandtheilen
 s Organismus, aber zu den unorganischen, indirecten, wie
 r kohlensaure und phosphorsaure Kalk, die Kieselerde etc.

Die Chemie kann zur Erkennung der organischen Sub-
 stanz nur negativ beitragen. Wir wissen, dass eine organische
 substanz als solche *niemals* eine chemische Verbindung ein-
 tritt, wol aber gehen die Bestandtheile organischer Substanzen
 chemische Verbindungen ein.

Wenn man von Verbindungen der Stärke mit dem Jodin,
 u Faserstoffs mit den Farbestoffen etc. redet, so wird dadurch
 keineswegs jener Ausspruch widerlegt. Bei einer chemischen
 Verbindung muss auch jeder in der Verbindung befindliche Stoff
 s solcher auch wieder ausgeschieden werden können, aber
 niemandem ist es gelungen und wird es gelingen, das Stärkmehl
 s Stärkmehl (mit organischer Structur) von der Jodinstärke
 zu trennen. Schon wenn es mit blossem Wasser gekocht ist,
 s das Stärkmehl kein Stärkmehl mehr und wenn Jodin hin-
 zukommt, so verbindet sich nicht das Stärkmehl mit ihm, son-
 dern der Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff desselben.
 Kann der Faserstoff diese oder jene Farbe leichter annimmt,
 s dies darum der chemischen Verwandtschaft zuzuschreiben?

Aus diesen Betrachtungen geht hinreichend hervor, dass
 s Chemie nie von organischen Verbindungen reden kann, denn,
 ung genommen, sind alle ihre Verbindungen, die sie darstellt, un-
 organisch, wenn man auch organische Stoffe dazu verwendet hatte.

Obgleich ich nun hierdurch das Organische und Unorga-
 nische so bestimmt, als es mir möglich ist, bezeichnet habe,
 hat dennoch die Erkennung der organischen Substanz be-

sonders da ihre Schwierigkeiten, wenn sie so unausgebildet auftritt, dass man oft noch keine Structur an ihr wahrnehmen kann. Sie erscheint in diesem Falle immer sehr weich und sogar flüssig. Diese Beschaffenheit rührt dann von der Anwesenheit einer unorganischen Verbindung her, nämlich des Wassers. Ein solches ioniges Gemenge von organischer Substanz mit Wasser stellt sich nun in der Form von Schleim oder Gelatina dar und ist als solche in vielen Flüssigkeiten der organischen Körper enthalten.

In diesem Schleime können wir nun wohl schon die organische Bildung annehmen, aber die Atome derselben haben sich noch nicht zu einem Körper von organischer Structur vereinigt. Er erscheint uns in dieser Weise als der erste Ausdruck alles Organischen, als der Organismus auf der niedrigsten Stufe. So fern aber, als auch Körper von organischer Structur sich in den structurlosen Schleim umwandeln, kann er auch im letztern Falle wieder als das letzte Stadium alles Organischen betrachtet werden, weil durch dieses der Organismus den anorganischen Kräften, dem Chemismus anheimfällt.

Verfolgen wir nun von hier aus die Erscheinungen, welche sich bei der Bildung eines jeden organischen Körpers darstellen, so giebt es *keinen einzigen Fall*, wo sich neben dem organischen Producte zugleich auch ein unorganisches — chemische Verbindung — erzeugt. Es ist dies eine Thatsache, die ich durch eine Reihe von zahlreichen Beobachtungen gefunden habe. Sie setzt aber auch voraus, dass während der Bildung eines jeden organischen Körpers zugleich zwei Kräfte, die organisirende Lebenskraft und die chemische Verwandtschaft thätig sind. Beide sind im organischen Leben stets im Kampfe mit einander begriffen und so lange ein Körper noch organisches Leben besitzt, ist die organisirende Lebenskraft vorherrschend. In diesem Falle kann dieselbe Einfluss auf die Bildung der im organischen Körper sich erzeugenden chemischen Verbindungen ausüben, und daraus allein wird uns erklärlich, wie im Organismus sich unorganische Verbindungen bilden, welche die Kunst in chemischen Laboratorien unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht immer herzustellen vermag.

Wenn nun die Beobachtungen über den Ernährungsproceß

er Pflanzen es fast ausser Zweifel setzen, dass die Nahrungsflüssigkeit, welche die Pflanzen aus der Erde aufnehmen, vorzüglich in Wasser aufgelöste Kohlensäure sei, so geht daraus hervor, dass die organisirende Kraft diese anorganischen Gebilde zu verändern vermag, dass sie in ihre Elemente zerlegt werden, welche sie im Freiwerden zu organischer Masse verbindet, die vom Organismus assimiliert wird. Daraus folgt aber auch nothwendig, dass sich überhaupt organische Masse aus anorganischen Verbindungen bilden kann, wenn diese nur die Bestandtheile enthalten, welche zur Zusammensetzung der organischen Masse nöthig sind, und die unorganische Verbindung nicht eine solche ist, welche zerstörend auf Organismen wirkt.

Sind daher in einer Flüssigkeit diese Bedingungen gegeben, so können sich auch in ihr organische Gebilde durch Urbildung erzeugen.

Die unumstösslichen Beweise von Urbildung organischer Materie liefert uns die Entstehung der Hefe und Essigmutter, die wird selbst den noch Ungläubigen von der Wahrheit dieser Annahme überzeugen. Aber ich kenne neben dieser noch eine Menge von Thatsachen, von welchen ich in dieser Abhandlung eine Anzahl mittheilen werde. Diese Bildungen werden sämmtlich von ähnlichen Erscheinungen begleitet, welche wir bei der Bildung der Hefe und Essigmutter kennen lernten. Da die Bildung der Hefe und Essigmutter schon bekannter ist, so will ich mit dieser den Anfang machen und an ihnen die Theorie entwickeln, die dann auf alle Erscheinungen des organischen Lebens, besonders der Pflanzen, Anwendung findet.

Wird eine geeignete Flüssigkeit der geistigen Gährung unterworfen, so bildet sich neben der Hefe zugleich Kohlensäure und Alkohol, also neben der organischen zwei unorganische Verbindungen. Die Bildung dieser drei verschiedenen Producte geht so lange fort, bis noch etwas von den gährungsfähigen Bestandtheilen in der Flüssigkeit enthalten ist. Ist die hierbei erhaltene geistige Flüssigkeit mit hinreichendem Wasser verdünnt, so geht sie bei angemessener Temperatur und beim Zutritt von atmosphärischer Luft in die saure Gährung über, es entsteht wieder ein organisches und ein unorganisches Gebilde, *Essigmutter* und *Essig*.

Die Erfahrung lehrt, dass mit der Menge der hierbei gebildeten anorganischen Producte auch die der organischen in Verhältniss steht, und dass die Bildung der letztern auch nothwendig zur Bildung der erstern ist.

So betrachtet, muss uns jeder Gährungsprocess jetzt anders erscheinen, als er bisher in der Chemie betrachtet wurde. Es ist bekannt, dass die Chemie die weinige Gährung durch die Einwirkung des sogenannten Klebers auf das Amylon und den Zucker erklärt; ich muss aufrichtig gestehen, dass ich mich durch diese Erklärung den Vorgang nicht deutlich machen kann. Ob Andere glücklicher darin sind, möchte ich bezweifeln. Sicher hängt aber der ganze Process bei der geistigen Gährung von der Bildung der Hefe, und bei der sauren von der Bildung der Essigmutter ab *). Diese Organismen bilden sich unter allen entsprechenden Verhältnissen, wenn die Elemente zu ihrer Bildung vorhanden sind. Ist aber der Anfang zu ihrer Bildung gemacht, so ist auch mit ihrem Erscheinen zugleich die Bedingung gegeben, sich fortzupflanzen, d. i. sich zu vervielfältigen. Mit dem grössern Anwuchse dieser Organismen vermehrt sich auch der Vervielfältigungstrieb und mit diesem nimmt zugleich die Einwirkung auf die vorhandene Flüssigkeit zu, deren übrige Bestandtheile, welche nicht in die organische Bildung mit eingehen, zu anorganischen Producten, Kohlensäure, Alkohol, oder Essigsäure sich vereinigen. Das der Vervielfältigungstrieb jener Organismen wirklich es ist, welcher hauptsächlich jene Zersetzung der Flüssigkeit zuerst anregt, beweist nicht nur, dass durch Hinzufügen der Hefe und Essigmutter die geistige und saure Gährung schneller und sicherer eingeleitet werden können, sondern auch, dass ein Stillstand der Gährung eintritt, wenn Hefe und Essigmutter aus den gährenden Flüssigkeiten vollkommen entfernt werden. Auch erklärt sich hierdurch die Thatsache, dass ausgetrocknete Hefe nicht zur Einleitung der geistigen Gährung tauglich ist, weil sie in diesem Zustande einem todtten, vertrockneten Organismen gleicht. Da aber die Hefe sich auch durch Urbildung erzeugt, so kann

*) Diese Erklärung, welche ich schon 1834 niederschrieb, aber im Manuscripte liegen liess, schliesst sich im Wesentlichen, wenn auch mit einigen Modificationen an die des Herrn Schwann an.

ihre Bildung nach dem Zerstören der abgestorbenen Hefe wieder aus den Bestandtheilen derselben veranlasst werden.

Vergleichen wir nun diese Erscheinungen mit denen, welche sich bei dem Lebensprocesse der höhern Pflanzen darbieten, so finden wir in der That eine auffallende Uebereinstimmung mit ihnen.

Wenn der Embryo sich entwickeln soll, so bedarf er der Luft, des Wassers und einer angemessenen Temperatur, Bedingungen, welche ebenfalls die Gährung erfordert. Entwickelt sich der Embryo, so bemerken wir, dass gleichzeitig das Amylon des Eiweisskörpers in Zucker und dieser in Kohlensäure und Essigsäure *) verwandelt wird. Diese Veränderung des Zuckers in Kohlensäure ist nöthig, weil diese das eigentliche Nahrungsmittel des Embryo, wie überhaupt der ganzen Pflanze ist.

Ich werde jetzt eine Reihe von Beobachtungen noch mittheilen, die das eben Gesagte noch in vielen einzelnen Fällen bestätigen sollen.

I. Pflanzengebilde im Quittenschleim.

(Fig. IX.)

Wenn Quittenschleim im Sommer einige Tage alt wird, so bildet sich nach und nach eine zusammenhängende, flockig-schleimige Substanz, während die übrige Flüssigkeit an Mucosität verliert und dünnflüssiger wird. Lacmuspapier wird in diesem Falle von der noch übrigen Flüssigkeit stets geröthet, und wenn man jene Schleimflocken unter dem Microscope betrachtet, so sieht man, dass sie aus aggregirten, kleinen, schleimigen Kügelchen bestehen, wie sie die Abbildung zeigt.

II. Pflanzengebilde in destillirten Wässern.

Es ist eine besonders den Pharmaceuten längst bekannte Thatsache, dass destillirte Wässer nach längerem Aufbewahren ihren eigenthümlichen Geruch verlieren und statt dessen einen andern, moderigen Geruch bekommen. Mehrere solche Wässer, welche ich nach ihrem Verderben untersuchte, reagirten stets

*) Vergl. Becquerel in Annal. de Chimie et de Physique. Mars. 1832.

sauer, wie z. B. *aqua rubi idaei*, *aqua valerianae* und *aqua sambuci*. Es findet sich aber in diesem Falle auch stets, dass schleimige Flocken in dem verdorbenen Wasser schweben, die sich oft auch an die Wände, oder auf den Boden des Gefässes lagern. Diese Schleimflocken sind vegetabilische Gebilde, von welchen besonders Herr Dr. Biasoletto eine ziemliche Anzahl in seinem schon oben erwähnten Buche beschrieben und abgebildet hat. Agardh beschreibt in seinem *Systema algarum* ebenfalls mehrere derartige Bildungen, z. B. in der *aqua salviae*, *aqua rosarum*. Ich habe ebenfalls schon früher diese Gebilde in einem Aufsatze „Beitrag zur Kenntniss über die Entstehung und Metamorphose der niedern vegetabilischen Organismen etc.“, welcher in der *Linnaea* 1833. Heft III. abgedruckt wurde, erwähnt, und damals schon darauf aufmerksam gemacht, dass die schleimig gewordenen destillirten Wässer stets ihren eigenthümlichen Geruch nach ätherischem Oele mehr oder weniger verlieren. Da ich mehrere Formen derselben untersucht habe, die noch nicht von andern näher untersucht und beschrieben worden sind, so theile ich die Resultate darüber mit.

a) Pflanzengebilde in der *aqua calami*.

(Fig. X.)

Dieses Vegetabil bildet eine sehr schleimige und schlüpfrige Haut, welche den Boden eines Glasgefässes, in welchem das Calmuswasser aufbewahrt wurde, überzog. Unter dem Microscope zeigten sich grössere Kugeln (4mal grösser, als die Hefekügelchen), welche unter sehr kleinen Schleimkügelchen zerstreut lagen. Diese grössern Kugeln zeigten ebenfalls einen sehr feinkörnigen Inhalt und waren meist zu mehreren aneinander gereiht, wie die Perlen an einer Schnur. Die *aqua calami* reagierte sauer.

b) Pflanzengebilde in *aqua valerianae*.

(Fig. XI.)

Dieses hatte sich ebenfalls auf dem Boden des Gefässes in welchem das Baldrianwasser aufbewahrt wurde, gelagert. Beim Umschütteln schwabte es als unregelmässig zerrissen Flocken im Wasser herum, welche, unter dem Microscope be-

besteht, aus einer Menge Kügelchen bestanden, die etwas kleiner, als die Hefekügelchen waren, sich aber alle mehr oder weniger regelmässig aneinander gereiht hatten. Hierdurch wurden perlschnurförmige Fäden gebildet, die sich meist parallel nebeneinander gelagert hatten. Manche dieser Fäden verästelten sich auch und trugen an ihren Enden traubig aggregirte Kügelchen. Die aqua valerianae reagirte ebenfalls sauer.

c) Pflanzengebilde in der aqua rubi idaei.

(Fig. XII.)

Es stellt kleine zerrissene Flocken dar, die aus ungegliederten und sparrig verästelten Fäden bestehen, welche hie und da blasige Anschwellungen tragen. Diese Anschwellungen sind viel grösser, als die Hefekügelchen. Sie sind jedenfalls den Fructificationsorganen mancher Algen (z. B. der *Vaucheria*) analog. Das Wasser reagirte sauer.

d) Pflanzengebilde in aqua lauro-cerasi.

(Fig. XIII.)

Dieses wurde mir von einem jungen Pharmaceuten, Herrn Reez, vor einigen Jahren mitgetheilt. Es bestand aus verdorrenen sehr feinen Fäden, an welchen ich nur sehr undeutliche Gliederung wahrnehmen konnte, die meisten erschienen völlig ungegliedert und nur hie und da waren einige, zu kleinen Schläuchen aneinander gereihete Kügelchen bemerkbar.

e) Pflanzengebilde in der aqua salviae.

(Fig. XIV.)

Es stellt eine sehr schleimige und schlüpferige Substanz dar, welche unter dem Microscope aus verästelten Fäden bestehend erscheint. Diese Fäden zeigen in gewissen Entfernungen hyaline Punkte. Aussen an den Fäden finden sich noch sowohl traubig gruppirte, als auch einzelne kleinere hyaline Kügelchen (a) und ausserdem sieht man auch noch grössere blasige Anschwellungen (b). Auch dieses Wasser reagirte, jedoch nur sehr schwach, sauer.

III. Pflanzengebilde in fetten Oelen.

(Fig. XV.)

Es ist bekannt, dass sich in fetten Oelen nach längeren Aufbewahren eine schleimige Substanz absondert, die sich auf dem Boden des Gefässes sammelt. Zugleich bemerkt man auch, dass die Oele ranzig werden und sauer reagiren.

Dieser schleimige Absatz ist ebenfalls eine vegetabilische Bildung. Ich habe den Schleim, welcher sich im Mohnöl absetzt, untersucht, und gefunden, dass er aus dicht verschlungenen, ästigen Fäden besteht. Der Hauptstamm der Fäden ist stärker, als die Aeste, dabei gegliedert; die Glieder 3—6mal länger, als ihr Querdurchmesser. Am Ende verlängert sich der Hauptstamm des Fadens in einen dünnern, ungegliederten Faden, und ebenso erscheinen auch die Nebenäste. Ausser tragen die Fäden an manchen Stellen kugelige, durchsichtige Sporen, die ich theils einzeln (a), theils zu Gruppen vereinigt (b) fand. Diese Sporen bilden wieder den ersten Anfang junger Pflänzchen, wie die Fig. c zeigt.

IV. Pflanzengebilde in einer Auflösung von brenzlichem, Bernstein-saurem Ammoniak (Liquor ammonii succinici der Preuss. Pharmacopöe).

(Fig. XVI.)

Dieses bildet eine fädige, flockige Schleimmasse, welche aus mehrmals wiederholt verästelten Fäden besteht, die vom Hauptstamme an, bis in die äussersten feinsten Enden gegliedert erscheinen. Die Glieder des Hauptstammes sind 6—12mal länger, als ihr Querdurchmesser und enthalten kleine opake Kügelchen, welche wie kleine Gürtel im Faden erscheinen. Die Glieder der Aeste, welche ebenfalls diese opaken Gürtelstreifen zeigen, werden nach den Enden zu kürzer.

V. Pflanzengebilde in spirituellen Flüssigkeiten.

(Fig. XVII.)

Herr Apotheker Hornung in Aschersleben theilte mir ein vegetabilisches Gebilde mit, welches sich in rectificirtem Weingeist und im Kampherspiritus vorgefunden hatte. Da es mir nicht wahrscheinlich scheint, dass dieses Gebilde sich erst in diesen Flüssigkeiten erzeugt habe, so vermute ich, dass sich

ieses Vegetabil in dem hölzernen Gefässe, in welchem der Weingeist aufbewahrt wurde, gebildet habe, bevor es mit Weingeist gefüllt wurde. Da ich jedoch hiervon eben so wenig Gewissheit habe, als von dem wirklichen Erzeugen dieses Vegetabils in Weingeist selbst, so mache ich durch diese Mittheilung darauf aufmerksam und füge die Beschreibung dieses Vegetabils hinzu. Die Fäden sind sehr dünn und ästig, die Aeste oft ganz kurz, spitzig und sparrig abstehend. Die Gliederung der Fäden ist nur bei etwas matter Beleuchtung zu bemerken, doch scheint es keine wirkliche Articulation zu sein, sondern nur eine scheinbare, hervorgebracht durch deutlich unterschiedene Kügelchen, die sich der Länge nach in dem Innern des Fadens vorfinden, wie aus der Abbildung zu ersehen ist. Das Vegetabil, welches ich Fig. XVII. abgebildet habe, ist aus rectificirtem Weingeiste. Mit diesem stimmt dasjenige aus dem Kampherspiritus vollkommen überein. Der letztere war nämlich mit demselben Weingeist bereitet worden, in welchem ich jenes Vegetabil vorfand.

VI. Pflanzengebilde in Phosphorsäure.

a) in reiner wässeriger Phosphorsäure, welche nach Vorschrift der Preuss. Pharmacopöe durch Oxydation des Phosphors mittelst Salpetersäure erhalten war.

(Fig. XVIII. a.)

Ich verdanke die Mittheilung dieses Productes ebenfalls dem Herrn Beez. Es hat viele Aehnlichkeit mit einem *Sporotrichum*. Die Fäden sind ungegliedert, gleich dick, ästig, die Aeste divergirend, gerade und steif. Aussen an den Fäden sitzen sowohl kugelige als längliche Sporen.

b) in flüssiger Phosphorsäure, die nach der Preuss. Pharmacopöe aus Knochen bereitet war.

(Fig. XVIII. b.)

Bildet eine faserige Schleimmasse. Die Fäden sind etwas dicker, stärker, als bei voriger Form, auch deutlich gegliedert, die Glieder meist 3—4mal länger, als ihr Durchmesser. Die Aeste sind abstehend und meist gebogen, nicht steif. Hier sitzen an den Fäden einige runde Sporen.

VII. Pflanzengebilde in einer verdünnten Auflösung von Brechweinstein.

(Fig. XIX.)

Es bildet eine sehr zarte, flockige und lockere Schleimmasse, bestehend aus ästigen, gleichstarken Fäden, die anfangs ungehedert sind, deren Enden sich aber in perlschnurartige Glieder auflösen. Es schliesst sich diese interessante Form an die Pilzgattung *Oidium* an. — Die Brechweinsteinauflösung veränderte sich jedesmal auf die Weise, dass Antimonoxyd ausschied. Aus diesem Grunde ist es daher zweckmässig, wenn in Apotheken Solutio tartari stibiali vorräthig gehalten wird.

VIII. Pflanzengebilde, welche in wässriger Polychromlösung entstanden.

a) in reiner, wässriger Polychromlösung.

(Fig. XX. [jünger] u. Fig. XXI. [älter]).

Dieses erschien als eine olivenfarbige Schleimmasse, welche in sehr lockern, zarten und wolkigen Flocken die Auflösung trübte. Unter dem Microscope zeigten sich dichotomisch verzweigte und deutlich gegliederte Fäden, deren Aeste bald aufrecht, lang und schlank (Fig. XX.), bald sparrig absteigend und kürzer waren (Fig. XXI.), letztere waren aussen mit kleinen Sporenhäufchen (a) besetzt. Der Unterschied zwischen beiden Formen liegt in dem verschiedenen Alter, Fig. XXI. nämlich die ältere Form, welche daher auch fructificirend erscheint.

b) in wässriger Polychromlösung, die mit Chlorgold versetzt war.

(Fig. XXII. [jünger]. Fig. XXIII. [älter]).

Dieses Vegetabil überzog den Boden des Glases als dunkle, braunviolette, schlüpferige und faserige Schleimmasse. Unter dem Microscope zeigte es sich (im jüngern Stadium Fig. XXII.) als dicht verworrene, meist dichotomisch verästelte Fäden, die zum Theil, namentlich am Hauptstamme, gegliedert erschienen; die Glieder des Hauptstammes zeigten noch eine breite Querzone. Die Aeste und schwächeren Fäden erschienen mit inwendigen, in gewissen Absätzen gereihten,

hyalinen und daher nur schwierig sichtbaren Kügelchen. Zwischen diesem Fadengewebe lagerten Aggregate von grössern Kügelchen, ohngefähr $1\frac{1}{2}$ bis 2mal grösser, als die Hefekügelchen (a). Diese Kügelchen erschienen durch ihre dicke schleimige Hülle mit einem hyalinen Rande und waren auch öfter perlschnurartig aneinander gereiht (b. c. d.). Soll ich meine Ansicht über diese Kügelchen aussprechen, so möchte ich sie für den Anfang des eben beschriebenen Vegetabils betrachten, wozu ich mich durch die Beobachtung über die Entwicklung im nächsten Abschnitte e folgenden Bildung veranlasst finde.

Noch muss ich erwähnen, dass ich eine äusserst kleine, nur schwierig erkennbare Vegetation auf den Fäden der eben beschriebenen Bildung beobachtete, die ich für einen kleinen Schmarotzer halte. Die Figuren g stellen dieses kleine Vegetabil dar. Es bildet kleine, längliche, spindel- oder auch keulenförmige Körperchen, die auf äusserst feinen, nur durch die Bewegung der Flüssigkeit sichtbaren Stielen sitzen. Diese Körperchen sind oft fächerförmig oder auch doldenförmig gruppiert.

Im ältern Stadium ist bei dem oben beschriebenen Vegetabil die Gliederung der Fäden völlig entwickelt (Fig. XXIII.), dass sie bis in die äussersten Spitzen der feinsten Aeste zu erfolgen ist. Die oben erwähnte Gruppierung der Kügelchen ist verschwunden, wahrscheinlich weil sie in ordentliche Fäden eingewachsen sind.

In der Flüssigkeit hatte sich regulinisches Goldpulver niedergeschlagen und auf der vegetabilischen Substanz abgesetzt.

a) in wässriger Polychromlösung, die mit Chlorgold und Zinnchlorür versetzt war.

(Fig. XXIV.)

Diese Substanz bildete eine braunviolette, schleimige, flockige Masse, welche aus verschiedenartigen Fäden, vermischt mit einzelnen Kügelchen, den Anfang des Vegetabils bezeichnend, bestand. Das fädige Gewebe bestand theils in sehr dünnen, meist ungegliederten, theils stärkern, torulosen oder perlschnurartigen Fäden. Bei genauer Untersuchung zeigte es sich, dass die dünnern, ungegliederten Fäden theils die Aeste, theils die Enden der stärkern Fäden waren. Die Figuren a, b, b',

c, d und e, zeigen auf das Deutlichste, wie die Entwickelung der Fäden aus den kugelförmigen Urfängen stattfindet.

Es hatte sich auch hier das Gold als feines regulinische Pulver, mit etwas Zinnoxid vermischt, aus der Flüssigkeit niedergeschlagen.

d) in wässeriger Polychromlösung, die mit Zinnchlorid versetzt war.

(Fig. XXV.)

Auf dem Boden des Gefässes hatte sich ein Niederschlag von Zinnoxid gebildet, der als Unterlage der unmittelbar darauf gewachsenen Bildung diente. Sie stellte sich als eine schlüpfrige, gelbe Schleimmasse dar, die aus stärkern und schwächern, gegliederten und ästigen Fäden bestand. Ausser an den Fäden saassen hier und da traubig gruppirte, sehr kleine kugelige Sporen (a), aus welchen ich selbst wieder jüngere Fäden sich entwickeln sah (b). Diese letztern waren so äusserst fein, dass ich keine Structur an ihnen wahrnehmen konnte.

e) in wässeriger Polychromlösung, die mit Brechweinstein versetzt war.

(Fig. XXVL)

Diese Bildung zeigte sich als ein sehr weicher, nur wenig zusammenhängender, fast flüssiger Schleim, welcher aus sehr kleinen, kurzen, einfachen perlschnurartigen Fäden bestand, die aus äusserst kleinen Kügelchen (5mal kleiner als die Hefekügelchen) zusammengesetzt waren. Mit diesem hatte ein anderes Product ganz gleiche Bildung, welches sich in einer andern wässerigen Polychromlösung, die mit Chromsäure versetzt war erzeugt hatte.

f) in wässeriger Polychromlösung, die mit Schwefelammonium versetzt war.

(Fig. XXVII.)

Diese vegetabilische Bildung stellte ein dunkelbraunes faseriges, wenig schleimiges Gewebe dar, welches aus ziemlich starken, dichotomisch verästelten Fäden bestand. Diese starken Fäden zeigten zum Theil keine, oder nur undeutliche Gliederung waren durchaus opak und braun gefärbt, und aus ihnen

gingen wieder äusserst feine, verworrene, ästige, durchsichtige und farblose Fäden aus. Ausserdem bemerkte ich unter den gliederlosen, stärkern und opaken Fäden, ebenfalls einmal einen opaken Faden (a), der aus kugeligen, gebräunten Gliedern bestand; auch fanden sich öfters ähnlich gegliederte, kurze Aeste an den stärkern, ungegliederten Fäden (b).

g) in wässriger Polychromlösung, die mit schwefelsaurem Kupferoxyd versetzt war.

(Fig. XXVIII.)

Diese Vegetation bildete eine sehr schleimige, schlüpferige Masse, die fest auf dem Boden des Gefässes sass. Sie bestand aus sehr dünnen, meist dichotomisch verästelten Fäden, die inwendig, in gewissen Entfernungen, kleine, hyaline Kügelchen enthielten. Aussen enthielten sie Aggregate von länglichen Sporen (c). Dieses Gebilde erzeugte sich aus sehr kleinen Kügelchen (a), wozu die Fig. b. den Beleg liefert.

An diese Mittheilungen erlaube ich mir nun noch einige Thatsachen anzuschliessen, die zwar dem Chemiker und Pharmaceuten schon bekannt sind, aber noch nicht in eine allgemeine Betrachtung gezogen wurden.

Wenn man nach der alten Scheel'schen Methode *Gallussäure* darstellen will, so lässt man die Galläpfelinfusion *schimmeln*. Es bilden sich dann braune Krystalle von Gallussäure darin. Wer findet hierbei nicht sogleich dieselben Erscheinungen wieder, die sich uns bei der Wein- und Essiggährung darbieten? — Schimmel (ein vegetabilisches Gebilde, der Hefe, Essigmutter und den oben beschriebenen Vegetationen analog) bildet sich *jedesmal* dabei und seine Bildung ist hier von der Bildung der Gallussäure unzertrennlich.

Im Journal für practische Chemie 1834. I. p. 475. habe ich nachgewiesen, dass die Trübung der wässrigen Rhabarbertinctur der Apotheken ebenfalls durch das Ausscheiden eines vegetabilischen Gebildes veranlasst wird. Ich erwähnte schon damals, dass die Veränderung der Tinctur (besonders auch in Hinsicht auf Farbe) mit dem Ausscheiden jener vegetabilischen Kügelchen im innigen, unzertrennlichen Zusammenhänge stehe. Dass die Tinctur zuletzt ihre dunkle braune Farbe verliert und immer heller wird, lässt vermuthen, dass sich neben den

vegetabilischen Schleimkügelchen eine Säure bildet, die das kohlensaure Kali abstumpft; daher das Verschwinden und Verändern der braunen Farbe. Ich habe in letzter Zeit diese Tinctur nicht wieder untersucht und es wäre zu wünschen, dass ein geübterer Chemiker die chemische Veränderung derselben, mit Bezugnahme auf das vegetabilische Gebilde einmal genauer untersuchte.

Fassen wir nun alle eben erwähnten Erscheinungen, die sich im ganzen organischen Leben wiederholen und parallelisiren *), zusammen, so muss uns der Begriff von Gährung jetzt ganz anders erscheinen, als er uns bisher erschien.

Die Gährung ist ein Kampf zwischen organischem und unorganischem Leben (Chemismus), der so lange dauert, bis beide sich ausgeglichen haben. Dann, nachdem sich die dabei gebildeten organischen und unorganischen Producte rein ausgeschieden und von einander getrennt haben, tritt Ruhe ein. In so fern nun Gährung gleichbedeutend ist mit einer gegenseitigen Wirkung sich erzeugender, organischer und unorganischer Gebilde auf die Bestandtheile einer gegebenen Flüssigkeit, die in Bezug auf das organische Product als Nahrungsmittel betrachtet werden kann, so ist sie auch nothwendig gleichbedeutend mit jedem organischen Lebensprocess. Daher organisches Leben = Gährung.

Jene Processe dagegen, welche die Essigbildung aus Alkohol mittelst Platinrohr, oder auf andere, diesem ähnliche Weise einleiten, können nicht mit der Gährung verglichen werden, sie sind rein chemische Processe, während die Gährung ein organisch-chemischer Process, wie der Lebensprocess eines jeden organischen Körpers, ist.

Obgleich es in letzterer Zeit mehr als früher geschah, dass man bei chemischen Untersuchungen organischer Producte die Organisation derselben berücksichtigte, so geben diese Untersuchungen dennoch von Neuem den Beweiss, dass die so-

*) Ich erinnere hierbei daran, dass in jedem organischen Körper, wo sich organischer Stoff bildet, der vom Organismus assimiliert wird, sich auch *jedesmal* ein oder mehrere unorganische Producte erzeugen, die theils im Organismus verbleiben (Oele, Fette, Harze), theils ausgeführt werden (Urin, Milch etc.).

annte organische Chemie diesen Gesichtspunct nicht genug halten kann. Zugleich wird man aber auch immer mehr das Bedürfniss fühlen, dass man die Ausdrücke *organisch* und *anorganisch*, wie ich schon oben erwähnte, immer genauer voneinander scheide, und namentlich den Begriff *organisch* in der Chemie in so weit beschränke, als es durchaus nöthig ist, Begriffsverwirrungen zu verhüten.

Sollte ich hlerdurch den ersten Anlass dazu gegeben haben, so bin ich durch das Bewusstsein, der Wissenschaft gewollt zu haben, hinlänglich belohnt, und verzichte gern auf das Prioritätsrecht einer Entdeckung, die doch durch das tägliche Fortschreiten der Naturwissenschaften endlich gemacht werden musste.

Ob nun diese in den Flüssigkeiten sich bildenden Vegetationen als *Algen* oder als *Pilze* gelten sollen, überlasse ich der Macht eines jeden Einzelnen. Die Mycologen betrachten sie als Pilze, die Algologen als Algen, und beide Theile haben in der Art Recht. Am schwierigsten aber ist die Beantwortung der Frage: ob diese Gebilde in *genera* und *species* unterschieden werden können? — Ich habe diese Unterscheidung einmal einer Zeit versucht, wo ich nur wenige dieser Formen erst untersucht und beobachtet hatte; jetzt hat mich die ungeheure Mannigfaltigkeit der Formen davon zurückgeschreckt. Vielleicht gehe ich einmal späterhin wieder an diese Arbeit, obwohl ich im Voraus überzeugt bin, dass sich wenig Gewinn für die Wissenschaft hoffen lässt, seitdem durch diese Entdeckungen die Beziehungen gefunden worden, in welchen diese Gebilde zur ganzen übrigen Natur stehen.

II.

Über feste Verbindungen des Zuckers mit den Alkalien und Metalloxyden.

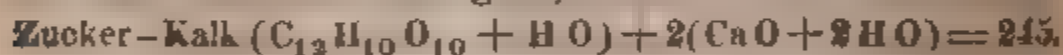
Von

E. HUNTON.

(Annal. of philos. Aug. 1837.)

Wenn Kalk in eine Zuckerauflösung gebracht wird, so zerfällt er sich in beträchtlicher Menge auf. Nach Ure in der

letzten Auflage seines chemischen Wörterbuchs soll sogar die Zuckerauflösung bei 50° die Hälfte ihres Gewichts Zucker aufnehmen. Diese Menge ist jedoch zu gross, denn nach wiederholten Versuchen finde ich; dass die Auflöslichkeit bei den Temperaturen zwischen 51 und 130° sich gleich bleibt, und dass bei dieser Temperatur bereitete Auflösungen, bei 180° abgedampft (bei höherer Temperatur ist die Verbindung unlöslich) und dann bei $+ 212^{\circ}$ F. getrocknet, einen Rückstand mit $22\frac{1}{2}$ bis $23\frac{1}{2}$ p. C. Kalk geben. Betrachten wir nun den bei 212° getrockneten Zucker als $C_{12}H_{10}O_{10} + H O = 171$, so erhalten wir von 23 p. C. 51,07 als die Zahl für den Kalk, die zu klein für zwei Aequivalente ist. Sollte der Kalk aber als Hydrat in der Verbindung enthalten sein, so erhalten wir statt 23 p. C. 30,4, und es bleiben 69,6 p. C. Zucker, oder für 171 Zucker 56,7 Kalk, entsprechend zwei Aequivalenten. Ein besseres Verfahren, die Verbindung zu erhalten, da es sehr schwer ist, die Bildung von etwas kohlensaurem Kalk zu verhüten, besteht darin, dass man Alkohol zur filtrirten Auflösung setzt und dann den käsigen Niederschlag mit Spiritus auswascht. Der so behaltene Niederschlag gab bei 212° getrocknet 22,65 p. C. Kalk $= 29,93$ Hydrat, was 55,27 als das Verhältniss zu einem Theile Zucker giebt, daher ist



Wenn eine Auflösung von Zuckeralk zu Kupferoxydhydrat gebracht wird, so erhält man eine glänzend blaue Auflösung, welche dem Kupferoxydammoniak ähnelt; wird diese unter 160° abgedampft, so hinterlässt sie eine luftbeständige krystallinische Substanz, die bei 212° F. getrocknet folgende Zusammensetzung besitzt. 10 Gr. gaben unter Berücksichtigung von etwas Kohlensäure, welche die Verbindung beim Trocknen angezogen hatte:

Kalk	1,63	=	2,154 Hydrat
Kupferoxyd	2,33	=	2,586 Hydrat
			<hr/> 4,740.

Es bleiben hier 5,26 für den Zucker, diese Zahl sollte aber im Verhältniss zum Kalk 4,98 sein, die 6,28 Ueberschuss mögen von etwas zurückgebliebenem Wasser herrühren. Unter dieser Voraussetzung können wir die Verbindung betrachten als

1 Zucker	171	=	57,2
2 Ca O + 2 H O	74	=	22,15
Cu O ₂ + H O	89	=	26,65
	334		100.

Das Verhalten dieser Verbindung zum Sauerstoffe ist sehr eigenthümlich. Erhitzt man ein wenig von der Auflösung zu 160°, so scheidet sich ein blauer flockiger Niederschlag ab, der sich bei der Abkühlung wieder vollständig auflöst, was nicht der Fall sein könnte, wenn sich dabei etwas Oxydul gebildet hätte. Diese Erfahrung steht in Widerspruch mit den von Bequerel erhaltenen Resultaten über die Verschiedenheit der Zuckerarten, durch welche er gezeigt hat, dass Kupferoxydhydrat mit Zucker und einem Alkali geschüttelt sich auflöst, aber beim Sieden wieder als Oxydul gefällt wird. Ich untersuchte deshalb den Gegenstand weiter und fand dabei folgendes Verhalten. Wenn die Auflösung in einem offenen flachen Gefässe, z. B. einem Uhrglase, erhitzt wird, so kann man sie mehrere Male nach einander zum Sieden erhitzen und wieder abkühlen, ohne dass ein unlöslicher Niederschlag bleibt. Erhitzt man sie dagegen nur ein Mal oder höchstens zwei Mal in einem tiefen Gefässe mit enger Mündung, z. B. in einer Röhre, so findet eine Abscheidung von Oxydul Statt. Ferner ist auch die Gegenwart von freiem oder ungebundenem Zucker von grossem Einfluss, denn wenn man etwas Zucker zu der gesättigten Auflösung bringt und sie dann erhitzt, so wird selbst auf einem Uhrglase unlösliches Oxydul gebildet. Ein freies Alkali scheint dagegen in der Röhre die Desoxydation zu hindern. Erst nach vier- bis fünfmaligem Erhitzen auf einem Uhrglase bildet sich etwas Oxydul, was von der Bildung von kohlensaurem Kalk und dadurch freiwerdendem Zucker abzuhängen scheint.

Wenn man, statt Siedehitze anzuwenden, einige Probegläser mit der Auflösung füllt, so erhält man verschiedene Resultate, je nachdem die Röhren der Luft ausgesetzt sind oder nicht, oder je nach der Gegenwart von freiem Zucker.

In offenen Röhren:

In verschlossenen Röhren:

Nr. 1. Auflösung allein.

Nr. 4. Auflösung allein.

Nr. 2. desgl. mit freiem Zucker.

Nr. 5. desgl. mit freiem Zucker.

Nr. 3. „ „ „ Kali.

Nr. 6. „ „ „ Kali.

In Nr. 1 bildete sich kein Oxydul im Verlauf einer Woche, erst nach dieser Zeit trat eine schwache Zersetzung ein, die von der Bildung von kohlensaurem Kalk begleitet war. In Nr. 2 bildete sich Oxydul nach Verlauf von 12 Stunden, dessen Menge allmählig zunahm, in Nr. 3 dagegen entstand erst nach Verlauf eines Monats eine Spur davon, gleichzeitig erschienen Krystalle von kohlensaurem Kalk. In sämmtlichen verschlossenen Röhren dagegen hatte sich nach 12stündigem Stehen Oxydul gebildet, in Nr. 4 und 6 nur wenig, in Nr. 5 aber beträchtlich viel. Kohlensaurer Kalk erschien erst nachdem die Röhren eine Woche gestanden hatten.

Um die Wirkung des Zuckers auf das Kupferoxyd genauer kennen zu lernen, wurde zuerst Kupferoxydhydrat mit Zuckersyrup in der Kälte drei Tage lang unter Schütteln in Berührung gelassen; es erfolgte keine Wirkung. Als das Gemisch zum Sieden gebracht wurde, löste sich ebenfalls nichts auf, aber das Kupferoxyd gab kein Wasser ab und wurde nicht braun wie gewöhnlich. Bei fortgesetztem Sieden verwandelte es sich allmählig in gelbes Oxydul, und die Zersetzung war nach einigen Stunden vollständig geschehen. Der Zucker, obwohl er hier die Desoxydation bewirkt haben musste, schien keine Veränderung erlitten zu haben. Wenn vor dem Sieden die kleinste Menge von Kali oder einem andern Alkali zugesetzt worden wäre, so würde sich sofort ein Theil des Hydrats aufgelöst haben und dann vermöge des freien Zuckers als Oxydul gefällt worden sein. Diese Wirkung wiederholt sich dann, sobald wieder Zuckerkali frei geworden ist, das seinerseits immer Kupferoxyd auflöst, welches vom Zuckerüberschuss reducirt wird. Auf diese Weise wird das Ganze schnell in gelbes Oxyd reducirt. In diesem Falle ist also immer Kupfer aufgelöst, dessen Menge dem Zuckerkali entsprechend ist.

Wird wasserfreies Kupferoxyd mit Zucker erhitzt, so erfolgt keine Zersetzung, dreistündiges Sieden wirkte nicht darauf. Zuckerkalk dagegen oder ein anderes alkalisches Saccharat löst es beim Sieden auf und desoxydirt es, obwohl schwerer als das Hydrat.

Eine einigermaßen ähnliche desoxydirende Wirkung tritt ein, wenn Zucker mit essigsaurem Kupferoxyd gekocht wird,

das ganze Metall wird dann allmählig mit schön orangerother Farbe abgeschieden, die der äussern Farbe der japanischen Kupferbarren ähnelt, und vielleicht einem niedern Oxydationsgrade des Kupfers angehört. Die Essigsäure geht dampfförmig fort und hinterlässt den Syrup nach dem Erkalten frei von Säure und Oxyd.

Wendet man statt des Kupferoxyds ein Eisenoxyd an, so wird auch dieses, jedoch als Oxydul, von dem Zuckerkalk aufgelöst, und wenn das Metall bereits auf der niedrigsten Oxydationsstufe sich befindet, bewirkt dann der Zusatz von freiem Zucker keine weitere Veränderung beim Sieden. Diese Auflösung ist sowohl in offenen als verschlossenen Gefässen sehr zur Zersetzung geneigt, indem kohlensäurer Kalk und kohlensaures Eisen herauskrystallisiren. 10 Gr. der abgedampften und bei Siedehitze getrockneten Verbindung gaben:

Kalk 1,8 = Hydrat 2,38

Eisenoxydul 1,17 = „ 1,463.

In diesem Falle sind 5 p. C. Kohlensäure beim Eintrocknen absorbirt worden, diese von 10 Gr. abgezogen erhält man die Zusammensetzung:

1 Zucker	171 = 58,6
2 Ca O + 2 H O	76 = 26,0
1 Fe O + H O	45 = 15,4
	<hr/>
	292 100.

Das Eisen in dieser Verbindung wird nicht von Kaliumeisenoxyanür und Alkalien angezeigt, wohl aber durch benzoësaures und bernsteinsaures Ammoniak gefällt.

Setzt man gefälltes Bleioxyd zu Zuckerkalk, so erhält man beim Abdampfen eine blassgelbe krystallinische Substanz, von welcher 10 Gr. bei 212° F. getrocknet gaben:

Kalk 1,5
Bleioxyd 3,0

entsprechend:

1 Zucker	171 = 46,72
2 Ca O + H O	74 = 20,22
Pb O + H O	121 = 33,06
	<hr/>
	366 100.

Baryt und Strontiansacharate. Schüttelt man Zuckersyrup mit den Hydraten dieser Erden und dann mit Kupfer-, Blei-

oder Eisenoxyd, so erhält man Auflösungen, welche den kalkhaltigen Sacharaten gleichen.

Kalk und Natronsacharate. Wenn die fixen Alkalien mit Zucker in dem Verhältnisse ihrer Atome gemischt werden, so erhält man Auflösungen, welche die Hydrate der Metalloxyde auflösen. Diese Auflösungen erhalten sich aber noch bei 212°. Ein Zusatz von freiem Zucker bewirkt aber die Fällung von Oxydul aus der Kupferlösung, wenn sie erhitzt wird.

III.

Ueber das Zimmtöl.

G. J. Mulder *) hat die von Dumas und Peligot mit chinesischem Zimmtöl angestellten Versuche wiederholt und neue Versuche über das javanische Zimmtöl angestellt, bei welchen sich mehrere Abweichungen von den Resultaten der französischen Chemiker ergaben. Die Hauptresultate, welche der Verf. mit den beiden Oelen und einigen verwandten erhielt, sind folgende.

Die sämtlichen untersuchten Oele liess der Verf. selbst durch Destillation mit Salzwasser bereiten und trocknete sie dann sorgfältig durch Digestion mit geglühtem Chlorcalcium.

Ceylonisches Zimmtöl, aus bestem ceylonischem Zimmt, gab bei der Analyse:

	1.	2.
Kohlenstoff	87,773	81,990
Wasserstoff	6,907	7,036
Sauerstoff	11,320	10,974

Dumas und Peligot hatten erhalten:

Kohlenstoff	81,6
Wasserstoff	6,2
Sauerstoff	12,2.

Der Verf. hat sich durch Anwendung von sehr heissem Kupferoxyd und sorgfältiges Trocknen des Oels gegen jeden Fehler in der Bestimmung des Wasserstoffes zu schützen gesucht, und hält demnach seine Analysen für richtiger.

Zimmtöl der holländisch-ostindischen Compagnie. Dieses

*) Pogg. Annal. 1837. No. 6.

Es galt ehemals für das vorzüglichste. Die Probe war vollkommen acht. Es gab übereinstimmend mit dem vorigen:

	1.	2.
Kohlenstoff	81,511	82,081
Wasserstoff	7,480	
Sauerstoff	11,009.	

Javanisches Zimmtöl. Es kommt in seinen Eigenschaften mit dem ceylonischen überein. Die Zusammensetzung war:

	1.	2.
Kohlenstoff	82,229	82,301
Wasserstoff	7,329	7,181
Sauerstoff	10,442	10,518

In fünf weiteren Versuchen fand sich der Wasserstoffgehalt zwischen 7,140 bis 7,262. Dieses Oel stimmt also ebenfalls mit dem vorhergehenden überein.

Chinesisches Zimmtöl. Seine Zusammensetzung war:

Kohlenstoff	81,523
Wasserstoff	7,134
Sauerstoff	11,343.

ist dieselbe, wie die des ceylonischen Zimmtöls, ungeachtet der Geruch des Oels weniger angenehm ist.

Oel von Cassia-Blüthe.

	1.	2.	3.	4.
Kohlenstoff	81,993	82,072		
Wasserstoff	7,040	7,107	7,358	7,326
Sauerstoff	10,967	10,821.		

Obgleich der eigenthümliche Zimmtgeruch diesem Oel gänzlich fehlt, zeigt es also doch die Zusammensetzung des besten Zimmtöls. Hieraus ergiebt sich, dass das wohlriechende Princip des Zimmtöls nur in dem Zimmt mit diesem verbunden ist und dem Oele selbst nicht angehört.

Oel von Cortex Cassiae (Cassia-Rinden). Diese wenig riechenden Rinden gaben nur sehr wenig Oel, dessen Geruch mit dem Zimmtöl verschieden und dessen Zusammensetzung war:

	1.	2.
Kohlenstoff	81,648	82,069
Wasserstoff	7,393	6,994
Sauerstoff	10,959	10,937

Diese Oele haben demnach alle gleiche Zusammensetzung

und dürfen vielleicht für gleiche Stoffe mit ungleichen Beimischungen betrachtet werden, von welchen der verschiedene Geruch, Geschmack u. s. w. abhängen.

Dumas und Peligot geben dem Zimmtöl die Formel $C_{18} H_{16} O_2$ und nehmen darin ein *Cinnamyl* an, als dessen Hydrür sie das Zimmtöl betrachten. Dieses Cinnamyl würde bestehen aus $C_{18} H_{14} O_2$ und mit zwei Atomen Wasserstoff das Zimmtöl, Cinnamylwasserstoff $C_{18} H_{14} O_2 + H_2$, bilden. Sie haben ferner, entsprechend den Verbindungen des Benzoyls, eine Zimmtsäure $C_{18} H_{14} O_2 + O$, ein chlorwasserstoffsäures Cinnamyl u. s. w. angenommen.

Nach den Versuchen des Verfassers ist aber die Zusammensetzung des Zimmtöls

	Berechnet:	Gefunden:
C_{20}	81,92	81,99
H_{22}	7,36	7,29
O_2	10,72	10,82 *)

und er glaubt, dass alle Zusammensetzungen des Cinnamyls auf seine Formel reducirt werden müssen.

Einige Versuche, die Sättigungscapacität des Öls zu bestimmen durch Sättigung mit Salzsäuregas, gaben keine genügenden Resultate, zeigten aber wenigstens die Uebereinstimmung des Zimmtöls mit dem der Cassiablüthe.

Dumas und Peligot fanden, dass 100 Th. Zimmtöl mit Ammoniak gesättigt 12,3 an Gewicht zunahm, wonach die mit ihrer Analyse übereinstimmende Atomenzahl 1676 erhielten. Der Verf. wiederholte diese Versuche mit javanischen Zimmtöl, und fand, dass 100 Zimmtöl 11,67 Ammoniak aufnahmen, daraus ergibt sich die Atomenzahl 918,7, oder dies zwei Mal genommen 1837,4.

	Wasserstoff	
100 Zimmtöl	7,36	3,61
11,67 Ammoniak	2,0376	1

oder $3,61 \times 6 = 21,66 = 22$ Atome Wasserstoff im Zimmtöl.

100 Theile Cassiablüthenöl nahmen 5,71 Ammoniak auf, woraus die Atomenzahl 1877,4.

*) Der Verf. hat fast durchgängig weniger Wasserstoff gefunden, als diese Formel fordert, während es bekanntlich unmöglich ist, einen kleinen Wasserstoffüberschuss bei der Analyse zu vermeiden.

d. H.

Das Cassiaöl nimmt also halb so viel Ammoniak auf, als das Zimmtöl. Es ist möglich, dass die Verbindung aus 1 At. Oel und 1 At. Ammoniak, die des Zimmtöls aber aus 1 Atom Oel und 2 At. Ammoniak besteht. Dann würde das Zimmtöl eine basische Verbindung darstellen, ist es aber der Fall nicht, so müsste das Cassiaöl die Zahl 3754,8 haben und eine polymerische Modification des Zimmtöls sein.

Zimmtsäure. Dumas und Peligot untersuchten Krystalle, welche sie aus altem Zimmtöl erhalten hatten, und nennen sie Zimmtsäure, indem sie annehmen, dass sie aus dem Zimmtöl durch Aufnahme von 2 Atomen Sauerstoff entstanden seien. Sie bestimmen die Zusammensetzung dieser Säure $= C_{18} H_{14} O_3 + H_2 O$.

Der Verf. hat ähnliche Krystalle aus Zimmtöl und Cassiaöl untersucht. Die rohen Krystalle bestehen nach ihm ausser aus Säure auch noch aus einem zugleich gebildeten Harze, weshalb die Bildung der Zimmtsäure keine bloße Oxydation des Oels sein kann. Wenn man die Krystalle in Wasser kocht, so wird die Säure aufgelöst und krystallisirt beim Erkalten in perlmutterglänzenden Schüppchen. Die Zusammensetzung des Silber-salzes der Säure war:

	1) vom Cassiaöl	2) vom Zimmtöl	Sauerstoff
Zimmtsäure	54,46	54,64	3
Silberoxyd	45,54	45,36	1.

Daraus wird das Atomgewicht 1) 1736, 2) 1748 (Dumas und Peligot 1794,8). Die Analyse der an Silberoxyd gebundenen Säure gab:

	1) vom Zimmtöl	2) vom Cassiaöl
Kohlenstoff	77,133	77,820
Wasserstoff	5,535	5,566
Sauerstoff	17,322	16,614

Die krystallisirte Säure bestand aus:

Kohlenstoff	73,659
Wasserstoff	5,685
Sauerstoff	20,656.

Hieraus berechnet der Verfasser die krystallisirte Säure zu $C_{18} H_{14} O_3$, die unkrystallisirte zu $C_{18} H_{14} O_3 + H_2 O$.

Wirkung des Kalis auf die angeführten Oele. Nirgends hat sich zwischen den untersuchten Oelen ein wirklicher Un-

terschied gezeigt, diese Gleichheit findet auch hinsichtlich der Veränderungen Statt, welche die Oele durch Kali erleiden. Dumas und Peligot geben an, dass das Zimmtöl mit Kali Wasserstoff entwickle und sich in Zimmtsäure verwandle. Dies ist jedoch nicht richtig; was sich dabei bildet, ist vielmehr *Benzoësäure*, das Oel wird also durch Kali zersetzt, wahrscheinlich indem sich zuerst Bittermandelöl bildet, dessen Geruch das Zimmtöl bei der Destillation mit Kali annimmt.

IV.

Ueber das aus dem bituminösen Schiefer erhaltene Oel, das Eupion, die Ampelinsäure und das Ampelin.

Von

A. LAURENT.

(Ann. d. chim. Mars 1837.)

Ich destillirte aus einer mit einem Thermometer versehenen Retorte 4 bis 5 Litre des Schieferöls, das Sieden begann bei 100° und die Temperatur hob sich ziemlich regelmässig bis zu 300° . Da mein Thermometer nicht weiter graduirt war, konnte ich den Siedepunct der letzten Portion nicht bestimmen.

Ich fractionirte das Product von 20 zu 20° , aber es war mir nicht möglich, durch wiederholte Destillationen daraus ein Oel von fast constantem Siedepuncte zu erhalten; ich erhielt nur ein Dutzend Oele, deren Siedepunct um 5 bis 10° vom Anfang des Siedens bis gegen das Ende schwankte. Diess beweist, dass das Schieferöl viele verschiedene Körper enthalten muss; ich habe nur einige derselben untersucht, die ich durch ihren Siedepunct unterscheiden will.

Oel von 80° bis 85° .

Dieses Oel ist das flüchtigste; um es zu reinigen, habe ich es wiederholt mit concentrirter Schwefelsäure gewaschen und es dann über geschmolzenem Aetzkali rectificirt. Es ist farblos, sehr flüssig, besitzt einen eigenthümlichen empyreumatischen Geruch, der sich dem des Steinöls nähert. Auf Papier bringt es einen Fettfleck hervor, der nach einigen Augenblicken verschwindet. Bei 20° unter 0 wird es noch nicht fest. Bei

flüssiges Gewicht ist 0,714, es entzündet sich schon aus der Ferne bei Annäherung eines brennenden Körpers und brennt mit schöner, etwas russender Flamme; es verflüchtigt sich ohne Zersetzung.

Das Chlor entbindet daraus im Sonnenlichte Salzsäure, welches sich verdickt. Schwefel- und Salzsäure, so wie Kali haben ohne Wirkung darauf. Salpetersäure verändert es in der Wärme nicht, beim Sieden greift sie dasselbe theilweis aber nur schwierig an. Alkohol von 33° löst es nicht gut auf, Aether löst sich damit in allen Verhältnissen. Jod löst sich darin und färbt es rosenroth oder violett. Cautchuk schwillt in ihm auf, wird klebrig, aber löst sich nicht. Colophon ist in ihm in der Wärme sehr auflöslich und man erhält beim Abkochen an der Luft einen Firniss.

Vergleicht man seine Eigenschaften mit denen des Steinöls, findet man, dass sie fast übereinstimmen. Ich suchte diese Übereinstimmung durch die Analyse zu beweisen.

Naphta nach Dumas.

	1.	2.	1.	2.	Doppelkohlenwasserst.
Kohlenstoff	86,0	85,7	86,4	87,8	86,0
Sauerstoff	14,3	14,1	12,7	12,8	14,0
	100,3	99,8	99,1	100	100,0.

Ich war sehr geneigt, das Oel für Naphta anzusprechen, die Schiefer für die Quellen von dieser, aber seine Zusammensetzung entfernt sich zu sehr davon und veranlasst mich, selbe für einen neuen Doppelkohlenwasserstoff zu halten.

Oel von 115 bis 125°.

Dieses Oel hat viel Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden. Ich destillirte es mehrmals mit concentrirter Salpetersäure. Im Reapienten erhielt ich ein farbloses Oel, dessen Siedepunct zwischen 120 bis 121° variirte, und in der Retorte blieb ein solches Oel, das schwerer als Wasser war.

Oel von 120 bis 121°.

Dieses Oel entsteht durch die Einwirkung der Salpetersäure auf das vorhergehende; nachdem es wie das erste mit Schwefelsäure und Kali gereinigt worden war, besass es folgende Eigenschaften. Es war farblos, sehr flüssig, von

schwachem Geruch und einem specifischen Gewicht von 1 bei 12°.

Salpetersäure, Schwefelsäure und Salzsäure sind ohne Wirkung darauf. Das Chlor zersetzt es im Sonnenlichte, entweicht Salzsäure. Unter zwei Versuchen bildeten sich dem einen einige kleine Krystalle, welche Chlor enthalten, ist wenig löslich in Alkohol von 33°, aber sehr löslich in Aether. Bei der Analyse gab es:

Kohlenstoff	86,2
Wasserstoff	13,6
	<hr/> 99,8.

Die Beständigkeit seines Siedepuncts weist darauf hin, dieses Oel ein neuer Doppelkohlenwasserstoff sein könne.

Oel von 169°.

Ich suchte nach, ob sich nicht um 169° würde erhalten lassen, und stellte einen Theil des Oeles bei dessen Siedepunct zwischen 167 bis 170° schwankte, reinigte es wie die vorhergehenden durch Schwefelsäure und Kali und destillirte es dann über Kalium. Ich untersuchte vergleichsweise mit Eupion, das ich von Herrn Boy erhalten hatte, und fand keine Verschiedenheit zwischen beiden Körpern, gleiche Löslichkeit in Alkohol und Aether, gleiche Indifferenz gegen alle Reagentien, wie Schwefelsäure und Salpetersäure, gleiche Färbung durch Jod, gleiche Dichte u.

Ich stellte die Analyse beider Körper an und erhielt folgende Resultate:

	Eupion.	Oel von 169°.
Kohlenstoff	85,30	85,60
Wasserstoff	15,0	14,50
	<hr/> 100,40	<hr/> 100,10.

Das Eupion existirt also in dem Oele der Schiefer, seine Zusammensetzung zeigt, dass es wahrscheinlich isomorph ist mit dem Doppelkohlenwasserstoff.

Ich machte ein Gemenge der verschiedenen Oele, deren Siedepunct zwischen 85° und 350° liegt (das Paraffin schmilzt ungefähr bei letzterer Temperatur), schüttelte es mit Schwefelsäure, destillirte es über Kali und unterwarf es dann der Analyse, welche gab:

Kohlenstoff 86,50

Wasserstoff 13,50

100,00.

Vergleicht man diese Analysen und die des Paraffins, so sieht man, dass die verschiedenen in dem Schieferöl enthaltenen Substanzen nahe bis auf einige Tausendtheile die Zusammensetzung des Doppelkohlenwasserstoffes haben.

Ampelinsäure (acide ampélique).

Man erhält diese Säure nur in sehr kleinen Mengen, wenn man die Oele, deren Siedepunct zwischen 80 bis 150° liegt, in einer Retorte mit concentrirter Salpetersäure sieden lässt. Man concentrirt die saure Auflösung, und beim Erkalten setzen sich weisse Flocken ab, die man mit kaltem Wasser mischt, trocknet und dann destillirt.

Die auf diese Weise bereitete Säure ist farb- und geruchlos, fast unlöslich in kaltem Wasser, siedendes Wasser löst nicht viel davon auf, Alkohol und Aether lösen sie sehr gut, sie blähet das Lackmus schwach, schmilzt über 260° und wenn man fortfährt, sie zu waschen, so sublimirt sie und giebt ein weisses krystallinisches Pulver, das aus microscopischen Nadeln besteht. Salpetersäure greift sie nicht an. Concentrirte heisse Schwefelsäure löst sie auf und Wasser schlägt sie aus der Auflösung wieder nieder. Auf eine glühende Kohle gebracht rennt sie und sublimirt zum Theil und verbreitet einen ähnlichen Geruch, wie unter gleichen Umständen die durch Salpetersäure bereiteten stickstoffhaltigen Körper. Mit den Alkalien giebt sie sehr auflösliche Salze, verdünnt man ihre Auflösungen mit vielem Wasser, so fällt die Salpetersäure daraus Ampelinsäure in Gestalt weisser Flocken.

Ich hatte nicht genug von dieser Säure, um sie analysiren zu können, aber die angegebenen Charaktere reichen hin, ihre Eigenthümlichkeit zu beweisen.

A m p e l i n.

Diese Zusammensetzung ist ziemlich merkwürdig und sie unterscheidet sich von allen bekannten Körpern durch ihre ölinlichen Eigenschaften und ihre Löslichkeit in Wasser. Um sie zu bereiten, nimmt man das Schieferöl, dessen Siedepunct

zwischen 200 und 280° liegt, schüttelt es wiederholt mit concentrirter Schwefelsäure, mengt es dann mit $\frac{1}{15}$ oder $\frac{1}{20}$ seines Volums Aetzlauge und lässt das Ganze einen Tag lang ruhig stehen. Nach Verlauf dieser Zeit findet man in der Flasche zwei Schichten, von denen die untere wässrige mehr beträgt, als die angewandte Aetzlauge. Man decantirt die obere Schicht und schüttelt sie mit verdünnter Schwefelsäure, die daraus ein Oel abscheidet, welches sich an die Oberfläche begiebt. Dieses wird mit einer Pipette abgenommen und dann in einem Kolben mit dem 10- bis 20fachen seines Volums Wasser gelinde erhitzt. Das Ampelin löst sich auf und es sondert sich eine kleine Menge Oel ab, die man entfernt. Man gießt dann in die wässrige Auflösung einige Tropfen Schwefelsäure, worauf das Ampelin frei wird und an die Oberfläche kommt. Es besitzt eine schwach braungelbe Färbung, ganz rein würde es wahrscheinlich farblos sein; es gleicht einem sehr flüssigen, fetten Oele, ist auflöslich in Alkohol; Aether löst es in allen Verhältnissen auf. Bei 20° unter 0 wird es noch nicht fest.

Das Ampelin löst sich in allen Verhältnissen in Wasser auf. Mischt man es mit dem 40- bis 50fachen seines Volums so verhält sich die Auflösung sehr eigenthümlich gegen folgende Reagentien:

Einige Tropfen Schwefelsäure, selbst sehr verdünnt, scheiden daraus Ampelin ab. Salpetersäure wirkt auf gleiche Weise.

Kali und Ammoniak trüben die Auflösung im ersten Augenblicke schwach, durch Schütteln und die Wärme klärt sich die Flüssigkeit.

Kohlensaures Ammoniak trübt die Flüssigkeit.

Kohlensaures Kali und Natron wirken wie das kohlensaure Ammoniak, aber durch die Wärme wird die Flüssigkeit klar.

Salzsaures Ammoniak, Chlornatrium, phosphorsaures Natron scheiden daraus das Ampelin ab.

Bringt man in eine Auflösung des Ampelins in reinem oder kohlensaurem Kali Salmiak oder Natron, so scheidet sich das Ampelin sogleich ab und löst sich in der Wärme nicht wieder auf.

Salpetersäure greift es beim Sieden lebhaft an und verwandelt es in eine klebrige unlösliche Substanz; die salpetersaure Auflösung enthält Kleesäure.

Der Destillation unterworfen zersetzt sich das Ampelin, es gehen Wasser und ein leichtes farbloses Oel über, in der Re-
 arte bleibt viel Kohle.

Das Ampelin entfernt sich, seinen Eigenschaften nach, von
 allen bekannten Körpern; derjenige, welchem es seinen Eigen-
 schaften wie seinem Ursprunge nach am nächsten kommt, ist
 das *Kreosot*.

Schliesslich bemerke ich noch, dass man das Schieferöl
 mit Vorthail benutzen könnte, da gewisse Schiefer davon 15
 bis 20 p. C. geben. Es könnte zur Bereitung von Leuchtgas
 dienen, denn es enthält keinen Sauerstoff und seine Zusammen-
 setzung ist der des Doppelkohlenwasserstoffes ähnlich. Es ent-
 hält endlich eine beträchtliche Menge Paraffin, das man ohne
 Kosten daraus gewinnen könnte.

V.

Wirkung des Chlors auf das hydrochlordsaure Aetheren und das hydrochlordsaure Methylen (Hydrochlorâtes d'Éthérène et de Méthylène).

Von

A. LAURENT.

(Ann. d. chim. Mars 1837.)

Ich habe versucht, ob sich bei der Einwirkung des Son-
 nenlichtes auf ein Gemenge von Hydrochloräther und Chlor nicht
 Kohlenstoffchlorid (chloride carbonique) entwickeln werde, und
 der Versuch hat meiner Erwartung vollkommen entsprochen.
 Ich will angeben, wodurch ich darauf kam, dieses Resultat
 vorauszusehen.

Zwei Theorien bieten sich dar zur Erklärung der Bildung
 der Aetherarten, beide stehen einander mit gleichen Waffen ge-
 genüber. Wenn die Wirkung, welche das Chlor auf den Hy-
 drochloräther ausübt, die Frage nicht entscheidet, so giebt sie
 doch wenigstens einen Grund mehr für die Hypothese ab, nach
 welcher man die Aetherarten als Verbindungen einer Säure mit
 Doppelkohlenwasserstoff C_8H_8 ansieht. Die vorzüglichsten Ein-
 würfe, welche man der andern Theorie machen kann, bestehen

darin, dass sie ein unbekanntes Radical $C_8 H_{10}$ annimmt und den Doppelkohlenwasserstoff, so wie die holländische Flüssigkeit ausser Verbindung mit den Aetherarten bringt (!).

Dumas hat gezeigt, dass verschiedene Beziehungen zwischen dem Terpentinöl, dem künstlichen und dem natürlichen Kampher existiren. Diese Analogien würden zur Gewissheit werden, wenn man mit Terpentinöl Kampher oder Kampfersäure darstellen könnte. Was man nun bis jetzt nicht mit dem Terpentinöl vermochte, das (oder wenigstens eine analoge Reaction) habe ich mit dem Doppelkohlenwasserstoff versucht.

Stellt man den Hydrochloräther durch die Formel $C_8 H_9 + H_2 Cl_2$ dar, so müsste sich nothwendig durch die Einwirkung des Chlors auf ihn eine Verbindung bilden nach der allgemeinen Formel $C_8 (H, Cl)_8 + H_2 Cl_2$. Der erste Ausdruck müsste sein $C_8 H_6 Cl_2 + H_2 Cl_2$, der zweite $C_8 H_4 Cl_4 + H_2 Cl_2$, der dritte $C_8 H_2 Cl_6 + H_2 Cl_2$. Nun habe ich gezeigt, dass alle diese Verbindungen sich durch Chlor, unter Einwirkung des Sonnenlichtes, in Kohlenstoffchlorid umwandeln, der Hydrochloräther müsste demnach denselben Körper bilden.

Ich habe mich überzeugt, dass dieser Aether, ehe er das Kohlenstoffchlorid bildet, im Schatten ölartige Flüssigkeiten liefert, die weniger flüchtig sind, als der Aether selbst, und ich zweifle nicht, dass die erste dieser Flüssigkeiten die holländische Flüssigkeit sei. Als ich nämlich die Einwirkung des Chlors unterbrach, so wie ich glaubte, dass der Aether zerstört sei und die Analyse des gebildeten Oeles machte, fand ich diese nahe bis auf 2 p. C. $= C_8 (H_5 Cl_3) + H_2 Cl_2$. Dieses Oel war ein Gemenge. Man kann verschiedene Hypothesen aufstellen und es betrachten als ein Gemenge von 1 At. der holländischen Flüssigkeit mit 1 Atom hydrochlorsauren Chlorätherens $(C_8 H_6 Cl_2 + H_2 Cl_2) + (C_8 H_4 Cl_4 + H_2 Cl_2) = 2(C_8 H_3 Cl_5 + H_2 Cl_2)$, oder auch als ein Gemenge von 3 Atomen der holländischen Flüssigkeit mit einem Atom hydrochlorsauren Chlorätherens $3(C_8 H_6 Cl_2 + H_2 Cl_2) + (C_8 H_2 Cl_6 + H_2 Cl_2) = 4(C_8 H_5 Cl_3) + H_2 Cl_2$. Diess konnte nicht anders sein, denn zu welcher Zeit man immer die Einwirkung des Chlors unterbrechen mochte, nur vorausgesetzt, dass noch kein Kohlenstoffchlorid gebildet sei, musste man

immer ein Gemenge finden; dessen Formel $C_8(H, Cl)_8 + H_2 Cl_2$ sein muss.

Da der Doppelkohlenwasserstoff und der Hydrochloräther zu Entstehung derselben Körper Veranlassung geben, so gehören sie derselben Reihe an.

Um das Kohlenstoffchlorid zu bereiten, brachte ich in eine Flasche, welche 2 Litre trocknes Chlor enthielt, einige Grammen Hydrochloräther. Als das Gemenge der Sonne ausgesetzt wurde, erschien sogleich eine dunkle rothe Flamme und die Flasche zersprang mir in der Hand in tausend Stücke, die mit einem Absatze von Kohle bedeckt waren. Da der Sonnenschein nicht sehr lebhaft war, fand die Explosion nicht augenblicklich Statt, ich hatte Zeit zu beobachten, wie die Flamme am obern Theile der Flasche begann und bis zur Mitte herabstieg.

Ich wiederholte den Versuch, wobei ich aber das Chlor im Schatten 24 Stunden darauf wirken liess. Ich ersetzte die gebildete Salzsäure durch trocknes Chlor und brachte die Flasche in die Sonne. Ich erhielt auf diese Weise Kohlenstoffchlorid. Dieses wurde in siedendem Alkohol aufgelöst, worauf es sich beim Erkalten in der Form farnkrautähnlicher Blätter abschied, deren Seitenrippen perpendicular auf der Hauptrippe standen und wieder unter rechten Winkeln mit vierseitigen Blättchen besetzt waren.

Ich wollte wissen, ob das Aequivalent der holländischen Flüssigkeit bei seiner Umwandlung in Kohlenstoffchlorid eine Theilung erlitten habe und ob das Aequivalent des letztern nicht $C_4 Cl_4 + Cl_2$ wäre. Zu diesem Behufe unterwarf ich der Wirkung des Chlors gasförmiges hydrochlorsaures Methylen; es condensirten sich einige ölige Tröpfchen, die ich in eine mit Chlor gefüllte Flasche brachte. Als ich diese dann in die Sonne brachte, entwickelte sich etwas Hydrochlorsäure, aber es bildete sich kein Kohlenstoffchlorid. Ich glaube daraus schliessen zu können, dass die Formel dieses letztern $C_8 Cl_8 + Cl_4$ sei, und diess erklärt sehr gut, warum der Körper die sonderbare Anomalie zeigt, sich mit Wasser nicht in Kleesäure und Salzsäure zu zersetzen, denn wenn $C_8 Cl_{12}$ wirklich seine Formel ist, so könnte er bei der Zersetzung mit Wasser nur

die mit der Kleesäure isomerische Verbindung $C_8 O_8$ geben, eine Verbindung, die wahrscheinlich nicht bestehen kann.

Ich habe in meinen Tabellen das Chloroform in die Reihe des Methylen gestellt, und da das Hydrochlorat kein Kohlenstoffchlorid (chloride carbonique) giebt, so kann auch das Chloroform keins geben, wovon ich mich in der That durch Aussetzen dieses Körpers mit Chlor an die Sonne überzeugt habe. Da sich Salzsäure entwickelt, so muss sich nothwendig eine neue Verbindung bilden, vielleicht ein Kohlenstoffchlorür, das ich später untersuchen will *).

*) Den Schluss der Abhandlung bilden einige nicht hierher gehörige Betrachtungen über die Theorie der organischen Verbindungen, welche der Verf. aufgestellt hat. d. H.

Zur landwirthschaftlichen Chemie.

I.

Fortgesetzte Mittheilung chemisch-agronomischer Erfahrungen.

Von

M. A. LAMPADIUS.

(Vergleiche B. IX. S. 129. dieses Journals und frühere daselbst citirte Mittheilungen.)

Fortgesetzte Beobachtungen über die Düngkraft der humussauren Verbindungen.

Fortsetzung der Wahrnehmungen über die Vegetation der früher mit torfhumussauren Basen gedüngten Ackerbeete.

- a) Die Beete (s. B. IX. S. 132.) welche im Jahre 1836 nach der ersten Andüngung im 5ten Jahre mit Klee bestanden waren, blieben 1837 als Brache liegen. Am 10. Juli zeigten sie einen gut ausgewachsenen Grasbestand mit wenig Klee und am 13. wurden 9½ Cent. gutes Brachheu von ihnen eingefahren. Mitte August wurde dieses Stück Acker umgepflügt und soll bis zum Frühling 1838 liegen bleiben, um von Neuem mit Torfhumusdünger versehen und mit Kartoffeln bestellt zu werden.
- b) Die Ackerfläche von 13060 Quadratfuss, welche 1835 mit 50 Dresdner Scheffeln Torfdünger angedüngt, den 27. Sept. 1836 eine sehr gute Winterroggenerndte gegeben hatte (½ Scheffel gab 5¼ Sch. Ausdrusch), konnte öbler Witterung wegen zuerst den 24. April 1837 mit ¾ Scheffel Hafer besät werden. Der auf diesem Acker erbaute Hafer stand zwar ziemlich gut, erreichte aber erst gegen Ende Septembers die nöthige Reife, musste

wegen übler Witterung zu lange auf den Stoppeln liegen, und als ich ihn endlich am 22. Oct. konnte einfahren lassen, waren viele Körner ausgefallen. Der Ausdrusch aus $1\frac{1}{2}$ Schock Gebinden gab nur knapp 3 Schef-
fel, d. i. das vierfache der Aussaat an Körnern. Dieser nicht sonderliche Erfolg war offenbar weniger dem Düngmittel als der Witterungsart dieses Sommers (vergleiche weiter unten) zuzuschreiben. Andere Aecker in der Nachbarschaft meiner Felder, die auf gewöhnliche Weise angedüngt waren, gaben ein ähnliches Resultat.

2) Ferneres Verhalten des mit torfhumussaueren Basen gedüngten Weinstockes (s. d. J. B. V. S. 443. u. B. IX. S. 133.).

Da die Witterung schon in dem Elbthale der Vollendung der Vegetation des Weinstockes sehr ungünstig war, so stand um so weniger ein günstiger Erfolg in unserm rauhern Klima zu erwarten. Indessen war das Wachsthum des in Rede stehenden Weinstocks völlig kräftig; aber er blühte erst gegen Mitte des Julius. Der heisse August war nun zwar der Ausbildung der Beeren sehr günstig; allein im September blieb deren Wachsthum wieder bedeutend zurück, und heute den ersten November ist der ganze Weinstock noch grün belaubt, und mit 27 Stück noch ziemlich harten Trauben behängt. Ob derselbe noch im November — wenn nicht starke Fröste eintreten — reifen kann, wird sich zeigen. Da nun andere Weinstöcke in hiesiger Stadt an Geländern gezogen, zum Theil noch weiter zurück sind, so ist der Andüngung mit Torfeompost auch für dieses Gewächs eine nur vortheilhafte Wirkung zuzuschreiben.

3) Fernere Beobachtung meines im Jahre 1836 allein mit Torfhumussalzen gedüngten Gartens (s. d. J. B. IX. S. 133 – 35.).

In dem laufenden Jahre 1837 liess ich — um die aus-
haltende Kraft des Torfdüngmittels näher kennen zu lernen — die ganze Fläche der Gartenbeete von 2740 Quadratfuss, welche 1836 im Frühlinge 435 Pfd. des Gemenges von Torf, Kalkmehl, Ziegelmehl, Holzasche und pulverisirten Hornabfall erhalten hatte, ganz ungedüngt liegen, und bestellte dieselben — der ungünstigen Witterung wegen zum Theil sehr spät — auf die gewöhnliche Art. Die verspätete Bestellung ergibt

sich unter andern daraus, dass zuerst gegen Ende Julius die Erbsen einen reichlichen Ertrag gaben, und die Brauchbarkeit grüner Bohnen mit dem 18. August begann und bis zum 17. October dauerte. Dennoch bin ich im Ganzen genommen mit dem Ertrage des Gartens hinlänglich zufrieden. Es gerietten gut, wenn auch 4 Wochen später als sonst: Erbsen, Bohnen, Pastinak, Möhren, Sallat in Menge, Petersilie, Roccambolzwiebeln, Runkelrüben und Blumenkohl. Alle Kohlsorten, die übrigens gut bestanden waren, litten im heissen August an nicht zu verhinderndem Raupenfrass. Die Kohlrüben geriethen noch mittelmässig; die Zwiebeln erreichten nur mittlere Grösse, und der Sellery, welcher noch jetzt in der Erde steht, ist stark im Kraut, hat aber kleine Knollen und viel Wurzelfasern. So bin ich denn mit dem Erfolge des Wagestücks, die hiesige düngerbedürftige Gartenerde — deren Hälfte wenigstens hätte frisch gedüngt werden sollen — ganz ungedüngt zu lassen, noch zufrieden genug, und hätte wahrscheinlich bei besserer Witterung noch mehr einsehen können, dass auch in der Gartenerde die Wirkung der torfhumussauren Basen noch im zweiten Jahre fortdauert. Indessen habe ich — um meinen Garten wieder von Neuem zu restauriren — ihn schon in diesen Tagen gut mit Kuhdünger andüngen lassen. Es haben daher die Leser für künftiges Jahr keine besondern Versuche mit künstlichen Düngmitteln in demselben zu erwarten.

4) Neuere Versuche über die Anwendung des Torfcomposts auf die Obstbaumsucht.

Es wurde den 5. Oct. 1836 folgender Compost gemengt:

a) Gesiebter Brauntorfabfall von Helbigsdorf	250 Pfd.
b) Kalkmehl (Hydrat) von Lengefelder Kalk	25 -
c) Ziegelmehl	25 -
d) Hartholzasche	12 -
e) Weichholzasche	12 -
f) Seifensiederausschlag	12 -
g) Braunes halbverwesetes Baumlaub . . .	25 -
	<hr/> 361 Pfd.

Dieses Gemenge blieb in meinem Hofe bis den 15. April, während welcher Zeit es dreimal umgeschaufelt wurde, liegen. Da der Winter genug Schnee und Regen gab, so war kein Begiessen des Haufens nöthig.

Um versuchsweise 24 Stück jüngere und mittelwüchsige Obstbäume mit diesem Compost zu düngen, wurde ein Maass desselben verwogen, und das Ganze sodann in 24 gleiche Porten vermessen. Die Masse wog zusammen 481 Pfd., hatte mithin durch Winterfeuchtigkeit 120 Pfd. am Gewichte zugenommen. Auf jeden Baum kamen daher 20 Pfd. frühlingstfeuchter oder 15 Pfd. herbsttrockner Torfcompost.

Die gewählten Bäume, welche diese Probedüngung erhalten haben, sind:

6 Stück junge Pflaumenbäume und

6 „ „ „ hochstämmige Aepfelbäume.

Sie sind vor 3 Jahren aus der Baumschule zu Klosterzelle ausgehoben und in meinen Rasengarten in einer Reihe mit 18 ganz ähnlichen Bäumen eingesetzt worden. Letzt genannte 18 Stück blieben zum Gegenversuche ungedüngt.

Ferner sind angedüngt:

12 Stück auf Rabatten stehender Franzobstbäume, aller

Tafelobstsorten, als Muscatellerbirn, Pepinäpfel u. dergl.

Diese sind vor 10 Jahren von Zelle entnommen gepflanzt, und seit 7 Jahren tragbar.

Die Andüngung genannter Obstbäume erfolgte am 17. April auf die Weise, dass mehrere Fuss im Umkreise des Baumes, jedoch mehrere Zolle vom Stamme entfernt, der Boden, ohne die Wurzeln zu verletzen, aufgelockert, und der Compost eingestreuet wurde. In dem laufenden Sommer habe ich noch keinen sehr merklichen Unterschied im Wachsthum dieser Bäume wahrnehmen können; jedoch haben einige derselben etwas stärkere Schösslinge als die nicht gedüngten ähnlichen getrieben. Den weitem Erfolg wird die Zeit lehren.

II. Neuere Versuche über die Beförderung des Kartoffelwachsthums durch salzsauren Kalk (Chlorcalcium).

In meiner *Lehre von den mineralischen Düngmitteln*, Leipzig bei Barth. 1833, stellte ich S. 39. die bisher beobachteten Wirkungen des salzsauren Kalks auf das Pflanzenwachsthum zusammen, und forderte Landwirthe, welche sich der Kalkens der Felder bedienen, auf, über dieses mineralische Düngmittel auf eine einfache wenig kostbare Weise Versuche anzustellen. Da mir aber bis jetzt keine Nachricht von der-

neben neu unternommenen Versuchen zugekommen ist *), beschloss ich mich im vergangenen Frühlunge zu einem Versuche im Grössern, dieses Hülfsmittel bei dem Kartoffelbau anzuwenden.

Wegen der so ungünstigen Frühlingswitterung konnte ich erst die Kartoffeln überhaupt — die ich sonst gern Anfangs April auslegen lasse — mithin auch die zu diesen Versuchen bestimmten, am 16. Mai dem Boden übergeben.

Ich liess ein Stück Haferstoppelfeld, sogenanntes ausgeegnetes, zu den vergleichenden Versuchen durch Aufpflügen und Eggen gehörig vorbereiten. Dieses Feld war vor drei Jahren mit einem Gemenge von Pferde-, Schweine-, Rind- und Abtrittsdünger gehörig angedüngt worden, und hatte sich einander Kartoffeln und Kopfkohl, sodann Winterroggen darauf Hafer getragen.

Es wurden von diesem zubereiteten Acker 4 grosse Beete, die zu 8500 Quadratfuss Leipz. abgemessen, und zwischen dem Beete hinlänglicher Zwischenraum zum Umgehen derselben gelassen.

Die Bestellung der Beete war folgende:

Nr. 1. wurde ohne Düngmittel als Gegenprobe mit 2 Drescher Scheffeln = 280 Leipz. Pfund *Lerchenkartoffeln* belegt.

Nr. 2. erhielt dieselbe Menge Kartoffeln, und wurde folgender Maassen angedüngt: Es wurde ein Scheffel Lengefelder gebrannter Kalk mit Wasser gelöscht, und gab $2\frac{1}{2}$ Scheffel Kalkmehl, welches 240 Pfund wog. Es befanden sich vermöge einer unternommenen Analyse in demselben:

Kalkerde . .	174,1 Pfd.
Kieselerde . .	2,1 -
Thonerde . .	1,7 -
Talkerde . .	1,5 -
Eisenoxyd . .	0,4 -
Wasser . .	60,0 -
	<hr/> 239,8 Pfd.

*) Vor einiger Zeit brachte ich in Erfahrung, dass einer unserer tüchtigsten Landwirthe in hiesiger Umgegend, Hr. Oekonomierath Meyer auf Langerinne, dergleichen Versuche im Betriebe hat. Derselbe wird mir hoffentlich in der Folge erlauben, die Resultate seiner Versuche in diesem Journale bekannt zu machen.

Diese $2\frac{1}{2}$ Scheffel Kalkmehl wurden nun gleichförmig auf dem Beete ausgestreuet und gut untergeeggt. Es bekam mithin jeder Quadratfuss 1 Loth \equiv 240 Gran des Kalkmehls.

Nr. 3. erhielt dasselbe Quantum Kartoffeln mit eben der Kalkmenge, die aber mit Wasser, welches zuvor mit 2 Pfund starker rauchender Salzsäure zu 42 p. C. Saurgehalt vermischt war, gelöscht wurde. Der Berechnung zu Folge erhielt nun dieses Kalkmehl 1 Pfd. 29,5 Loth wasserfreien salzsauren Kalk, und es bekam jeder Quadratfuss des Beetes ausser dem Mehlkalk eine Menge von 1,72 Gran salzsauren Kalkes. Da früher schon Schübler und Mayer, s. d. *Observationes quaedam botanico-physiologicae*. Tübing. 1830, fanden, dass Chlorsalze nur in geringer Menge angewendet werden dürfen, wenn sie dem Pflanzenwachsthum zuträglich wirken sollen, so nahm ich zu diesem ersten Versuch nur eine so geringe Menge des salzsauren Kalks. Bei neuen Versuchen im künftigen Jahre werde ich steigende Verhältnisse desselben in Anwendung bringen.

Das Beet Nr. 4. endlich wurde nun auf gewöhnliche Weise mit 2 Fuder, wie oben angegeben, gemischtem Stallmist, angefügt und mit 2 Scheffel Kartoffeln bestellt.

Erfolg vorstehender Andünungsversuche.

In Hinsicht des Herganges der Vegetation vom 30. Mai an bis zu der Kartoffelernte am 12. October war Folgendes zu bemerken: Auf allen Beeten brachen die Pflanzen vom 30. Mai bis 5. Juni langsam ohne wahrnehmbaren Unterschied durch. In den ausgezeichnet fruchtbaren Monaten Juni und Juli zeigte sich das Wachsthum der Kartoffelpflanzen sehr gut. Offenbar blieben die Pflanzen auf dem Beete No. 1 zurück. Auf den übrigen 3 Beeten konnte ich keine auffallende Verschiedenheit wahrnehmen. Anfang Augusts traten die sämmtlichen Pflanzen der Beete 2. 3. 4 allmählig in Blüthe, die des Beetes No. 1 7 Tage später. Im August ging das Fortwachsen der Pflanzen wegen mangelnder Feuchtigkeith langsam von Statten, und erst am 19. September fand ich die ersten Saamenäpfel angesetzt. Einige Wochen später hatte ein Nachtreif schon das Kartoffelkraut theilweise gebräunt und am 12. October liess ich, da das Kraut der Pflanzen bis zum Spitzen hin abgestorben war,

Kartoffeln herausnehmen und sogleich vermessen und einen Theil der Masse verwiegen. Von anhängender Erde gereinigt wog der Scheffel Kartoffeln von dem Beete No. 1. 143 L., von No. 2. 142 $\frac{1}{4}$ Pfd., von No. 3. 142 Pfd., von No. 4. 141 $\frac{3}{4}$ Pfd. Sie zeigten mithin alle ein etwas grösseres spezifisches Gewicht, als die im Frühling ausgelegten, welches auf weniger einem grössern Stärkemehlgehalt, als vielmehr auf einem Pfunden im Scheffel mehr gebundenen Wassers zuzuführen ist; auch waren die Knollen, vorzüglich No. 1., et-
 kleiner als die ausgelegten.

Das Beet No. 1. gab 5 $\frac{1}{2}$ Scheffel = 786 $\frac{1}{2}$ Pfd. Knollen von kaum mittelmässiger Grösse in Vergleichung mit der ausgelegten Sorte.

Das Beet No. 2. lieferte 9 Scheffel = 1280 Pfd. mittelmässig grosse Knollen.

Das Beet No. 3. gab 10 $\frac{1}{2}$ Scheffel = 1491 $\frac{1}{2}$ Pfund von der Grösse wie No. 2.

Das Beet No. 4. gab 13 Scheffel = 1837 $\frac{3}{4}$ Pfd. etwas mehr als mittelmässig grosse Knollen mit ungefähr $\frac{1}{4}$ grösseren gemengt.

Es war mithin der Kartoffelertrag:

von No. 1.	dem Maasse nach	2,75fach,	dem Gew. nach	3,09fach.
von No. 2.	„ „ „	4,50fach,	„ „ „	4,56fach.
von No. 3.	„ „ „	5,25fach,	„ „ „	5,30fach.
von No. 4.	„ „ „	6,50fach,	„ „ „	6,71fach.

Ich ziehe nun aus vorstehenden Ertragserfolgen folgende Classe:

Der Kartoffelertrag blieb im vergangenen Sommer überhaupt hinter dem andern Jahre zurück, denn ich habe seit 30 Jahren von der Varietät mit Namen Lerchen-Kartoffel, immer das 8 bis 9fache der ausgelegten Knollen auf meinen Feldern wiedererhalten. Die Ursache liegt offenbar in der kürzern, ihnen zur Vollendung ihres Wachstums dargebotenen Zeit.

Das Kalkmehl allein gab dem magern Boden noch nicht ganz die doppelte Vermehrung seiner Fruchtbarkeit, und diese ist wohl mit davon abzuleiten, dass der Kalk dem Boden einen Theil Humus — von welchem auch der ma-

gerste noch einen Antheil enthält — entnahm und den Kartoffelpflanzen zuführte.

- c) Das salzsauren Kalk enthaltende Kalkmehl vermehrte die Fruchtbarkeit des in Rede stehenden Bodens ziemlich doppelt, und der Ertrag von $1\frac{1}{2}$ Scheffel mehr als auf dem Beete No. 2. zeigte doch eine merkliche Vermehrung der Vegetationskraft und gab, wenn 2 Pfd. Salzsäure 4 Gr. zu stehen kommen, bei dem Mittelpreise der Lerchen-Kartoffeln, einer sehr wohlschmeckenden Varietät, des Scheffels zu 1 Thaler einen Ueberschuss von 1 Thaler 8 Gr. auf 8500 Quadratschuh Ackerfläche in Vergleichung mit bloßer Kalkdüngung.

- d) Dass der gut mit Stallmist angedüngte Acker den besten Ertrag geben würde, liess sich erwarten, und wahrscheinlich dürfte der Ertrag noch höher ausfallen, wenn man dem so gedüngten Acker ausser dem Stallmiste noch einen Antheil von Kalkmehl und salzsaurem Kalk gäbe.

Ist nun der Erfolg der Wirkung des salzsauren Kalks bei vorstehenden Versuchen auch kein glänzender, wie ich ihn nach Dübuc, Sprengel und Dietrich (s. S. 39 meiner *Lehre von den mineralischen Düngmitteln*) erwartete, so werde ich doch, da zumal die Witterung dieses Jahres störend wirkte, dergleichen Versuche, vorzüglich mit grösseren Quantitäten von salzsaurem Kalk auf die Quadratsfläche wiederholen.

III. Zugabe, die Witterung des Zeitraums vom November 1836 bis mit October 1837 in ökonomischer Hinsicht betreffend *).

1 8 3 6.

Der November liess sich in den ersten Tagen kalt, d. i. den 1ten und 2ten 1 bis 5° — 0 R. an; bald aber wurde es gelinder und die Temperatur hielt sich grösstentheils einige Grade + 0, und gegen das Ende sogar 4 bis 9° +. Der Monat gab mehr Regen wie Schnee, und zwar fiel in demselben 3,0748 Par. Zoll hoch Regen- und Schneewasser. Die Winterfrüchte waren gut aufgegangen und bestockt.

*) Bei diesen meteorologischen Nachrichten, die Freiburger Gegend betreffend, habe ich zugleich die meteorologischen Tabellen meines Freundes, des Hrn. Prof. Reich, mit benutzt.

Im *Anfange* des *Decembers* bis zum 24sten wechselte die Temperatur zwischen 0 und 4° +; vom 24sten bis zu Ende zwischen 2 und 11° — 0. Bis zum 24sten fiel zuweilen Regen, dann aber wurden die Saaten gut mit Schnee bedeckt. Die Höhe des gefallenen Wassers betrug 2,0147 P. Z.

1 8 3 7.

Die Kälte, zwischen 0 um 10 — wechselnd, dauerte im *Januar* mit zuweiligem Schneefall bis zum 7ten fort, worauf einige Tage gelinde thauete, ohne dass jedoch die Schneedecke fortging. Vom 11ten an trat wieder mässiger Frost ein, und bis zu Ende des Monats wechselte die Temperatur, sich sehr unter 0 haltend, zwischen 2° + und 6° — 0. Die Höhe des mehrentheils als Schnee gefallenen Wassers = 77752 Z.

Eben so mässig kalt hielt sich der *Februar*, und nur am 2ten hatten wir 10,5° — 0; übrigens stand das Thermometer über 0, und zwischen 4° + und 6° — 0 wechselnd, fiel zuweilen etwas Schnee. Die Saaten blieben noch bedeckt. Der Wasserfall betrug 1,80882 Z.

Der *März* liess sich bis zum 8ten etwas kälter an, jedoch fiel das Thermometer nicht unter 6° — 0. Vom 8ten bis zum 11ten thauete es gelinde und zuweilen hatten wir 6 bis 7° +; doch schmolz der Schnee nicht ganz auf unsern Feldern. Am 13ten schneiete es wieder stark und die Temperatur hielt sich bis 4° — 0 bis zum 27sten. Von da bis zu Ende war sie gelinde und es fiel zuweilen etwas Schnee. Regen und Schnee 1,48695. In Gärten und auf Feldern konnte bei uns noch nicht gearbeitet werden.

Im ersten Drittheil des *Aprils* wechselten Frost und Thauwetter zwischen 7 bis 8° — 0 und 6 bis 7 + 0. Es fiel bis gegen den 14ten ziemlich so viel Schnee, als wegthauete. Vom 15ten bis 11ten war der so starke, vorzüglich aber Norddeutschland treffende Schneefall. Erst am 19ten April stellte sich wieder bei uns völliges Thauwetter ein und nur auf trocken gegangenen Feldern konnte man vom 22sten an die Feld- und Gartenbestellung anfangen. Gegen Ende des Monats wechselte die Temperatur zwischen 5° und 14° +. Schnee und Regen 1,82570 Z. Wasserhöhe.

Der *Mai* war ausserordentlich regenreich, und die Bestel-

lung der Aecker und Gärten wurde sehr oft unterbrochen. Die Winterfrüchte standen jedoch auf trocknen Feldern gut. Am 11ten Mai gab es noch einmal gegen einen Fuss hoch Schnee. Die Temperatur war zwar über 0, aber sehr mässig, und erst gegen das Ende des Monats 17 bis 18° +. Regen war mit Inbegriff des Schnees die ungewöhnliche Menge von 5,42807 Z. gefallen, woraus sich ergibt, wie wenig man Feldbestellung ausüben konnte. Die Linsen grünten zuerst gegen Mitte des Monats, welches sonst Ende Aprils bis zum 3ten Mai spätestens erfolgt.

Der *Junius* war ein höchst fruchtbarer und warmer Monat mit mässigem Regen. Die Wärme fiel nicht unter 5° +, hielt sich gewöhnlich 14 bis 15° + und stieg oft 18 bis 19° +. Regenwasser war 2,16681 Z. hoch gefallen. Die Sommerfrüchte, welche man endlich in der Erde hatte, wuchsen ausserordentlich kräftig.

Der *Julius* hielt sich mit Ausnahme einiger starken Regentage ungefähr wie der *Junius*. Vom 28sten *Junius* bis 5ten *Julius* und vom 8ten bis 13ten *Julius* gab es schöne helle Tage und man erntete viel und schönes Heu. Erst gegen Ende des Monats reiften die Gartenerbsen bis zum Gebrauch in der Küche und die Bohnenblüthe fing an. Die Wärme stieg zuweilen bis 20° + und selten in den Morgenstunden bis 5 bis 6° +. Die gefallene Regenmenge betrug 4,42264 Zoll.

Ein recht heisser Sommermonat war der *August*. Er hatte nur 10 Tage, an welchen es gelinde regnete. Die Hitze stieg an mehreren Tagen 22 bis 24° +. Die Erndte des Winterkorns fing im Untererzgebirge gegen Ende des Monats an. Die gefallene Wassermenge betrug 1,25519 Zoll.

Jedermann hatte nun der Erndte und Reife des Obstes wegen seine Hoffnung auf den *September* gesetzt, allein auch dieser Monat war wieder regenreich und nur vom 8ten bis 13ten war Erndtewetter. Die Temperatur hielt sich zwischen 6 + 0 und 15° +, einige Male, d. i. den 12ten und 13ten, stieg sie bis 18° +. Die Höhe des gefallenen Regens betrug 3,47189 Zoll. Am Schlusse des Monats standen noch sämtliche Kartoffeln und es stand und lag viel Hafer, auch hie und da etwas Sommerroggen auf den Feldern. Frühobst war kaum reif und Grummet lag zwar reichlich, aber zum Theil im Verderben.

Endlich gab der *October* mitunter glücklicherweise noch einiges Erndtewetter, vorzüglich vom 21sten bis 23sten helle, windige Tage, und es wurde ziemlich alles, wenn auch mit viel Verlust an ausgefallenem Hafer und ausgewachsenem Sommerkorn, so wie das Grummet kaum brauchbar eingebracht. Das Spätobst warfen die Stürme Ende Octobers und Anfang Novembers halbreif von den Bäumen. Die Temperatur des Octobers hielt sich um 7 bis 8° \pm 0 und Regen war 1,68979 Zoll hoch gefallen.

Vermöge der im Vorigen verzeichneten, zum Theil ungünstigen Witterung wurde denn auch ein kaum mittelmässiger Ertrag der Vegetation erzielt und die Preise der Getreidearten, der Kartoffeln, des Fleisches und der Butter hoben sich bedeutend. Bemerkenswerth ist es noch, dass in hiesiger Gegend äusserst wenig Gewitter antrafen und auch nur einige von Bedeutung in der Entfernung beobachtet wurden.

II.

Ueber die Benutzung und chemische Zusammensetzung des Birkensaftes.

A. Zuckergehalt des Birkensaftes.

Von

Dr. GEISELER

in Königsberg in der Neumark *).

Der aus dem im Monat März angebohrten Stamme der Birke (*Betula alba* L.) in reichlicher Menge fliessende Saft enthält bekanntlich Zucker, und dieser Zuckergehalt ist es auch, der die Bildung von Kohlensäure und die Umwandlung des Saftes in ein moussirendes Getränk (Birkenchampagner) bewirkt. Um die Menge und die Art des im Birkensaft enthaltenen Zuckers zu bestimmen, verschaffte ich mir von einem zuverlässigen Förster in hiesiger Gegend eine Quantität des hier sogenannten Birkenwassers. Dasselbe war gelblichtrübe, wirkte nicht auf Reagenzpapier und hatte bei \pm 14° R. ein specifisches Gewicht von 1,050. Nach dem Filtriren verlor es

*) Aus dem Archiv d. Pharmacie. B. X. Heft 2. 3.

die gelbliche Färbung, wurde wasserhell und hatte nur noch ein spec. Gew. von 1,040. 16 Unzen von diesem wurden ohne einen Zusatz bei gelinder Wärme, so dass die Flüssigkeit nicht zum Sieden kam, bis zur Consistenz eines dünnen Schleims abgedampft. Derselbe löste sich in destillirtem Wasser nicht vollständig auf, und es blieben beim Filtriren der Auflösung 3 Gran eines citronengelben Pulvers zurück, das sich in Alkohol und Aether leicht, in Wasser dagegen nur wenig auflöste, durch verdünnte Säuren goldgelb, durch Alkalien bräunlich gefärbt, aus der mit Wasser verdünnten alkoholischen Auflösung durch Alzunaauflösung gelb gefällt wurde, und deshalb für Farbestoff zu halten ist. Ihm ähnlich verhielt sich der beim Filtriren des frischen Saftes auf dem Filtrum verbliebene Rückstand, nur war dieser nicht in Alkohol vollkommen löslich, wahrscheinlich, weil er mit Staub oder anderen fremdartigen Dingen verunreinigt war.

Die von dem Farbestoff getrennte wässrige Auflösung wurde wiederum abgedampft und mit Alkohol vermischt, wodurch eine Trübung entstand, die sich später noch vermehrte. Nach dem Filtriren blieb auf dem Filtrum eine Masse zurück, die getrocknet gelblich weiss wurde, 4 Gran wog, mit Wasser benetzt etwas klebte, in einer grösseren Menge derselben sich auflöste, aus dieser Auflösung aber durch Alkohol und Aether, so wie durch die Auflösung des neutralen essigsauren Bleioxydes gefällt wurde, beim Verbrennen einen hornähnlichen Geruch verbreitete, also Eiweissstoff war.

Die alkoholische Auflösung wurde nun bei einer Temperatur von $+15^{\circ}$ R. einige Tage hingestellt und beobachtet, ob sich Krystalle zeigen würden. Es erfolgte aber keine Krystallbildung und das Ganze war endlich zu einem dicken Syrup eingetrocknet, der einen sehr süssen Geschmack hatte. Ein Versuch, mittelst kalten Alkohols allen Schleinzucker zu entfernen und im Rückstande den etwa vorhandenen krystallisirbaren oder Krümelzucker zu gewinnen, blieb ebenfalls ohne Resultat, da sich Alles auflöste. Es war nunmehr die Ueberzeugung gewonnen, dass der Schleinzucker im Birkensaft enthalten ist, darum wurde die Auflösung bei der Wärme des Wasserdampfades möglichst stark abgedampft und als Resultat ein

zäher dicker Syrup, an Gewicht 109 Gran, von gelbbräunlicher Farbe und ausserordentlich süssem, honigähnlichem Geschmack gewonnen.

Eine durch Abdampfen einer grösseren Menge Birkensaftes erhaltene Quantität Syrup, mit verschiedenen Getränken, als Wasser, Thee, Kaffee u. s. w. vermischt, versüsste dieselben eben so sehr, als eine gleiche Quantität sogenannten Meliszuckers.

Wenn man jetzt die Frage aufwirft, ob es wohl der Mühe werth sei, die Birken anzubohren, und den ausfliessenden Saft auf Zucker zu benutzen, so möchte ich diese Frage bejahen, denn, wenn gleich der Birkensaft nicht so viel Zucker, wie der Ahornsafte, liefert und nicht krystallisirbaren, sondern nur Schleimzucker, so sprechen doch für die Benutzung folgende Umstände:

1) Es existiren namentlich im nördlichen Europa sehr viele und grosse Birkenwälder.

2) In diesen Gegenden hat das zur Abdampfung des Saftes nöthige Holz nicht einen so grossen Werth, dass dieser in Anschlag zu bringen wäre.

3) Wenn das Abzapfen des Saftes vorsichtig geschieht, und die Oeffnungen nach dem Ausfluss desselben gut verspundet werden, so wird dadurch dem Gedeihen und Wachsthum der Birke nicht geschadet und es kann das Abzapfen alljährlich wiederholt werden.

4) Eine gesunde Birke mittler Grösse giebt wenigstens 8 Quart Saft, und diese liefern nach obigem Versuche etwa $\frac{1}{4}$ Pfund Schleimzucker. Aus 100 Birken, die eben keinen grossen Raum einnehmen, würden daher 25 Pfund Zucker erhalten werden, die einen Werth von fast 4 Rthlr. haben würden. Dazu kommt noch, dass jede Birke so viel Reisig jährlich giebt, als zur Abdampfung von 8 Quart Flüssigkeit erfordert wird.

5) Da die Birke ein ziemlich hohes Alter erreicht, deshalb sehr lange auf Zucker benutzt werden kann, überdiess selbst im hohen Norden gut fortkommt, ihre Blätter einen brauchbaren Farbestoff (Schüttgelb) liefern, und ihr Holz zu den besten Hölzern gehört, so gewährt die Anpflanzung derselben gewiss grossen Vortheil.

6) Die Darstellung des Zuckers aus dem Birkensaft erfordert nur ein einfaches Abdampfen desselben in gewöhnlichen Kesseln, und kann selbst in der kleinsten ländlichen Haushaltung vorgenommen werden, denn die Abscheidung der geringen Mengen von Farbe- und Eiweissstoff ist, da diese unschädlich sind, durchaus nicht erforderlich.

B. Chemische Untersuchung des Birkensaftes.

B. BRANDES.*)

Ich hatte eine zufällige Veranlassung in diesem Frühjahr mit dem Saft der Birken (*Betula alba*) einige Versuche anzustellen. Dieser Saft ist bereits von Vauquelin und John untersucht worden. Vauquelin fand darin braunfärbenden Extractivstoff, Schleimzucker, Essigsäure, essigsauren Kalk und Alaunerde (*Scherer's Journ. IV. 95.*) Der Saft, welchen Vauquelin untersuchte, röthete nach seiner Beschreibung das Lackmuspapier stark, schmeckte milde, etwas süss, und war farblos.

Der Saft, welchen John untersuchte, war farblos durchsichtig, wie Wasser, geruchlos, schmeckte kaum süsslich, entwickelte beim Schütteln Luftblasen und trübte sich in verschlossenen Gefässen, indem sich ein weisses Pulver, kohlensaurer Kalk, abschied. In einer Temp. von 24—30° R. setzte sich eine albuminöse Substanz ab, und der Saft wurde sauer, und zugleich ging er in geistige Gährung. In dem Saft fanden sich Zucker 0,23, ferner Gummi, Eiweiss, saurer kohlensaurer Kalk, essigsaures Salz und vielleicht auch weinsteinsaures, was aber nicht eigentlich durch die Untersuchung dargethan wurde (*John's chem. Schrift. III. 4.*).

Es war am 24. April in diesem Frühjahr, wo die Birken, wegen der anhaltend kalten Witterung und des bedeutenden Schneefalls im Anfang April, wie alle andern Bäume, sehr spät ausschlugen, und eben die Blattknospen sich zeigten, als

*) Arch. d. Pharm. Bd. X, Heft 2. 3.

Ich mehrere Birken von verschiedenem Durchmesser anbohrte, wobei ich eine bedeutende Verschiedenheit in der Ergiebigkeit des Saftes bemerkte. Folgende Data geben hiervon eine Uebersicht.

Eine Birke, die einen Fuss im Durchmesser hatte, gab, als in das Bohrloch eine Federspule gesteckt war, sogleich nach dem Anbohren 48 Tropfen Saft in der Minute. Das Bohrloch war 1 Fuss über dem Boden angebracht. Aus einem andern Bohrloch, 7 Fuss über dem Boden, tröpfelten sogleich 32 Tropfen in der Minute, nach 5 Minuten später nur noch 20 Tropfen in der Minute.

Eine Birke von $\frac{3}{4}$ Fuss im Durchmesser, 6 Fuss über dem Boden angebohrt, gab sogleich 70 Tropfen in der Minute, nach einer Stunde hatte die Schnelligkeit des Tröpfelns so abgenommen, dass nur noch 10, und nach noch 2 Stunden nur noch 9 Tropfen in der Minute kamen.

Eine andere Birke von ähnlichem Durchmesser wie die vorige, 3 Fuss über dem Boden angebohrt, gab sogleich 59 Tropfen in der Minute, fünf Minuten darauf nur noch 30, nach einer halben Stunde nur noch 9 Tropfen in der Minute.

Eine Birke von $\frac{3}{8}$ Fuss im Durchmesser gab 4 Fuss über dem Boden sogleich nach dem Anbohren 30, nach fünf Minuten aber nur noch 10 Tropfen.

Eine Birke von ähnlichem Durchmesser gab 3 Fuss über dem Boden angebohrt, sogleich 18, 3 Fuss, höher sogleich 22, und in einer Höhe von 7 Fuss sogleich 17 Tropfen in der Minute.

Eine Birke von einem halben Fuss im Umfang gab 18 Stunden nach dem Anbohren 18, und 24 Stunden nach dem Anbohren noch 15 Tropfen in der Minute.

Der Birkensaft ist sogleich farblos, durchsichtig wie reines Wasser, ohne Geruch, schmeckt äusserst wenig süsslich, reagirt schwach sauer. Nach einiger Zeit trübt er sich weisslich und geht nach und nach in Gährung, es entwickeln sich Luftblasen darin, und sein spec. Gew. bleibt kaum mehr das des Wassers. Vier Tage nach der Gewinnung, wie ich erst die Untersuchung beginnen konnte, war es nur 0,980.

Der Saft im frischen Zustande wird durch oxalsaures Am-

moniak schwach getrübt, auch durch Bleiessig, salpetersaures Silber und Chlorbaryum.

a) 20 Unzen Birkensaft wurden im Wasserdampfbade zur Hälfte ihres Umfangs verdunstet, es hatte sich eine flockige Materie darin abgesondert, die auf einem Filter gesammelt wurde und $\frac{1}{2}$ Gran wog. Diese Materie war in Wasser und Alkohol unlöslich, in kaustischer Kalilösung wurde sie aufgenommen; beim Verbrennen sties sie einen starken ammoniakalischen brenzlichen Geruch aus und hinterliess eine Asche, die aus phosphorsaurem Kalk bestand, aus etwas kohlensaurem Kalk und schwefelsaurem Kalk. Diese Substanz verhielt sich demnach wie *Eiweiss*.

b) Die vom Eiweiss abfiltrirte Flüssigkeit wurde verdunstet. Es blieb ein dicker zäher syrupartiger Rückstand, der merklich sauer, aber ziemlich süss schmeckte. Dieser wurde mit Alkohol von 95% gekocht, der Alkohol, heiss abgegossen, trübte sich beim Erkalten, und es legten sich in dem Glase kleine deutliche Krystalle von Zucker an. Dieses Auskochen wurde oft wiederholt, bis der Alkohol keine merklich auflösende Wirkung mehr auf den Rückstand äusserte. Der in Alkohol ungelöst gebliebene Rückstand wurde einstweilen bei Seite gesetzt.

c) Von den alkoholischen Flüssigkeiten aus b) wurde der Spiritus abdestillirt, und nachdem der Rückstand möglichst eingetrocknet war, derselbe mit Aether in Berührung gebracht. Die ätherische Auflösung hinterliess beim Verdunsten einen geringen Rückstand, der aus weissen durchsichtigen kleinen Krystallen bestand. Diese reagirten sauer, gaben mit Eisensalzen keine Veränderung, wurden durch Bleiessig stark getrübt, mit neutralem weinsteinsaurem Kali entstand sogleich keine Wirkung, als aber das Ganze im Wasserbade bis fast zur Trockne verdunstet und nun mit Wasser wieder übergossen wurde, blieb ein weisser körnig krystallinischer Rückstand von Weinsten. Es war also bestimmt in der untersuchten Substanz *Weinsteinsäure* vorhanden.

d) Die in Aether ungelöst gebliebene Masse aus c) wurde in Wasser aufgelöst und verdunstet, bis zu einer syrupartigen Flüssigkeit. Man liess diese längere Zeit stehen, aber

Es bildete sich keine krystallinische Erstarrung, nur auf der Oberfläche erschien eine Art krystallinischer Haut, auch hatte die Substanz viel von ihrer früheren Süssigkeit eingebüsst. Ohne Zweifel war der Zucker, der sich vorher in deutlich krystallinischer Gestalt darin gefunden hatte, durch die Einwirkung der Säure in der höheren Temperatur des Verdampfens ganz umgeändert worden, und nicht mehr krystallisirbar. Sie schmeckte entfernt süsslich, aber etwas unangenehm und hinterher bitterlich. Beim Erhitzen im Platinlöffel schwoh sie auf, und verbrannte ohne ammoniakalische Dämpfe auszustossen, mit Hinterlassung einer geringen Asche, in welcher Kali, Schwefelsäure, Salzsäure und Kohlensäure erkannt wurde.

Die wässerige Auflösung dieser Substanz wurde durch Bleiung stark getrübt; salpetersaures Silberoxyd brachte eine Trübung darin hervor, die im Lichte sich schwärzte, und in Ammoniak sich auflöste, Chlorbaryum bewirkte eine ziemlich starke Trübung, die durch Salzsäure nicht völlig sich wieder auflöste. Gallustinctur und Leimlösung brachten keine Veränderung darin hervor; Kalkwasser nach einiger Zeit eine Trübung; Chlorplatin zeigte sogleich keine Veränderung, aber nach Verdunsten der Flüssigkeit blieb beim Wiederauflösen deutlich etwas Chlorplatinalkium zurück. Durch Erhitzen mit verdünnter Schwefelsäure wurden Spuren von Essigsäure daraus entwickelt.

Diese Substanz verhielt sich wie Zucker (der in Schleimzucker verwandelt war) mit färbendem Extractivstoff, etwas Chlorkalium, saurem weinsteinsaurem Kali, essigsaurem Kali und schwefelsaurem Kalk, die ganze Masse wog 22,6 Gran.

c) Der in b) in Alkohol unlöslich gebliebene Rückstand wurde mit Wasser behandelt, worin er sich bis auf einen geringen Rückstand, ohngefähr $\frac{1}{2}$ Gran betragend, auflöste. Dieser Rückstand verhielt sich als eine *albuminöse stickstoffhaltige Materie*. Die davon gesonderte wässrige Auflösung hinterliess nach Verdunsten eine Substanz, die 18,5 Gran wog und folgende Eigenschaften zeigte: Sie war hellbräunlich gelb, hatte keinen ausgezeichneten Geschmack, war anfangs entfernt süsslich, hinterher etwas bitterlich und säuerlich. Beim Verbrennen im Platinlöffel blähte sie sich stark auf, sties brenzthierloehende

Dämpfe aus, die anfangs sauer reagirten; zuerst rochen die Dämpfe auch etwas nach verbrennender Weinsteinsäure.

Alkohol mit dieser Substanz gekocht, nahm eine höchst unbedeutende Menge daraus auf, es blieb nach Verdunsten der Auflösung eine Spur eines weissen Rückstandes, der in Wasser sich auflöste, schwach sauer reagirte, und in Kalkwasser eine geringe Opalisirung bewirkte. Die wässrige Auflösung des Extractes, nach der eben bemerkten Behandlung mit Alkohol, wurde durch Galläpfeltinctur getrübt; salpetersaures Silberoxyd bewirkte darin eine Trübung, die durch Salpetersäure nicht völlig wieder verschwand; Eisenoxydsalz bewirkte darin eine dunklere Färbung ohne Niederschlag; oxalsaures Ammoniak eine starke Trübung, nach einiger Zeit setzte sich ein Bodensatz ab, der in Salpetersäure völlig sich wieder auflöste. Kaustisches Kali bewirkte eine schwache Trübung, Bleiessig eine starke Trübung. Chlorplatin ergab nach Zusatz, Verdunsten und Wiederauflösen des Rückstandes einen ziemlichen Gehalt an Kali zu erkennen.

Ein Theil der Substanz wurde eingeäschert, und gab eine weisse Asche, die Kali, Chlor, Kalk, Schwefelsäure und Kohlensäure enthielt. Die hier geprüfte Substanz war sonach *in Alkohol unlöslicher, färbender Extractivstoff, etwas Gummi, azotisirte in Wasser lösliche Materie* mit Spuren von *saurem weinsteinsaurem Kali, Chlorkalium und schwefelsaurem Kalk*.

R e s u l t a t e.

Der Birkensaft enthält nach dieser Untersuchung in 20 Unzen Zucker, mit etwas in Alkohol löslichem Extractivstoff; Chlorkalium, saurem weinsteinsaurem und essigsaurem Kali und schwefelsaurem Kalk 22,6 Grm
Etwas freie Weinsteinsäure.

In Alkohol unlöslichen Extractivstoff, mit etwas Gummi, azotisirter in Wasser leichtlöslicher Materie, mit Spuren von weinsteinsaurem Kali, Chlorkalium und schwefelsaurem Kalk 18,5 —
Eiweiss 1,0 —

Der Zucker ist wohl krystallisirbarer Zucker, wird aber durch die Verdampfung mittelst der freien in dem Saft enthaltenen Säure in unkrystallisirbaren Zucker verwandelt, wobei sich auch etwas Humussäure bilden dürfte, denn es fanden sich beim Wiederauflösen jener Masse einige in Wasser unlösliche, in Kali leicht lösliche braune Flocken, die wahrscheinlich Humussäure waren, was aber der geringen Menge wegen nicht näher untersucht werden konnte.

Eiweiss und die azotisirte in Wasser lösliche Substanz dürften in dem Birkensaft als solche vorhanden sein, was aber die färbenden Extractivstoffe betrifft, so sind sie wahrscheinlich Producte der Einwirkung der Luft auf den Saft, während des Verdampfens gebildet.

Die Gegenwart von Weinsteinsäure in dem Birkensaft ist hier bestimmt erwiesen. Wo man freie Weinsteinsäure in einer geringen Menge vermuthet, ist die Behandlung zu empfehlen, neutrales weinsteinsaures Kali zuzusetzen, und wenn dadurch keine Trübung entsteht, das Ganze in einem Uhrgläschen abzurauchen, im Fall des Vorhandenseins wird man bei dem Wiederauflösen des Rückstandes einen körnigen Rückstand von Weinstein bemerken.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) *Selbstentzündung von eingetrocknetem Leinöl.*

(Philos. Magaz. Septbr. 1837.)

Die freiwillige Erhitzung von Leinöl in Berührung mit vegetabilischer Faser und porösen Substanzen hat man schon beobachtet, dagegen ist diese Erscheinung noch nicht an trockenem und hart gewordenem Oele beobachtet worden.

Ein Fabrikant zu Plymouth liess vor etwa zwei oder drei Jahren Mennige mit Oel zusammenreiben; ein Fass mit dieser Mischung hatte man bei Seite gestellt, und sie war dabei vollkommen hart und unbrauchbar geworden, was bei dieser Mischung sehr leicht geschieht. Es wurde einige Monate darauf zerschlagen und der Inhalt gepulvert, um ihn vielleicht benutzen zu können. Diess war Abends geschehen und das Pulver in ein Gefäss gebracht worden. Am andern Morgen bemerkte man einen Feuergeruch und es fand sich, dass Rauch aus dem Gefässe aufstieg. Es wurde Wasser darauf gegossen und nach dem Erkalten der Inhalt untersucht. Der Boden des Gefässes fand sich verkohlt, die Substanz zunächst an demselben braun und theilweise reducirt. Diess erstreckte sich bis zum Mittelpunkte der Masse, von wo aus sie sich chocolatenfarbig bis zur Oberfläche abschattirt fand, die ihre rothe Farbe behalten hatte, aber wie die ganze übrige Masse hart zusammengebacken war.

Derselbe Fabrikant braucht grosse Quantitäten von geöltem Papier, die er, wenn sie vollkommen trocken sind und nicht

ehr kleben, bisweilen in Haufen übereinander schichtete, allein er ist immer genöthigt gewesen, sie wieder auseinander zu legen, wegen der entstehenden Hitze, die eine Entzündung fürchten liess.

2) *Bereitung des doppeltkohlensauren Kali's.*

Herr Prof. Wöhler *) hat gefunden, dass die Bildung des doppeltkohlensauren Kali's aus einfach kohlensaurem und Kohlensäure, die sonst sehr langsam erfolgt, durch Vermittlung der Porosität von eingemengter Kohle ausserordentlich leicht statt findet. Man verfährt auf folgende Weise. Man verkohlet den Weinstein in einem bedeckten Tiegel, befeuchtet die kohleige Masse schwach mit Wasser, füllt sie in ein geeignetes Gefäss und leitet Kohlensäuregas hinein. Die Absorption derselben geschieht mit solcher Heftigkeit, dass sich die Masse stark erhitzt, daher man auch das Gefäss, um die Wiederzersehung des gebildeten Bicarbonats zu verhüten, mit kaltem Wasser zu umgeben hat. An der Temperaturabnahme erkennt man, wann die Sättigung beendigt ist. Man laugt dann die Masse mit der geringsten nöthigen Menge Wassers von + 30 bis 40° aus. Beim Erkalten der abfiltrirten Auflösung schießt der grösste Theil des Bicarbonats in schönen Krystallen an.

3) *Ueber Marcel's Xanthic-Oxyd.*

Liebig und Wöhler **) haben Gelegenheit gefunden, einen fast blos aus diesem seltenen Körper bestehenden Blasenstein zu untersuchen, welchen Hofrath Langenbeck im Jahre 1816 durch den Steinschnitt aus der Blase eines achtjährigen Knaben entfernt hatte.

Das chemische Verhalten fanden sie ganz so, wie es von Marcel angegeben worden ist. Von Harnsäuresteinen unterscheidet er sich dadurch, dass er von siedendheisser Salpetersäure ohne Gasentwicklung aufgelöst wird und dass die Auflösung beim Verdunsten eine lebhaft citrongelbe Masse zurücklässt, die vom Wasser mit lichtgelber, vom kaustischen Kali

*) Pogg. Ann. 1837. No. 6.

**) Pogg. Ann. 1837. No. 6.

aber mit tief rothgelber Farbe aufgelöst wird. Das Purpurroth der Harnsäure ist auf keine Weise damit hervorzubringen. Die Verf. unterwarfen Xanthoxyd, welches sie aus dem Stein durch Auflösen in Kali und Hindurchleiten von Kohlensäure durch die Auflösung, wobei es als weisses Pulver niederfiel, rein dargestellt hatten, der Elementaranalyse und fanden dabei das interessante Resultat, dass die Substanz die Zusammensetzung der Harnsäure hat minus 1 At. Sauerstoff. Sie schlagen daher den Namen *Harnoxyd* dafür vor.

	Gefunden:	Atome:	Berechnet:
Kohlenstoff	39,28	5	39,86
Stickstoff	36,35	4	36,72
Wasserstoff	2,95	4	2,60
Sauerstoff	21,42	2	20,82
	100,00		100,00.

Die Zusammensetzungsformel ist also $C_5 N_4 H_4 O_2$, oder $C_5 N_4 H_4 + O_2$, wenn man die der Harnsäure ausdrücken will durch $C_5 N_4 H_4 + O_3$.

4) Proportionirte Verbindung von Silberoxyd und Bleioxyd.

Wöhler*) bemerkt, dass wenn die Auflösung eines Bleisalzes ein Silbersalz enthält, kaustisches Kali darin einen gelben Niederschlag bewirkt, der in Kali unlöslich ist und durch Digestion mit Kali von dem mitgefällten freien Bleioxyde getrennt werden kann. Zufolge der Analyse ist dieser gelbe Körper eine Verbindung von 1 At. Silberoxyd mit 2 At. Bleioxyd und enthält in 100 Theilen:

34,23 Silberoxyd

65,77 Bleioxyd.

Am Lichte wird sie schwarz. Beim Glühen giebt sie metallisches Silber und Bleioxyd. In Wasserstoffgas wird sie bei gelinder Hitze zu einer leichtschmelzbaren Legirung der beiden Metalle reducirt. In Salpetersäure ist sie leicht löslich.

*) Pogg. Ann. 1837. No. 6.

Fig. VI.



Der erste Anflug von
Eisengitter

Fig. VIII.



Eisengitter im letzten
Stadium.

Fig. VII.

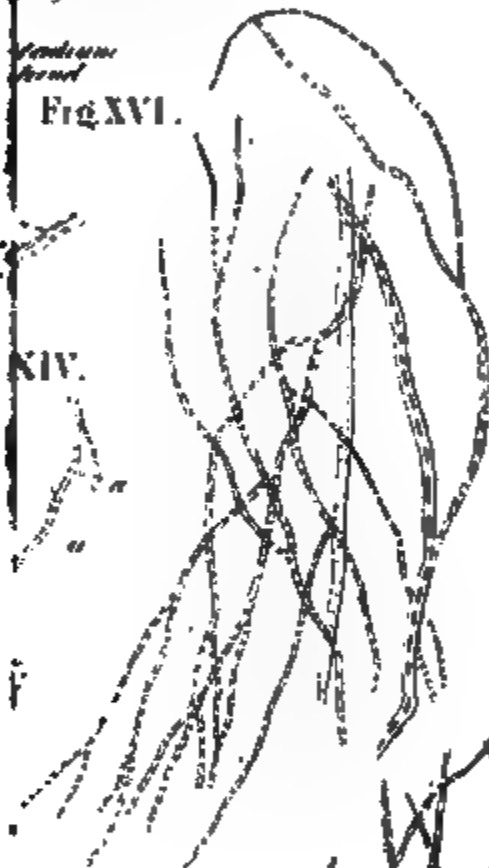


Eisengitter voll
komplex ausgebildet

Fig. XVII.



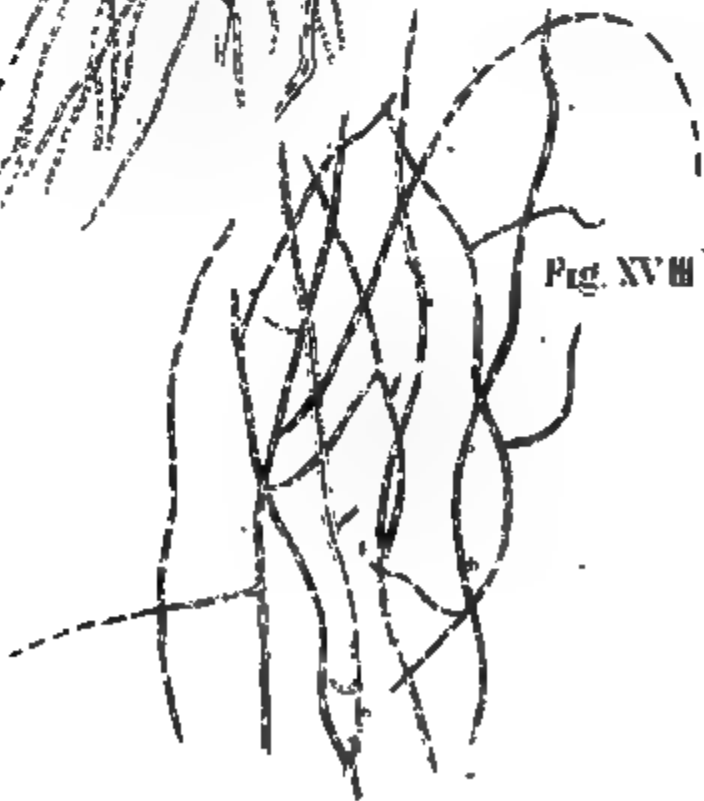
Fig. XVI.



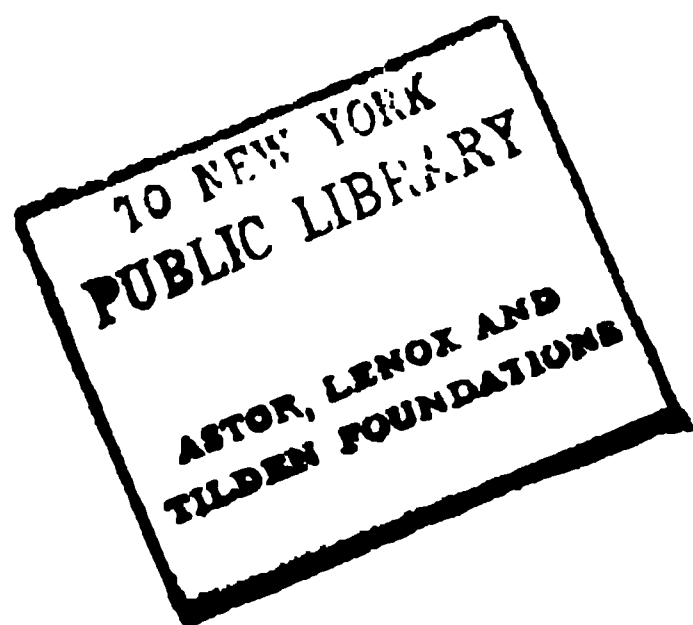
XIV.



Fig. XVIII.



TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



Physiologie und organische Chemie.

I.

Ueber das Vorkommen des Harnstoffes im thierischen Körper ausserhalb des Harns.

Von

RICHARD FELIX MARCHAND.

1) Aufsuchen des Harnstoffes im gesunden Blute.

Es ist ein Problem in der Physiologie, ob die Secretionsorgane im thierischen Organismus die Stoffe, welche sie ausscheiden, wirklich erst bilden, oder die schon gebildeten nur aus dem Blute isoliren. Die meisten Chemiker und an ihrer Spitze Chevreul glaubten sich der letzteren Meinung anschliessen zu müssen, namentlich wohl in Beziehung auf die Ausscheidung des Harnstoffs, besonders nachdem durch die Versuche von Prévost und Dumas das Erscheinen desselben im Blute nach der Exstirpation der Nieren nachgewiesen war. Die Physiologen setzten sich dieser Ansicht entgegen, und suchten sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, indem sie von den Chemikern verlangten, den Harnstoff im Blute nachzuweisen, ohne dass eine Exstirpation der Nieren vorgenommen wäre. Die letzten Gelehrten, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, sind Mitscherlich, Gmelin u. Tiedemann *). Nachdem sie durch vorläufige Versuche sich

*) Poggend. Ann. B. XXXI.

versichert hatten, dass man noch $\frac{1}{250}$ Harnstoff im Blute auffinden könnte, unternahmen sie die Untersuchung von 10 Pfund Kuhblut, ohne jedoch in demselben eine Spur von Harnstoff nachweisen zu können. Sie sagen nicht, ob sie Venen- oder Arterienblut angewandt haben.

Obgleich die genannten Autoritäten eine jede Wiederholung dieses Versuches überflüssig zu machen schienen, so unternahm ich dennoch dieselbe, und zwar mit einigen Modificationen. Schon Prévost und Dumas sprechen sich dahin aus, dass es uns nicht wundern dürfe, keinen Harnstoff im gesunden Blute zu finden, indem derselbe ununterbrochen ausgeschieden würde, daher sich stets nur in einer höchst geringen Menge im Blute befände, die leicht der Aufmerksamkeit der Chemiker entgehen könnte. Es musste daher einmal darauf geachtet werden, die grösstmögliche Menge Blut einem Thiere in der möglichst längsten Zeit zu entziehen; und zweitens das Blut an einer Stelle aufzufangen, die seinem Eintritt in die Nieren am nächsten läge. Wenn auch nicht alles Blut durch die Nieren geht, und dort gleichzeitig des Harnstoffs beraubt wird, sondern vielmehr noch ein grosser Theil in der Aorta desc. weiter strömt, ohne den Harnstoff, den es enthält, verloren zu haben, so ist doch die absolute Menge des Harnstoffs im Blute, unterhalb der Renalgefässe offenbar viel geringer als oberhalb derselben.

Um diesen Anforderungen so viel als möglich zu genügen, wurde der Versuch in folgender Art angestellt: Einem grossen, munteren Hunde, wurde das Abdomen von der linken Seite her geöffnet, in die Aorta, ungefähr einen halben Zoll oberhalb des Abgangs der Renalarterien eine enge, messingene Canüle eingesetzt, und nun eine Ligatur unterhalb derselben um die Aorta gelegt, so dass alles Blut dieses Gefässes gezwungen war, durch die Canüle auszuströmen. Nach ungefähr einer Stunde starb das Thier, und die aufgefangene Blutmenge betrug bis gegen 3 Pfund. Bei der Operation war ohnehin ein starker Blutverlust entstanden. Das Blut wurde durch Schütteln mit Steinen vom Faserstoff befreit, dieser mit absolutem Alkohol sorgfältig ausgezogen, und diese Flüssigkeit mit der alkoholischen Lösung des im Wasserbade bis zur Trockniss abgedampften übrigen Blutes vermischt. Die fernere Auf-

Die Ausscheidung des Harnstoffs in dieser Flüssigkeit geschah ganz in der Art, wie sie von Mitscherlich, Gmelin und Tieemann (P. Ann. XXXI. p. 310.) beschrieben worden ist.

Indess konnte ich aller angewandten Sorgfalt ungeachtet doch nicht die geringste Spur davon auffinden, obgleich ich mich durch einen Präliminarversuch überzeugt hatte, noch $\frac{1}{400}$ im Blute wenigstens spurenweise entdecken zu können.

Es schien mir interessant zu sein, zu erfahren, welcher Bestandtheil im Blute es vorzüglich sein möchte, der den darin enthaltenen Harnstoff, oder den absichtlich hinzugesetzten, wenn die Quantität weniger als $\frac{1}{400}$ ist, unserer Aufmerksamkeit entzieht. Zunächst dachte ich natürlich an den Eiweissstoff, da dieser durch seine dichte und feste mechanische Gerinnung ein grosses Hinderniss für die Ausscheidung des Harnstoffs sein musste. Es wurden daher 200 Grm. Blutserum mit 1 Grm. Harnstoff vermengt, im Wasserbade eingedampft, und auf die bekannte Art der Harnstoff daraus abgeschieden. Trotz aller Vorsicht konnte ich nur 0,2 Grm. des angewandten Harnstoffs wieder erhalten. Auf welche Weise der Rest zurückgehalten wird, lässt sich nicht entscheiden; dass er eine chemische Verbindung mit dem Eiweiss eingehen sollte, ist nicht wohl anzunehmen, wenn auch eine solche zwischen ihm und den im Serum enthaltenen Salzen Statt finden sollte, deren Menge indess so unbedeutend ist, dass hiedurch nur ein sehr unmerklicher Verlust entstehen könnte. Es wurden bierauf 12 Grm. frischer Faserstoff, durch Behandlung mit Aether vom anhängenden Fett befreit, in concentrirter Essigsäure aufgeweicht, und in kochendem Wasser gelöst. 0,5 Grm. Harnstoff, welche der Flüssigkeit zugesetzt wurden, konnten nur noch zu 0,25 Grm. nachgewiesen werden. Dieser Verlust ist sehr bedeutend, und ich glaube ihn nicht mit Unrecht, wenigstens eines Theils auf eine durch die anwesende Essigsäure bewirkte Veränderung schieben zu dürfen. Endlich prüfte ich noch das Verhalten des Harnstoffs zu dem Farbestoff; 10 Grm. Farbestoff, bei 40° C getrocknet, wurden mit 0,5 Grm. Harnstoff vermischt, und in Wasser gelöst. Durch Erhitzen bis zu 70° — 80° wurde die Auflösung coagulirt. Aus der Flüssigkeit, die von dem Coagulum abfiltrirt wurde, schied ich 0,28 Grm. Harnstoff aus, und durch Auswaschen des Coagulums noch

0,18 Grm., so dass der Farbestoff des Blutes offenbar an wenigstens die Menge des Harnstoffes verbirgt.

Es erhellt aus diesen Versuchen, dass offenbar das Eiweiss derjenige Stoff ist, der uns bei dem Auftauchen des Harnstoffes am feindlichsten entgegentritt, wie ich auch aus einer andern Erfahrung schliessen kann. In den hydropischen Flüssigkeiten, in denen ich Harnstoff nachweisen konnte, betrug in dem einen Falle der Eiweissgehalt nicht ganz 3%, in einem andern 4%. Als er in einem dritten Falle bis auf 14% gestiegen war, konnte ich keine Spur von Harnstoff darin entdecken, und hier fehlten die übrigen Stoffe, welche uns im Blute so feindlich entgetreten, bis auf die Salze, denen man doch unmöglich einen sehr bedeutenden Einfluss zuschreiben darf. —

Ungeachtet dieses negativen Resultates kann man doch sehr geneigt sein, die Präexistenz des Harnstoffes im Blute anzunehmen, um so mehr da sich durch eine einfache Rechnung nachweisen lässt, wie höchst wenig Harnstoff im Blute enthalten sein kann, so dass eine Auffindung desselben im gesunden Blute fast als eine Unmöglichkeit erscheinen muss. Es ist am Besten diese Rechnung bei dem Menschen anzustellen, wo die Data doch wenigstens mit einiger Sicherheit feststehen. Der Harn des Menschen enthält durchschnittlich 3% Harnstoff; wenn man annimmt, dass ein gesunder Mensch täglich 3 Pfund Urin lässt, (eine schon ziemlich bedeutende Quantität) so scheidet er innerhalb 24 Stunden ungefähr 3 Loth Harnstoff aus. Es ist nothwendig, dass aller Harnstoff, der im Menschen gebildet wird, auch ausgeschieden wird, indem sonst irgendwo, und am wahrscheinlichsten im Blute eine Anhäufung desselben Statt finden würde, wie man es bei Krankheiten wirklich wahrnimmt. Es werden folglich auch innerhalb 24 Stunden 3 Loth Harnstoff gebildet. Es ist gar kein Grund vorhanden anzunehmen, dass nicht die Bildung des Harnstoffes gleichförmig fortschreiten sollte, sondern zu einer Tageszeit grösser wäre als zu der andern. Man könnte zwar glauben, dass kurz nach genossener Mahlzeit die Erzeugung dieses Körpers energischer vor sich ginge, aber es wird unten gezeigt werden, wie diese beiden Phänomene, die Verdauung und Bildung des Harnstoffes ganz unabhängig von einander sind. Wenn sich nun im Verlaufe von 24 Stunden in der

ganzen Masse des Bluts 3 Loth Harnstoff bilden, die ununterbrochen, wenigstens grossentheils ausgeschieden werden, so kann sich in der ganzen Blutmasse während einer Stunde auch nur der 24ste Theil von 3 Loth befinden. Nimmt man durchschnittlich im menschlichen Körper 20 Pfund Blut an, so findet sich in einem Pfunde Blut innerhalb 24 Stunden $\frac{3}{20}$ Loth Harnstoff, innerhalb einer Stunde $\frac{3}{20 \cdot 24} = \frac{3}{480}$ Loth. Wenn man sich nun das zu untersuchende Blut durch einen Aderlass verschaffen wollte, dessen Dauer wir auf eine Viertelstunde, und dessen Menge wir auf ein Pfund Blut festsetzen wollen, so sieht man leicht, dass sich in diesem Pfunde Blut $\frac{3}{1920}$ Loth oder der 61440ste Theil des angewandten Blutes an Harnstoff finden würde, woraus klar hervorgeht, dass die Menge desselben der angestrengtesten Aufmerksamkeit der Chemiker entgehen musste. Wenn auch alle oben angegebenen Voraussetzungen grobe Fehler in sich schlossen, und man Mittel fände, die hinderlichen Umstände wenigstens grossentheils zu umgehen; so leuchtet doch ein, dass man schwerlich aus dem so ungünstigen Verhältniss von $\frac{1}{61440}$ ein günstiges, von $\frac{1}{400}$ herausbringen könnte, welches selbst noch nicht ohne Schwierigkeiten für den Experimentator ist *). —

Es wäre daher, da man die Unmöglichkeit, den Harnstoff im gesunden Blute zu finden, a priori nachweisen kann, ganz überflüssig gewesen, den obigen Versuch, der ohnehin die Grausamkeit einer Vivisection erforderte, anzustellen, wenn man es nicht zu oft erfahren hätte, wie der Erfolg des Experiments ein anderer ist, als man erwartet hatte, und aus diesem Grunde mag man dasselbe für gerechtfertigt halten. Ich versiel noch auf ein anderes Mittel, den Harnstoff nachzuweisen, indem ich nämlich eine grosse Menge Blut nach einander mit einem und demselben Menstruum behandelte, und so die Masse des aufgenommenen Harnstoffs allmählig zu vergrössern suchte; der Erfolg war aber auch hier ungünstig, indem wahrschein-

*) Wie schnell aus dem Blute Stoffe abgesondert werden, welche demselben fremd sind, zeigen die Versuche mit Cyaneisenkalium, welches schon nach wenigen Minuten, dass es genossen ist, im Harn entdeckt werden kann; es darf uns also nicht wundern, wenn der Organismus bemüht ist, eben so schnell, den ihm fremden Harnstoff herauszuschaffen.

lich nicht allein die geringe Quantität des Stoffs Schuld ist, dass derselbe unserem Blicke entzogen wird, sondern weil die unbedeutende Menge so sehr von fremden Substanzen umhüllt wird, dass man nicht auf sie einwirken kann. Es ist zunächst die Behauptung festzustellen, dass die Ausscheidung des Harnstoffes gleichmässig vor sich gehe, und sie unabhängig von dem Einflusse der Verdauung sei. Zu diesem Endzweck wurde Urin untersucht, welcher während der Nacht und kurz nach dem Aufstehen aus dem Bette gelassen worden war. Hier fand ich bis gegen 4% Harnstoff darin, also mehr als man normalmässig anzunehmen pflegt. Bis 2 Stunden nach der Mahlzeit wurde kein Harn gelassen, und der nun untersuchte, auf den die Verdauung den vollen Einfluss hatte ausüben können, enthielt 3,2% Harnstoff. Dass der Urin, welcher am Morgen gelassen wird, relativ mehr Harnstoff enthält, hat ganz ohne Zweifel darin seinen Grund, dass die Quantität der wässrigen Theile des Urins durch die des Nachts erhöhte Ausdünstung gemindert wird. — Einen anderen, freilich etwas indirekteren Beweis für die oben aufgestellte Behauptung stellt eine Erfahrung dar, welche Lassaigne *) mittheilt, dass nämlich der Harn eines Verrückten, der achtzehn Tage nichts gegessen und getrunken hatte, ganz dieselben Bestandtheile enthielt, wie der eines Gesunden. Ich hatte nicht Gelegenheit diesen Versuch zu wiederholen, doch wäre zu wünschen, dass von Aerzten, denen ähnliche Fälle vorkommen sollten, diese leichte Untersuchung nicht versäumt werden möchte.

Diese Erfahrung zeigt uns mit vollkommener Sicherheit, dass die Bildung des Harnstoffes nicht unmittelbar aus den Nahrungsmitteln hervorgehe, sondern aus der schon fertig gebildeten Substanz des thierischen Körpers, welchem dadurch eine Menge von Stickstoff entzogen wird, welche durch neue stickstoffhaltige Nahrung ersetzt werden muss, so dass ein Mangel an stickstoffhaltiger Nahrung Krankheit, und zuletzt Tod herbeiführt, wie aus den Versuchen von Magendie **)

*) Journal de Chimie médicale. Bd. 1. p. 272.

**) Annales de Chimie 1816. Sept. p. 66.

paire und Marcet*), Lassaigue und Ywart**), Tiedemann und Gmelin***) erhellt.

Wenn wir nun nicht annehmen können, dass durch die Verdauung die Ausscheidung des Harnstoffs bethätigt wird, so werden wir auch nicht anstehen zu glauben, dass dieselbe ganz allmählig fortschreite ****).

Aufsuchen des Harnstoffes in krankhaft veränderten Blute.

Die Ursache des Erscheinens des Harnstoffes in dem kranken Blute, oder vielmehr die so bedeutende Anhäufung desselben, dass die Menge wahrnehmbar wird, kann eine doppelte sein, erstens eine ungemein beförderte Bildung, und zweitens eine unterdrückte Ausscheidung. Von der ersten sind noch keine Fälle mit Sicherheit nachgewiesen, wir gehen sie übergehen, und uns bloss der zweiten Ursache zuwenden. Der einfachste Fall, den wir hier zu betrachten haben, ist die Exstirpation der Nieren, ein Versuch der von Berzelius und Dumas †), Vauquelin und Ségalas ††), Mitscherlich, Tiedemann und Gmelin †††) angestellt und beschrieben ist. Da alle drei Untersuchungen ein gleiches Resultat gegeben haben, so wäre eine Wiederholung

*) Mém. de la société de Phys. et d'hist. nat. Genève T. 5.

**) Annales de Chimie et de Phys. 1839. Aout.

***). Verdauung B. 2. p. 183.

****) Vor einiger Zeit hat Morin (Ann. de Chim. et de Phys. XXXIV.) zu zeigen gesucht, dass der Harnstoff nicht einmal im Urine fertig gebildet sei, sondern aus einem Stoffe, den er Uril nennt, durch Einwirkung der Salpetersäure im Harn entstünde, während er im Harn mit Chlor vereinigt wäre. Wenn diess der Fall wäre, so dürfte man ja freilich auch nicht erwarten, den Harnstoff im Blute nachweisen zu können, doch darf sich weder die Chemie noch die Physiologie durch Aufstellung solcher willkürlicher Hypothesen in ihren Fortschritten stören lassen.

†) Annales de Chim. et de Phys. T. XXIII. p. 90.

††) Magendie Journal de Physiologie T. II. p. 354.

†††) Poggend. Ann. XXXI. p. 303.

derselben ganz unnütz gewesen, wenn sie nicht zugleich eine Erweiterung erlitten hätten. Ich suchte nämlich besonders den schnellen Tod des Thieres zu verhindern, welches ich zur Untersuchung benutzte, und war so glücklich, meinen Zweck ganz vollkommen dadurch zu erreichen, dass ich statt der Exstirpation der Nieren die Mortification der Nierennerven durch Ligatur vornahm. Dieses Verfahren hat mehrere Vorzüge: die Operation ist leichter auszuführen, nicht mit einem so starken Blutverlust verbunden, und weniger schmerzhaft, so dass das Thier weniger angegriffen wird, und daher länger am Leben bleibt. Ich wählte zu dem Experiment einen starken, gesunden Hammel, welchem beide Nieren auf einem Male unterbunden wurden. Die Ligaturen wurden, sobald ich annehmen konnte, dass die Mortification vollständig erfolgt war, sogleich wieder gelöst, um dem normalen Zustande so wenig Eintrag zu thun wie nur möglich. Die Wunden, welche durch die Nath gut vereinigt worden waren, begannen bald zu eitern, und selbst schon zu vernarben. Das Thier fühlte sich sehr unwohl, frass jedoch schon an demselben Tage der Operation, Milch mit Semmel; erbrach einige Male, wie in den andern Fällen, mit vieler Galle gemischte Flüssigkeit. An dem andern Tage war das Thier sehr matt, frass aber doch, entleerte wässrige Excremente, und brach von Zeit zu Zeit. Es gelang, das Leben des Thiers auf diese Weise fünfzehn Tage zu erhalten, doch wurde es jetzt sehr matt, das Erbrechen wurde häufiger, und es schien dem Tode sehr nahe zu sein, indem auch der bisher sehr beschleunigte Herzschlag matter und langsamer wurde. Da es darauf ankommen musste, so viel wie möglich von dem Blute des Thiers aufzufangen, so wurde jetzt die Jugularis geöffnet, und der Verblutungstod auf diese Weise herbeiführt; indessen schon nachdem nicht ganz ein Pfund Blut aufgefangen war, verschied das Thier *).

*) Ich zweifle gar nicht daran, dass es möglich ist, das Leben des Thieres noch eine viel längere Zeit zu erhalten; theils war indessen die Operation nicht mit aller der Schonung gemacht worden, die man möglicher Weise dabei anwenden kann, da ich in dergleichen Vivisectionen nicht sehr geübt bin, theils ist es wohl namentlich das Wundfieber, welches hier sehr heftig war, das die Kräfte des Thiers sehr aufrieb, und ein früheres Ende herbeiführte, als in günstigeren Fällen zu erwarten steht.

Blut wurde der Untersuchung unterworfen, indem' genau 400 Grm. abgewogen wurden, die ich im Wasserbade zur Trockniss abdunstete, und überhaupt genau so behandelte, wie es Mitscherlich, Gmelin und Tiedemann beschrieben haben. Ich erhielt auf diese Weise etwas über 2 Grm. Harnstoff. Ferner wurde die durch Erbrechen entleerte Flüssigkeit auf einen Gehalt an Harnstoff geprüft, und zwar nur die am letzten Tage ausgeleerte, da ich vermuthen konnte, dass sie reicher daran sein müsste, als die von den vorbergehenden Tagen. 60 Grm. der Flüssigkeit gaben mit Salpetersäure so unzweifelhafte Reactionen auf Harnstoff, dass ich nicht einen Augenblick anstehen konnte, seine Gegenwart für gewiss zu halten. In der Blase des Thieres fand sich kaum eine Spur von Flüssigkeit; auch war während der fünf Tage kein Urin abgesondert worden; ein Beweis, dass die Mortification der Nerven vollkommen war.

Ich kann nicht umhin, hier an die Versuche zu erinnern, welche Prof. Joh. Müller mit Dr. Peipers über die Mortification der Nierenvenen durch Ligatur, und dadurch unterdrückte Harnabsonderung angestellt haben *), indem mich dieselben auf die Idee brachten, den Versuch auf die beschriebene Art anzustellen. In Dr. Müllers Versuch wurde das Blut nicht untersucht.

In der menschlichen Pathologie stossen wir zuweilen auf ähnliche Fälle, obgleich natürlich so gewaltsame Eingriffe, wie die einer solchen Operation hier nicht Statt finden werden. Wir finden Fälle von vollkommener Ischurie nicht so sehr selten, ferner ist die Brightsche Krankheit, obwohl ein wenig häufiges Uebel, doch von Zeit zu Zeit zu beobachten, und endlich bietet die asiatische Cholera in ihrer ausgebildeten Form eine vollkommene Harnlosigkeit dar. Da die letzte Krankheit zu der Zeit, wo ich mich mit diesem Gegenstande beschäftigte, gerade hier in Berlin in einem hohen Grade herrschte, so benutzte ich die Gelegenheit, die Untersuchungen von Herrmann in Moskau **), und Wittstock, hier in Ber-

*) Im Auszug in Müllers Archiv für Physiol. etc. 1836. p. 136.

**) Poggend. Ann. B. XXII. p. 161.

im *), welche beide ein negatives Resultat gaben, zu wiederholen. Ich muss hierbei meinem Freunde, dem Dr. Moritz Nagel, welcher in einem hiesigen Cholera-Lazareth angestellt war, und den grössten Theil dieser beschwerlichen Untersuchung ausführte, für seine thätige und freundschaftliche Hülfe meinen innigsten Dank abstattn. Dieselbe wurde ebenfalls ganz auf die erwähnte Art ausgeführt. Es wurde ein Pfund Blut einer Cholerakranken, die mehrere Tage schon an vollkommener Harnlosigkeit litt, der Untersuchung unterworfen; aber trotz aller angewandten Sorgfalt, mit welcher dieselbe ausgeführt worden war, konnten nur höchst zweifelhafte Spuren der Anwesenheit von salpetersauren Harnstoff bemerkt werden. Es wurde daher mit dem Blute eines anderen Kranken, welcher gleichfalls seit mehreren Tagen keinen Harn gelassen hatte, derselbe Versuch, und zwar mit zwei Pfunden, wiederholt, und hier wurden wirklich so deutliche Krystalle von salpetersaurem Harnstoff erhalten, dass ich nicht einen Augenblick über ihre Natur zweifelhaft sein konnte. Ich bin überzeugt, dass bei der Brightschen Affection der Nieren, gewiss ebenfalls Harnstoff im Blute enthalten ist, wie es auch von den englischen Chemikern und Aerzten angegeben wird.

Es ist schon oben erwähnt worden, dass es namentlich die eigenthümliche Gerinnung des Eiweisses ist, welche die Auffindung des Harnstoffs so erschwert, es war daher wünschenswerth ein Mittel zu finden, durch welches das Eiweiss auf eine Art und Weise gefällt würde, welche der Reaction auf den Harnstoff nicht so entgegenstehe, und ein solches konnte man im Chlor vermuthen. Wenn dieses Gas durch eine Flüssigkeit geleitet wird, welche Eiweiss enthält, so wird letzteres in leichten Flocken niedergeschlagen. Unglücklicher Weise indessen erleidet der Harnstoff hierdurch eine wesentliche Zersetzung, indem er in Stickstoff, kohlensaures und chlorwasserstoffsäures Ammoniak zerlegt wird.

*) Poggend. Ann. Bd. XXIV. p. 509.

Erscheinen des Harnstoffes in anderen pathologischen Flüssigkeiten des menschlichen Körpers.

Die ersten ausführlicheren Untersuchungen, welche sich auf eine wissenschaftliche Genauigkeit gründen, hat Nysten darüber angestellt, und die Resultate derselben in einer Mémoire der französischen Academie der Wissenschaften vorgelegt. Diese Mémoire, schon im Jahre 1811 eingereicht, blieb ohne Rapport, und gerieth ganz in Vergessenheit, bis die Herausgeber des Journal de Chimie médicale sie zufällig aufanden, und in dieser Zeitschrift im Auszuge abdruckten *). Ein Jahr früher, ehe diese Arbeit bekannt wurde (1836) hatte ich die hydropische Flüssigkeit einer an Ascites leidenden Frau untersucht, bei welcher nicht gänzliche Harnverhaltung eingetreten war, und darin 0,42% Harnstoff gefunden **). Neben einer ziemlichen Quantität Eiweiss, welche darin vorhanden war. In zwei anderen Fällen, welche ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, fand ich ebenfalls Harnstoff stets neben Eiweiss auftretend, das vierte Mal indessen bemühte ich mich vergebens denselben nachzuweisen, offenbar verhindert durch die grosse Menge des darin enthaltenen Eiweisses.

Nysten hat ebenfalls hydropische Flüssigkeiten untersucht ***), und darin nicht allein Harnstoff, sondern selbst Harnsäure aufgefunden, welche ich vergeblich darin gesucht habe, indessen muss ich gestehen, nur einmal auf dieselbe Rücksicht genommen zu haben. Aber nicht allein in den hydropischen Flüssigkeiten hat Nysten den Harnstoff nachgewiesen, sondern auch in den durch Erbrechen ausgeleerten Stoffen, wenn vollständige Ischurie vorhanden war ****). Dergleichen Fälle sind selten, und es fand sich keine Gelegenheit, dass ich Nysten's Beobachtung, die übrigens nicht

*) Journal de Chim. méd. Juin. 1837. p. 257.

**) Poggend. Annalen Bd. XXXVIII. p. 357. und Müllers Archiv 1837.

***) Er wurde bei seinen chemischen Analysen von Herrn Barruel dem Vater unterstützt.

****) Recherches de chimie et de physiologie pathologique. Par. 1811. p. 263 — 293.

den geringsten Zweifel verdient, hätte wiederholen können, was ich übrigens um so leichter verschmerzte, da der Versuch mit der Mortification der Nierennerven bei dem Hammel ein hinreichendes Analogon darbot. Wir könnten erwarten, in der Cholera, wo die physiologische Harnstoffausscheidung unterdrückt ist, denselben in den Stühlen, oder den erbrochenen Flüssigkeiten wieder zu finden, doch bestätigen diese Vermuthung die Untersuchungen von Wittstock und namentlich die von Herrmann *), der mit besonderer Sorgfalt danach geforscht hat, keinesweges. Wittstock giebt zwar an, Spuren von Harnsäure in den Darmausleerungen gefunden zu haben, doch weiss man nicht, mit welcher Sicherheit man hierauf bauen kann.

Wenn Herrmann hieraus schliessen will, dass in der Cholera gar kein Harnstoff gebildet werde, so scheint mir diese Folgerung viel zu gewagt zu sein. Ich sehe weiter nichts darin, als dass die Menge der ausgeschiedenen Flüssigkeit so bedeutend ist, die des Harnstoffs aber so unbedeutend, dass sie in jener verschwindet. Ich setze genug Vertrauen in die Herrmann'schen Untersuchungen, als dass ich an ihrer Richtigkeit zweifeln sollte, und mich dadurch hätte bestimmen lassen, diese ekelhafte und widerliche Arbeit zu wiederholen, obgleich die Rückkehr der Cholera nach Berlin die beste Gelegenheit dazu gegeben hätte; und überdiess durfte ich es nicht wagen, mich der Gefahr einer Ansteckung auszusetzen. Ehe der Harnstoff entdeckt war, und ehe man gelernt hatte, ihn in kleinen Quantitäten aufzufinden, waren schon häufig Beobachtungen gemacht worden, dass bei Harnverhaltung und ähnlichen Krankheiten, namentlich urinöse Schweisse ausgesondert wurden **), welche sich durch den starken Geruch nach Harn verriethen. Obgleich nun jeder Schweiss etwas ammoniakalisch riecht, ohne das man sogleich annehmen dürfte, der Harnstoff veranlasse diess, so ist es doch wohl keinem Zweifel unterworfen, dass die Haut, welche ja auch bei dem Icterus Stoffe aus dem Blut ausscheidet, die nicht zu ihrer

*) A. a. O.

**) Nysten sucht eine grosse Menge von Fällen der Art auf, welche sich leicht noch vermehren liessen.

Normalsecretion gehören, diesen hier den überschüssigen Harnstoff entziehe.

In vielen Fällen wird freilich der Harn aus der von ihm ausgefüllten Blase durch Exosmose erst wieder in den Kreislauf übergeführt, und diese Fälle gehören gar nicht hieher, da sie auf einer ganz zufälligen Erscheinung beruhen, die mit der Harnbereitung im Entferntesten Nichts zu thun hat, aber es giebt wohl eben so unzweifelhaft Fälle, wo solche urinöse Schweisse erscheinen, während gar kein Harn ausgesondert wird.

Ueber die chemische Zusammensetzung des Schweisses im physiologischen Zustande sind wir noch sehr im Unklaren, wie überhaupt über die ganze Lehre von der Hautausdünstung, obgleich die richtige Erkenntniss dieses Processes sowohl für die Physiologie als auch besonders für die practische Medicin von hoher Wichtigkeit wäre, so dass es für jetzt ein vergebliches Bemühen sein würde, seine Aufmerksamkeit auf diesen einzelnen Fall zu wenden.

4) Erscheinen des Harnzuckers im Blute, bei Diabetes mellitus.

In der seltenen und fast unheilbaren Krankheit, dem Diabetes mellitus, soll nach Angabe der meisten Chemiker der Harnstoff aus dem Harn verschwinden, und durch Traubenzucker ersetzt werden; obgleich nach Untersuchungen von Barruel dem älteren doch nie der Harnstoff gänzlich verschwinden soll. Ob diese Angabe ganz zuverlässig sei, ob sie bloss von der noch nicht vollständig ausgebildeten Krankheit gelte, muss späteren Forschungen aufbehalten bleiben. Für jetzt sind wir genöthigt anzunehmen, der Harnstoff werde durch den Harnzucker ganzlich verdrängt. Da es, ebenso wie bei dem Harnstoff eine streitige Frage geworden ist, ob der Zucker im Blute vorkomme, so will ich hier die hierüber bekannten Thatsachen zusammenstellen, obwohl ich nicht Gelegenheit hatte, eigene Erfahrungen über diesen Punct zu sammeln.

Dobson und Rollo haben zuerst behauptet, einen Zuckergehalt im Blute entdeckt zu haben, wogegen die An-

gabe von Nicolas und Gueudeville *) streitet. Ebenso wenig gelang es Vauquelin und Ségalas **), Zucker aus dem Blute auszuschcheiden, obgleich sie dasselbe einer Frau entzogen, deren Harn 15% Zucker enthielt. Wollaston hingegen giebt an, $\frac{1}{80}$ Zucker im Blutserum entdeckt zu haben. Die übrigen Angaben über diesen Gegenstand sind so vag und schwankend, dass sie leicht übergangen werden können, bis auf zwei aus der neuesten Zeit, welche mehr Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Die eine rührt von Ambrosiani, Oberapotheker am Hospital zu Paris her ***), welcher das Blut und den Harn eines, später vom Prof. Correliani durch Kreosot geheilten Diabetischen untersuchte. Das gequirte Blut liess er durch Erwärmen gerinnen, fällte die filtrirte Flüssigkeit durch Bleiessig, entfernte das überschüssig hinzugesetzte Blei durch Schwefelwasserstoff, liess die verdünnte, dunkelrothe, durchfiltrirte Flüssigkeit mit Eiweiss aufwallen und klären, und dampfte den so erhaltenen Syrop ab, aus dem nach einigen Wochen Zuckerkrystalle anschossen, welche durch Bierhefen in einige Gährung versetzt wurden. Aus 1 Theil Venenblut erhielt er 9 Gran Zuckerkrystalle.

Maitland ****) theilt eine ähnliche Beobachtung mit über das Blut eines Diabetischen, welcher täglich ungefähr $1\frac{1}{2}$ Pfund Zucker ausleerte. Aus 8 Unzen Blut, welche 5 Unzen milchiges Serum gaben, erhielt Maitland Zucker, welcher so deutlich mit dem aus dem Harn dargestellten übereinstimmte, dass man an der Identität derselben nicht zweifeln konnte. Das Blut wurde dem Kranken entzogen als der Zuckergehalt des Harnes schon abnahm.

Wie genau sich diese Thatsachen an die oben erwähnten, das Erscheinen des Harnstoffes im Blute anschliessen, braucht nicht weitläufiger erörtert zu werden. Im Diabetes tritt der Zucker durchaus an die Stelle des Harnstoffes, und so kann alles von diesem Gesagte auch für den Zucker gelten. Am

*) Gehlers Journ. I. p. 348.

**) Journ. de Chimie méd. 1. 1. Schweigers 43. 270.

***) Owdes Annal. univers. 1831. Aprile e Maggio.

****) Lond. med. Gaz. Vol. XVII. March. 1836.

den denselben Gründen, die oben angeführt sind, wird es auch bei dem Zucker ganz besonderer Umstände bedürfen, dass er im Blute zurückgehalten, und durch seine anwachsende Menge wahrnehmbar wird, wie diess auch bei dem Harnstoff der Fall ist, und im Diabetes muss noch ein ganz besonderes Zusammentreffen von Umständen Statt finden, da, trotz der bedeutenden Ausscheidung durch die Nieren, das Characteristum der Krankheit, dennoch eine so grosse Quantität im Blute zurückblieb. In dem von Maitland angeführten Falle nahm der Zucker im Harn ab, und deshalb stieg er vielleicht im Blute.

Das Feld der Thierchemie ist noch so wenig mit festen Sätzen versehen, dass man jeden Schritt, den man darauf vorwärts thun will, erst genau prüfen muss, ob er nicht ein sehr unsicherer ist, zugleich soll sie aber die Pathologie in der Lösung der vielen räthselhaften Erscheinungen, welche der krankhaft veränderte Organismus ihr darbietet, unterstützen, und aber nicht in neue Hypothesen hineinführen. Dessen ungeachtet kann ich es nicht unterlassen, im Vorübergehen eine Meinung über die Verwandtschaft der beiden Arten des Diabetes, des mellitus und insipidus aufzustellen. Die Hauptscheinung, welche wir bei beiden Krankheiten wahrnehmen, ist die enorme Ausscheidung des Harns. In beiden vermissen wir den Harnstoff. Das unterscheidende Zeichen ist, dass wir in dem einen Falle Zucker im Harn antreffen, im andern nicht. Das Blut im Diabetes insipidus ist bis jetzt noch nicht untersucht. Es könnte leicht möglich sein, dass in diesem die Quantität des im Diabetes mellitus ausgeschiedenen Zuckers zurückgehalten wird, entweder schon als Zucker, oder noch als Harnstoff, und dass der Unterschied beider Krankheiten nur in der Ausscheidung dieser Stoffe begründet ist. Hierüber müssen genaue chemische Untersuchungen entscheiden, zu denen sich freilich selten Gelegenheiten darbieten, welche aber leider dennoch meist übergangen werden.

5) Allgemeine Bemerkungen über die Excretion in den drüsigen Organen.

Wenn es gestattet ist, aus den oben angeführten That- sachen einen Schluss auf die Absonderung der excretirenden

Drüsen im Allgemeinen zu ziehen, so möchten sich wohl folgende Resultate ergeben.

Wir kennen im thierischen Organismus eine grosse Menge aussondernder Organe, unter denen die Drüsen namentlich eine Hauptrolle spielen. Nur bei wenigen derselben kann die Zoochomie einigermaßen die dabei herrschenden Prozesse verfolgen, die meisten entziehen sich unserer Aufmerksamkeit, da sie Stoffe ausscheiden, deren chemische Charactere theils so wenig bekannt, theils so indifferent sind, dass die Verfolgung derselben mit den höchsten Schwierigkeiten verbunden ist. Die Organe, welche die günstigsten Combinationen darbieten, sind die Nieren und die Leber. Der Hauptbestandtheil des Harns lässt sich in kleinen Quantitäten nachweisen, wo er erscheint; daher finden wir ihn im Blute, wenn seine Ausscheidung gehindert wird; daher finden wir ihn in andern krankhaften Absonderungen, welche sich im menschlichen Körper theils ansammeln, theils auf andern Wegen ausgestossen werden, wenn Krankheiten der Nieren und des ganzen uropoetischen Systems vorhanden sind. Eben so finden wir Stoffe, welche den Harnstoff vertreten, den Zucker, selbst wenn er ausgeschieden wird, dennoch im Blute, was wohl daher rührt, dass derselbe in ausserordentlicher Quantität gebildet wird, ein Umstand der die skelettartige Abmagerung der an dem Diabetes leidenden Personen bedingt. Ein ähnliches Verhalten bemerken wir bei den Absonderungen der Leber. Ich kann hier nicht aus eigener Erfahrung reden, jedoch erlauben die Versuche, welche namentlich von Tiedemann und Gmelin, und einigen andern Gelehrten hierüber angestellt sind, keine Zweifel. Hier sehen wir ebenfalls die Bestandtheile der Galle im Blute auftreten, wenn ihre Ausscheidung gehindert wird, sei es, dass die Leber ihre Function nicht verrichtet durch Krankheit, z. B. bei Verhärtung derselben, sei es, dass die Gallengänge unterbunden wurden. Der Farbestoff der Galle, der ein so eigenthümliches Verhalten gegen Salpetersäure zeigt, und daran leicht erkannt werden kann, wird dann bald im Serum des Bluts wahrgenommen. Sehr bekannt ist die Aussonderung dieses Stoffs, entweder in den Harn oder selbst in andere Organe des Körpers, wodurch der Icterus bedingt wird. Aber noch mehr bietet ein anderer Bestandtheil der Galle sich im Blute dar,

so dass der Zustand des Organismus krankhaft verändert wäre. Aus den Untersuchungen von Lecanu über das Blut schließt, dass in demselben ein dem Cholesterin sehr verwandtes Fett enthalten ist *), und Dr. Denis will neben mehreren andern Fetten auch wirklich dieses Fett, welches der Galle eigenenthümlich ist, daraus abgeschieden haben **).

Man kann nun freilich weder annehmen, dass der Harn, noch die Galle in dem Blute fertig gebildet auftreten, denn beide Körper sind durchaus keine chemischen Verbindungen, aber es scheint fast unzweifelhaft, dass die Bestandtheile beider schon im Blute enthalten sind, und nur in der Leber und den Nieren ausgesondert werden.

Wenn diess nicht Statt fände, so müssten in den Fällen wo Nieren und Leber nicht im Stande sind, ihre Function zu versehen, andere Organe ihre Verwaltung übernehmen, und die Rolle der Nieren und Leber spielen ***). Es wird schwer sein, irgend ein Organ im thierischen Organismus namentlich zu bezeichnen, welches diese verrichten könnte, und dennoch müssten wir annehmen, dass es ebenfalls nur wieder ein absonderndes und excernirendes drüsiges Organ sein könnte; aber dann wäre nicht einzusehen, weshalb, da dasselbe einmal die Fähigkeit besitzt, Harn und Galle zu bilden, diese nicht fortwährend in Ausübung kommt, auch wenn Nieren und Leber in Thätigkeit sind. Dass das Vermögen den Harn abzusondern nur durch einen Niereneinfluss bedingt wird, zeigen die eben angeführten Versuche, wo nach der Mortification der Nierenerven die Absonderung aufhörte; wir wären dann gezwungen anzunehmen, dass ein anderer Nerv im Stande wäre, die Function des mortificirten zu übernehmen, aber wenn wir uns einmal eine solche Annahme gestatten, so haben wir einer Hypo-

*) Ann. de Chim. et de Phys. XXXXVIII. p. 308.

**) Journal de pharmacie 1881. p. 522.

***) Man darf hieher nicht vicarirende Blutflüsse, welche z. B. die Stelle der Menstruation vertreten, rechnen, da diess ein ganz anderer Fall ist. Es sind hier immer nur Organe, denen eine Blutabsonderung nicht fremd ist, und überhaupt wird ja hier das Blut nicht erst irgendwo anders gebildet, wie vorher, sondern nur an einem andern Orte ausgesondert, als vorher, weil die Masse desselben im Körper zu sehr anwächst.

these Raum gegeben, welche alle Grenzen überschreiten kann, für deren Rechtfertigung wir aber durchaus keine Thatsache anführen können, und dann könnten wir auch erwarten, dass die Empfindungsnerven nach ihrer Mortification, Durchschneidung, oder sonstigen Lähmung durch die Bewegungsnerven vertreten werden könnten, und umgekehrt, wenn täglich das Gegentheil bewiesen werden kann.

Dass diese Thatsachen nicht mit der Schärfe hier die aufgestellten Meinungen festzustellen im Stande sind, welche man jetzt in der Physiologie mit Recht ebenso verlangt, als in den übrigen Zweigen der Naturwissenschaften, möge darin seine Entschuldigung finden, dass dieser Zweig der Wissenschaft noch neu ist, und eine grosse Reihe von Erfahrungen und Combinationen erfordert wird, um mit mathematischer Sicherheit die Erscheinungen zu erklären.

II.

Ueber die Wirkung der Hitze auf die Citronensäure.

Von

ROBIQUET.

(Annales de Chim. et de Phys. Tom. LXV. Mai 1837. S. 68.)

Die chemische Untersuchung der vegetabilischen Säuren wird jeden Tag interessanter, und jedes tiefere Eindringen lässt immer deutlicher erkennen, wie unmöglich es sei, ihre Geschichte durch Anwendung dessen, was für einige gilt, auf alle übrigen, zu entwerfen. Die meisten Arten dieser zahlreichen Gruppe bieten so ins Kleine gehende besondere Eigenschaften dar, dass man sich, so zu sagen, in der Nothwendigkeit befindet, aus jeder derselben eine besondere Classe zu bilden. Den Beweis für diese Behauptung liefern schon alle die, welche die Aufmerksamkeit der Chemiker am meisten auf sich gezogen haben, wie die Oxalsäure, Weinstensäure, Aepfelsäure, Essigsäure, Gallussäure und vornehmlich die Citronensäure, die so sonderbare Anomalieen darbietet, dass eine tiefere Untersuchung derselben die Nothwendigkeit einer noch tiefern darlegt. Es ist wirklich dahin gekommen, dass man sich von dem Zusammenhange der Thatsachen, die sie darbieten, keine Rechenschaft

geben kann, und man ist daher genöthigt, zu Vermuthungen über ihre wahre Constitution seine Zuflucht zu nehmen, obgleich es recht wohl bekannt ist, dass sie aus einer gleichen Anzahl Atome Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff besteht. Darüber aber ist man noch in Ungewissheit, ob jedes zusammengesetzte Atom aus 3, 4, 5 oder 6 Atomen jedes ihrer Elemente bestehe. Besonders ihr Verhalten zu dem Wasser, welches sie aufnimmt, macht es so schwierig, sich eine klare Vorstellung über ihre wahre Natur zu bilden; denn mehrere ihrer Verbindungen enthalten Bruchtheile von Atomen, und sie ist die einzige Säure, welche eine Anomalie, wie diese, darbietet.

Es lässt sich natürlich gar nicht anders erwarten, dass ein Körper von so sonderbarer Constitution Resultate darbietet, ganz verschieden von denen, welche die Wirkung der Hitze auf die andern organischen Säuren gewöhnlich hervorbringt. Durch die Untersuchungen Lassaigne's, Boullay's, des Vaters, und Dumas's ist es schon bekannt, dass durch das Destilliren der Citronensäure bei einer mässigen Hitze, stark mit Brenzcitronensäure beladenes Wasser erhalten wird, so wie auch eine geistige Flüssigkeit, die Boullay, der Vater, gesammelt hat, und ein etwas nach Ambra riechendes Oel, welches den untersten Theil des gesammten Productes einnimmt, sich mit der Zeit im Wasser auflöst und gleichfalls beim Abdampfen Brenzcitronensäure giebt. Baup hat neuerlich das Dasein einer zweiten Brenzcitronensäure angekündigt (*Annal. de Chim. et Phys.* t. LXI. S. 182.), und Berzelius spricht in seinem letzten Jahresberichte von einer Brenzcitronensäure, die er in der deutschen Ausgabe seiner Chemie beschrieben und die ihm zufolge Dahlström entdeckt hat. Die wahre Natur der andern Producte ist fast ganz unbekannt, und es herrscht völlige Dunkelheit darüber, unter welchen Einflüssen sie sich bilden. Eben so wenig weiss man, wann sich die geistige Flüssigkeit Boullay's entwickelt, und nicht einmal, wie man sie sich verschaffen kann; denn er hat uns in dieser Beziehung nichts hinterlassen, und es ist mir nicht bekannt, dass irgend ein anderer Chemiker sie nach ihm erhalten habe. Bei einer solchen Sache hielt ich es für nützlich, diese Resultate zusammenzuordnen, und, wo möglich, die Verhältnisse zu erfassen, welche zwischen ihnen bestehen müssen, um nicht allein dazu mit-

wirken zu können, eine hinlänglich klare Geschichte von der Wirkung der Wärme auf die Citronensäure zu entwerfen, und vielleicht einiges Licht auf ihre wahre Zusammensetzung zu werfen, sondern auch in der Hoffnung, die interessante Frage über die Brenzsäuren aufzuklären.

Da ich vor Allem mir Boullay's geistige Flüssigkeit zu verschaffen und zu erfahren wünschte, in welcher Periode sie sich bilde, wendete ich alle Mühe darauf; aber meine Versuche waren ziemlich lange vergeblich. Bei diesem Mangel an glücklichem Erfolge nahm ich zu Dumas meine Zuflucht, der uns diese merkwürdige Beobachtung überliefert hat. Dieser versicherte mir, eine kleine Flasche davon in den Händen Boullay's, des Vaters, gesehen, sie aber niemals selbst bereitet zu haben. Da ich einmal darüber in Gewissheit gesetzt worden war, dass dieses Product wirklich existire, fing ich wieder von Neuem an, wobei ich mir vornahm, die verschiedenen sich bildenden Producte einzeln zu untersuchen, und, damit mir nichts entweichen könne, fügte ich zu dem gewöhnlichen Destillationsapparate eine Röhre mit doppelter Krümmung hinzu, deren grösster Arm in eine Auflösung von Aetzkali hineingebracht wurde. Eine andere ähnliche Röhre gieng aus dieser Flasche in eine gerade und lange Eprouvete, die in eine Frostmischung tauchte. An diese Eprouvete war noch eine Röhre angebracht, welche die Bestimmung hatte, die Gase unter eine Glocke zu leiten. Ein hundertgradiges Thermometer, mit Theilung auf der Röhre, gieng in die Retorte mitten in die Citronensäure selbst hinein. Als alles wohl verschlossen war, nahm ich eine mässige Destillation vor, die jedoch so geleitet wurde, dass die Verdichtung der Dämpfe in dem obern Theile des Bauches der Retorte, und ihr Zurückfallen auf den Boden verhindert wurde; wodurch immer stärkere und nicht so reine Zersetzungen hervorgebracht werden. Ich erreichte diesen Zweck leicht, indem ich die Retorte mit einer Art von Deckel bedeckte, der einen hohen Band hatte und aus Eisendraht geflochten war. Einige auf dieses Gitterwerk gelegte glühende Kohlen verhinderten die Dämpfe, sich in diesem Theile des Apparates zu verdichten, und nöthigten sie in den Recipienten zu steigen. Ich treffe alle diese Vorkehrungen schon seit langer Zeit und ich habe bereits anderswo Gelegenheit gehabt, mich darüber auszu-

sprechen. Ich erwähne ihrer aber von Neuem, weil man kürzlich behauptet hat, dass ich, weil ich sie nicht getroffen hätte, in einigen analogen Fällen von den bereits bekannten Resultaten ganz verschiedene erhalten hätte. Ich muss aber bemerken, dass dieser Einwand durchaus nicht gegründet ist.

Die bei diesem Versuche gebrauchte Citronensäure war in starken Platten und nicht in abgesonderten Krystallen. Sie war trocken und gepulvert, ehe sie in die Retorte gebracht wurde. Erhitzt schmolz sie bei ungefähr 150° , wobei ich es immer mir angelegen sein liess, einige Zeit bei dieser Temperatur zu verharren. Die Destillation beginnt bald; man sieht eine vollkommen farblose, aber etwas opalisirende Flüssigkeit aus der Retorte übergehen. Ein in dem Aetzkali unlösliches Gas, dessen bis jetzt noch Niemand Erwähnung gethan hat, entwickelt sich gleich Anfangs in Uebersusse und gemeinschaftlich mit der Kohlensäure. Dieses Gas ist brennbar, es brennt mit einer blauen Flamme, sein Geruch ist etwas knoblauchartig, und es schien mir alle Eigenschaften und die Zusammensetzung des Kohlenoxydgases zu haben. Die relative Menge dieses Gases vermindert sich allmählig und die Kohlensäure wird immer mehr vorherrschend. Nach einer mehrstündigen Operation entwickelte sich blos noch die letztere.

Einer der constantesten Charactere dieses ersten Zeitraumes der Destillation, wenn sie im Oelbade vorgenommen und die Temperatur bei 150° erhalten wird, ist die Sublimation von Krystallnadeln, welche sich an dem Gewölbe der Retorte ansetzen und mit der Zeit verschwinden. Dies ist vielleicht die von Dahlström entdeckte Säure, die Berzelius in seinem letzten Jahresberichte erwähnt, und die nach ihm aus $C_9 H_2 O_3$ besteht, das heisst, es ist Citronensäure weniger ein Atom Wasser. Es ist jedoch wahrscheinlicher, dass die von Dahlström entdeckte Säure aus der Veränderung entspringt, welche die Citronensäure blos mittelst ihrer Schmelzung bei 150° erleidet.

Diese Destillation schreitet, wenn man mit 400 oder 500 Gr. arbeitet, mehrere Stunden hindurch mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit vorwärts, und es findet dabei weder ein Aufschwellen noch eine Verkohlung Statt, die Masse nimmt blos eine Olivenfarbe an. Sobald sich die wässerigen Dämpfe entwickeln,

wird der Hals der Retorte und der Vorstoss ausserordentlich heiss, und man muss mit der grössten Sorgfalt immerfort den Recipienten abkühlen, will man sich nicht der Gefahr aussetzen, einen Theil des Productes zu verlieren. Das Thermometer hält sich ziemlich lange bei ungefähr 160° , nachher steigt es allmählig bis 175° , und wenn es diesen Punct erreicht hat, schreitet die Destillation mit der grössten Geschwindigkeit vorwärts. Zu diesem Zeitpuncte beginnen ölige Tröpfchen sich zu zeigen, die Anfangs farblos und in der Folge etwas citronenfarbig sind. Ihre Anzahl nimmt immer zu, bis 195° fliessen sie reichlich, und sie werden nur noch von einer sehr kleinen Menge einer wässerigen Substanz begleitet. Bei ungefähr 210° geht nur noch diese ölige Substanz über, die, statt dunkler zu werden, oft ganz farblos wird, und nur erst bei ungefähr 240° nimmt dieses Product eine Bernsteinfarbe, nachher eine sehr gelbe Farbe an. Ferner bemerkt man, dass trotz dieser hohen Temperatur der Retorte der ganze übrige Apparat zu diesem Zeitpuncte kalt wird. Je nachdem diese verschiedenen Phänomene sich zeigen, erhält der Rückstand der Destillation immer mehr und mehr Consistenz und Färbung, seine Temperatur nimmt unablässig zu, und bei 270° tritt Aufschwellen ein, sehr dünne farblose Streifen fliessen längs des Halses der Retorte. Setzt man die Operation noch weiter fort, so entwickeln sich rusige Dämpfe in Menge, und es verdichtet sich ein empyreumatisches braunes Oel. Endlich ist das letzte Product, welches man erhält, eine gelbe Substanz von weicher und fast fettiger Beschaffenheit.

Aus dieser Art zu arbeiten ergab sich, dass unter den Gasen, die sich während der trocknen Destillation der Citronensäure entwickeln, es keins giebt, das sich verdichten lässt, wenigstens bei einer Temperatur von 15 bis 20° unter dem Gefrierpuncte, der die Epruvette, welche den Apparat beschloss und die nichts enthielt, beständig unterworfen gewesen war. Ich hatte geglaubt, die Schwierigkeit, Boullay's geistige Flüssigkeit wieder zu erzeugen und zu isoliren, rühre daher, dass sie bei ihrer grossen Flüchtigkeit durch den äusserst schnellen Gasstrom mit fortgerissen werde, und ich war der Meinung gewesen, dass wenn ich sie in gerade und stark erkältete Röhren übergehen liess, es mir gelingen würde, die ätherische

Flüssigkeit zu verdichten, die sie enthalten müssen. Ich war um so mehr zu dieser Ansicht geneigt, da das sich im Anfange der Destillation entwickelnde brennbare Gas, wenn man es nicht durch Aetzkali hindurchgehen lässt, einen sehr angenehmen Geruch nach aromatischem Essigäther hat. Da ich jedoch gezwungen war, diese Ansicht aufzugeben, sahe ich mich genöthigt, diese geistige Flüssigkeit in den flüssigen Producten der Destillation aufzusuchen, und um mir die Mittel dazu zu erleichtern, gab ich meinem Apparate eine andere Einrichtung. Statt der Eprouvette und Gasröhre bediente ich mich eines kleinen Hebers, dessen kürzerer Schenkel mit seinem Ende den Boden des Recipienten berührte, während der andere in eine trockne Flasche hineingiang. Diese einfache Abänderung gestattete mir, die flüssigen Producte der Destillation, so sehr ich wollte, zu theilen, weil das beständige und regelmässige Ausströmen der Gase diese Producte nöthigte, in die Flasche einzutreten, je nachdem sie sich im Recipienten verdichteten. Ich konnte daher fünf verschiedene Theile erhalten. Die Dichtigkeit jedes dieser Producte, welche dieselbe Ordnung haben, in der sie gesammelt wurden, verhielt sich, das Wasser zu 1000 gesetzt, folgender Maassen:

No. 1 1055,5

No. 2 1157,6

No. 3 1163,2

No. 4 1242,6

No. 5 1300

Die drei ersten Producte gaben einen sehr angenehmen Essigäthergeruch von sich, ihre saure Beschaffenheit nahm mit ihrer Dichtigkeit zu, ihr Geruch, ganz sauer, kündigte nichts Alkoholartiges an, und sie schienen mir eine bloße Auflösung der Brenzcitronensäure in Wasser zu sein. Wirklich wird sie leicht als eine weisse krystallinische Masse durch eine behutsame Abdampfung aus dieser Flüssigkeit erhalten. Das vierte Product bestand ganz aus dieser öligen Flüssigkeit, deren schon Erwähnung gethan worden ist. Es hat einen beinahe kaustischen Geruch, ähnlich dem der flüchtigen Oele, in Wasser geschüttet setzt es sich zu Boden und erhält sich lange daselbst. Durch Schütteln kann man es in kleine Tropfen theilen, es vereinigt sich aber wieder, sobald man es ruhig

stehen lässt. Endlich jedoch löst es sich völlig auf, und man erhält durch bloße Abdampfung dieser Auflösung Krystalle von Brenzeitronensäure.

Das fünfte Product hat die meiste Consistenz und Dichtigkeit, seine Farbe ist grünlich gelb, und es besitzt im Allgemeinen die nämlichen Eigenschaften, wie das vorhergehende, aber in einem höhern Grade. Oft gerinnt es sogar zu einer krystallinischen Masse, und, wurde die Operation zu weit getrieben, so enthält es bituminöses Oel, das seinen Geschmack und Geruch widrig macht.

Hört man mit der Destillation zu rechter Zeit auf, so bietet der in der Retorte enthaltene Rückstand eine durchsichtige, etwas pechartige Masse von dunkler Hyacinthfarbe dar, die fast ganz der Succotrinischen Aloë gleicht. Dies ist eine Art Theer, der bei einer höhern Temperatur ein braunes empyreumatisches Oel giebt, sich durch eine bloße Rectification mit Wasser in eine Art stark riechender gelber Naphtha verwandelt. Treibt man die Operation bis auf das Aeusserste, so bleibt nur eine voluminöse Kohle in der Retorte.

Nach den hervorspringendsten Eigenschaften dieser verschiedenen Producte zu urtheilen, sahe ich nichts, was die Anwesenheit der gesuchten geistigen Flüssigkeit anzeigen konnte; denn die erstern schienen mir, wie ich bereits gesagt habe, eine mehr oder weniger concentrirte Auflösung von Brenzeitronensäure in Wasser zu sein. Ich heftete daher meine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die ölige Flüssigkeit, mit der *Lassaigne* unazuerst bekanntgemacht hat, die er aber mit einer gewissen Menge bituminösen Oels vermischt erhalten hat. Die besondern Charactere dieser Zusammensetzung machten mich geneigt, sie als eine Art Aether zu betrachten, eine Vorstellung, die sich sehr wohl mit der gleichzeitigen Erzeugung einer alkoholartigen Flüssigkeit und einer Säure verträgt. Aber einige Versuche reichten hin, um mich von dieser Ansicht abzubringen, und ich erkannte an diesem öligen Producte mehrere sehr merkwürdige Charactere, die ich sorgfältig angeben werde, wenn ich mich mit der besondern Untersuchung dieses Körpers beschäftige.

Indem ich nun auf den Hauptgegenstand meiner Untersuchungen zurückkam, das heisst auf die Erzeugung der von

Willay, dem Vater, angekündigten geistigen Flüssigkeit, wurde aus Allem, was vorher darüber gesagt worden ist, sehr leuchtend, dass dieses Product, dessen Dasein nicht bezweifelt werden konnte, nothwendig einen Theil der sogenannten ätherigen Flüssigkeit ausmachen muss, die sich im Anfange der Operation entwickelt. Da ich jedoch die in diesem Producte enthaltene Brenzcitronensäure nicht verlieren wollte, so warf ich es bloß einer Destillation in einem gewöhnlichen Wasserbade, und ich sammelte in dem gehörig erkalteten Recepten eine ganz farblose Flüssigkeit, von einem angenehmen äthergeruch, und bitterem Geschmack, der mir etwas alkoholig, nicht sehr saurer Beschaffenheit zu sein schien. Ich setzte zu dieser Flüssigkeit eine kleine Menge Kalkhydrat hinzu, nur bloß so viel, um die freie Säure zu sättigen; nachher stellte ich einen kleinen Destillirapparat in Ordnung, dessen Recept mit Eis umgeben war, und brachte in die Retorte geschmolzenes und gepulvertes Calciumchlorür. Nachher setzte ich allmählig auf Letzteres die gesättigte Flüssigkeit, und um eine allzuschnelle Reaction zu vermeiden, wurde die Retorte selbst in kaltes Wasser gebracht. Als die Mischung gehörig erfolgt und die Einweichung lange genug fortgesetzt worden war, wurde das die Retorte umgebende Wasser etwas erwärmt, und sogleich begann die Destillation. Das neue Product war eine ätherische, brennbare Flüssigkeit, von bitterem Geschmack und hatte den Geruch von Essigäther und Weissblüthe. Bei einer allmählichen Rectification über Aetzkali und Calciumchlorür blieb sein Siedepunct constant von 58 bis 60°, und seine Dichtigkeit war gleich 0,7975, die Temperatur 10°, der Druck 0,75. Das Mittel von drei Analysen gab

Kohlenstoff	. . . . .	62,2
Wasserstoff	. . . . .	10,33
Sauerstoff	. . . . .	27,4

aus die Formel sich ergibt $C_6 H_6 O =$	{	Kohlenstoff	. . . . .	229,32
		Wasserstoff	. . . . .	37,43
		Sauerstoff	. . . . .	100,00
				<hr/> 366,75

oder

Kohlenstoff	62,5
Wasserstoff	10,2
Sauerstoff	27,3
	<hr/>
	100,00

Es stimmen also die Eigenthümlichkeiten, die Zusammensetzung, kurz Alles überein, um uns zu beweisen, dass diese Flüssigkeit einerlei ist mit der, die man Brenzessiggeist oder Aceton nennt. Die Chemiker, welche sich mit den Producten der Destillation der Citronensäure beschäftigt haben, erwähnten nichts von der Substanz von öligem Aussehn, die einen grossen Theil derselben ausmacht, sie haben sich vielmehr auf die bloße Angabe beschränkt, dass sich dieselbe im Wasser auflöse, und dass man durch Abdampfung dieser Auflösung Krystalle von Brenzcitronensäure erhalte. Meiner Meinung nach bietet sie jedoch ein ziemlich grosses Interesse dar, so dass sie ein besonderes Studium verdient. Man wird sogleich nach dem, was ich darüber sagen werde, urtheilen können.

Da dieses Product mehr Dichtigkeit besitzt als die übrigen Producte dieser Destillation, so ist sehr leicht, es vermittelt einer Pipette abzusondern. Es ist citronenfarbig oder grünlich gelb, je nachdem man die Destillation mehr oder weniger weit trieb, sein Geschmack ist sehr sauer und es hat die atzende Eigenschaft der flüchtigen Oele; die ersten bei der Destillation erhaltenen Portionen haben fast keinen Geruch, aber das gegen das Ende derselben Gesammelte hat einen Naphthageruch, weil sich in diesem Zeitpunkte, wie ich bereits erwähnt habe, eine Art Theer bildet, welches vermöge der Destillation ein stark riechendes empyreumatisches Oel giebt. Wenn man dieses ölige Product in einer verstopften Flasche sich selbst überlässt, so setzen sich nach Verlauf einiger Tage Krystalle von gewöhnlicher Brenzcitronensäure daraus ab, oft kann man deren sogar mehrmals sammeln; man behält aber endlich eine ziemlich grosse Masse von dieser Flüssigkeit, die selbst bei längerer Zeit und geringerer Temperatur keine weitere Krystallisation darbietet. Setzt man dieses Product dagegen, statt es in einer verschlossenen Flasche zu lassen, dem freien Zutritte der Luft

unlängliche Zeit aus, so verwandelt es sich völlig in eine einzige trockne Krystallmasse, wofern es kein empyreumatisches Oel enthält. Da ich diese reichlichere Krystallisation einer freiwilligen Verdampfung beimass, setzte ich einen Theil dieses rohen öligen Productes dem luftleeren Raume über Schwefelsäure aus; aber nach acht Tagen hatte sich nur ein leichtes weissliches Häutchen gebildet, und der ganze übrige Theil der Masse hatte seine flüssige Beschaffenheit behauptet. Die Schwefelsäure wurde wieder erneuert, und durch höchst concentrirte ersetzt. Die Luft war so sehr als möglich aus dem Raume entfernt und dieser Zustand fünf bis sechs Tage erhalten worden, die Masse blähte sich auf, und nahm ein glanzloses Weiss an. Dessenungeachtet liess ich, um einer völligen Austrocknung noch gewisser zu sein, das Product noch mehrere Tage unter der Glocke, und als ich sie wegnahm, war ich nicht wenig darüber erstaunt, dass diese dem Anschein nach feste Masse sich sogleich und nach dem geringsten Schütteln in eine sehr helle Flüssigkeit verwandelte. Als ich davon gehörig überzeugt war, dass das angewendete Mittel das Gerinnen dieses Productes nicht bewirken könne, nahm ich meine Zuflucht zur Wärme. Um aber eine allzu starke Reaction zu vermeiden, goss ich diese Flüssigkeit in eine tubulirte Retorte, an die ein Recipient angefügt war. Die Retorte wurde in ein Wasserbad gebracht und das Sieden einen ganzen Tag fortgesetzt. Ein beträchtlicher Theil einer farblosen Flüssigkeit war in den Recipienten übergegangen, und, was mich besonders überraschte, der in der Retorte enthaltene Rückstand, statt mehr als zuvor abgetrocknet zu sein, bot nur noch einige nadelförmige Krystalle dar, die einzeln und ganz mit einer braunen Flüssigkeit bedeckt waren, welche letztere eine äusserst flüssige Beschaffenheit besass. Neugierig, zu sehen, wohin diese unterhaltene, aber gemässigte Reaction der Wärme führen würde, fuhr ich mit dem Erhitzen, aber immer unter den nämlichen Umständen fort, nur dass ich mit dem Recipienten wechselte. Dieses Mal gerann das neue destillirte Product, das Anfangs flüssig gewesen war, nach Verlauf einiger Zeit zu einer einzigen krystallinischen Masse von einem schönen Weiss, und die Krystalle des vorhergehenden Tages, die sich in der Retorte gebildet hatten, erhielten sich selbst in der Wärme. Sie wurden von

dem darüber schwimmenden Theile abgesondert, und letzterer in einem Marienbade noch ein wenig erhitzt; es ging aber nichts bei der Destillation über, und es setzten sich keine neuen Krystalle mehr in dem flüssigen Rückstande der Retorte ab. Es war daher einleuchtend, dass die ölige Substanz, sowie man sie durch die trockne Destillation der Citronensäure erhält, wenigstens zwei ganz verschiedene Producte enthalte, oder vielleicht auch dasselbe nur in zwei verschiedenen Zuständen, weil das eine bei 100° flüchtig, ohne allen Zusatz krystallisirbar und von starker, aber angenehmer saurer Beschaffenheit, zugleich auch im Wasser lösbar ist, während das andere selbst bei dieser Temperatur beständig, sehr flüssig, wenig oder gar nicht bei der gewöhnlichen Temperatur krystallisirbar ist, aber zu einer blätterigen Masse ein wenig unter dem Gefrierpunkte gerinnt und einige Grade über demselben von Neuem flüssig wird. Letzteres hat ferner einen ätzenden Geschmack, widersteht lange der Wirkung des Wassers und bietet mehrere Charactere der flüchtigen Oele dar.

Was mir die Annahme, nach welcher es derselbe Körper in zwei verschiedenen Zustände wäre, am wahrscheinlichsten zu machen schien, war der Umstand, das der Körper von dem öligen Aussehen wasserfrei war, der andre dagegen Wasser genug zum Krystallisiren enthielt. Da ich diese Annahme vornehmlich zu bestätigen wünschte, brachte ich dieses ölige Product von Neuem in den luftleeren Raum über Schwefelsäure; nachher wog ich genau zwei Theile davon, brachte den einen sogleich in trockne Luft, den andern aber in feuchte. Letzterer hatte nach vier und zwanzig Stunden sehr merklich an Gewicht zugenommen, und die Krystallisation war erfolgt; wogegen der erstere eine sehr geringe Verminderung erlitten und nichts von seiner flüssigen Beschaffenheit verloren hatte. Als ich sie noch länger in der trocknen und feuchten Luft liess, lösten sich die Krystalle, die sich Anfangs unter dem Einflusse der Feuchtigkeit gebildet hatten, wieder auf, das Gewicht nahm fortwährend zu, und ich war genöthigt, meine Zuflucht zur Abdampfung zu nehmen, um von Neuem Krystalle zu erzeugen, die sich nachher in der gewöhnlichen Luft gut erhielten. Was den in der trocknen Luft gebliebenen Theil

betrifft, so hat sich das Product in seinem ursprünglichen Zustande immer erhalten.

Immer durch die nämliche Voraussicht geleitet, stellte ich noch einen andern Versuch an, dessen Resultate deutlich genug waren, so dass ich sie aufführen kann. Ein bestimmtes Gewicht (21,790 Gr.) dieses öligen Productes wurde in einem fast gleichen Volumen Wasser aufgelöst. Diese Auflösung wurde nachher über eine grosse Schale voll Schwefelsäure gebracht, und das Ganze mit einer Glocke bedeckt. Die Verdampfung erfolgte langsam und die Krystallisation regelmässig. Als sie vollendet schien, wurde die Masse in einem luftleeren Baume abgetrocknet, und nachdem sie längere Zeit darin gelassen worden war, ergab sich bei dem letzten Abwiegen eine Vermehrung von 2,89 Gr. was 13,21 Procenten entspricht. Nun ist dies beinahe, bis auf einen sehr kleinen Bruch, die Menge Wasser, welche Baup in der krystallisirten *acide citrique* annimmt, und, wie er behauptet, die nämliche Menge, wie die in der mit ihr isomerischen Brenzcitronensäure.

Nach allen diesen Thatsachen könnte man die wahre Natur dieses sonderbaren Productes als hinreichend festgestellt betrachten. Indessen war eine genaue Analyse nothwendig, um sich ganz davon zu überzeugen, und ich werde sogleich die Resultate derselben geben. Ich muss aber zuvor bemerken, dass, da diese Analyse nur mit sehr geringen Quantitäten vorgenommen werden kann, es ganz unerlässlich war, diese Flüssigkeit von jeder fremden Substanz ganz befreit zu erhalten. Wir haben bereits gesehen, wie man sie des Wassers berauben kann; aber ausserdem enthält sie fast immer eine mehr oder weniger beträchtliche Menge bituminöses Oel, je nachdem sie zu einem Zeitpunkte gesammelt wurde, wo die Verdampfung mehr oder weniger vorgerückt war. Ein Theil dieser Art Naphtha verflüchtigt sich bei der Wärme des Wasserbades; aber der grössere Theil bleibt zurück, und ich kannte kein besseres Mittel ihn zu entfernen, als dass ich meine Zuflucht zu einer Destillation über freiem Feuer nahm, wobei ich jedoch Sorge trug, die Hitze nicht zu weit zu treiben, weil gegen das Ende hin ein Theil des Productes sich verändert und eine neue Menge Theer sich bildet. Wenn dieses Product auf diesen Grad der Reinigung gekommen ist, erscheint es gleichartig, denn

sein Siedepunct erhält sich lange bei der Temperatur von 160° . Es ist etwas citronenfarbig, sein Geschmack ist sehr ätzend, auf sehr trocknes Lackmuspapier wirkt es kaum, aber angefeuchtetes wird sehr stark dadurch geröthet.

Die Elementaranalyse dieses Körpers bietet einige Schwierigkeiten dar wegen seiner Flüchtigkeit und der Leichtigkeit, mit der er die Feuchtigkeit anzieht. Man kann sich jedoch nicht der Glaskügelchen bedienen, um die Flüssigkeit aufzunehmen, weil dieses Product nicht flüssig genug ist, und es sich durch die Wärme verändert, so dass immer ein wenig Kohle in den Kügelchen zurückbleiben würde. Um diese verschiedenen Hindernisse so sehr als möglich zu vermeiden, glühte ich das Kupferoxyd, wie gewöhnlich vor seiner Anwendung stark, und brachte noch sehr heiss einen Theil davon in eine sehr warme und trockne Flasche mit eingeriebenem Stöpsel. Sogleich nach der Erkaltung nahm ich eine gewisse Menge davon heraus, und benetzte sie mit dem zu analysirenden Producte, bestimmte vor Neuem das Gewicht, brachte das Gemenge sogleich in eine grüne Glasröhre und füllte sie mit dem noch heissen Oxyde an. Hierauf wurde mit den gewöhnlichen Vorsichtsmassregeln verfahren, ich erhielt als Mittel aus drei Analysen

Kohlenstoff	53,17
Wasserstoff	3,69
Sauerstoff	43,14
	<hr/>
	11,00

Baup hat aus der Analyse des citrinsauren Silbers folgende Analyse der wasserfreien Säure abgeleitet:

Kohlenstoff	53,572
Wasserstoff	3,571
Sauerstoff	43,857

Diese Zahlen kommen denen sehr nahe, die ich so eben angegeben habe, und aus welchen er die Formel $C_{10} H_4 O_8$ ableitet, welches auch die der gewöhnlichen, mit ihr isomeren Brenzcitronensäure ist.

Das ist also ein neues Beispiel, und sie sind noch selten von einer organischen Säure, der blos durch die Wirkung der Wärme ihr Wasser entzogen wird, und ohne Zweifel noch

merkwürdiger ist die sonderbare Verwandlung, welche diese Säure in ihrer physischen Constitution durch diese einzige Veränderung erleidet. So sieht man sehr deutliche, sehr durchsichtige Krystalle durch das Austrocknen sich in eine ölige Flüssigkeit verwandeln, welche bei 150° siedet, sich wie die flüchtigen Oele, mit denen sie mehrere äussere Charactere gemein hat, sich verflüchtigen, und wechselsweise kann diese Substanz von öligem Aussehen, indem sie Feuchtigkeit absorhirt, von Neuem gerinnen und Krystalle liefern, die wenn man sie den nämlichen Einflüssen aussetzt, wiederum in den ölichten Zustand übergehen. Man kann jedoch gewiss überzeugt sein, dass bei diesen Abwechselungen von Wärme und Feuchtigkeit ein Theil dieser Producte eine bedeutende Veränderung erleidet; denn diese Reactionen sind ziemlich selten so deutlich und so rein, als man sich vorstellt, denn niemals unterwirft man ohne Nachtheil die organischen Substanzen einem lange anhaltenden Einflusse von Wärme und Feuchtigkeit, so gemässigt dieser auch sein mag. Diese Agentien üben immer eine mehr oder weniger kräftige zerstörende Wirkung, die man endlich mit der Zeit wahrnimmt. Ein solcher organischer Körper zum Beispiel, den man bei einer bestimmten Temperatur für unveränderlich hält, erleidet endlich gewiss eine bestimmte Veränderung, wenn er länger darin verharrt, und es giebt eine Menge Reactionen dieser Art, die erst nach längerer Zeit erfolgen. Um die Reihenfolge der Ideen nicht zu unterbrechen, die ich über die wasserfreie Brenzcitronensäure aufstellen wollte, habe ich blos die Krystalle erwähnt, die sich in der Retorte während des Trocknens im Marienbade bilden, und ich will jetzt noch bemerken, dass diese Krystalle, die Anfangs sehr dünn sind, wie die Bernsteinsäure, wenn man sie in Wasser auflöst, eine sehr regelmässige Gestalt annehmen, und dass sie dann alle Charactere der Saure darbieten, die Baup unter dem Namen *acide citricque* beschrieben hat.

Die von mir so eben angegebenen Thatsachen führen mich auf die letzten Bemerkungen zurück, die ich in Bezug auf die Gallussäure mitgetheilt habe*). Ich äusserte bei dieser Gelegenheit einige Zweifel über die Allgemeinheit des von Pelouze

*) Siehe die folgende Abhandlung.

über die Brenzsäuren aufgestellten Gesetzes, und ich sagte, es schiene mir nicht, als müsste es diesen Säuren eigenthümlich sein. Ich wusste damals noch nicht, dass Fremy schon einen Beweis dafür gegeben hatte, indem er zeigte, dass ein Gemenge von Kalk und Zucker, oder Gummi, oder Stärke, der Wirkung einer mässigen Hitze unterworfen, verschiedene Producte unter der nämlichen Bedingung einer Entwicklung von Wasser und Kohlensäure darbierte.

Seitdem habe ich in dem letzten Jahresberichte von Berzelius gesehen, dass dieser berühmte Gelehrte jenes Gesetz nur in sofern als hinreichend gerechtfertigt betrachtet, als man bei niedrigen Temperaturen operirt; den Augenblick aber, wo die Wärme höher steige, die Reaction eine ganz andere sei, eine zweite Zersetzung von einer andern Beschaffenheit anfangende, gleichzeitig und unabhängig von den ersten fortschreitende. Ich glaube noch weiter gehen und behaupten zu können, dass in vielen Fällen sich andere Producte bilden als Wasser und Kohlensäure, wenn man die organischen Säuren der Wirkung einer mässigen Hitze unterwirft. So habe ich auch gezeigt, dass bei Erhitzung der Gallussäure, selbst unter dem zur Erzeugung der Brenzgallussäure nöthigen Hitzgrade, die Bildung einer gerbstoffartigen Substanz Statt findet, und dass diese nämliche Bildung unter demselben Einflusse fort dauert, welcher die Brenzgallussäure erzeugt. Ferner habe ich jetzt bewiesen, dass bei der Destillation der Citronensäure, um ihre Brenzsäuren zu erhalten, Wasser und Kohlensäure nicht die einzigen Producte sind, welche sich bilden, sondern dass durchaus Kohlenoxydgas und Aceton erzeugt werden, und dass, statt diese andern Producte als die Folge einer weiter vorgerückten Zersetzung betrachten zu können, man anzuerkennen genöthigt ist, wenn man sich die Mühe geben will, die Versuche zu wiederholen, dass sie vielmehr die ersten sind, die sich entwickeln. Es bleibt noch übrig zu untersuchen, ob dieses Kohlenoxydgas und Aceton aus einem besondern, mit der gewöhnlichen Citronensäure vereinigten und sich vor ihm zersetzenden Körper entstehen möchte. Fast könnte man versucht sein, es zu glauben, wenn man sieht, mit welcher Leichtigkeit sich dieses Kohlenoxydgas unter dem Einflusse nicht sowohl der Wärme, als vielmehr der Schwefelsäure entwickelt. Es reicht hin, vier Theile

Schwefelsäure und einen Theil trockner und gepulverter Citronensäure zu vermischen, um diese Reaction fast unabhängig von dem Einflusse der Wärme hervorzurufen, wenn man in der schönen Jahreszeit operirt, und was in allen Fällen auf eine regelmässige und eine sehr lange Zeit fortdauernde Weise bestimmt werden kann, wenn man die Mischung bei einer Temperatur von 30° bis 40° erhält. Diese Reaction und ihre Folgen schienen mir wichtig genug, um sie zum Gegenstande einer besondern Abhandlung zu machen, die ich später mittheilen werde.

III.

Zur Geschichte der Gallussäure.

Von

ROBIQUET. *)

(Annal. de Chim. et Phys. tome LXIV. Avril. S. 385.)

Ich theilte früher Nachricht über einige neue aus der Gallussäure entstehende Producte mit und kündigte damals an, dass ich später eine Reihe von Bemerkungen über den nämlichen Gegenstand bekannt machen würde. Ich erfülle dieses Versprechen, indem ich die erste Abhandlung veröffentliche, worin einige Thatsachen in Bezug auf die Frage, ob diese Säure in den Galläpfeln zuvor vorhanden sei, aufgeführt werden. Ich habe mich hierbei so kurz als möglich gefasst.

Ehe Pelouze seine vortreffliche Arbeit über den Gerbstoff und die Gallussäure bekannt machte, wurde allgemein angenommen, diese Säure sei schon ganz gebildet in den Galläpfeln vorhanden, und man war weit von der Annahme dieses jungen Gelehrten entfernt, dass die Gallussäure nur ein Product des Gerbstoffes sei. Da ich selbst schon zuvor dargethan hatte, dass gewisse organische Grundstoffe, die, wie man glaubte, schon ganz gebildet vorhanden wären, nicht zuvor existirten, so hätte ich weniger als jeder Andere über dieses merkwürdige Resultat erstaunt sein müssen. Ich muss jedoch bekennen, dass ich, um ihm Glauben beizumessen, es für nöthig fand,

*) Bereits kurz erwähnt Bd. X. 283.

diese neue Umwandlung selbst zu sehen, und mich so wirklich davon zu überzeugen, sie werde nur unter der Bedingung einer Absorption von Sauerstoff und einer Erzeugung von Kohlensäure bewirkt. Diese Schwierigkeit, mich von der alten Ansicht loszureissen, beruhte nicht allein auf der Erfahrung, dass gewisse vegetabilische Substanzen, die sehr wenig Gerbstoff enthielten, doch viel Gallussäure gaben, wie z. B. die Mangokörner, welche nach Avequin (Ann. de Chim. et de Phys. t. XLVII.) deren 2 Unzen 2 Quentchen auf das Pfund bei einer bloßen Einweichung in Wasser und unmittelbarem Abdampfen gaben; sondern diese Schwierigkeit entsprang auch daraus, dass bei mir einige praktische Bedenken entstanden, die sich mit der gegebenen Erklärung durchaus nicht vertrugen. So hatte ich seit mehreren Jahren die Gallussäure nicht mehr mittelst der Fäulniss bereitet, und statt die eingeweichten Galläpfel dem Zutritte der Luft auszusetzen, verschloss ich sie sorgfältig in wohlverstopfte Gefässe, weil ich die Bemerkung gemacht hatte, dass die so erzeugte Säure nicht gefärbt oder zum wenigsten leichter zu bleichen war, und doch habe ich nicht wahrgenommen, dass diese Entziehung der Luft eine grosse Verminderung in dem Producte dieser Operation herbeigeführt habe. Da ich jedoch fürchtete, nicht genug Vorkehrungen getroffen zu haben, um jeden Zutritt der Luft zu verhindern, so wiederholte ich diesen Versuch mehrere Male, wobei ich alle mögliche Sorgfalt anwendete, um mit Bestimmtheit zu wissen, woran ich mich hinsichtlich dieses Punctes zu halten habe.

Aus den angestellten Versuchen geht hervor, dass die Gallussäure, sei es nun, dass sie in den Galläpfeln zuvor vorhanden sei oder nicht, sich in sehr grosser Menge daraus absondere, und zwar unabhängig von jeder Berührung mit der Luft oder dem Sauerstoffe, und ohne dass die Reaction, wenn wirklich eine Statt finden sollte, Gase erzeuge. Dieses angenommen, kann nun daraus geschlossen werden, dass nicht der Gerbstoff die Gallussäure erzeuge? Gewiss nicht; denn Pelouze hat bereits hinreichend dargethan, dass dieser Körper im Zustande der Reinheit unter gewissen Bedingungen mit dem Sauerstoffe in Berührung gebracht, sich ganz oder zum Theil in Gallussäure verwandle. Ich füge blos hinzu, dass diese Reaction nicht so plötzlich ist, als man glauben könnte. Wirklich

zeigte das Resultat der zur Aufklärung dieses Punctes angestellten Versuche, dass in Zeit von acht Monaten und bei einem Zusammentreffen günstiger Umstände sich bloß die Hälfte des Gerbstoffes in Gallussäure verwandelt hatte, während selbst bei ganzen Galläpfeln ein Monat in der schönen Jahreszeit zu einer vollständigen Reaction hinreichend war, wobei noch das merkwürdig ist, dass die Menge der erhaltenen Gallussäure ungefähr das halbe Gewicht des dazu verwendeten Gerbstoffes betrug. Gewiss müsste die Menge grösser sein, würde der ganze Gerbstoff in Gallussäure bloß mit dem Verluste von 2 Atomen Kohlenstoff verwandelt. (Das Gewicht des Atomes Gerbstoff beträgt 2665,690, das des Kohlenstoffes 76,436.)

Daraus geht hervor, dass, wenn sich der ganze Gerbstoff in Gallussäure verwandelte, der Verlust nicht 10 Procent übersteigen dürfte.

Allerdings kann man dagegen einwenden, dass die Gallussäure zum Theil sich zersetze; ich erwiedere aber darauf, dass diese Zersetzung bei weitem nicht so rasch erfolgt, als man fürchten könnte, vornehmlich bei Anwesenheit des Gerbstoffes. Ein ganzes Jahr lang überliess ich 1 Kilogr. Galläpfel der Fäulniss, wobei ich von Zeit zu Zeit ein wenig Wasser hinzusetzte, und die nach so langer Einwirkung daraus erhaltene Säure war hinsichtlich der Menge nicht sehr von derjenigen verschieden, die ich in weit kürzerer Zeit erhalten habe. Ich stellte einen noch bestimmtern Versuch an. Eine aus 0,91 Gallussäure und 100 Gram. Wasser zusammengesetzte Auflösung wurde in einer nicht ganz damit angefüllten Flasche unter eine Glocke mit zwei Tubulaturen gebracht. Nach fünfzehn Monaten wurde diese Auflösung, welche einige Flocken Schimmel enthielt und die sich ein wenig braun gefärbt hatte, einer mässigen und gehörig geleiteten Abdampfung bis zur Trockne unterworfen. Ich erhielt davon 0,72 braune Gallussäure, die aber gut in Nadeln krystallisirte und alle ihre charakteristischen Eigenschaften behalten hatte. Ich bemerke überdies, dass sich nur in der Auflösung des Gerbstoffes während des ersten Monates Schimmel zeige, und dass diese Auflösung, welche zu diesem Zeitpuncte filtrirt worden war, die ganze übrige Zeit hindurch ganz hell blieb. Der Schimmel ist also keine Folge von der Zersetzung der Gallussäure, weil nur zu

einer Zeit, wo sich kein Schimmel mehr bildet, Gallussäure erzeugt wird. Ein anderer zu derselben Zeit angestellter, aber länger fortgesetzter Versuch bestätigt dieses Resultat. Ich brachte gleichfalls eine Auflösung von 25 Gram. reinen Gerbstoff in 600 Gr. Wasser unter den nämlichen Umständen, und setzte 25 Gram. Alkohol hinzu, um das Schimmeln zu verhindern, wovon sich blos Spuren, und zwar erst nach einer sehr langen Zeit zeigten. Nur erst nach acht bis zehn Monaten fing sich ein Absatz zu bilden an, und erst nach Verlauf von achtzehn Monaten und bei einer Temperatur unter dem Gefrierpunkte nahm ich das Filtriren damit vor. Die Flüssigkeit hatte eine strohgelbe Farbe und einen etwas säuerlichen, durchaus nicht zusammenziehenden Geschmack. Jedoch fällte sich die Gallertaufösung noch ein wenig. Es erhellt also, dass fast der ganze Gerbstoff zerstört war, und dass nur eine sehr geringe Menge Gallussäure in der Flüssigkeit zurückblieb, weil die Temperatur unter dem Gefrierpunkte war. Dessenungeachtet wurde sie der Abdampfung unterworfen, sie gab aber nur 2,4 Gr. Andererseits wog der Absatz nach gehörigem Trocknen 12 Gram. Wir sehen also, dass hier, wie in dem ersten Falle, die Menge der Gallussäure nicht leicht die Hälfte des zum Versuch angewendeten Gerbstoffes übersteigt. Diese Uebereinstimmung in den Resultaten macht die Zerstörung eines beträchtlichen Theiles der Gallussäure, die sich unter zwei sehr verschiedenen Umständen erzeugte, wenig wahrscheinlich. Der Gerbstoff in dem einen Falle, der Alkohol in dem andern mussten als Präservativ der gebildeten Gallussäure dienen.

Diese zwei Versuche scheinen überzeugend genug zu sein. Würden jedoch noch andre Beweise gefordert, so will ich nur erwähnen, dass Braconnot die Menge der Gallussäure, welche aus 100 Theilen der Fäulniss unterworfenen Galläpfel gewonnen wurde, höchstens zu 20, Pelouze aber den in den Galläpfeln enthaltenen reinen Gerbstoff zu 40 p. C. angab. Es ist also dadurch genugsam bewiesen, dass bei der Umwandlung des Gerbstoffes in Gallussäure ein Verlust von 50 p. C. Statt finde, während er nach der jetzigen Theorie nicht 10 p. C. übersteigen dürfte.

Eins der schlagendsten Resultate dieser Versuche ist das grosse Missverhältniss, welches zwischen der zur Umwandlung

des reinen Gerbstoffes in Gallussäure nöthigen Zeit, und der, welche selbst ganze Galläpfel erfordern, besteht; denn in dem letztern Falle ist ein Monat in der schönen Jahreszeit zu einer vollständigen Reaction hinreichend. Es müssen also in den Galläpfeln noch andre Principien vorhanden sein, welche diese Reaction erleichtern und, so zu sagen, als Ferment dienen. Ich glaube wohl, dass die Art Gummi oder vielmehr Schleim, die vermittelst Wassers aus dem Rückstande der durch Aether ausgezogenen Galläpfel erhalten wird, diese Stelle vertritt. Aus Pelouze's Versuchen hat sich wirklich ergeben, dass dieser Rückstand, welcher vermittelst der Fäulniss durchaus keine Gallussäure giebt, beim Befeuchten mit einer gehörigen Menge Wasser und beim Zutritt der Luft mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit schimmelt.

Es liesse sich vielleicht annehmen, dass, wenn bei der Verwandlung des reinen Gerbstoffes in Gallussäure so viel Schwierigkeiten Statt finden, dies von einigen Modificationen abhängt, welche er durch Behandlung mit Aether erlitten hat, Modificationen, die z. B. von der Art sind, dass wenn er einmal vom Aether abgesondert wurde, er sich nicht mehr darin auflösen kann, oder nur in sehr geringer Menge; aber der Beweis, dass dem nicht also ist, liegt darin, dass ich, von Pelouze's Annahme, der Gerbstoff sei von allen in Galläpfeln enthaltenen Körpern am meisten im Wasser auflöslich, abgehend, gepulverte Galläpfel mit sehr kleinen Mengen kalten Wassers behandelte und durch sehr starkes Ausdrücken eine sehr klebrige und äusserst zusammenziehende Auflösung erhielt. Ich musste sie daher als eine fast reine Gerbstoffauflösung betrachten, und doch erhält sich diese Auflösung, selbst bei gehöriger Verdünnung, fast unbestimmte Zeit lang. Dies erinnerte mich an einen zu einem ganz verschiedenen Zwecke angestellten Versuch, welcher etwas ziemlich Merkwürdiges darbietet. Ich behandelte die nämliche Menge gepulverter Galläpfel nach einander mit gleichen Theilen kalten Wassers und verschloss jede der vier eingeweichten Portionen abgesondert in gänzlich damit angefüllte Flaschen. Diese setzte ich darauf eine sehr lange Zeit hindurch einer freiwilligen Reaction aus und machte dabei folgende Beobachtungen. Die erste, das heisst die, welche den meisten Gerbstoff enthielt, hatte, dem An-

scheine nach, keine Veränderung erlitten; in der zweiten hatte sich nach einigen Monaten ein geringer Absatz gebildet, die dritte enthielt einen starken Haufen wohl krystallisirter Gallussäure und die vierte endlich einen kaum merklichen Absatz pulveriger Säure.

Ich will zuerst bemerken, dass sich daraus der anscheinende Widerspruch vollkommen erklärt, der zwischen einem der Hauptresultate dieser Abhandlung und dem schon vor langer Zeit von Chevreul erhaltenen besteht, dass nämlich der in hermetisch verstopften Flaschen eingeschlossene Galläpfelaufguss sich unbestimmte Zeit erhalte, während ich im Gegentheil bewiesen habe, dass sich Gallussäure in sehr beträchtlicher Menge darin absetze. Dieser Unterschied hängt augenscheinlich von der von beiden Theilen angewendeten Menge Wasser, und vielleicht auch von der Temperatur ab; denn, wenn man kalt und mit einer kleinen Menge Wasser arbeitet, so wird man kaum den Gerbstoff auflösen, der allemal, wenn die Auflösung ein wenig concentrirt und vor dem freien Zutritt der Luft geschützt ist, sich unbestimmte Zeit erhält; ist aber die Menge Wasser beträchtlich genug, um nicht allein die andern auflöslichen Principien der Galläpfel aufzunehmen, sondern auch den Gerbstoff noch mehr zu vertheilen, so erzeugt sich alsdann Gallussäure.

Eine andre Bemerkung über den zuletzt angeführten Versuch ist die, dass man daraus vermuthen könne, die sich in den wässerigen Einweichungen absondernde Gallussäure sei darin zum voraus vorhanden; sie muss aber auch, nach den weiter oben angeführten Versuchen, in grosser Menge präexistiren. Dies stimmt jedoch, wie ich nicht umhin kann zu gestehen, mit den eben so bestimmten Versuchen Pelouze's nicht überein, dass nämlich bei der Behandlung von Galläpfeln mit wasserfreiem Aether sich nur sehr wenig Gallussäure vorfindet. Wirklich erhält man, wird mit der Behandlung mit wasserfreiem Aether begonnen, als Rückstand der Abdampfung nur ein wenig Chlorophyll, eine ausserordentlich kleine Menge Gerbstoff und einige geringe Verzweigungen von Gallussäure. Lässt man auf wasserfreien Aether wasserhaltigen folgen, so bilden sich, nach Pelouze's Beschreibung, im Falle die Temperatur günstig ist, zwei Schichten, die eine dichter und weniger ge-

Arzt, die in einer Mischung von Wasser und Aether Gerbstoff aufgelöst enthält, die andere reichlicher und leichter, welche nur eine kleine Menge Gerbstoff, sehr wenig Gallussäure und noch eine gewisse Menge Chlorophyll enthält; und doch giebt, wenn man annimmt, dass die Galläpfel völlig vom Aether ausgezogen waren, der Rückstand, weder vermittelt der Fäulniss noch auf irgend eine andere Weise Gallussäure, sondern blos eine Art von Gummi oder Schleim, der mit grosser Geschwindigkeit schimmelt und sich vermittelt der Salpetersäure in Oxalsäure umwandelt. Pelouze bewies, indem er sich auf diese sehr bestimmten Resultate stützte, dass, wenn Gallussäure in den Galläpfeln zum voraus vorhanden sei, dies nur in sehr geringer Menge sein könne. Ich weiss, dass die Galläpfel, wie viele andre organische Producte, ihre Zusammensetzung verändern und unter gewissen Einflüssen Umwandlungen erleiden können; dies kann aber nur innerhalb sehr beschränkter Gränzen wahr sein. Denn ich behandelte sehr häufig Galläpfel, um Gerbstoff daraus zu ziehen, und ich arbeite fast jedesmal mit verschiedenen Proben: dessen ungeachtet erhielt ich fast immer die nämlichen Resultate, sowohl bei Ausziehung des Gerbstoffes durch Aether, als auch bei der Behandlung mit Wasser, um Gallussäure zu erhalten. Folglich in einem Falle gänzliche Abwesenheit von Gallussäure, in dem andern Absonderung einer grossen Menge dieser Säure, unabhängig von dem freien Zutritte der Luft.

Aus einem der weiter oben angeführten Versuche ergab sich, dass in verschlossenen Gefässen die ersten Waschungen der Galläpfel, selbst nach einer sehr langen Zeit, nur wenig oder keine Gallussäure gaben. Ich wünschte zu wissen, bis zu welchem Puncte die Entziehung dieser ersten Waschungen auf das Gesamtproduct der bei der Fäulniss erhaltenen Gallussäure Einfluss haben würde. Ich machte daher drei ähnliche Mischungen, von denen eine jede aus einem Kilogramme grübelich gestossener Galläpfel, und zwei Litren reinen Wassers bestand. Nach vier und zwanzigstündiger Einweichung wurden zwei dieser Mischungen auf Leinwand gebracht und einer starken Pressung unterworfen. Beide Rückstände wurden von Neuem in zwei Litren Wasser eingerührt, und den folgenden Tag wurde die nämliche Operation blos mit einem der zwei letzten wiederholt, so dass von diesen drei Kilogrammen Gall-

Äpfeln das eine unberührt in seiner ersten Einweichung geblieben war, das zweite eine erste Waschung und das dritte zwei Waschungen erlitten hatte. Jede dieser Mischungen wurde nachher der Fäulniss ausgesetzt, und nach einer hinlanglichen Zeit, das heisst, so lange bis der Brei fast seine ganze zusammenziehende Kraft verloren hatte, und nur noch einen geringen zusammenziehenden Geschmack nebst einem zuckerigen Nachgeschmacke besass. Alsdann wurden die drei Mischungen auf gleiche Weise ausgelaugt, und der Ertrag an Gallussäure war um so reichlicher, als die Galläpfel weniger Waschungen unterworfen worden waren, was der Vorstellung ganz angemessen ist, dass der Gerbstoff zur Bildung der Gallussäure unerlässlich sei; es bleibt aber eben sowohl erwiesen, dass diese Bildung oder Entfernung, wenn man will, unabhängig von dem Zusammentreffen mit dem äussern Sauerstoff vor sich gehen kann; und vielleicht ist es nach dem Vorhergehenden gestattet, einige Zweifel über das Dasein des Gerbstoffes als einfachen Körpers zu hegen. Mir scheint zum wenigsten, dass man Grund haben könne es anzunehmen, 1) wegen der wenigen Gallussäure, die man unter dem Einflusse des Sauerstoffes und des Wassers erhält; 2) weil man bei der trocknen Destillation des Gerbstoffes Brenzgallussäure erhält, und auch weil er nicht Crystallisirbar ist. Denn es giebt nur wenig wirklich reine Producte, deren Molecüle sich nicht symmetrisch gruppiren.

Indem ich von der ehemals von Chevreul aufgestellten Ansicht ausging, dass der Gerbstoff ein zusammengesetzter Körper sein könnte, wovon die Gallussäure eins der Elemente wäre, suchte ich mich theoretisch zu überzeugen, ob diese Hypothese einige Wahrscheinlichkeit erhalten könnte, und ich bin so auf Folgendes geleitet worden. Pelouze hatte aus seiner Analyse des Gerbstoffes die Formel $C_{18} H_{18} O_{12}$ abgeleitet. Später zog Liebig, als er bemerkte, dass diese Analyse sich besser mit $C_{19} H_{16} O_{12}$ vertrag, letztere Formel vor, da sie leichter zu der Umwandlung des Gerbstoffes in Gallussäure passe. Dessen ungeachtet behielt Pelouze die erstere Formel bei, und ich habe mich ihrer auch bedient, da sie besser zu der neuen Ansicht, von der ich ausging, passte. Nun passt aber diese Formel $C_{18} H_{18} O_{12} = 2 (C_7 H_6 O_5 + H_2 O) + 11_2 C_4$, das heisst zu 2 Atomen krystallisirter Gallussäure und 1 Atom

Kohlenwasserstoff von der nämlichen Zusammensetzung wie das Benzin.

Die von Liebig angenommene Formel würde gleichfalls zu andern Umwandlungen passen. So findet man, dass drei Atome Gerbstoff $3 (C_{18} H_{16} O_{12}) = C_{54} H_{48} O_{36} = 6 (C_7 H_8 O_5) + 2 (C_6 H_6 O_3)$, das heisst 6 Atomen Gallussäure und 2 Atomen trockner Brenzgallussäure äquivalent sind; oder noch besser, wenn man annimmt, dass der Gerbstoff 1 Atom Wasser absorbiren könne, so würde daraus Gallussäure und Essigsäure hervorgehen. Wirklich kann $C_{18} H_{16} O_{12} + O H_2 = 2 (C_7 H_8 O_5) + C_4 H_6 O_3$, das heisst 1 Atom Gerbstoff und 1 Atom Wasser durch 2 Atome Gallussäure und 1 Atom Essigsäure dargestellt werden.

Ich weiss wohl, bis zu welchem Punkte diese verschiedenen Hypothesen sich durch die Erfahrung bestätigen können; diese neuen Ansichten werden mir aber als Ausgangspunkt dienen, um einige andere Versuche zu machen, die vielleicht auf merkwürdige Resultate leiten.

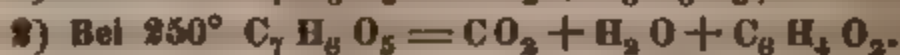
Ueber die Wirkung der Wärme auf die Gallussäure, und Betrachtungen über die Brenzsäuren.

Braconnot entdeckte zuerst, dass die Gallussäure vermittlest der Wärme eine solche Veränderung erleide, dass die sublimirte Säure als ein von der gewöhnlichen Säure ganz verschiedenes Product betrachtet werden müsse, und er bezeichnete sie mit dem Namen Brenzgallussäure. Pelouze untersuchte überdies diese Reaction genauer, und er gab eine sehr bestimmte Erklärung davon, die er in folgende Worte zusammenfasste:

Wird Gallussäure, sagt Pelouze *), bis zu 215° erhitzt, so verwandelt sie sich ganz in reine Kohlensäure und reine Brenzgallussäure, und wird sie einer Temperatur von 250° unterworfen, so bildet sie noch reine Kohlensäure; aber statt der sublimirten Säure, *worin nicht die geringste Menge erzeugt wird*, zeigt sich Wasser, das an den Wänden der Retorte herabrinnt, und es bleibt Metagallussäure auf dem Boden des Gefässes zurück.

*) Siehe Journal für prakt. Chemie. Bd. I. S. 27.

Diese Verwandlungen, setzt Pelouze hinzu, sind so deutlich, wie die sie darstellenden Gleichungen



Diese Phänomene, sagt Pelouze weiter, welche die Gallussäure darbietet, sind also genau von der nämlichen Art, wie die, welche die Meconsäure darbietet, wenn sie, wie die erstere, dem Einflusse einer mässigen Temperatur unterworfen wird.

Es giebt nichts Verführerischeres als eine so vollkommene Uebereinstimmung von Thatsachen mit der Theorie, vornehmlich wenn die Rede ist von einem Agens, das so schwer, wie der Wärmestoff, zu leiten ist. So viel Ursachen stehen in der That seiner gleichförmigen Vertheilung entgegen, dass die von dem Verfasser angekündigte Regelmässigkeit sehr selten zu erhalten ist. Auch habe ich die grösste Mühe auf Wiederholung dieses Versuches gewendet; ich muss aber bekennen, dass ich nicht so glücklich gewesen bin, den nämlichen Erfolg zu erhalten, ob ich gleich mir alle Mühe gegeben habe, die Umstände bis ins Unendliche zu verändern. So wendete ich nicht nur eine langsame, sondern auch eine lebhaftre Hitze an, bald tauchte ich die Betorte ganz in das Oelbad, bald blos einen Theil derselben. Zuweilen unterhielt ich nach und nach mehrere Secunden lang eine feststehende Temperatur zu 200° , nachher zu 210° , zu 220° , zu 230° u. s. w.; welchen Weg ich aber auch dabei einschlug, so konnte ich doch die Wirkung der Wärme in zwei verschiedene Zeitpunkte nicht so trennen, wie Pelouze es sagt, und so wie dies so deutlich bei den Meconsäuren geschieht.

Man kann sich leicht denken, dass ich als Fabrikant besonders betheiligt war, die grösste Menge Brenzgallussäure auf eine gegebene Menge Gallussäure zu erzeugen. Auch wendete ich alle mir zu Gebote stehenden Mittel an, den möglichst geringsten Rückstand zu erhalten; aber, trotz aller meiner Bemühungen konnte ich nicht über 20 p. C. erlangen, und eben so wenig war es mir jemals möglich, über 50 p. C. Brenzgallussäure zu sublimiren, und, was vielleicht nach dem, was ich gesagt habe, in Erstaunen setzen wird, ich gelangte nicht durch eine gehörig geleitete Anwendung des Feuers zu die-

Maximum, sondern im Gegentheil, wenn ich die Destillation schnell vor sich gehen liess, das heisst, wenn ich die Erhöhung der Temperatur beschleunigte und die Retorte unmittelbar, aber in einer gewissen Entfernung, mit glühenden Kohlen umgab. Zwar wird alsdann die Brenzgallussäure nicht in der Wölbung oder in dem Halse der Retorte in schönen weissen Schuppen sublimirt; sondern sie fliesst in flüssigem Zustande über, und erstarrt in dem Recipienten. In diesem Falle ist sie blos von einem rothen Farbestoffe begleitet, dessen Name bereits anderswo erwähnt habe, und der wegen seiner Unlöslichkeit im Wasser leicht entfernt werden kann. Es ist ebenfalls leicht, die Reinigung derselben mittelst einer zweifachen schnellen Sublimation zu erlangen.

So glaube ich behaupten zu können, dass die Wirkung der Wärme auf die Mecon- und Gallussäure nur darin wirken verglichen werden könne, dass beide als Producte Kohlensäure und eine Brenzsäure geben; übrigens aber ist der Gang beider gemässigten Destillationen wesentlich verschieden, und es in dem einen Falle zwei sehr verschiedene Zeitpunkte, während in dem andern die Reaction fortdauernd ist.

Die Natur des Rückstandes von der Destillation der Gallussäure ist weit verschiedener, als man denken sollte, je nach Intensität und Dauer der angewendeten Wärme. Ich will gleich in einige Details eingehen.

Wird die Temperatur nicht über 210° gesteigert, so entwickelt sich sehr wenig Kohlensäure und man sammelt kaum einige Flitter Brenzgallussäure. Hat man die Temperatur mehrere Stunden auf diesem Grade erhalten, und lässt dann Erkalten eintreten, so findet man die Gallussäure in eine einzige kugelige, klingende und ziemlich poröse Masse vereinigt. Diese Masse zerfällt leicht im Wasser, bald aber absorbirt sie einen Theil davon und wird mit ihm fest. Ist das Wasser im Ueberschusse vorhanden, so löst sich ein beträchtlicher Theil dieses Productes sogar in der Kälte auf, und diese Auflösung ist etwas zusammenziehend. Das Ganze löst sich im siedenden Wasser auf, und man erhält mittelst der Erkaltung eine weisse, aber etwas röthliche, krySTALLisirte Gallussäure.

Wird die Temperatur von 225 bis 230° gesteigert, so kommt die Säure in Fluss, man sieht sie in der Retorte kochen,

und hat man sie zwei oder drei Stunden auf diesem Grade erhalten und man hat dann mit der Operation an, so findet sich als Rückstand eine schwärzliche glänzende Masse, die in einer kleinen Menge kalten Wassers fast ganz auflöslich ist. Diese Auflösung ist nach dem Filtriren von einem röthlichen Braun, hat einen dem Catéchu ähnlichen Geschmack, und, was das Merkwürdigste ist, sie schlägt die aufgelöste Gallerte reichlich nieder. Ich wurde bewogen diese Destillation zu fractionniren, um eine Hypothese Liebig's zu bestätigen, welcher sich so äußert: „Dass man sich die Gallussäure als aus vier Atomen Kohlensäure und vier Atomen Brenzgallussäure gebildet denken könne, dergestalt, dass, wenn man der Gallussäure den vierten Theil ihrer Kohlensäure entziehen könnte, man auf den Gerbstoff zurückkommen müsste.“ Obgleich ich diese Behauptung nur für scheinbar hielt, so wünschte ich doch zu sehen, was aus dieser Entziehung eines Theiles der Kohlensäure hervorgehen würde, und ich war nicht wenig erstaunt, eine gerbstoffartige Substanz dabei wieder zu finden. Ich sage eine gerbstoffartige Substanz, denn sie hat mit dem Gerbstoffe nur den zusammenziehenden Geschmack und die Eigenschaft die fälerische Gallerte niederzuschlagen, gemein, sie bildet keine unlöslichen Verbindungen mit den organischen Basen u. s. w. Schon Berzelius hatte dieses Resultat angedeutet, ich wusste es aber nicht, als ich meinen Versuch anstellte; er führte es aber nur als einen Beweis auf, dass die am besten gereinigte Gallussäure noch Gerbstoff enthalte, und dass nichts weniger als die Destillation nöthig sei, um sie völlig davon zu befreien, während es sehr einleuchtend ist, dass diese gerbstoffartige Substanz durch die Reaction der Wärme selbst erzeugt werde.

Bei einer noch etwas höhern Temperatur bleibt ein beträchtlicher Theil des Rückstandes im Wasser unauflöslich, löst sich aber sehr gut in den Alkalien auf. Dies ist Pelouze's Metagallussäure.

Endlich ist der durch eine schnelle und bei freiem Feuer angestellte Destillation erhaltene Rückstand zur Kohle, wie es leicht vor auszusehen war.

Ich werde jetzt, weil sich die Gelegenheit dazu darbietet, bei den Brenzsäuren verweilen und einige Ansichten aufstel-

an, die sich mir, während ich mich dieser Art von Untersuchungen widmete, darboten.

Ich weiss, dass man sich von den zahlreichen Veränderungen Rechenschaft giebt, indem man sagt, dass, wenn die Operation nicht immer die Regelmässigkeit und Einfachheit der durch die Formeln angekündigten Producte darbietet, dies von der ungleichen Vertheilung der Wärme abhänge, die, indem sie sich in gewissen Puncten mehr als in andern anhäuft, eine weiter vorgerückte Zersetzung bestimmt und folglich neue Producte erzeugt. Ich weiss aber auch, dass Behauptungen, wie diese, nicht immer wahr sind, und ich fürchte sehr, dass man sich vielmehr durch die verführerische Einfachheit der Formeln hinreissen, als durch wirkliche Thatsache leiten lasse. Hier z. B., obgleich durch die Analyse bewiesen wird, dass sich die Brenzgallussäure von der Gallussäure nur durch 1 Atom Kohlensäure unterscheide, ist es doch nicht weniger gewiss, dass dies nicht die einzigen durch die trockne Destillation der Gallussäure dargebotenen Producte sind, wie gemässigt auch immer, und wie regelmässig dieselbe sei. Zum wenigsten habe ich mich der Einfachheit dieser Resultate niemals nähern können. Immer bemerkte ich, dass sich zu allen Zeitpuncten der Destillation Wasser entwickele: eine so geringe Menge es auch war, immer sah ich auch, dass die gerbstoffartige Substanz, die ich erwähnt habe, und die, wie ich glaube, selbst ein zusammengesetztes Product ist, sich zusammen mit der Brenzgallussäure bilde, und dies ist nicht, wie man glauben könnte, das Resultat einer theilweisen und weiter vorgerückten Reaction der Wärme, sondern im Gegentheil eine mit ihr zusammenfallende oder ihr sogar vorausgehende. Davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man im rechten Zeitpuncte mit der Operation aufhört, das heisst dann, wenn nur noch eine sehr geringe Menge Brenzgallussäure als Product vorhanden ist; denn von diesem Zeitpuncte an findet man, dass die Gallussäure schon völlig ihre Natur geändert hat, weil sich der Rückstand in einer kleinen Menge kalten Wassers gänzlich auflöst, dass er rothbraun gefärbt ist, dass er nur noch in kleinen Kornern ohne regelmässige Formen krystallisirt, und dass die Auflösung die Eigenschaft hat, die Gallerte niederzuschlagen, während dass, wenn die Destillation fortgesetzt worden

wäre, eine beträchtlichere Menge Brenzgallussäure, Wasser und Kohlensäure, nachher ein im Wasser unlöslicher, in den Alkalien aber löslicher Rückstand erhalten worden wäre, und dies Alles, ohne die Temperatur von 250° zu überschreiten.

Ich glaube daher nicht, dass man annehmen könne, die Zersetzung sei so einfach, so deutlich, wie man behauptet; und, meiner Meinung nach bilden sich andre Producte, nicht zufällig, sondern nothwendig, als die durch die Formeln angegebenen. Daraus, dass ein Atom Gallussäure genau durch ein Atom Kohlensäure und ein Atom Brenzgallussäure dargestellt wird, ist man, meiner Meinung nach, eben so wenig berechtigt daraus zu schliessen, dass diese beiden Producte die einzigen sein würden, welche sich bilden, wenn die Operation gehörig geleitet würde, als man bei der nämlichen Voraussetzung zu der Annahme berechtigt wäre, dass die trockne Destillation des oxalsauren Ammoniaks nur Wasser und Oxamid darbieten müsse, weil diese beiden Körper vereinigt das ursprünglich oxalsäure Ammoniak darstellen, weil es allgemein bekannt ist, dass bei dieser Destillation die Erzeugung des kohlensauren Ammoniaks sich nicht vermeiden lässt.

Zu allen Zeiten haben sich die Chemiker viel mit der Wirkung der Wärme auf die organischen Producte beschäftigt; aber nur erst seit einigen Jahren hat man die Wirkungen derselben besser zu würdigen gesucht. Ich glaube einer der ersten gewesen zu sein, die auf die Nothwendigkeit, dies zu thun, hingewiesen haben. Zum wenigsten äusserte ich mich im Jahre 1822 in dem Dictionnaire de Technologie unter dem Artikel Bain-Marie folgendermaassen darüber: „Bis jetzt ist nicht genug Aufmerksamkeit der Nothwendigkeit gewidmet worden, die Temperatur der Körper gehörig constant zu machen, deren Verhalten in der Wärme man untersuchen will. Grosses Erstaunen würde der grosse Unterschied erregen, welchen diese Regelmässigkeit in den Resultaten herbeiführen würde,“ worauf ich ein Beispiel anführte.

Später zeigte ich bei Untersuchung der Meconsäure, dass eine bloße Auflösung dieser merkwürdigen Säure in Wasser, selbst unter dem Siedepuncte, eine solche Reaction erlitt, dass zwei verschiedene Zusammensetzungen erzeugt würden, nämlich Kohlensäure eines Theils, und andern Theils eine neue

Säure, die den Namen Metameconsäure erhielt, welche sich wesentlich von der ersten unterscheidet. Ich bewies auch, dass die nämliche Umwandlung ohne das Zusammentreffen mit Wasser bewirkt werden könne, aber bei einer viel höhern Temperatur und niemals unter 220° . Ich bemerkte noch, dass, wenn diese Temperatur constant erhalten würde, die Reaction nach Verlauf einer gewissen Zeit ganz aufhören würde, und dass eine Unterbrechung Statt fände, während welcher die Elemente des neuen Productes der trennenden Wirkung des Wärmestoffes vollkommen widerständen; dass aber dieser Widerstand seine Gränze hätte, die nicht über 30° hinausgehe, und dass, würde die Temperatur des Marienbades fortgehend bis ungefähr 250° erhöht, eine neue Reaction sich zeigte vermittelt einer beträchtlichen Entwicklung von Kohlensäure, und der Verflüchtigung eines neuen zusammengesetzten Körpers, der fast neutral sei und eine bedeutende Auflöslichkeit besitze, das heisst Charaktere besitze, ganz verschieden von der in der ersten Periode erzeugten Säure. Ich betrachtete diese Thatsache als die erste dieser Art, die deutlich ausgesprochen worden wäre, und ich hielt sie für wichtig genug, um die Aufmerksamkeit zu erregen. Indessen sie blieb ganz unbeachtet. Ohne Zweifel lag die Schuld an mir, wahrscheinlich hatte ich sie nicht gut dargestellt. Wie dem auch sei, einer unserer jüngsten und geschicktesten Chemiker hatte etwas später bei Untersuchung der Gallussäure Gelegenheit, ähnliche Beobachtungen zu machen, und da neue Beispiele zu den vorhergehenden hinzugekommen waren, glaubte er daraus folgendes allgemeines Gesetz ableiten zu können:

Dass jede Brenzsäure plus einer gewissen Menge Wasser und Kohlensäure, oder blos einer von diesen beiden binären Zusammensetzungen, immer die Zusammensetzung der Säure, welche dieselbe erzeugt hat, repräsentire.

Ich weiss nicht, bis zu welchem Puncte dieses Gesetz, das, wie mir scheint, sich nicht blos auf die Säuren beziehen sollte, in seiner ganzen Allgemeinheit durch die Erfahrung Bestätigung erhalten wird; ich glaube aber von jetzt an behaupten zu können, dass die Producte, welche Brenzsäuren genannt werden, nicht alle in die nämliche Reihe der Zusammensetzungen gestellt werden können; denn es giebt deren mehrere, die, wie mir scheint,

unter die sogenannten indifferenten Körper gereiht werden müssen, und die, von dem neuen Gesichtspuncte aus untersucht, wahrscheinlich eine Veränderung in unseren Vorstellungen in dieser Hinsicht veranlassen würden.

Dumas hat hierüber eine Meinung aufgestellt, die er nur bekannt macht, um sie zu bekämpfen, die mir jedoch Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. „Wenn man,“ sagt Dumas (*Traité de Chimie*, t. V, p. 111.), „Wasser oder Kohlensäure mit so grosser Leichtigkeit aus einer organischen Substanz sich entwickeln sieht, die sich in eine andere vollkommen reine verwandelt, so ist man geneigt zu glauben, dass dieses Wasser oder diese Säure zum voraus vorhanden wären und sie durch die Wärme abgesondert würden. Ich glaube nicht,“ setzt Dumas hinzu, „dass dies richtig sei, sondern im Gegentheil, dass diese Körper aus der gegenseitigen Wirkung der beiden in der Substanz zum voraus vorhandenen Zusammensetzungen entstehen, welche auf einander gewirkt haben, ebenso wie die Oxalsäure und das Ammoniak bei der Erzeugung des Oxamides.“

„Wenn es z. B.“ fährt Dumas weiter fort, „zu Gunsten der Präexistenz der Kohlensäure sich sagen lässt, dass die Meconsäure beim Verluste eines Atomes Kohlensäure genau die Hälfte ihrer Sättigungscapacität verliert, so findet man in der nämlichen Reihe einen Beweis für die Nichtigkeit dieses Grundes. Beim Verluste zweier Atome Kohlensäure müsste die Meconsäure einen neutralen oder weniger sauren Körper, als der vorhergehende ist, liefern; dagegen giebt sie eine zweimal stärkere Säure.“

Obne Zweifel hatte Dumas seine guten Gründe, warum er sich so äusserte; ich muss aber bekennen, dass ich bei dem Studium dieser Säure eine ganz verschiedene Vorstellung davon gefasst habe. Man wird darüber nach folgender Stelle einer Abhandlung urtheilen, worin ich meine Beobachtungen niedergelegt habe (*Ann. de Chim. et de Phys.* t. LI, p. 256.).

„Die Sättigungscapacität dieser Säure (der Brenzmeconsäure), die aus ihrer Analyse und aus der Zusammensetzung des brenzmeconsauren Bleies abgeleitet wurde, ist ziemlich bedeutend befunden worden, obwohl sie geringer ist, als die der beiden anderen. Wenn man jedoch gleiche Gewichte dieser drei Säuren mit einer und derselben alkalischen Auflösung sätt-

igt, so ergibt sich zwischen den Mengen des absorbirten Alkali ein ungeheurer Unterschied. Die Brenzsäure erfordert nur den fünften Theil der beiden anderen um eine alkalische Reaction zu zeigen, und, was besonders in Verwunderung setzt, die sich in dieser alkalischen Flüssigkeit bildenden Krystalle sind fast reine Säure. Es könnte scheinen, dass diese beiden Körper sich wohl vermittelt ihrer Berührung verbinden können, wenigstens bei der gewöhnlichen Temperatur.“

Weiter unten sagte ich noch: „Wenn man so eine Reihe von Körpern sieht, die aneinander zu entstehen scheinen, so ist der erste Gedanke, welcher sich darbietet, dass diese Körper einen gemeinschaftlichen Typus haben, der mehr oder weniger durch die fremden Substanzen modificirt wird; wenn diess aber für den gegenwärtigen Fall gälte, so würde die Sättigungseapacität immer zunehmen, je nachdem man sich der Reinheit mehr näherte; und dann müsste unsere Brenzsäure die beiden anderen übertreffen; und gerade das Gegentheil geschieht. Wenn wir jedoch bemerken, dass die drei Meconsäuren bei allen diesen Störungen eine Eigenschaft behalten, die gleichsam der Typus der Gattung ist, so müssen wir das Dasein eines unveränderlichen Radicals annehmen, das überall seinen wesentlichen Charakter beibehält.“

Es ist also einleuchtend, dass ich damals, den Ansichten jenes Zeitpunctes entgegen, die Präexistenz einer Art von Radical in den Meconsäuren annahm, das nicht fähig ist, mit den Alkalien in Verbindung zu treten, und ich muss noch hinzufügen, dass, da ich dies nicht mit der geringen sauren Beschaffenheit des Brenzproductes vereinigen konnte, ich völlig geneigt war, dieselbe einer fremden Säure beizumessen, z. B. der Essigsäure, die, wie ich wusste, sich zu der nämlichen Zeit bildet. Ich kündigte daher an, dass es mein Vorsatz wäre, die Brenzmeconsäure in dieser Beziehung von Neuem zu untersuchen, und blos die Unmöglichkeit, mir dieses Product zu verschaffen, konnte diese Untersuchung verzögern. Was die aus dem brenzmeconsauren Bleioxyde abgeleitete Sättigungseapacität betrifft, so ist die ganze Schwierigkeit bekannt, diese Art von Verbindungen in einem völlig reinen Zustande zu erhalten, und wie leicht man sich hierbei irren kann.

Was ich von der Indifferenz der Brenzmeconsäure gesagt

habe, ist, meiner Meinung nach, noch leichter für die Brenzgallussäure anzunehmen, denn diese, seitdem sie zuerst erhalten wurde, afficirt das Lackmus nicht merklich, und Berzelius erkannte diess schon vor langer Zeit.

Ich suchte vergleichungsweise die Menge Kali zu bestimmen, welche nöthig ist, um gleiche Gewichte von Gallussäure und Brenzgallussäure zu sättigen. Letztere war durch eine zweimalige Sublimation gereinigt worden. Ich nahm 1 Grm. von jeder derselben, die ich in gleichen Volumen reinen Wassers auflöste. Die Gallussäure erforderte 4,51 alkalische Auflösung zu ihrer völligen Sättigung; die andere machte gleich bei dem ersten Tropfen Kali das Lackmus wieder blau. Es schien mir daher ziemlich einleuchtend, dass die Folgerung, zu der Dumas gelangt, bei der Hypothese, nach welcher die Kohlensäure als zum Voraus vorhanden betrachtet werden könne, weit entfernt durch die Thatsachen widerlegt zu werden, im Gegentheil durch dieselben sehr gestützt werde, und weil man meint, dass viele Producte, die wir aus gutem Grunde für wasserfrei halten, wegen ihrer grossen Stabilität bei hohen Temperaturen, weil man meint, sage ich, dass diese Körper dessenungeachtet fertig gebildetes Wasser enthalten, von dem sie sich nicht trennen durch Verbindung mit gewissen Körpern, so dürfte man es nicht mehr schwierig finden, anzunehmen, dass die Kohlensäure oder ihre Elemente die Ursache ihrer sauren Beschaffenheit werden, weil ihre Sättigungscapacität abnimmt, je nachdem man dieselbe entfernt. Diess ist eine Thatsache, welche ich bereits bei einigen andern organischen Säuren bestätigt gefunden habe, besonders bei der Weinsteinsäure. Erhitzt man diese Säure blos hinreichend, um das zu erhalten, was Braconnot modificirte Weinsteinsäure nannte, so ergiebt sich, dass letztere, mit der ursprünglichen Säure verglichen, schon ein Drittel ungefähr von ihrer Sättigungscapacität verloren habe.

Man könnte also bis auf einen gewissen Punct diese Säuren als Arten kohlenaurer Salze betrachten, bei denen die angeblichen Brenzsäuren die Basen wären, und wenn man von demselben Gesichtspuncte ausgieng, so würden das Oleon, Margaron, Stearon, Aceton, Succinon u. a. w. die Basen ihrer respectiven Säuren bilden, deren saure Beschaffenheit gleich-

falls von der Kohlensäure herkommen würde, und ich zweifle nicht, dass sich viele organische Säuren in dem nämlichen Falle befinden.

Es würden neue Untersuchungen nöthig sein, um uns hierüber Aufklärung zu verschaffen, und uns darüber in Gewissheit zu setzen, ob nicht Kohlensäure dabei sei in Beziehung auf die organischen Säuren, wie Ammoniak in Beziehung auf die organischen Basen, deren Sättigungscapacität, wo nicht vom Ammoniak selbst, wie ich Anfangs angenommen hatte, zum wenigsten von dessen Elementen herkommt, wie diess Liebig kürzlich angenommen hat.

Uebrigens zeigen uns diese Betrachtungen deutlich, dass bei gewissen Zusammensetzungen eine Art des Seins ihrer Elemente bestehe, die uns gänzlich unbekannt ist. Man könnte daher gewissermaassen sagen, dass dieses Wasser, diese Kohlensäure, dieses Ammoniak da sei und nicht sei. Ihre Elemente sind anwesend und gewissermaassen disponibel, ich betrachte sie als ganz bereit, sich in der oder jener Ordnung, in dem oder jenem Verhältnisse, nach dem Einflusse des Augenblicks, zu vereinigen, und das ist es, was es eben so schwierig macht, für mich wenigstens, an diese binären Verbindungen zu glauben, deren Präexistenz in den meisten organischen Zusammensetzungen mit solcher Bestimmtheit behauptet wird. Ihre Elemente befinden sich ohne Zweifel darin; aber diese nämlichen Elemente können auch andere Verbindungen ausmachen, welche dann als wirklich zum Voraus vorhanden betrachtet werden müssten. Ich glaube nicht, dass diese Frage so bald mit Bestimmtheit entschieden werden wird.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) *Zuckerbereitung aus Kürbis.*

Herr F. Marquardt giebt in den „Mittheilungen des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover 12. und 13. Lieferung, 1837.“ eine Notiz über diesen Gegenstand, aus welcher das Folgende entnommen ist.

Seit einiger Zeit hat ein Fabrikant in Ungarn Kürbisse zur Zuckerfabrication mit vielem Vortheile benutzt. Diese wachsen dort, wie überall, in grosser Menge. Alle dürrer und sonst unbenutzbaren Flecke in Gärten, Feldern, Waldecken u. s. w. sind zum Fortkommen des Kürbisses tauglich. Der Saamen braucht nicht auf besondern Grundstücken und mit vieler Aufmerksamkeit erzeugt zu werden, sondern die Frucht enthält ihn selbst in bedeutender Quantität; sein Anbau erfordert fast gar keine Arbeit und Sorgfalt, sein Fortkommen nur wenig Düngkraft. Der Erfinder und seine Theilnehmer an dem Geschäfte haben bereits seit 3 Jahren ihre Fabrication betrieben, ein Privilegium darauf erhalten und stehen jetzt in Begriff, eine grossartige Zuckerfabrik in Ungarn zu errichten. Proben des Kürbiszuckers wurden der Direction des Gewerbevereins vorgelegt. Nach dem Urtheile der Redaction der Mittheilungen dieses Vereins sprechen diese sehr zu Gunsten der Fabrication. Der Rohzucker ist nicht sehr stark gefärbt und sein Beigeschmack ist weniger unangenehm als gewöhnlich der des Runkelrüben-Rohzuckers. Der raffinirte Zucker ist von ausgezeichnete Weisse, von ganz reinem Geschmack, dicht und fein-

körnig, kurz in jeder Beziehung den feinen Raffinaden aus indischen Rohzuckern gleich.

Der Kürbis scheint mehr Zucker zu liefern als die Runkelrübe. Bei Anwendung hölzerner Spindelpressen erhält man daraus durchschnittlich 6 Procent, so dass man beim Gebrauch hydraulischer Pressen auf bedeutend grössere Ausbeute rechnen darf. Der Kürbis aus den nördlichsten Provinzen Ungarns enthielt ebenfalls so viel Zucker, die Wassermelone des Südens aber mehr. Nach den Versicherungen der Herren Erfinder enthält der Kürbis, sei er gewachsen wo immer, und gedüngt womit immer, stets eine bedeutende Menge Zucker. Mindestens wachsen auf einem Joche von 1600 Wiener Quadratklaftern 900 Centner Kürbisse, während auf der gleichen Bodenfläche in Böhmen etwa 400 Centner Runkelrüben erzeugt werden; dazu kommt noch der sehr wichtige Umstand, dass es zur Saamenerzeugung keines besondern Bodens und keiner besondern Mühe bedarf.

Zwanzig Kürbisse geben hinreichend Samen, um ein Joch Landes damit bepflanzen zu können, und wenn man den Ueberschuss zur Oelerzeugung benutzt, so erhält man von 25 Pfund etwa 4 Pfund des schmackhaftesten Tafelöls, und dadurch fast die Hälfte der ganzen Kulturkosten ersetzt. Ferner soll die ganze Manipulation bei der Kürbiszucker-Fabrication bedeutend einfacher sein, als jene bei der Darstellung des Zuckers aus Runkelrüben; sie erfordert bei Weitem nicht die Aufmerksamkeit, wie diese, da der geriebene Brei sechs Tage und der Saft drei Wochen ohne Gefahr von Säuerung und Zuckerverlust stehen bleiben kann. Auch steigt der Saft beim Verkochen nicht in die Höhe, sondern giebt vielmehr einen sogenannten trocknen Sud, und ist dem Anbrennen nicht so sehr unterworfen.

Dass der Rückstand ein sehr nahrhaftes und gesundes Viehfutter giebt, ist wohl kaum zu bemerken nöthig. Der Syrup ist von schwärzlich grüner Farbe und der Rohzucker besteht aus grobkörnigen, zerstoßenem Kandis an Gestalt und Farbe ähnlichen, Krystallen. Syrup und Rohzucker haben einen feinen melonenartigen, doch nicht unangenehmen Beigeschmack, so dass der Syrup ebenfalls geniessbar ist, was bekanntlich

bei Runkelrübensyrup wegen des scharfen widerlichen und rübenartigen Geschmacks desselben nicht der Fall ist.

Weitere Erläuterungen wird der Hr. Verf. zu erhalten bestrebt sein, wenn man sich deshalb an ihn wenden will.

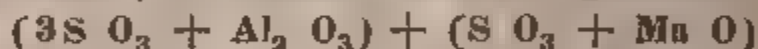
2) *Milchsäure, die Säure des Sauerkrauts.*

J. Liebig hat gefunden, dass die Säure im Sauerkraute Milchsäure ist. Das Sauerkraut enthält dieselbe in so grosser Menge, dass er das Sauerkraut zur Darstellung der Milchsäure empfiehlt. Er erhitze einige Pfunde Sauerkraut mit Wasser zum Kochen und setze so lange kohlensaures Zinkoxyd zu, als noch ein Aufbrausen und saure Reaction bemerklich war. Die abfiltrirte Flüssigkeit setzte beim Abdampfen zur Syrupconsistenz eine reichliche Menge Krystalle ab, welche durch Kohle entfärbt, blendend weiss wurden und alle Eigenschaften des milchsauren Zinkoxyds besaßen. Durch Fällung der Mutterlauge mit Alkohol wurde noch mehr davon erhalten, und ausser Milchsäure wurde hierbei keine andere organische Säure, namentlich keine Essigsäure, gefunden.

(Ann. d. Pharm. August 1837.)

3) *Manganoxydul-Alaun.*

Apjohn hat ein neues Mineral aus Afrika untersucht, welches in sechs Zoll langen, schneeweissen, seidenglänzenden Fasern vorkommt, und dasselbe bestehend gefunden aus



wonach dieser Körper ein neuer Alaun ist, in welchem das Kali durch Manganoxydul vertreten ist.

(Ann. d. Pharm. Juni 1837.)

713
30



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

[illegible]



